Nord und Süd

Paul Lindau, Ludwig Stein

Digitized by Google

~~LK 1029 A. 3~~
B. Per.

Dubl. f
751

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Dritter Band.

Mit den Porträts von Paul Heyse, Wilhelm Lübke und Moriz Carriere.

Berlin, 1877.
Verlag von Georg Stilke.
NW. 32. Louisenstraße.

Digitized by Google

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
-3 DEC 1962
OF OXFORD
LIBRARY

Digitized by Google

Inhalt des 3. Bandes.

October — November — December.

1877.

J. Baron in Berlin. Seite

Gemeinwirthschaft und Privatwirthschaft 251

Bauernfeld in Wien.

Moriz Schwind zum Gedächtniß 353

Karl Biedermann in Leipzig.

Zur Entwicklungsgeschichte der Goethe'schen Faustdichtung . . . 228

H. Breitinger in Zürich.

Die Entwicklung des Realismus in der französischen Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts 328

Moriz Carriere in München.

Der Unterschied des plastischen und malerischen Stils. 312

Mit dem Porträt von Moriz Carriere. Radirung von J. L. Raab in München.

Rudolph Genée in Dresden.

Der hundertjährige Hamlet. Eine dramaturgische Studie . . . 398

Karl Goedeke in Göttingen.

Paul Heyse 113

Mit dem Porträt von Paul Heyse. Radirung von J. L. Raab in München.

H. Haeser in Breslau.

Salerno 133

Paul Heyse in München.

Beppe der Sternseher. Novelle 281

Ippolito Nievo 83

Richard Liebreich in London.

Realismus und Idealismus im Porträt 184

Digitized by Google

Rudolph Lindau in Paris. Seite
Das rothe Tuch. Novelle 149

Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Rembrandt van Rhn 196

Ludwig Pietsch in Berlin.
Wilhelm Lübke 268
Mit dem Porträt von Wilhelm Lübke. Radirung von J. L. Raab in München.

Wilhelm Roscher in Leipzig.
Zur Erinnerung an Friedrich List. Ungedruckte Briefe desselben. Mit einer Einleitung 44

W. Rüstow in Zürich.
Das schweizerische Heerwesen. Ein Beitrag zur Beantwortung der Frage nach der allgemeinen Anwendbarkeit des Milizsystems, auch für die Heere der Großmächte. 371

H. W. Vogel in Berlin.
Das Spectrum und die chemischen Wirkungen des Lichts . . . 97

Adolf Wilbrandt in Wien.
Der Lootsencommandeur. Novelle 1

Digitized by Google

Paul Heyse.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

III. Band. — October 1877. — 7. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Paul Heyse.)

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
NW. 52. Louisenstraße.

Digitized by Google

Der Lootſencommandeur.

Novelle

von

Adolf Wilbrandt.

Erſchrick nicht, lieber Lootſencommandeur, ſollte Dir eines Tages dieſe Ueberſchrift vor die Augen kommen; fürchte nicht, daß ich Dich verrathe. Ich werde Deine Geſchichte erzählen, denn ich glaube faſt, es ſei meine Pflicht; aber ich werde keinen Ort, keine Zeit, keinen Namen nennen, und Du magſt Dich ruhig in Deinen amerikaniſchen Schaukelſtuhl zurücklegen, Deinen Tſchibuk unter Feuer ſetzen und dieſe denkwürdige Geſchichte leſen, als ginge ſie Dich nichts an. Ich werde Dich dem Leſer ſo ſchildern, daß er Dich nicht erkennt: als einen hübſchen, lang aufgeſchoſſenen, kraushaarigen, nachläſſig und maleriſch gekleideten Mann, der in ſtolzer und gebieteriſcher Haltung durch die Straßen ſchreitet; und erſt wenn ich Dich in dieſer Weiſe hinlänglich entſtellt habe („alle Dichter lügen," ſagſt Du ja mit dem alten Plato), werde ich ein aufrichtiges Wort von Deinen menſchenfreundlichen, waſſerblauen Augen und von Deinem grenzenlos gutmüthigen Herzen ſprechen. Ich werde dann offen geſtehen, daß ich Dich, den heiteren Oſtſeeländer mit dem ſtillen Humor und dem dröhnenden Lachen, auch als jähzornigen Teufelskerl geſehen, der ſich zuweilen mit eiſerner Willenskraft bezwingt, zuweilen furchtbar wie ein unaufhaltſames Sturmwetter ſich entladet; der dann über ſich weinen könnte wie ein Kind, wenn er ſich nicht bezwänge wie ein Mann; der ein wahrer, ſchlichter, edler Held iſt, einer von Denen, die nicht leicht begreifen, daß nicht Alle ebenſo ſelbſtverſtändlich thun, was ſie thun ... Doch mir iſt, als ſäh' ich Dich die ſcharfen Brauen und die glattraſirten Mundwinkel unwillig herunterziehen, und ich ſage nichts mehr, Dich zu

Digitized by Google

rühmen; ich „schweige rein still". Rauche Deinen Tschibuk. Lege Deinen breiten Rücken in den alten Lehnstuhl zurück; sieh durch's Fenster auf's Meer hinaus, oder auf das Bild an der Wand, das wohlbekannte mit dem grünen Vorhang; und mich laß erzählen, als ginge es Dich nichts an.

Das Haus des Lootsencommandeurs, von dem ich rede, liegt hart am Ausgang des Stroms in die offene See; eine Viertelstunde Wegs ist der von Bollwerken eingefaßte, von Böten und Schiffen belastete, träge, schmutzig-graue Strom an den kleinen Häusern der kleinen Hafenstadt entlang geschleudert, bis er das letzte Haus erreicht, das ihm gleichsam den Reisesegen in's Meer hinaus gibt: dieses Haus hat der Lootsencommandeur für sich und seine Kinder gebaut; denn seine Frau ist todt. Aus der offenen Veranda und von dem Balcon, der darüber aufsteigt, blickt man auf den Ufersand, die kurzen, schmalen Hafendämme mit den Feuerthürmen und auf die weite See; aus dem Arbeitszimmer des Lootsencommandeurs blickt man auch rechts auf den hinausziehenden Strom und das Rettungsboot, das, zehn Schritte entfernt, am Bollwerk schaukelt. Was wäre mein Lootsencommandeur ohne das Rettungsboot; und was wäre das Rettungsboot ohne meinen Lootsencommandeur. Manches Dutzend von Gescheiterten, Gestrandeten, Ertrinkenden hat es schon gerettet; keinen aus diesen Dutzenden ohne den Mann, der es bauen, der es verbessern ließ (vor zehn Jahren vielleicht), der auf der ersten Probefahrt umschlug und ertrank, doch nach zwei Stunden — ein schon Aufgegebener — wieder zum Leben gebracht ward; den die ganze „Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger" kennt (aber ich werde diesen hübschen, lang aufgeschossenen, kraushaarigen Mann nicht beim Namen nennen), und der von allen „Rettungsstationen" dieser Gesellschaft an Nord- und Ostsee vielleicht die thatenreichste und prämienreichste commandirt: denn wo kein Anderer mehr wagt, fängt für ihn das Wagen erst an. Seine Freunde haben ihn im Scherz den „Menschenfischer" getauft; übrigens macht er ein ziemlich grimmiges Gesicht, wenn man ihn so nennt, zieht die Brauen unsinnig hoch hinauf und lächelt geringschätzig: denn so lang' er es nicht auf hundert Gerettete gebracht hat, muß man nicht davon reden! — Du aber, der du dein Leben noch nie für einen Andern gewagt hast, glaube nicht, daß der Lootsencommandeur, von dem ich rede, den Werth seines Lebens nicht zu schätzen wüßte, da er es für jeden Unbekannten in die Wellen wirft; er hat es sehr lieb; ich weiß es. Er genießt es, wie du und ich; er genießt es aus seinem Tschibuk, den die beiden Töchter ihm stopfen, aus seinen Büchern, die er mit Andacht studirt, aus seinem Fernrohr, mit dem er das große Buch des offenen Meeres durchblättert, aus dem Anblick seiner aufgeblühten, wohlgerathenen Töchter, die er ganz heimlich vergöttert. Er liebt seinen Becher (doch mit Maß; ich weiß es), seine Instrumente (denn er ist ein gebildeter Mann), seine meerbefahrende Vergangenheit, seine nordische, sturmumsauste Heimat, sein

Digitized by Google

schützendes, urbehaglich eingerichtetes Haus, seine wenigen, doch erprobten Freunde, die Zukunft, die ihn aus den Augen seines Jungen anlacht, und seine in's Ewige tastenden, grübelnden Gedanken. Doch wenn in kalter, sternloser, schwarzer Winternacht, bei heulendem, markdurchschneidendem Nordost, der mauerhohe Wellen wie Schneebälle an das Ufer schleudert, wenn bei heiserem Donner der empörten Brandung eines Menschen Hülferuf über den Wogenschaum heranfliegt: da vergißt er seines Lebens Werth. Er hat zu thun; — was hat er zu thun? Noch weiß er es nicht; doch er weiß, etwas hat er zu thun. Sein Haar fliegt im Wind, seine Augen kämpfen mit der Schwärze der Nacht. Ist es ein Schiff, das im Sturm dahertreibt, ein Wrack, das auf der Sandbank knirscht und kracht, ein Boot, über dessen Heck die See hereinschlägt, ein einzelner schwimmender Mann, der zum Himmel gehoben und in die Tiefe gesenkt wird: jedenfalls muß man helfen; das ist keine Frage. Die Lootsen schweigen, murren; Niemand will hinaus; die See ist zu stark. Die See ist zu stark? Der Lootsencommandeur springt voran in's Boot; sie müssen ihm nach, das ist Lootsenpflicht. Wagt der Commandeur sein Leben, muß der Mann es auch! — Sie haben einen Haß auf ihn, weil er so tollkühn ist; er weiß es; doch um keine Welt bliebe er zu Haus. Was treibt ihn denn? Danach fragt er nicht; irgendwas wohnt irgendwo in ihm, das seine Arme, seine Füße, sein Herz in die Brandung jagt. Es wird ihm so sonderbar zu Muth; der Athem wird ihm so knapp, die Finger bewegen sich, das Herz schwillt. Also muß er hinaus. Helfen! retten! oder die See und seine Kinder werden ihn begraben! —

Doch nicht in so einer Nacht begann die Geschichte, die ich hier erzähle; es war ein Sommertag, zwar stürmisch, doch warm und schwül; in der Zeit, da der kleine Ort sich mit Badegästen füllt, die Flußdampfer vom Morgen bis zum Abend aus der Hauptstadt kommen und gehen, die Hosen und Jacken der Lootsen von den Querleinen ihrer Hinterhöfe verschwinden, und der eintönige Gesang des Meeres zuweilen durch städtische Musik lustig übertönt wird. Eine angenehme und oft wiederkehrende Unterhaltung war es dann für den Lootsencommandeur, von seinem Zimmer aus die Geigen und Trompeten zu hören, deren Harmonien sich mit dem Brummbaß der Uferbrandung mischten; — indessen an diesem Nachmittag hörte er nichts von den Harmonien: die Kapelle war vom „Leuchtthurmplatz" vor dem Sturm geflohen, und auch wenn sie gespielt hätte, die laute Stimme der See hätte sie überschrieen. Der Lootsencommandeur stand an seinem Fenster und beobachtete durch sein Fernrohr ein sonderbares Schiff fern am Horizont. Nur dann und wann tauchte es zwischen den schäumigen Wellenhügeln auf, mit offenbar verstümmeltem Maste und zerfetzten Segeln; es schien wehrlos und aufgegeben vor dem Wind zu treiben. War noch Mannschaft an Bord? Man konnte es nicht sehen. Keine Flagge, kein Wimpel, nichts war zu

Digitized by Google

erkennen; auch zeigte sich nirgends ein Segel am Firmament, das diesem verlornen Ding hätte begegnen oder helfen können; höchst unwirthlich schüttelte sich die graue Wasserwüste, wie um nichts Lebendiges auf sich zu dulden, und die wilde Jagd der schwarzen Wolken fuhr darüber hin. Gute Nacht! sagte der Lootsencommandeur unwillkürlich, mitleidig, und setzte das Fernrohr ab. Dann wandte er sich, da die Thür hinter ihm sich öffnete, und sah in ein schweigsam grüßendes, nickendes, wohlbekanntes Gesicht. Der „Doctor" war eingetreten; ein junger, hochgewachsener, breitschultriger Mann, vor Jahren Arzt in der Hafenstadt, jetzt in der Hauptstadt flußaufwärts; doch zu jeder Jahreszeit kam er dann und wann, sich einmal wieder in den Schaukelstuhl seines alten Freundes zu werfen und mit ihm die „Friedenspfeife" zu rauchen. Der Lootsencommandeur lächelte ihm zu. Guten Tag, Lootsencommandeur! sagte der Doctor, als er im Schaukelstuhl saß. Guten Tag, Doctor! gab ihm dieser ebenso sachlich und bedächtig zurück.

Ich hätte mich in einer besonderen Sache mit Ihnen auszusprechen, fing der Doctor nach einer Weile wieder an; putzte seine Brille, die der feuchte Wind ihm beschlagen hatte, und blickte langsam, von der Seite, an dem Hauswirth hinauf. Wäre der Doctor ein Schiff gewesen, so hätte der Lootsencommandeur ohne Zweifel bemerkt, daß einige Unruhe „an Bord" war; doch da er kein Schiff war, fiel dem Lootsencommandeur nichts dergleichen in's Auge. Nehmen Sie sich eine Pfeife, kam als Antwort vom Fenster; meine Tochter Sophie hat sie gestopft; und dann sprechen Sie sich aus!

Der Doctor nickte und nahm die Pfeife; und in Folge des Wortes „Sophie" verbreitete sich eine angenehme Röthe über sein Gesicht. Doch auch dieses zweite Symptom ließ in den Augen des Lootsencommandeurs keinen Eindruck zurück. Es war am Doctor, sich nun auszusprechen. Der Lootsencommandeur setzte sich auf einen runden Drehstuhl ihm gegenüber, lavirte ein paar Mal um sich selbst herum, stützte dann ruhig die Ellbogen auf die Kniee, seine Backenbärte in die Hände, und erwartete, was da kommen werde.

Sie kennen mich nun schon eine gute Zeit, Lootsencommandeur, hub der Doctor an. Zuerst die anderthalb Jahre, in denen ich es hier aushielt in diesem verwünschten Nest; bis die verrückten alten Lootsenweiber mit ihrem Aberglauben und Mißtrauen, und die noch älteren Weiber, ihre Männer, mich veranlaßten, landeinwärts zu den Landratten zu gehen —

Ja, Sie gingen uns durch, setzte der Lootsencommandeur hinzu.

Ich wäre hier gestorben, Lootsencommandeur.

Sie werden auch anderswo nicht um dies Schicksal herumkommen, Doctor, antwortete der Lootsencommandeur in großer Ruhe. Ich weiß, Sie hatten Mutter Peters, die Vögtin, von einer besondern Krankheit

Digitized by Google

durch ein neu entdecktes Medicament wunderbar kurirt; nun wollten sie alle davon haben, für Kopfweh, Zahnweh, Hühneraugen, für Alles —

Und als ich es ihnen abschlug, weil es nicht für sie taugte, liefen sie zusammen und verwünschten mich: seine beste Medicin gibt er für uns nicht her, uns gemeines Volk; die gönnt er nur sich allein! — Da wurde mir endlich zu tollhäuslerisch zu Muth —

Und Sie nahmen einen andern Kurs! — — Nun, Jeder auf seine Art. Mich möchte so was nicht an. Rechnen Sie fünf oder sechs von den jungen Lootsen ab, die die sogenannten neuen Ideen von mir angenommen haben, die mich für was Besonderes halten (er lächelte): all die Andern sähen mich gern einmal den Strom hinunterschwimmen, steif und kalt wie ein todter Hund; denn ich treib's ihnen zu scharf. Doctor, das macht mir nichts! Gegen ihren Unverstand und ihre Abgunst wehr' ich mich ebenso, wie ich mich damals gegen die tolle See wehrte, als sie mich ganz allein zu fassen kriegte, in einer Nußschaale von Boot, zwei, drei Meilen vom Land. Ich nahm den Mast, die Remen, die Ruderbänke, Alles, was loses Holz war, band's mit Stricken zusammen, wie 'ne Art von Floß, und hängte meine Nußschaale durch ein tüchtiges Tau daran, und ließ mich nun treiben, leewärts von dem Floß; verstehen Sie! Die See ging verteufelt hoch, aber an diesem gemüthlichen kleinen Floß brach sie sich; gerade genug, daß mein Boot es aushielt; und als der steife Westnordwest sich beruhigt hatte, kam ich bei Fischland an's Ufer. So ein gemüthliches kleines Floß ist mein Phlegma, Doctor: daran bricht sich all das Geschrei und die Abgunst, Doctor; ich thu' meine Schuldigkeit und komm' immer an's Land!

Ein gesundes Phlegma ist gewiß eine gute Sache, antwortete der Doctor; so viel ich davon haben konnte, hab' ich mir auch als Nothpanzer um die Rippen geschuallt (der Lootsencommandeur nickte zustimmend); aber ich hab's mehr außen, als innen. Mein Blut ist zu ungestüm; Sie wissen, sein Blut kann der Mensch nicht ändern! — — Der Lootsencommandeur nickte wieder, bedächtig. — — Sie sind glücklicher als ich, Lootsencommandeur, haben kälteres Blut. Und Ihr weites Herz, Ihre Menschenliebe! — Ich denke mir, Sie haben nie gehaßt, können Niemand hassen.

Der Lootsencommandeur lächelte ein wenig, auf dieses Lob oder diese Beschuldigung; stand dann auf, ohne etwas zu sagen, und noch immer lächelnd, doch mit einem sonderbaren, beinahe unheimlichen Spiel der Backenmuskeln und der Augenlider, ging er durch das Zimmer. Vor einem Bild an der Wand, das ein grüner Vorhang bedeckte, blieb er stehen; sah übrigens nur flüchtig hinauf. Sie sind zu jung, Doctor; sind noch viel zu jung! sagte er dann, durch das Eckfenster hinausblickend. Diesen alten Seebären kennen Sie doch nicht ganz. Kaltes Blut — — o ja. Bin ja auch schon achtundvierzig; also ein hübsches

Digitized by Google

Quantum Jahre älter und abgekühlter als Sie. Aber nie gehaßt? — Ich hasse ja noch, bis auf diesen Tag; und von ganzem Herzen. Bringen Sie ihn mir her, den Betreffenden, über diese Schwelle, und Sie sollen sehen — —

Doch er brach ab. Er strich sich von der Seite her über das Gesicht, und suchte wieder zu lächeln; in seinen Augen war jedoch ein fremdartiger Glanz zurückgeblieben, der sie größer machte, der diesem gezwungenen Lächeln etwas Schreckhaftes gab. Wovon sprachen wir denn? setzte er halblaut murmelnd hinzu. Richtig, Sie wollten sich aussprechen, in einer besonderen Sache.

Das wird geschehen, erwiderte der Doctor, nicht ohne Verlegenheit. Machen Sie mir nur Muth: seien Sie zuerst ein wenig offenherzig, Sie mit mir. Wenn ich Ihnen den Betreffenden über die Schwelle brächte — — Was für ein Betreffender? — Wollen Sie nicht davon reden, nun so lassen Sie's. Doch Sie wissen — er lächelte — dem Doctor, dem Arzt kann man Alles sagen. Sie finden mich zwar zu jung —

Der Lootsencommandeur unterbrach ihn, indem er ihm eine seiner braunen Hände auf den Mund legte; schüttelte mit liebenswürdigem Lächeln den Kopf, und seufzte dann plötzlich tief aus der breiten Brust. Kommen Sie einmal her! sagte er darauf mit gedämpfter Stimme. Der Doctor stand auf und folgte ihm, bis vor das grün verhängte Bild an der Wand. Kommen Sie einmal her! wiederholte der Lootsencommandeur. Ich hab' Sie ja lieb, Doctor. Ich weiß ja, Doctor, daß Sie reif sind über Ihre Jahre; daß Sie unter der Brille da und unter diesem hochgewölbten Brustkasten — was für einen Brustkasten der Mann hat! — daß Sie da mehr Untergrund und Herz beisammen haben, als man Ihrer stillen Art anmerkt. Sie haben feine Gefühle, Doctor; auch den richtigen Respekt vor den Frauenzimmern; — das hat mir immer gefallen . . . Ich will Ihnen einmal etwas zeigen; sehen Sie her!

Er zog an einer Schnur, die hinter dem Rahmen hing, und der Vorhang des Bildes ging nach rechts zurück, so daß ein mit geringer Kunst gemalter, und doch auffallend lieblich wirkender Mädchenkopf erschien, an dessen Wangen ein spanischer Schleier herunterfiel, der den Busen verhüllte. — Das war meine Schwester Marie; — vor drei Jahren, Sylvesterabend, hab' ich's Ihnen ja wol schon einmal gezeigt.

Der Doctor nickte.

Doch weiter wissen Sie nichts.

Der Doctor schüttelte den Kopf.

Ich will's Ihnen sagen, Doctor. So hat er sie malen lassen, — der Betreffende. Das war meine einzige Schwester; Brüder hatt' ich nie. Jetzt bin ich achtundvierzig; — damals hatt' ich eine unsinnige Liebe für das junge Ding; ganz romantisch, abgötterisch hab' ich es getrieben; —

Digitized by Google

's war unsre Einzige! — Und sie war ein feines Ding; Doctor, ein feines Ding! — — Die Stimme des Lootsencommandeurs zitterte ein wenig. — — Dann kam der Betreffende; dem gefiel sie auch. Und er war hübsch wie der Teufel . . . Sie sind ja Doctor, Sie merken schon, wie es ausging! Er versprach ihr mehr, dieser Höllenschnft, als er halten wollte; und sie glaubte ihm; unschuldig und gut war sie wie ein Kind . . . Dann hat er sie verlassen; und dann hat sie sich umgebracht, sich und ihre Kleine; — das ist die Geschichte. — Doctor, und wenn ich dem Mann, der ihr das gethan (er zog mit einem plötzlichen Zucken an der Schnur, daß der Vorhang wie ein aufgestraffites Segel wieder über das Bild flog) — wenn ich dem Mann noch einmal begegne, ich erwürg' ihn, Doctor!

Nachdem er dies gesagt, senkte er den Kopf; als schäme er sich, so nachdrücklich ausgesprochen zu haben, was sich von selbst verstehe; ging langsam an seinen Stuhl zurück und setzte sich wieder hin. Auch der Doctor — nachdem er eine Weile schweigend auf die Wand gestarrt — versenkte sich wieder in seinen Schaukelstuhl. Es that ihm leid, daß der Sitz unter ihm knarrte. Auch die Brandung, der wachsende Sturm heulte so unehrerbietig laut. Endlich fragte er, ganz zurückgelehnt und die Augen in die Decke bohrend: Und er lebt also noch, — der Betreffende?

Sie müssen nicht so in den Bart reden, lieber Doctor, und ein wenig lauter, sagte der Lootsencommandeur mit der alten Ruhe; bei diesem Spektakel da draußen höre ich kein Wort.

Der Doctor beugte sich vor und fragte laut: Ob er — — Ob er noch lebt?

Ich glaube wol, antwortete der Lootsencommandeur, so gelassen, als ginge es ihn nichts an, und seinen Tschibuk stopfend. Er war fort, — zog nach Mexico, wo er schon vordem Geschäfte gemacht hatte; war ein Kaufmann, Doctor; ein unternehmender Bursche. Da hat er dann so eine Spanische zur Frau genommen; hat auch ein Kind, oder zwei; weiter weiß ich nichts. Uebrigens weiß ich auch dies erst seit einem Jahr; und welche von den Städten Mexicos die Ehre hat, ihn in ihren Mauern zu beherbergen, ist mir nicht bekannt. Soll ich hinüberfahren, Doctor, um ihn aufzusuchen? Manchmal hab' ich's gedacht . . . Doch er stand auf, klopfte mit einer verächtlichen Geberde den verstreuten Tabak von seinem blauen Rock, und schüttelte den Kopf. Die Sache ist alt, Doctor; viele Jahre alt. Sonst wär's ja auch keine Möglichkeit, daß Sie nichts davon wüßten; denn zu seiner Zeit sprachen nicht blos die alten Weiber davon, auch die Spatzen auf dem Dach. Die Sache ist alt; — lassen wir sie ruhen! (Doch das Wort „ruhen" sprach er nicht mit Ruhe.) Dem da saß es im Blut; dessen Vater war auch so: auch so stattlich und so — unternehmend! Alles vererbt sich ja, Doctor. Alles ist Vererbung. Gutes, Böses, Alles! — Kommen Sie in's Wohnzimmer, daß Sie was

Digitized by Google

genießen; ich hör' meine Korallina, sie singt sich die Treppe herunter. Kommen Sie!

Der Doctor stand auf, doch er blieb zögernd stehen. Er hatte sich noch nicht ausgesprochen, in der besonderen Sache. Sollte er jetzt, oder nicht —? — — Der Lootsencommandeur horchte an der Thür: Wie hell sie singt, durch den Sturm! sagte er mit halbverstohlener Bewunderung und Freude, alles Andere vergessend. Das ist auch Vererbung. Die hat viel von der Tante; — hoffentlich nicht zu viel! setzte er murmelnd hinzu. Ich kann mir nicht helfen, Doctor: die Korallina, die war immer mein Liebling! Als ich als junger Capitän meine erste Fahrt durch die Südsee machte, kam das Ding zur Welt. Nicht an Bord, sondern auf so 'ner Koralleninsel, die noch auf keiner Karte stand, keinen Namen hatte. Da lag das kleine Ding auf meinem Arm, sagte nichts und sah seinen Vater an. Da hab ich 'ne Schale mit frischem Wasser genommen und sie vorläufig selber getauft; und davon heißt sie Korallina, Doctor. Der Pastor sagt Karoline; doch das geht mich nichts an. Korallina heißt sie! — Meine gute Frau sagte immer nur „Cora"; die Leute hier sagen „Lina"; ich (er lächelte) — ich hab' mir immer die Zeit genommen, sie Korallina zu nennen. — Und sie hört es gern! fuhr er mit strahlenden Augen fort. 's war meine Erste, Doctor! Nach einem Jahr kam die Andere; nun (sagte er fast geringschätzig), die kam einfach in Hamburg auf die Welt; heißt auch nur „Sophie".

Und doch wollt' ich wegen dieser Sophie — — fing der Doctor an, mit einem herzhaften Lächeln; doch seine etwas schwere Zunge gerieth wieder in Stocken.

Was wollten Sie wegen dieser Sophie?

Sie werden hoffentlich nicht erschrecken, Lootsencommandeur. Heirathen möcht' ich sie. Ihre Tochter, Fräulein Sophie. Die, die in Hamburg zur Welt kam.

Der Lootsencommandeur erwiderte kein Wort, stemmte den rechten Arm in die Seite und sah den Doctor aus seinen weit offenen hellen Augen äußerst verwundert an.

Gegenseitige — — Gegenseitige Zuneigung, Lootsencommandeur; — so viel ist gewiß. Sie kennen mich; bis ich das heraus hatte, daß Fräulein Sophie mich gern hat, das hat lange gedauert! — Doch nun hab' ich's heraus. Viele Worte, Lootsencommandeur, kann ich heut nicht machen. Ich hab' Ihre Tochter unbändig lieb. Sie hat so viel gelernt, wie mir recht ist. Ernähren kann ich sie. Auch ohne besondere Epidemien (er suchte einen Scherz zu machen; doch es bekam ihm schlecht, denn plötzlich übermannte ihn die Rührung, der er entgehen wollte). Kurz — — Sagen Sie doch etwas. Ich bin sehr verliebt. Merkten Sie das denn nie?

Sie sind ein merkwürdiger Mensch, erwiderte der Lootsencomman-

Digitized by Google

deur nach einer Weile. Wenn's noch die Andere, die „Romantische", die Korallina wäre; aber die Sophie! — — Nu, mir ist's recht. Sie sind ganz der Rechte. Ihnen trau' ich, Doctor! — Er hob seine schwere Hand, ging so auf den Doctor zu und hielt sie ihm hin. Viele Worte mach' ich auch nicht, Doctor. Ich hab' nie was bemerkt; Sie gehörten ja ohnehin, so zu sagen, zum Haus. Wenn das Mädchen Sie will, — ich bin mit dabei!

Der Doctor hielt die dargebotene Hand, drückte sie viele Male nach einander, sagte endlich „ich danke Ihnen", und so standen sie da. Es war ihm danach zu Muth, dem Vater Sophiens um den Hals zu fallen; doch da der Lootsencommandeur nichts dergleichen verlauten oder vermerken ließ, rührte auch er sich nicht, und umfaßte nur immer von Neuem die geduldige Hand.

Ein harter Finger klopfte hinter ihm an die Thür; auf des Hausherrn „Herein" schob sich schwerfällig eine hohe Gestalt, im Wetterhut und im Wettermantel, in das Gemach herein. Der Lootsen-Altermann war's; einer von den Bejahrten. An den wenigen, langen und starren Haaren seiner Brauen hatten sich Regentropfen angesammelt und hingen schwer über den kleinen Augen, die fast farblos in den Tag hineinblinzelten. Mit Verlaub, Herr Lootsencommandeur, hätte was zu melden, sagte der Alte, der seine verdrießliche Stimmung nur nothdürftig verbarg. Ein Boot auf See, — bei dem Wetter. Leute drin. Schwenken ein rothes Tuch, können nicht heran.

Der Lootsencommandeur stand schon am Fenster, ehe der Altermann ausgesprochen hatte, und das Fernrohr in die Hand nehmend blickte er hinaus. Rechts von den beiden Hafendämmen, die wie steinerne Schlangen, grade ausgestreckt, in das Meer hinauswuchsen, von jeder kommenden Woge langhin überbraust, gewaschen und verlassen, bis dann die neue schäumend über sie dahinfuhr, — rechts davon, in der meilenweit gedehnten Brandung, die über Sandbänke hin gegen das flache Ufer kämpfte, tanzte ein Boot mit eingerefften Segeln, wie ein Spielzeug der Wellen. Ein rothes Tuch flatterte im Wind. Einige dunkle Punkte — Menschenköpfe — waren zu erkennen. Bald war Alles verschwunden, bis auf die Spitze des Mastes, bald tauchte das noch verschonte Spielzeug aus seinem Grab wieder auf. Es schien dem Lootsencommandeur, als höre er auch Hilferufe erschallen; doch es konnten auch menschenähnliche Töne des heulenden Windes sein; denn das Getöse von Luft und Meer war so stark geworden, daß vielleicht keines Menschen Stimme fähig war, es auf so weite Ferne zu durchdringen.

Die sind von dem Wrack! sagte der Lootsencommandeur, das Fernrohr absetzend. Er meinte das verlassene Schiff, das man vorhin gesehen; es war jetzt verschwunden. — Das sind ja verlorene Menschen! Wir müssen hinaus, Michelsen!

Digitized by Google

Es wird nicht gehen, Herr Lootsencommandeur, bemerkte der Altermann, die Augen zusammendrückend. Der Wind steht grad' auf den Strom, hat zu viel Gewalt; das Boot kriegt keine Fahrt. Es dreht bei, und dann Heidi!

's wird schon gehen, war die kurze Antwort. Der Lootsencommandeur riß seinen Hut vom Nagel, band ihn fest und ging mit raschem, wunderbar elastischem Schritt zur Thür hinaus. Grüßen Sie die Kinder! rief er dem Doctor zurück. Der Altermann ging ihm murmelnd nach. Draußen auf der Straße, am Strom, standen einige Lootsen, ältere und jüngere, die durcheinander sprachen, vielmehr schrieen, und sich mit Mühe auf den Beinen hielten. Es geht absolutemang nicht, rief der Eine, der in seine Kapuze eingewickelt gegen einen laut ächzenden Baum lehnte. Die See stellt ja das Boot auf's End', eh's noch draußen ist. Und wenn wir hinaus kommen, kommen wir nicht zurück!

Wozu heißt das Boot denn Rettungsboot, sagte der Lootsencommandeur mit scharfer Stimme. Wer an der Reihe ist, vorwärts!

Die Lootsen murmelten Dies und Das, ohne sich zu rühren. Es geht nicht, Herr! Es geht nicht! riefen dann Zwei oder Drei, da sie ihn gegen das Bollwerk vorschreiten sahen, an dem das hin und her geworfene, breite, hölzerne Rettungsboot schütternd stöhnte und knarrte. Was menschenmöglich ist, Herr! Frau und Kinder haben wir auch; und dies ist nicht möglich!

Der Lootsencommandeur sprang in das Boot hinein; so ungestüm, daß er fast gestürzt wäre. Remen heraus! Wer mit will, vorwärts. Zum Disputiren haben wir keine Zeit! — Johann Jakob Evers! rief er dann mit tönender, auffordernder Stimme. Der Angerufene hob den rechten Arm, wie elektrisirt; gab dann seiner breiten, jugendlichen Gestalt einen entschlossenen Ruck (es war einer der Jüngsten), und rasch hinterdrein gehend stieg er in's Boot hinab. In diesem Augenblick arbeiteten sich noch ein paar von den Jüngeren gegen den Wind heran; sie sahen den Commandeur und Johann Jakob Evers im Schiff; die ausgestreckte Hand des Commandeurs zeigte auf's Meer hinaus. Sie schüttelten bedenklich die Köpfe. Dann aber ergriffen sie die Remen, mit denen ein Dritter herankam, und diese drei Freiwilligen folgten, ohne weiter zu reden, dem Ersten nach. Die kommen nicht wieder! hörte der Lootsencommandeur die am Ufer Bleibenden noch sagen, als das Rettungsboot in den Strom hinausstieß. Er saß am Heck, einen Remen als Steuer führend, und mit einem Gesicht, das nun voll eiserner Ruhe war, hielt er das Fahrzeug in der Mitte des Stroms, auf die offene Brandung zu.

Die Lootsen ruderten mit aller Kraft, denn nur wenn sie dem Boot Fahrt zu geben vermochten, konnte es der Gefahr widerstehen, von der heranlaufenden Brandung gefaßt und vor ihr her getrieben zu werden, so daß es beidrehend umschlug. Bis an den Ausgang der Hafendämme

Digitized by Google

drang es hurtig vor; dann schien eine übermächtige Gewalt es anzunageln: so furchtbar arbeiteten Wind und Wellen zugleich, den Bug gen Himmel zu heben und die Kraft der Rudernden zu brechen. Jungens, durch! durch! wir müssen ja durch! rief die Alles übertönende Stimme des Commandeurs. Er ruderte steuernd mit, daß an Haar und Bart der Schweiß ihm heruntertroff. Die Kraft seiner Stimme fuhr ihnen in die Arme; das Boot ging fort, und durch den Kamm der Brandung schoß es auf- und niederschwebend hindurch, gleichsam Schritt für Schritt sich die Bahn erkämpfend. Schräg auf sie heran flog das unglückliche Fahrzeug, dem sie Hülfe brachten. Man sah die beiden Männer, die darin ruderten; doch mit erschreckender Schnelligkeit trieb das zu leichte Boot vor der See daher. Sie preßte den Bug tief in's hohle Wasser, während der Kamm der Woge das Hintertheil vorwärts jagte; eine Weile hielt das führerlos werdende Fahrzeug diesen Tanz noch aus; dann verschwand der Bug völlig unter der Fluth, das Heck stieg himmelan empor, und das vornüber umschlagende Boot, seine Ruderer unter sich begrabend, den Kiel nach oben, lag besiegt unter der Welle, die triumphirend über ihm dahinfuhr.

An's Steuer, an's Steuer! rief der Lootsencommandeur seinen Leuten zu, riß sich den Rock und die Weste von den Schultern, die Schuhe von den Füßen, und sprang über Bord. Einer der beiden Begrabenen — den Andern sah man nicht wieder — kam nach einer Weile, nahe beim Rettungsboot, noch einmal an die Oberfläche empor; suchte einen Hülfernf hervorzustoßen, den der Wogenschaum vor seinen Lippen erstickte, und sank dann wehrlos in die Tiefe zurück. Der Lootsencommandeur schwamm der Stelle zu, wo er verschwunden war, und tauchte nieder. Mit der hinabgreifenden Hand faßte er das dichte Haar des Ertrunkenen, hob sich dann mit der andern Hand und den Füßen wieder an die Luft empor, den Mann hinter sich her ziehend; warf ihn auf den Rücken, mit einem plötzlichen Ruck, um ihn über Wasser zu halten, warf sich dann selber auf den Rücken herum, und nun den Kopf des Andern sich auf die Brust legend, ihn mit beiden Händen an den Haaren haltend, schwamm er dem Rettungsboot zu. Ein Dutzend Wellen fuhren noch unter und über ihm hinweg; dann sah er einen Riemen, ein paar sich ausstreckende Arme und das ernsthaft lachende Gesicht des Johann Jakob Evers über seinen Augen; dann ergriff er den Riemen, und zog seinen Mann, den die Linke festhielt, mit sich zum Bord hinauf.

Wo ist der Andere? fragte er, noch nach Athem ringend und das Salzwasser von sich wegblasend, als er im Boot neben einem der Luftkasten saß. Johann Jakob Evers zuckte stumm mit den Achseln; die Anderen deuteten auf das umgeschlagene Fahrzeug, das dahintrieb wie ein todter Fisch, und auf die grauschwarze Tiefe. Hm! murmelte der Lootsencommandeur und seufzte. Der da rührt sich auch nicht, sagte er dann,

Digitized by Google

wieder am Heck sitzend und, naß wie ein Meergott, gegen das Ufer steuernd. Legt ihn auf's Gesicht; einen Arm unter die Stirn! — Die Kleider herunter; warme Decken ... Will er noch nicht athmen? Auf die Seite legen; kitzelt ihm die Kehle; Schnupftabak in die Nasenlöcher ... Oho! Mit allen Remen streichen! Wir drehen ja bei! — Werft die Schlepper aus! — Jungens, vorwärts, vorwärts!

Korallina kam singend aus der Küche; sie hatte dort träumend in einer Ecke gesessen und nichts von der Ausfahrt des Rettungsbootes gehört; nun sang sie ihr Lieblingslied: „Keine Rose, keine Nelke", um sich das Sturmgetöse aus der Seele zu singen, und trat auf den Hausflur. Der Wind riß ihr fast die Thür aus der Hand; draußen am Bollwerk stöhnten wie klagend die gepeitschten Bäume. Sie wurde still, und schlich in das Arbeitszimmer ihres Vaters hinein. Dort sah sie etwas so Unerwartetes, daß sie stehen blieb: am Fenster, auf's Meer hinausschauend, standen ihre Schwester Sophie und der Doctor, Schulter an Schulter; eine Hand des Doctors umfaßte Sophiens weiche, rundliche Gestalt, und ihr blondes Haar schmiegte sich an seines. Ich sehe nichts mehr; und sie kommen nicht wieder! sagte Sophiens herzliche, weiche Stimme, zitternd vor Angst, und sie drängte sich näher an den Doctor. Doch; sie kommen wieder! antwortete er tröstend, und zum Trost drückte er sie fester an seine Brust. Nun schien auch sie wieder zu hoffen, schien das Rettungsboot aus der Brandung auftauchen zu sehen; denn aufathmend, mit einem fröhlichen Ausruf deutete sie hinaus, und küßte vor Freude den Doctor hastig auf die Wange... Sagt' ich es nicht? rief er ihr in's Ohr; und wie um sie noch mehr zu ermuthigen, da sie wieder seufzte, wendete er sanft ihr rundes Köpfchen zwischen seinen Händen herum und küßte sie auf das blaue Auge, das sich schloß. Oh! sagte sie, nachdem es geschehen war; jetzt nicht! jetzt nicht! — und sah wieder zitternd durch das Fenster hinaus. Doch sie hörte nun die knarrende Thür, die unter Korallinas Händen sich bewegte. Ihr rosiges Gesicht drehte sich über die Schulter; und sobald sie Korallina erblickt hatte, die sprachlos verwundert dastand, lief sie durch die andere Thür in's Wohnzimmer hinaus, und der Doctor ihr nach.

Korallina starrte und horchte noch eine Weile; dann trat sie an's Fenster, um zu sehen, was sich denn dort begebe. Das Rettungsboot, das ihr bald in die Augen fiel, hatte — jetzt anrudernd, jetzt streichend, und so auf dem Rücken der Brandung dahingetragen — unter der sichern Führung des Commandeurs die Einfahrt glücklich gewonnen; zwischen den Steindämmen rollte es leichter und schneller dahin, und Korallinas Busen hob sich plötzlich unter einem tiefen, belebenden Athemzug. Stimmen vom Ufer riefen die Heimkehrenden an; Johann Jakob Evers schwenkte seinen

Digitized by Google

Hut. Dann verschwand das Boot unter dem hohen Bollwerk. Der Doctor trat — ohne Sophie — vor die Thür hinaus; die Gelandeten stiegen die Wassertreppe herauf, zwei von ihnen trugen eine in Decken eingewickelte Gestalt. Der wird wol nicht wieder, hörte Korallina — da der Wind eben still ward — einen der Lootsen sagen. Schade; jung und hübsch! sagte ein Anderer, über die Schulter zurück. Dann nahm der Commandeur, der zuletzt erschien, den Doctor bei der Hand, sagte ihm ein paar Worte, auf den Eingehüllten deutend, und ging rasch in's Haus.

Korallina horchte; ein Schauder lief über die schlanke Gestalt. Sie hörte den Vater in sein Schlafgemach treten, offenbar um sich umzukleiden; sie hörte, wie Sophie in die Küche lief, offenbar um für einen warmen Trunk zu sorgen; dann hörte sie, wie draußen auf der Bank, unter dem schützenden Vordach, der Mann, der „wol nicht wieder wird", niedergelassen und auf des Doctors Befehl „auf die Brust gelegt" ward; und nun sah sie nichts mehr, nur die lauten, ruhigen Commandoworte des Doctors klangen ihr an's Ohr. Sie errieth, was geschah: wen die gewöhnlichen Mittel nicht wieder zum Athmen gebracht haben, den rettet man vielleicht noch, indem man seine Lunge zu künstlichem, nachgeahmtem Athmen zwingt; so hatten sie damals, als das alte Rettungsboot umschlug und Korallina fast von Sinnen kam, ihren Vater gerettet. Man legt den stillen Mann auf die etwas erhöhte Brust, dann auf die Seite, dann schnell wieder zurück auf's Gesicht; indem man ihn auf die Brust legt (und zugleich durch einen Druck auf den Rücken nachhilft), treibt man die Luft hinaus; dreht man ihn dann auf die Seite, tritt die Luft wiederum in die Lungen ein; — dies fort und fort, ruhig, gleichmäßig, geduldig wiederholend, stellt man noch zuweilen das natürliche Athmen wieder her, wenn nicht alle Hülfe zu spät war. Korallina horchte, athemlos vor Mitleid. Wird auch Der wieder ein Lebendiger werden, wie ihr Vater damals? — — Sie sah auf die Uhr an der Wand; wie unglaublich träge rückte der Zeiger vor; wie lang, wie lang waren die Minuten. Dann dachte sie zu träumen: wie war es ihr wunderbar, daß derselbe Doctor da draußen so geschäftsmäßig commandirte, der vorhin ihre Schwester so verliebt umarmt hatte... Rührung überkam sie; dann ein seltsames Gefühl, das sie nicht verstand; sie trat vor das Bild unter dem grünen Vorhang, und wie um nicht ganz allein zu sein, zog sie — immer noch horchend — den Vorhang zurück, bis das liebliche Mädchengesicht der Tante auf sie niederblickte. Braune, strahlende Augen, die noch nichts von Jammer und Elend wußten; braunes, welliges Haar, zärtlich geformte Lippen; eine schmale Stirn, doch in Nase und Kinn, wie es schien, rasche Willenskraft, die nicht lange fragt... Träumend betrachtete Korallina dieses Gesicht, das ihr so ähnlich war; wie die Andern sagten. Sie blickte hinauf, um die bange Ungeduld des Horchens zu vergessen. Plötzlich entfuhr ihr ein kurzer Schrei: denn Johann Jakob Evers draußen in der Veranda stieß einen Freudenruf aus...

Digitized by Google

Ruhig! ruhig! rief darauf der Doctor. Jetzt die Glieder reiben! immer von unten nach oben! Die Wärmflaschen her! — Warmes Wasser, zum Trinken! — — Korallina hörte die Worte, wiederholte sie sich, wollte hinaus, um zu bringen und zu helfen. Doch es war ihr, als müsse sie angenagelt sein. Es ward ihr so mühsam, zu athmen, wie sie dachte, daß ihm, dem zum Leben Erwachenden, noch sein werde; und so regungslos waren ihre Glieder, wie sie die seinen im Geist draußen noch liegen sah. Doch er lebt; er wird leben! — — Sie hörte Sophiens Stimme, die mit Allem, was verlangt ward, schon in der Veranda erschien; sie lächelte, während ihr zu großem Erstaunen zwei Thränen über's Gesicht rollten; sie sah wieder zum Bild der Tante hinauf, und ihm zunickend faltete sie unwillkürlich die Hände.

Noch eine Weile verging; dann erklangen die schweren Tritte der Lootsen auf den Steinen unter dem Vordach: sie trugen den Geretteten offenbar in's Haus. Der Doctor befahl, drinnen die Fenster zu öffnen; ihn in's Bett zu legen; warmen Branntwein zu bringen. Dann verschwand auch er, offenbar ihnen nach. Alles war nun still. Mehr und mehr hatte sich inzwischen der Wind gelegt; die Brandung brauste noch mit der gleichen Stärke, oben aber zerriß das schwärzliche Gespinnst der Wolken, zunächst hier, dann dort; mit sonderbar scharfem Blau leuchtete der Himmel durch die Risse. Korallina stützte beide Arme auf das Fensterbrett und blickte dankbar hinaus. Sie dachte an den Mann, der auch diesen jungen, armen Fremdling, mit Verachtung der Gefahr, gerettet hatte; der wiederum glücklich heimgekehrt, ihr auf's Neue geschenkt war; den sie so zärtlich, voll Verehrung liebte. Sie nahm das Medaillon in die Hand, das sie am Halse trug, öffnete es und küßte ihres Vaters Bild. Ich liebe dich! sagte sie. Ich liebe keinen Mann als dich! setzte sie lächelnd hinzu. Wenn du kommst, fall' ich dir um den Hals! — — Der Träumerin war, als müsse sie ihn hier erwarten, bis er komme. Ihre geschmeidige Gestalt legte sich in den Schaukelstuhl, und die Augen wie harrend auf die Thür geheftet, versank sie in verworrene Gedanken; in sanfte, müde Gefühle; — endlich in tiefen Schlaf.

Aus dem Nachmittag war Abend geworden, als sie wieder erwachte... Sie rieb sich verwundert die Augen; schämte sich; endlich erstaunte sie, nebenan im Wohnzimmer das Klavier erklingen zu hören, von einer unbekannten, fremdartigen Melodie. Das war nicht Sophie, die sonst wol zuweilen spielte, Korallinas Gesang begleitend; und weder der Doctor, noch der Lootsencommandeur hatten je Musik in ihren Fingern gehabt. Das Mädchen sprang auf und trat in's Wohnzimmer ein. Dort saß ein junger Mensch am Klavier, in ihres Vaters Kleidern, die ihm übel paßten, denn er war schlank und schien fein gebaut; doch auf dem freien Hals erhob sich der freie Kopf, mit schwärzlich braunem, noch etwas feuchtem Haar, mit glänzenden schwarzen Augen in einem ausländischen,

Digitized by Google

gelblichen, schöngeformten Gesicht. Korallina legte bei diesem Anblick, ohne es zu wissen, eine Hand auf die Brust. Sie errieth, wer da saß. Der junge Mann — noch ein wenig bleich, doch mit unbekümmert frischer Heiterkeit, die von ihm strahlte — erhob sich, als er sie erblickte. Oh! sagte er mit unwillkürlicher Verwunderung, eine so liebliche Erscheinung zu entdecken.

Korallina murmelte ein unverständliches Wort. Sie verzeihen, sagte er und lächelte. Man hatte mich dort im andern Zimmer auf ein Bett gelegt; man hatte mich ersucht, etwas einzuschlafen; das hab' ich denn auch gethan. Dann hab' ich etwas gegessen und getrunken; Alles stand am Bett. Dann hab' ich mich in diese Kleider gesteckt, die mir auf den Sessel gelegt waren, bin hier eingetreten, — und hab mir eins aufgespielt. Aus Vergnügen — am Leben. Sie verzeihen! ich hoffe!

Er sagte dies fließend, doch mit etwas fremdem Accent; die deutsche Sprache hatte dem Mädchen nie so hübsch, nie so fein geklungen. Sie sind der Gerettete, nicht wahr, entgegnete sie endlich in ihrer Verwirrung, um doch auch zu reden. Er nickte und verbeugte sich heiter. — Ich bin so froh! fuhr sie fort, vor Bewegung die Hand wieder auf die Brust legend; was er mit Erstaunen und mit Rührung bemerkte. Als ich den Lootsen sagen hörte: „Der wird wol nicht wieder" — — Sie sah ihn an, der so schön und lebendig vor ihr stand, sie hatte plötzlich zu wenig Athem und verstummte.

Hat er das gesagt? — Nun, er hatte Recht. Ich war ja eigentlich todt, mausetodt (Korallina fuhr zusammen); es ist eine Anmaßung von mir, wieder die aufrechte Stellung einzunehmen. Noch anmaßender, daß ich mich mit einer lebendigen, schönen jungen Dame in ein Gespräch einlasse; ich athme ja nur künstlich; Ihr Vater — nicht wahr, mein edler Lebensretter ist Ihr Vater (sie nickte) — Ihr Vater hat mir dort am Bett versichert, daß ich nur künstlich athme, — ebenso wie er. Ein jovialer, göttlicher Mann, mein Lebensretter! — Alle Zähne des jungen Mannes schimmerten, so herzlich lächelte er. Dann hauchte er in seine Hand, wie um den nachgemachten Athem zu fühlen, und blickte darauf das Mädchen drollig von der Seite an. Dies alles erschien Korallinen fast wie Gotteslästerung; doch sie konnte ihm nicht zürnen, seine heitere, männliche Sorglosigkeit strahlte ihr so warm und so durchdringend in's Herz.

Sie bat ihn, wieder zu sitzen, er werde doch müde sein; er schüttelte den Kopf. Endlich saßen sie beide, einander gegenüber, Aug' in Auge, und nun schienen auch über ihn weichere Gefühle zu kommen. Was für einen Vater Sie haben! sagte er gerührt. Was für einen Vater! — Dann lächelte er ihr etwas erröthend zu; dann seufzte er: daß alle die Andern todt seien; Keiner gerettet als er! — — Hatten Sie keine Furcht? fragte sie, vor sich nieder blickend.

Digitized by Google

Wann? fragte er.

Als Sie — — Nun, eh' Ihnen das geschah.

Ich dachte immer: so schlimm wird's nicht werden! antwortete er. Als unser Schiff nicht mehr zu retten war, dachte ich: das Boot! Als wir das Boot nicht regieren konnten, dachte ich: irgendwas wird uns ja noch retten! Dann schlugen wir um, und während ich unterging, hatte ich ganz andere Gedanken, und zur Furcht keine Zeit —

Was für Gedanken? fragte Korallina.

Ich glaubte, es sei ein Märchen, daß man im Ertrinken noch einmal sein Leben wie im Flug durchlebe; aber so wahr ich hier sitze — künstlich athmend — es ist wirklich wahr. Schneller als im Traum, von Bild zu Bild; — ich hab's heute erlebt!

Korallina nickte still; denn auch ihrem Vater war es so ergangen. Mögen Sie mir's erzählen? fragte sie dann bewegt, und beugte sich vor. Als ihr anmuthiges, sanft geröthetes Gesicht ihm so nahe kam, athmete er tiefer auf und hob beide Hände. Doch sie sanken wieder, und er suchte zu lächeln.

Ich will Ihnen sagen, wie das war, antwortete er. Ich hörte, wie mir das Wasser um die Ohren sauste; rühren konnt' ich nichts, die Glieder waren wie todt; aber ich sah einen kleinen Jungen, der bläulich und blaß auf dem Bette lag, und einen Mann davor — meinen Vater — der mit sehr betrübtem Gesicht auf den kleinen Jungen deutete und sagte: Dein Bruder lebt nicht mehr; ihr werdet nun nie mehr mit einander spielen! — Doch er sagte das nicht; mir war nur so, als hätt' er es eben gesagt . . . Dann schwamm eine Flotte heran; viele, große Schiffe; ich sah auch das Meer und eine Stadt; nämlich die Stadt Veracruz. Und wieder derselbe Mann kam mir vor's Gesicht, und ich hatte das Gefühl, als sagte er: wir müssen fort! Die Franzosen kommen! — — Doch das war schon vorbei; himmelhohe Berge, voll Schnee; viele Menschen und Thiere auf der weißen Straße, die in der Sonne glänzte; es war sehr heiß, und ich hörte schießen . . . Und dann — dann — —

Der junge Mann sah auf den Boden, die Fortsetzung dieses Traumes suchend. Es verwirrte ihn, daß ihm die zierlichen Füße des Mädchens in die Augen fielen. Als sie dies bemerkte, zog sie sie erröthend zurück.

Und dann —? fragte sie nach einer Weile, leise.

Dann sah ich meine Mutter — todt — erwiderte er halblaut. Dann (er dachte nach) einziehende Truppen, im Triumphmarsch, unter Ehrenpforten; lustige spanische Soldatenlieder . . . Dann — ein junges Mädchen; wir hatten eben getanzt, sie war blaß und roch an ihrem Fläschchen . . . Dann kam mir's wie Theergeruch, und ein Dreimaster, der vom Stapel lief, im Hafen von Tampico . . . Doch so war es nicht; andere Bilder dazwischen; mehr, viel mehr; — doch ich bin verwirrt. Warum sehen Sie mich nur so merkwürdig an. Ich lebe ja; bin ja

Digitized by Google

nicht ertrunken! Wenn ich heimkomme, werden mein Vater, meine Schwester mich mit doppelter Zärtlichkeit umarmen. Was hab' ich denn verloren? Mein Gepäck; weiter nichts. Dafür weiß ich nun erst, was das Leben werth ist! — Er stand auf; die reinste, jugendlichste Freude strahlte ihm aus den Augen. Vive Dios! Noch heute Abend will ich wieder ertrinken, wenn wieder der Mann, der so eine gute, schöne Tochter hat, mich herausholen will ... Verzeihen Sie, setzte er rasch, etwas verlegen, hinzu, da er sah, daß seine Sprache sie verletzte. Ich rede nur so. Ich weiß nicht, was ich thue. O, wie dankbar bin ich. Wie möcht' ich Ihnen sagen, was ich fühle; aber ich schäme mich. Ihr Vater! und Sie! — Lassen Sie mich Ihre Hände, Ihre Füße küssen! — — Mit plötzlicher, liebenswürdiger Leidenschaft brach es aus ihm hervor, große Thränen standen ihm im Auge, er ergriff ihre beiden Hände, die sich zusammenzogen, und drückte sie fest gegen seine Lippen.

Die arme Korallina seufzte vor Bewegung ... Dann erschrak sie: denn die Thür zum dritten Zimmer ging auf, und der Lootsencommandeur, dem Sophie und der Doctor folgten, trat über die Schwelle. Das mit Wein gefüllte Glas, das er in der Hand hielt, wäre ihm fast entfallen, als er die Beiden in solcher Vertraulichkeit sah. Doch er verlor nicht die Heiterkeit, die sein menschenfreundliches Gesicht verklärte. Schon so gute Kameraden! sagte er. Doctor, der junge Mann wird roth! — Werden Sie nur noch röther, setzte er hinzu: trinken Sie diesen Rothspohn, er wird Ihnen die Leber wärmen, und er heißt Sie willkommen!

Der junge Fremdling wollte etwas erwidern, seine Dankbarkeit ausdrücken; doch: trinken Sie! fiel ihm der Lootsencommandeur in's Wort. Hierauf leerte der Jüngling das Glas auf Einen Zug. Sie sind kein Deutscher, nicht wahr, fragte der Commandeur, nachdem er ihm mit gastfreundlichem Behagen zugenickt hatte. Das ist ein spanisches Gesicht, oder ich war nie da drüben, in den Colonien!

Meine Mutter war eine Spanierin, aus Veracruz, gab der Jüngling zur Antwort. Doch mein Vater ist deutsch; und von dieser Küste. Wir sind Kaufleute, Herr. Ich sollte nach Petersburg; — vorläufig bin ich *hier*, setzte er ganz zufrieden — mit einem unbewußten Blick auf Korallina — hinzu.

Und wie heißen Sie, junger Mexicaner?

Pablo, war die Antwort.

Ich meine den *Vaters*namen, sagte der Lootsencommandeur.

Der Jüngling nannte einen deutschen Namen; wiederholte ihn noch einmal mit dem Vornamen des Vaters, und lächelte Korallinen zu: daß doch auch in ihm deutsches Blut, stammverwandtes Blut fließe. Doch wie erstaunte er dann über ihres Vaters Gesicht. Es entfärbte sich, als bliebe kein Blutstropfen mehr darin. Eine heftige, wachsende Bewegung erschütterte darauf die zuerst regungslose Gestalt. Der Lootsen-

Digitized by Google

commandeur warf dem Doctor einen Blick zu, der plötzlich auch diesem das Blut aus dem Gesichte trieb. Nachdem eine Weile Alle stumm gewesen — noch wußte Niemand außer dem Doctor, warum — zog der Lootsencommandeur die Brauen und die Lippen zusammen, wie um sich zu fassen, zu einem Entschluß zu kommen; trat vor, nahm vom Tisch das Glas, aus dem der Jüngling getrunken, und warf es zur Erde. Die Scherben klirrten über den Boden hin. Fort aus meinem Haus! sagte er dann, die Worte gleichsam aus der Kehle loslösend. Fort aus meinem Haus!

Warum? stammelte der junge Mann und richtete sich hoch auf.

Das will ich Ihnen sagen, fuhr der Lootsencommandeur, auf den Tisch gelehnt, äußerlich ruhiger, fort. Weil Ihres Vaters Sohn hier am falschen Platz ist. Weil Ihr Vater kein Mann von Ehre ist, sondern — — Er stockte, aus Schonung für den Jüngling, der zu zittern anfing. Weil Ihr Vater mir mehr zu Leide gethan hat, als irgend ein Mensch auf der Welt. Weil er mir noch *sein Leben* schuldig ist; verstehen Sie! — Der Doctor da kann es Ihnen sagen; gehen Sie mit ihm hinaus; kommen Sie nicht wieder. Sie waren in meinem Haus zum ersten und letzten Mal! Sehen Sie mich nicht mehr an; gehen Sie hinaus!

Der Doctor winkte dem Jüngling, sich mit ihm zu entfernen; doch dieser — nachdem er stumm einen Schritt gethan — blieb wieder stehen; seine Glieder bebten. Sie bedauern offenbar, sagte er, dem Lootsencommandeur trotzig in's Auge blickend, daß der *Andere* ertrank, und nicht lieber ich. Was meinen Vater betrifft . . . Sie verleumden ihn, wollte er hinzusetzen; doch ein Blick des auffahrenden Commandeurs wirkte so heftig, so erschütternd auf ihn, daß er die Worte nicht auf die Lippen brachte. Ich verlasse also Ihr Haus, stammelte er nur noch. Ich verlasse Ihr Haus — — in dem ich so dankbar — so dankbar — — Hülflos blickte er auf Korallina. Ihr mitleidiger, warmer Blick begegnete dem seinen. Vater! rief sie aus und hob die Hände. Laß ihn so nicht fort! Was hat *Er* dir gethan! Laß ihn so nicht fort!

Der Lootsencommandeur blickte von ihr auf ihn, und von ihm auf sie. Steht es schon so? sagte er dann, mit einer Art von Lachen. Wie die Beiden sich ansehen . . . Da möchte wol gar der Junge wiederholen, was der Alte gethan! — Ist ja sein Blut! Alles ist ja Vererbung! — — Die künstliche Ruhe verließ ihn, und die Zornader zwischen den Augen schwoll ihm so gewaltig, daß er eine Hand an die Stirne legte. Doctor, sagen Sie ihm, daß er mein Haus verläßt. Sagen Sie ihm, daß er meine Tochter nicht mehr anreden, nicht mehr anschauen soll. Uebrigens denk' ich doch (da er sah, daß der Jüngling sich nicht rührte), der wird sich meiner Tochter nicht mehr nähern, dessen Vater ich, ihm in's Gesicht, einen ehrlosen Verführer, einen Hundsfott genannt habe!

Digitized by Google

Auf dieses Wort hob Pablo die Hand; — doch im nächsten Augenblick trat ihm der Doctor in den Weg. Sophie drängte sich an den Doctor hin; Korallina sank auf einen Stuhl. Lassen Sie, lassen Sie; es ist schon gut, stammelte der leichenblasse Jüngling zum Doctor, vor Verzweiflung lächelnd. Dann raffte er sich auf: Sie haben mir das Leben gerettet, sagte er laut und fest; nach diesem Wort sind wir quitt! — — Er wollte noch etwas sagen, das Korallinen galt, doch es ward nur ein stummer Blick, der ihr durch das Herz ging, und er schwankte hinaus.

Auf diesen stürmischen Tag folgten stille, schwüle. Der Doctor war in die Hauptstadt heimgekehrt, zu seinen Kranken; der Lootsencommandeur lebte still für sich, meist in seinem Zimmer, bei den Mahlzeiten schweigsam, in Amtsgeschäften einsilbig; nur mit sich selbst hörte man ihn sprechen, oder mit dem Bild seiner Schwester. Er erwähnte des jungen Pablo gegen Niemand, mit keinem Wort. Auf die ersten Fragen der Einwohner, der „guten Freunde" antwortete er so kurz und so ablehnend, daß keine Frager mehr kamen. Auch erkundigte er sich nicht, was aus seinem Geretteten geworden sei, wo er sich befinde. Einige Male, bei Tisch, schien ihm so eine Frage auf den Lippen zu schweben; doch nach einem Blick von der Seite her auf Korallinas blasses Gesicht schloß er wieder die Lippen, ohne zu reden. Jeden Morgen schien er Sophien matter und abwesender, als am Tage vorher; er schien schlecht zu schlafen . . . In demselben Maße ging eine Veränderung mit Korallina vor; auch sie ward stiller und fremder; doch ihre Augen nahmen ein sieberhaftes Glänzen an, und oft brannten ihr die eben noch blassen Wangen. Wenn man sie nicht befragte, sprach auch sie kein Wort. Sie vermied ihres Vaters Blick; sah er sie zuweilen einmal plötzlich, durchdringend an, schlug sie die Augen nieder. Eine räthselhafte Entfremdung schien die Beiden zu trennen . . . Die gute, weiche, zärtliche Sophie, die dies alles bemerkte, ging beklommen umher. Sie wußte nicht, was sie verbrochen hatte, daß sie mit ihrem jungen Glück nun so einsam dastand. Wie verzaubert kam dieses Haus ihr vor, in dem sie für ihre bräutlichen Gefühle nirgends ein Echo entdeckte; denn weder Vater noch Schwester zeigten sich bereit, von ihrer Herzensgeschichte, ihrer Zukunft zu hören und zu reden. Sie sehnte sich nach ihrem Doctor, der so nah und so fern war; ja nach ihrem unerwachsenen Bruder, der in der Hauptstadt auf der Schule Cicero studirte; den sie so gern umhalst hätte, um irgend etwas Liebes in ihren Armen zu fühlen.

Endlich — nach acht oder neun Tagen — kam der Morgen, an dem sie den Besuch des Doctors erwarten durfte. Vor Unruhe und Freude stand sie noch früher auf, als sie gewohnt war, hantierte in Küche

Digitized by Google

und Kammer mit geräuschvoller Hastigkeit, und ging dann an's Meer hinab, sich an der plätschernden Musik der mitfühlenden Wellen zu erfrischen. Der sanfte Morgenwind hatte sich ganz gelegt und schlief auf dem Wasser, das sich friedlich sonnte. Kleine, bescheidene, nur eben bemerkbare Wellchen zitterten über den flachen Grund heran, legten etwa ein grünes Meergewächs, das sie mit sich führten, als Opfergabe am Gestade nieder, und verhauchten dann im Sand ihr kurzes Leben. Rückwärts hinter ihnen blaute der weite Meeresspiegel, der ganz unbewegt schien; blauer als der Himmel, der in wolkenloser, bleicher Klarheit aus dem Wasser aufstieg und aus Luft und Licht seine Wölbung hoch und höher auferbaute. Nur an der Grenzlinie zwischen See und Himmel wuchs zuweilen ein zartes, duftiges, sonderbares Gewölk, wie der Anfang eines Märchens, aus dem Wasser auf; jetzt wie ein bläulicher Finger, der nach oben zeigte, jetzt wie der Rücken irgend eines fabelhaften Gethiers, das dann langsam emporstieg, und mit bald hervorgestrecktem, bald zerfließendem Kopf über dem Meereshorizont von Westen nach Osten schwamm, bis es sich in eine Rauchsäule verwandelte und verschwand. Einmal war es Sophien, als sähe sie den krausen Kopf und das ernste, ausdrucksvolle, ehrenfeste Profil ihres Doctors aus der See emporwachsen; doch aus dieser freundlichen Erscheinung, deren Form sich auflöste, ward eine dickleibige Katze mit einem langen Schweif, und aus der Katze ein Wölkchen ohne Sinn und Verstand; und seufzend ging sie in dem feuchten, festen Sande weiter ... So kam sie endlich an den Badeweg, der landeinwärts in ein junges, künstlich angelegtes, freundliches Gehölz führte; gegen die Seewinde hatte man sein erstes, zartes Wachsthum durch eine lebendige Mauer junger Fichten geschützt, die sich nun als schattiges Dickicht ausgebreitet hatten. Sophie stand davor und sah hinein. Die breiten Wege des eigentlichen Gehölzes, in denen sie Menschen begegnen konnte, lockten sie nicht; sie begab sich auf den schmalen, halbverwachsenen Pfad, der durch diese Fichtenwildniß wie eine Schlange hindurchkroch. Mittendrin stand eine einsame Bank. Dort, so ganz versteckt und verschattet, setzte sie sich nieder, dachte an ihren Doctor, und wie die Wohnung sein müsse, die sie beziehen würden, und ob sie ihren Myrtenkranz auch mit Orangenblüthen schmücken werde, und drückte die Augen zu, um den geliebten Mann ganz, ganz deutlich zu sehen, zu umfassen und an's Herz zu drücken.

Warum glaubst Du mir wieder nicht? sagte nicht weit von ihr — hinter dem undurchdringlichen Gebüsch — eine flüsternde Stimme. Gestern Abend so hoffnungsvoll, so vertrauensvoll; heute wieder verzagt und ohne Glauben. Wie soll ich Dir denn noch zeigen, daß ich's ehrlich meine? Schwören — Gott anrufen, und Alles was heilig ist — wozu hilft das? Was ist das? Drei, vier falsche Eide — das ist bald gethan. Wenn Du mir nicht anfühlst, daß ich Dich rechtschaffen liebe, wenn Du mir, Deinem Liebsten, nicht vertraust, wie soll es dann enden?

Digitized by Google

O, ich bin schlecht! Ich bin schlecht! antwortete eine zweite Stimme.

Sophie horchte höher auf, und vor Schreck öffnete sie die Lippen; denn sie hörte, daß jetzt Korallina sprach . . .

Ich bin nicht mehr meines Vaters Kind! fuhr Korallina fort. Ich verachte mich! Hier mit Dir zu sitzen, den ich nicht sehen soll! Jeden Abend, heimlich, hinter seinem Rücken — — Und nun sagst Du mir: geh mit! geh mit mir über die See! Und ich sitze hier, sage nicht Nein, höre das Alles mit an!

Du sagst nicht Nein? sprach wieder der Andere mit trauriger und gedämpfter Stimme. Sagtest Du mir nicht eben: laß mich hier, ich kann nicht!?

Pablo! wie kann ich denn? Meinen Vater verlassen? — Sieh mich an: würdest Du das thun?

Gib mir einmal Deine Hand, süße Korallina! Warum zitterst Du. Ich will zu Deinem Vater gehen, will vor ihn hintreten und sagen — — Du schüttelst wieder den Kopf. So überzeugt bist Du, daß er mich nicht anhört. Wie kann Dein Vater mich hassen; was habe ich ihm gethan? Ich, der ich's gut machen will —

O, wie schwach bin ich! fiel ihm das Mädchen in's Wort. Wie kam es denn nur, daß ich nicht fortging, als Du mich damals hier anriefst. Wie kam es denn nur, daß ich Dich so liebe. Warum er Dein Vater! — — Ich fass' es nicht, kann es niemals fassen. Geh auf's Schiff; geh allein! Laß mich hier, komme niemals wieder! — — Doch sie schien, nachdem sie das gesagt, seine Hand zu fassen und zu halten. Pablo! Sei nicht bös. Geh nicht, geh nicht; sag mir noch ein Wort!

Was soll ich noch sagen; Du hörst ja nicht, erwiderte er. — Sophie war aufgestanden, und in der Furcht, ein Geräusch zu machen, hielt sie einen jungen Fichtenbaum mit beiden Händen, still und mühsam athmend; wie gern hätte sie laut geseufzt: so bang war ihr um's Herz. — Theure Korallina! fuhr Pablo eindringlicher fort. Wenn mein Vater — nicht gut war, ich will's besser machen; sagt' ich Dir das nicht schon am ersten Tag. Das Unrecht, das er an der Schwester Deines Vaters gethan, — ich will ihn bewegen, ihn zwingen, daß er es bereut! Wenn ich Dich ihm bringe, als meine Braut, meine Verlobte, meine Frau, wird sein Herz, das nicht hart ist, ganz zerfließen, glaub' mir; und durch Vaterliebe zu Dir wird er sühnen und gut machen, was er einst verbrochen; und eines Tages wird er Dich um Verzeihung bitten — — Kannst Du das nicht hoffen, nicht fassen? — Unsre reine, treue Liebe, Korallina, wird die Väter versöhnen; und die Stunde wird kommen, wo Dein Vater das Schicksal segnet, daß er mich rettete —

Ist das wirklich so? unterbrach sie ihn.

Was? fragte er.

Reine, treue Liebe? — Pablo! — — Sie brach in Thränen aus.

Digitized by Google

— — Liebst Du mich wirklich rein und treu, wie Du sagst? Wirst Du mich nie verrathen und verlassen?

Korallina! Wirst Du nie glauben und vertrauen —

Plötzlich und rasch stieß sie die Worte hervor: Bist Du nicht Deines Vaters Kind? sein Blut?

Korallina! rief er empört. Er schien aufzustehen, der Boden knisterte unter seinen Füßen; doch mit einem flehenden Laut hielt sie ihn zurück. Er stand wieder still. Du bist ja doch nicht Dein Vater, sagte er endlich mit etwas zitternder, doch mehr trauriger als erzürnter Stimme; warum mußt denn Du mich kränken und beschimpfen! — Ich war bei dem Doctor, hab' ihm gesagt, wie es mit uns steht, hab' ihm in seine Hand gelobt, daß ich ehrenhaft an Dir handeln will; und dann hat er gesagt: gehen Sie, ich glaube Ihnen. Du aber glaubst mir nicht! — — In einer Stunde wird der Dampfer kommen, der nach Dänemark fährt; unten im Strom, fünfzig Schritte von Eurem Haus, hält er an, bis er in See geht. Mit dem fahr' ich ab, wenn Du mir nicht glaubst; und von Dänemark dann nach Tampico zurück . . . Warum weinst Du, Cora? — Mein Gott, wie trostlos hebst Du Deine Hände. Sind wir denn so elend? Wenn Du mich lieb hast, wenn wir einig sind, wird nicht Alles gut? — — Ich gehe von hier zu Deinem Vater, Cora; laß mich's thun, sage nicht mehr Nein! Ich habe Muth, denn ich bin nicht schlecht — —

Er verstummte mitten in der Rede; denn Sophie, die noch immer lauschte, stieß auf einmal einen kurzen Laut des Erschreckens aus: eine Hand hatte sich ihr von hinten auf die Schulter gelegt. Als sie sich wandte, sah sie in ihres Vaters Gesicht. Bleich und ernst stand er da, ohne ein Wort zu sagen; nur sein Blick fragte sie, was sie in dieser sonderbaren Lauscherstellung hier thue. Er war ihr langsam nachgegangen, vom Hause her und am Ufer hin. Jetzt hörte er Bewegung hinter dem Gebüsch. Das war Sophie! flüsterte Korallina. Dann machte sie sich offenbar zwischen den Zweigen Bahn, während Pablo stehen blieb; denn nach einer Weile — der Lootsencommandeur stieg schweigend auf die Bank und sah nun über das junge Dickicht wie über eine Hecke hinüber — nach einer Weile erschien Korallina auf dem versandeten Fußpfad, der aus einer halbverwachsenen Oeffnung des Gehölzes meerwärts führte. Sie ging, ungleichen Schritts, quer durch den Sand und nah an den Fichten fort, die sie fast verdeckten; doch er sah sie wohl. Finster und still nickte er mit dem Kopf, als hätte er sich's gedacht. Nicht wahr, sie und — Er, fragte er dann Sophie mit halblautem Murmeln.

Sophie antwortete nicht; sie zitterte. Ihr Schweigen war ihm Erwiderung genug. Von der Bank wieder heruntersteigend, und sie mit seinem Taschentuch abstäubend, wo er sie betreten hatte, winkte er dem Mädchen, ihn allein zu lassen, und ging langsam zurück. Als er in's

Digitized by Google

Freie gelangt war, sah er Korallina sich in Hast dem kleinen Leuchtthurmhügel und seinem dahinter liegenden Hause nähern. Er blieb eine Weile stehen; dann ging er ihr nach.

Eine Treppe hoch wohnten die beiden Mädchen, in einem gemeinsamen Zimmer; die Fenster hatten freien Blick über das ganze Meer, und von dem vorgebauten großen Balcon konnten sie auch einen Theil des Stroms und das Aus- und Einsegeln der Schiffe überschauen. Als der Lootsencommandeur in das Zimmer trat, saß Korallina an der offenen Thür des Balcons. Doch sie sah nicht hinaus, sondern ihr feuchtes Taschentuch lag vor ihrem Gesicht. Er rief sie bei ihrem Namen; darauf fuhr sie zusammen. Ich möchte doch ein Wort mit Dir reden, Korallina, fuhr er fort, nachdem sie ihr Gesicht schnell getrocknet hatte; nahm einen Stuhl und setzte sich vor sie hin.

Sie blickte ihn unruhig an.

Ich war also auch bei den Fichten, sagte er zunächst, ohne besonderen Nachdruck; doch sie verstand ihn sogleich und verlor die Farbe, die seine Anrede ihr in's Gesicht getrieben hatte. Auch ist da ein Brief von Deinem Bruder, dem Gymnasiasten, heute früh gekommen: als er gestern seinen zukünftigen Schwager, unsern Doctor, besuchte, hat er da diesen Mexicaner, diesen Pablo gefunden ... Die Brust des Lootsencommandeurs hob sich langsam und schwer. Er verzog die Lippen, wie wenn er beim Athemholen einen Schmerz empfände, und stieß dann die Luft heftig wieder aus. — Ich sage mir ja also, wie es steht. Hinter meinem Rücken — der Doctor mit im Complott —

Korallina schüttelte den Kopf. — Vater! Vater! Lieber Vater! rief sie dann aus.

Der Lootsencommandeur stand auf und schloß die Thür zum Balcon. Der ganze Ort muß es ja nicht hören! sagte er zur Erklärung, Dann, sich wieder setzend: Ich hab' meine Schwester Marie damals nicht retten können; aber mein Kind werd' ich doch wol retten. Diese acht Tage her, so oft ich Dich angesehen, hab' ich mir gesagt: sie war der Marie noch nie so ähnlich, wie jetzt! — Seit heute Morgen weiß ich ja nun, warum. Weil Du — — Ich muß Dir's sagen; ich, Dein Vater, muß es. Weil Du auf demselben Weg bist ... Kind! Kind! rief er plötzlich aus, und seine Bewegung ließ ihn nicht mehr reden.

Mit aufflammendem Gesicht war das Mädchen aufgestanden; doch als sie den Vater so erschüttert sah, brach sie in Schluchzen aus. Vater! Laß mich reden, lieber, lieber Vater! Es ist so über mich gekommen, verzeih mir. Ich hab' ihn lieb; ja, ich hab' ihn lieb; doch er ist unschuldig und gut, und er meint es treu, und wir werden ein rechtschaffenes Paar — wenn Du uns nur segnest!

Der Lootsencommandeur schüttelte den Kopf. Blut ist Blut! sagte er, sich wieder fassend, doch mit tief ernstem, fast abergläubisch feierlichem

Digitized by Google

Gesicht. Liebenswürdig und treuherzig und großmüthig, und Alles was man will, war sein Vater auch! Da fehlte nichts! Und meine Schwester Marie war auch so ein gläubiges, zutrauliches Ding mit schönen Worten, wie Du! — — Denkst Du, das mach' ich noch einmal durch, was ich damals durchmachte? Nein. Lieber in die See, einen Mühlstein um den Hals. Das traf sich auch wunderbar, daß ich Den aus dem Wasser zog: damit noch einmal dasselbe Blut zu einander käme, von ihm und von ihr — — Und ich soll's noch segnen! setzte er bitter lachend hinzu. Und wenn ich Euch auch mit diesen Augen am Altar, vor dem leibhaftigen Pastor sehe, ganz in allen Ehren; und wenn auch Dein Pablo vor die Stufen tritt und die Hand hebt und schwört: sie soll mein ehrliches Weib sein — ich reiß' ihn weg; ich dulb's nicht. Blut ist Blut; er ist seines Vaters Sohn! Wenn er Dich hat, wird er Dich verlassen; wird zu Andern gehn; über Dich lachen wird er, daß Du auch so ein fromm gläubig Ding warst, wie die Tante Marie . . . Und der Sohn von Dem, der mir Das gethan, der soll meine Tochter — — Nie! Nie! Ich bin Dein Vater, Gott hat Dich mir auf's Gewissen gelegt; nie, sag' ich Dir, nie!

Was willst Du denn also thun, fragte Korallina, die nun die Hände fest ineinanderlegte, in der das trotzige Blut des Vaters sich empörte. Seine ehrliche Frau soll ich also nicht werden. Was willst Du thun?

Wir haben ja noch eine Schwester Deiner Mutter, sagte er, sich allmählich wieder fassend. Die in Brandenburg wohnt. Da bring' ich Dich hin; bis der Spanische fort ist; bis er Dir aus dem Sinn kommt —

Nie! Nie! rief das Mädchen aus.

Was nie?

Nie kommt er mir aus dem Sinn! Nie geh' ich dahin! — Ich will sterben! — — Sie hob die Hände und warf sich auf die Erde.

Der Lootsencommandeur trat hinzu, um sie aufzuheben; doch da sie ihn abwehrte, blieb er erschüttert stehen und sah nur auf sie herab. Korallina! sagte er, ein einzig Mal aufschluchzend, worauf er mit großer Anstrengung sich bezwang. Was thun wir da. Wie ist das gekommen. Zwischen uns, Korallina! — Da liegt sie, und war mein Liebling, von der ersten Stunde; ungerecht bin ich gewesen gegen die Andre, gegen meine Sophie; immer Korallina voran, immer Korallina; — und da liegt sie nun, als wollt' ich ihr an's Leben. Kind! Kind! Steh auf! Dein bester Freund auf der Welt spricht mit Dir; Dein Vater; der Dich nie betrügen, nie verlassen wird — nie zu Andern gehen — — Korallina! Hörst Du! — Hart muß ich sein; Gott hat es auf mich gelegt. Werd' ich heute weich, muß ich mich über's Jahr verfluchen! Das gefährliche Blut in Dir — das will Dich verderben. Du bist toll; siehst ja nicht, welchen Weg Du gehst. Ich seh's. Ich sag' Nein. Korallina! Ich dulb's nicht!

Digitized by Google

Doch sie antwortete nicht, was er ihr auch sagte; die Zähne in ihrem Taschentuch — wie in ihren Trotz und ihr Elend sich verbeißend — lag sie immer noch da. Erst als sie von der Thür her eine nur zu wohlbekannte Stimme hörte, richtete sie sich auf. Pablo war eingetreten; — nicht zu seinem Glück: denn sobald der Lootsencommandeur den Jüngling erblickte, in dessen Zügen er auf einmal das Gesicht des Vaters aufdämmern sah, verlor sich die Weichheit, die ihm aus dem Herzen in's Antlitz gestiegen war, und die Zornader füllte sich mit Blut. Vor seine Tochter hintretend, sodaß er die Beiden trennte, wies er mit ausgestrecktem Finger auf die Thür.

Indessen Pablo blieb stehn. Hören Sie mich doch an! sagte er fast flehend. Ich bin ein ehrlicher Mensch! Nur ein einzig Mal hören Sie mich an! Lassen Sie mich eine Probe bestehen, jede, die Sie wollen; lassen Sie mir nur irgend eine Hoffnung — — durch einen Blick auf das Mädchen ergänzte er seine abgebrochene Rede — — stoßen Sie mich nicht fort! Ich bin jung! Ich bin ohne Schuld! Ich will ja gut machen, was mein Vater gethan — —

Es war umsonst, daß er redete; der Lootsencommandeur vernahm kaum die Worte, er sah und hörte nur mehr und mehr aus dem schlanken Jüngling, aus Geberden, Bewegungen, Tönen, den Vater heraus, den die Mutter-Aehnlichkeit verdeckt hatte; er knirschte mit den Zähnen, und aller ungestillte Haß, alle geschworene Rache sah ihm aus den Augen. Nur die letzten Worte erfassend, ging er auf Pablo zu. Wie können Sie Ihren Vater nennen, sagte er mit bedeckter Stimme. Ich tödt' ihn ja, wenn ich ihm begegne. Er hat meine Schwester in den Tod gejagt. Sie sind sein Blut! Sie sollen mir nicht mein Kind — — Fort aus meinem Haus!

Hören Sie mich an! rief der Jüngling wieder. Der Lootsencommandeur schüttelte die Hand in der Luft. Gehen Sie fort, sagte er fast heiser. Wenn Sie jetzt nicht gehen, mit dieser Faust schlag' ich Sie nieder, wie einen Dieb, einen Räuber — — als so Einer schleichen Sie ja seit acht Tagen um mein Haus herum. Hier bin ich Herr. Hinaus!

Pablo ging nicht; er hatte die Hand auf sein von der Schmach getroffenes Herz gelegt und sah dem Wüthenden grade in die Augen. Schlagen Sie mich nieder, sagte er, selber wie von Sinnen. Schlagen Sie nur zu!

Der Lootsencommandeur erhob die Faust; doch ehe sie niederfiel, warf sich Korallina mit einem wilden Schrei zwischen die Beiden, Pablo zu beschützen. Als der Unglückliche so plötzlich seine Tochter vor sich sah, hielt seine Faust noch im Fallen inne; der Arm zitterte, die fünf Finger breiteten sich aus, und die Hand fiel auf seine eigene Brust. Doch als hätte es sie getroffen, sank Korallina hin. Pablo wußte nicht, wie ihm geschah: der Doctor war eingetreten, und ohne ein Wort zu sagen, faßte

Digitized by Google

er den Jüngling und riß ihn mit sich fort, zur Thür hinaus ... Dies alles geschah schnell wie in einem Traum. Der Lootsencommandeur sah den Beiden nach, mit verstörtem Blick. Er murmelte ein grimmiges Wort über den Doctor, den „Zwischenträger", den „Kuppler"; dann zog er das Mädchen mit Einer Bewegung seiner Hand empor und sah ihr in's Gesicht. Das ist mein Kind! sagte er. Das ist mein Kind! — — Er wandte sich ab, als könnt' er sie nicht mehr anschauen. Er rang nach Luft. Dich sperr' ich ein, bis Du zur Vernunft kommst, murmelte er nur noch, nach einer Weile. Darauf ging er hinaus, ohne sich umzublicken, verschloß von draußen die Thür, und die gefangene Korallina blieb allein.

Sie blieb eine Weile stehen, die Hände auf der Brust; sich, ihr Leben, ihren Vater verwünschend; — dann horchte sie. Die Schritte des Lootsencommandeurs verhallten auf der Treppe. Sie warf sich auf das Sopha; endlich richtete sie sich trotzig wieder auf und trat auf den Balcon. Die Glocke des Dampfers läutete zur Abfahrt; zum ersten Mal. Rechts lag er im Strom; sie blickte hinüber, sah auf seinem Verdeck Menschen hin und her gehen, und begann zu zittern: denn Pablo selbst erschien auf dem Verdeck. Ihr scharfes Auge erkannte seine Gestalt. Er schien herüber zu spähen; unverwandt, ohne sich zu rühren. Nach Dänemark! dachte sie, sich Pablos Worte von heute früh wiederholend; und von Dänemark dann nach Tampico zurück ... Ihre Gedanken verwirrten sich vor Schmerz. Ihr war, als sähe sie wieder den Vater, wie vorhin, mitten im Zimmer, der die Faust hob und nach Pablo schlug ... Sie trat an's Geländer vor; unten sah sie die von Ufersand halb bedeckten Steine, vor der Veranda. Menschen sah sie nicht. Ich gefangen? sagte sie. Ich von Pablo lassen? — Sie lächelte vor stiller Wuth, Bitterkeit und Trotz. Es schien ihr, als näherten sich ihr von unten her die übersandeten Steine. Mit dem geübten Arm sich auf das Geländer stützend, wie sie so oft am Badesteg gethan, wenn sie schwimmen wollte, schwang sie sich hinab. Sie sank in die Kniee; ihre Sohlen schmerzten; doch unversehrt stand sie wieder auf und lief dem Stromufer zu. — —

Die Glocke des Dampfers hatte zum dritten Mal geläutet; der Doctor, einen von Pablos Hand beschriebenen Zettel in der Hand, kam an das Zimmer der Mädchen und klopfte leise. Niemand rief Herein. Endlich schloß er auf und trat in's Zimmer. Zu seiner Verwunderung war es leer, der Balcon desgleichen; er ging in die Kammer nebenan; nirgends Korallina. Der lange, schrille Pfiff des abfahrenden Dampfers scholl herüber; dann die schaufelnden Räder, die das Wasser peitschten. Wo ist das Mädchen? dachte er bestürzt. Als er nach einer Weile das Zimmer wieder verlassen wollte, kam ihm der Lootsencommandeur mit finsterer Miene, sehr befremdet, entgegen. Was thun Sie hier? fragte er rauh. Was haben Sie da für ein Papier? — Wo ist meine Tochter?

Digitized by Google

Ich weiß es nicht, stammelte der Doctor. Sie ist fort.

Der Lootsencommandeur starrte ihn an, ging dann suchend umher; endlich kam er mit entfärbtem Gesicht zurück. Antworten Sie, sagte er, den Doctor hart beim Arm fassend. Wo haben Sie mein Kind! — Sie haben ihr aufgeschlossen, sie hinausgelassen. Was schütteln Sie den Kopf; Kuppler, der Sie sind. Antworten Sie! Wo ist Korallina! Wo ist mein Kind, mein Kind!

Sie sind von Sinnen, sagte der Doctor, seinen Arm befreiend. Ich habe Ihr Kind nicht hinausgelassen; ich nicht. Ich will suchen gehen —

Der Lootsencommandeur ließ von ihm ab, da er rasche Schritte die Treppe heraufkommen hörte; doch nur Sophie erschien, Johann Jakob Evers hinter ihr. Lieber Vater! sagte Sophie, voll Bangigkeit. Sie deutete auf den Lootsen, der ein zusammengefaltetes, zerknittertes Blatt in der Hand hielt: Er bringt etwas — — hör' ihn ruhig an — —

Nun, was bringt er denn, sagte der Lootsencommandeur, nach Fassung ringend. So reden Sie doch! Oeffnen Sie den Mund!

Von Fräulein Korallina, stammelte der Lootse, dem fast das Blatt aus der Hand fiel. Herr, ich stand beim Dampfer. Als sie das Brett wegzogen, hat sie mir Das über Bord gereicht —

Vater! Sie ist fort! rief Sophie nun aus.

Der Lootsencommandeur drehte sich langsam um; durch die offene Balconthür sah er den Rauch des Dampfers, der schon auf offener See, nordwärts steuernd, die stille Fläche durchschnitt. Ein fürchterlicher Seufzer rang sich ihm aus der Brust; dann wandte er sich zum Doctor. Und Sie wollten meine Tochter Sophie heirathen, sagte er. Sie sind ja ein Schurke, Herr! Sie haben mein Kind hinausgelassen; zu ihrem Pablo, auf's Schiff. Gehen Sie aus dem Zimmer — jetzt — im Augenblick — oder Sie kommen nicht mehr hinaus!

Was Sie da reden, ist alles nicht wahr, erwiderte der Doctor, dem ein flehender, fassungsloser Blick Sophiens Selbstbeherrschung gab. Sie verwirren sich. Ich schwöre Ihnen —

Kuppler schwören auch falsch! unterbrach ihn der Lootsencommandeur, und riß ihm den Zettel, den Pablo zum Abschied für Korallina beschrieben, aus der Hand. Das ist von ihm, nicht wahr; damit kamen Sie her; Sie — Sie — der erste Mann, dem ich wieder glaubte! Sie aber — — er sagte das alles, indem er den Zettel vor Erregung in hundert Stücke zerriß — — Sie helfen dem Sohn meines Todfeinds, Sie gegen mich; Sie thun Botengänge zwischen ihm und meinem mißrathenen Kind; und dann sagen Sie mir, ich sei von Sinnen — wenn mein Kind davongeht — mein Kind — — Die Luft versagte ihm, und mit ihr die Worte. Er nahm Korallinas Blatt aus des Lootsen Hand; in der letzten Minute hatte sie mit einem Bleistift einige flehende, halb verwirrte Worte an ihren Vater geschrieben. Auch dieses Blatt zerriß

Digitized by Google

er, ohne es anzusehen, und streute die Stücke umher. Verflucht will ich sein, rief er endlich mit entfesselter Stimme aus, wenn ich je wieder dem Herrgott in den Arm falle und einen Menschen rette, dem sein Grab gemacht war! Verflucht will ich sein in die letzte Hölle, wenn ich noch einmal mehr thue, als meines Amtes ist; wenn ich noch einmal so einen Hund aus dem Wasser hole, der mir die Pest in mein Haus und den Tod in's Herz trägt! — Und Sie, Sie, rief er dem Doctor zu, während ihn schon die Kraft zu verlassen drohte, — gehen Sie; freien Sie um anderer Leute Kind. Ihnen hab' ich damals mein Herz geöffnet; dafür haben Sie mich verlassen und verrathen. Wer mein Feind ist, dem verschließ' ich die Thür!

Ich komme nicht wieder, gewiß nicht, antwortete der Doctor; eh' Sie mich nicht rufen, eh' Sie mich nicht um Verzeihung bitten! — Doch Sie sind unglücklich; ich bedaure Sie — —

Er brach ab und ging still hinaus.

Ja, ich bin unglücklich, sagte der Lootsencommandeur nach einer Weile, warf sich auf einen Stuhl und brach in lautes, unaufhaltsames Schluchzen aus. Sophie, die wie verloren dastand, wollte sich ihm nähern; doch sie sank selber zur Erde.

Wie verwandelt war Dein Haus seit diesem Morgen, Lootsencommandeur. Kein Geplauder mehr von lieblichen Mädchenstimmen, kein Gesang mehr auf der Treppe oder vom Balcon in die Nacht hinaus, kein „Ländler" mehr am verlassenen Klavier; denn Deine singende Lerche ist fort, und auch Dein Rothkehlchen, das beim Neste blieb, ist ganz still geworden. Wie auf eines grämlichen, alten Junggesellen Haus sinken die gleichförmigen, eintönigen, schwerlastenden Tage herab; wie eine Krähenschaar in Einer Reihe sitzen die schwarzen Stunden auf dem Dach, krächzen einmal, ihr Dasein zu verkünden, und fliegen eine nach der andern, schwer rauschend, hinweg. Unten in seinem Zimmer, am Schreibtisch, sitzt ein Mann, der sonst gerne lachte, gerne arbeitete, gerne las und schrieb; er sitzt über ein Buch gebeugt, doch was da steht, kann er nicht fassen; er hört nur das Flügelrauschen, die mißtönigen Stimmen der schwarzen Schaar auf dem Dach. Seit langen Tagen liegt ein geöffnetes Blatt neben ihm, auf das er antworten wollte: des Doctors Brief, der ihm noch einmal betheuert hat, daß er bei jener Flucht ohne Mitschuld war, der ihm zuspricht, an Pablos Redlichkeit zu glauben, der ihm voll Schmerz — vielleicht noch hoffend — ein letztes Lebewohl sagt; — die angefangene Antwort liegt daneben, immer schiebt eine schwere, müde Hand sie wieder von sich hinweg. Wozu noch schreiben; es ist abgethan. Der zweimal Betrogene traut nun Keinem mehr. Kein Mann, der jung ist und begehrt, soll ihm mehr in's Haus! — —

Digitized by Google

Die schwarzen Flügelschläger auf dem Dach kommen und gehen, fliegen ab und zu; der Sommer, der Herbst ziehen mit ihnen davon; der Winter krächzt über das Meer heran und schüttelt aus seinen bereiften Schwingen weiße Flocken auf's Dach. Im gewärmten Zimmer, im gelben Schein der Lampe sitzt der einsame Mann, die schon lange kalt gewordene Pfeife zwischen den nagenden Zähnen. Zum dritten oder vierten Mal seit jenem Morgen hat man ihm einen Brief gebracht, dessen Aufschrift an ihn, dessen zierliche, flüchtige Handschrift ihm so wohlbekannt ist; die stille, blasse Sophie hat ihn auf den Tisch gelegt, dann eine Weile stumm an der Thür gewartet, dann mit lautlosem Seufzen sich entfernt. Er steht auf. Wie jene früheren Briefe hält er auch diesen, ohne ihn zu öffnen, über das Licht. Das Papier raucht, glimmt, flammt dann auf, fällt als Asche nieder. Die den Brief geschickt hat, die ist todt; Todte schreiben nicht. Sie war sein Liebling, sein Heiligstes; treulos und ehrlos hat sie ihn verlassen. Und nun ist sie todt! — —

Du warst hart, Lootsencommandeur. Ich rechte nicht mit Dir, ich kenne Deine Gefühle, fühle sie Dir nach; aber Du warst hart! — Doch noch mehr elend, als hart; denn während die Stunden, die Tage Dir vom Dache flogen, schwand vor Deinen Augen das treu gebliebene Nestkind, die gute Sophie, so allmählich hin, und immer beklemmender verengte sich Dir die Brust ... Was ist mit dem Kind? Sie stößt keine Jammerrufe, keine Klagen aus; sie geht auch nicht mit rothen, verweinten Augen umher; sie besorgt das Hauswesen; wenn sie ihrem vor sich hin starrenden Vater bei Tisch gegenüber sitzt, lächelt sie ihn an, erzählt ihm Dies und Das, bittet ihn, tüchtig zu essen; auch sich selber nährt sie, wenn sein auffahrender, besorgter Blick sie dazu ermuntert; — aber die runden, weichen Formen der kleinen Gestalt magern ab, die Haut wird durchsichtig zart, und der Gang so schleppend. Zuweilen, wenn sie in der Zimmerecke sitzt, schaut sie den brütenden Vater wol von der Seite an, wie mit einer vorwurfslosen Frage, warum er ihr das gethan; doch wenn sein Gesicht mit den immer tiefer liegenden Augen sich ihr zuwendet, nimmt sie still wieder die Arbeit auf, die sie fallen ließ, und nach einem freundlichen Nicken näht sie ruhig fort. Nie spricht sie von Korallina, nie von ihrem Doctor; denn der Vater thut's nicht, und der Vater leidet ja so viel ... Sie seufzt wol einmal leise vor sich hin, wenn sie wieder in der Zeitung von Verlobungen gelesen, oder: „Der und Die, Vermählte"; sie legt wol auch das Zeitungsblatt dem Vater auf seinen Platz, mit einiger Absicht so und so gefaltet; — aber ob sie noch hofft, ob sie ganz verzagt, darüber sagt ihr schüchtern stilles Gesicht so viel, wie das verhängte Bild an des Vaters Wand. Und doch wird es so klein, dieses stille Gesicht. Wenn der Abend — der lange Novemberabend — kommt, fangen ihre sanften Augen an, zu glühen, und die halb geschwundenen Wangen, sich zu röthen. Wird dann der neue junge Arzt im Ort ge-

Digitized by Google

rufen, nach dem Rechten zu sehen, so nimmt sie geduldig, was er ihr gegen das Fieber, für die Nacht verschreibt, geht damit hinauf, sich in's Bett zu legen, — Alles, wie man's verlangt; am andern Morgen kommt sie die Treppe herunter, nickt dem Vater zu und meldet sich gesund. Doch am Abend erglühen wieder die Augen und die Wangen. Endlich, eines Tages, liegt sie da ... Der Vater, der Arzt stehen an ihrem Bett; sie ist krank, sie fiebert schwer; sie verzehrt sich ohne Nahrung, ohne Schlaf. Sie muß Pflege, sie muß Wartung haben; sie wird zuletzt noch auslöschen, wenn man dem Uebel nicht beikommt. Welchem Uebel? — Der Vater sieht den Arzt kummervoll an und fragt; der nennt einen lateinischen, gelehrten Namen, den der Lootsencommandeur nicht versteht. Wie das Ding auch heißt, — Sie müssen helfen! sagt der hülflos dastehende Mann und drückt ihm heftig die Hand. Dieses Mädchen hab' ich noch. Machen Sie mir's gesund! — —

Es ward wieder Abend und Morgen, und wieder, und noch einmal; Sophie lag, bald in stiller Geduld, bald in fiebernden Phantasien; über die See aber fuhr ein wachsender Nordost-Sturm heran, warf seine heulenden Windwellen gegen das Haus, und jagte das Meer, das wie von Fieber erregte, von Frost geschüttelte, brausend gegen den Strand. Als der Abend kam, rief man den Lootsencommandeur, der ruhelos in seinem Zimmer umherging, vor die Thür hinaus: ein Schiff, eine dänische Brigg, wollte in den Hafen; es schien eine schwere Sache, sie hereinzulootsen, doch vielleicht gelang es. Der Lootsencommandeur betrachtete das Schiff und die hohle See; verflucht's! sagte er kurz. Er sah dem Lootsenboot nach, das nach einiger Zeit, den Strom hinab, sich der Brandung entgegenarbeitete; trat dann wieder über seine Schwelle und in sein warmes Gemach. Seit sie so schwer erkrankt war, lag Sophie nebenan; er hatte sie im Wohnzimmer betten lassen, damit er Tag und Nacht in ihrer Nähe sei. Aus der geöffneten Thür kam ihm die Wärterin entgegen, die er ihr bestellt hatte. Auf seine stumme Frage, wie es der Kranken gehe, zuckte die Frau die Achseln. Der Herr Doctor möchte mit Ihnen sprechen, sagte sie dann leise. Da ist auch ein Brief für Sie, eben gekommen, setzte sie hinzu.

Der Lootsencommandeur nahm den Brief in die Hand; es war Korallinas Schrift; so sehr es auch dämmerte, erkannte er sie doch. Der vierte oder fünfte Brief, seit sie ihn verlassen ... Bringen Sie Licht, murmelte er, sich zur Ruhe zwingend. Der Doctor, sagen Sie. Ich lasse ihn bitten, hier herein zu kommen. — Er warf den Brief auf den Tisch. Dann richtete er sich auf und erwartete den Arzt, der — sobald die Wärterin Licht gebracht hatte und verschwunden war — geräuschlos eintrat und die Thür hinter sich schloß.

Sie müssen vor Allem gestatten, daß ich offen rede, fing der Arzt sogleich an, mit gedämpfter Stimme; sein sonst offenes, freundliches

Digitized by Google

Gesicht sehr zusammenziehend, wie er's von einigen Meistern seiner Kunst gelernt hatte. Es ist ganz nothwendig. Ich hatte noch nie einen so schwierigen Fall, setzte er treuherziger hinzu.

Wozu machen Sie Worte, erwiderte der Lootsencommandeur. Offenheit will ich ja, und weiter nichts.

Die Krankheit ist eigentlich nichts, als allgemeine Schwäche; Nachlassen der Lebenskraft; — — Unlust am Leben, fuhr der junge Mann etwas zögernd fort. Alle Functionen erschlaffen; das Bischen Energie, das noch da ist, zehrt das Fieber auf. Dieser Prozeß dauert nun schon lange; — plötzlich einmal ist es aus.

Was soll ich thun, sagte der Lootsencommandeur, der, so hart er sich zusammennahm, zu zittern anfing. Soll ich noch Aerzte rufen —

Einen, erwiderte der junge Arzt. — Einen Bestimmten, mein' ich.

Der Lootsencommandeur verstand ihn und ward roth.

Die Patientin hat eine Gemüthskränkung — — daß ich's also offen sage, wie Sie selbst verlangen. Das Fieber an sich wäre nicht so schlimm; käme das Gemüth zur Ruhe, so würden wir bald mit dem Fieber fertig. Aber weil das eigentliche Uebel sich nicht anfassen läßt (die Hülflosigkeit des jungen Mannes trat ihm plötzlich mit verzweifelter Offenherzigkeit in die Gesichtszüge, die Schultern, die umherfingernden Hände) — und weil diese Schlaflosigkeit sie nun ganz verzehrt —

Sie gaben ihr ja Schlafmittel, fiel der Lootsencommandeur ihm in die Rede. Und meine Tochter sagt ja, daß sie danach schläft.

Ja, so sagt sie. Schon drei Nächte, behauptet sie, habe sie geschlafen. Doch als mir vorhin die Wärterin vor der Patientin erklärte, von wirklichem, festem Schlafen hab' sie noch nichts bemerkt, — so hat mir Ihre Tochter endlich eingestanden: die Schlafmittel nimmt sie nicht. Jeden Abend hat sie ihren Trank heimlich hinter's Bett geschüttet — —

Dem Lootsencommandeur zuckte es im Gesicht. Er drückte die Augen zu, die ihm trübe wurden, und bewegte in seiner stummen Erschütterung den Kopf hin und her. Herr mein Gott —! rief er endlich aus.

Was soll ich denn also machen! fuhr der Arzt nach einer Weile fort. Ich will nicht mehr schlafen, sagt sie. Laßt mich! Laßt mich doch! — — Sie ist, wie die Frauen sind: sie geht sich nicht geradezu an's Leben, aber sie läßt sich sterben. Sie möchte, daß es so zu Ende ginge. Und wenn es so fortgeht, wird sie es erreichen. Herr Lootsencommandeur, ich mußte Ihnen sagen, wie es steht —

Ich danke Ihnen, murmelte der Unglückliche. Sagen Sie nur auch, was geschehen soll —

Den einen Doctor berufen, den ich meine. Ihn so — so dringend wie möglich bitten, daß er kommt; daß er schleunigst kommt — —

Digitized by Google

Der Lootsencommandeur nickte; und der Kopf sank ihm auf die Brust. Doch nur einen Augenblick; dann richtete er sich auf, trat an seinen Schreibtisch, und das erste beste, leere Blatt ergreifend, schrieb er mit zitternder Hand, große, lange Buchstaben; wenige Worte. „Indem ich Sie von Herzen um Verzeihung bitte", schrieb er dann noch darunter. Ohne weiteren Schluß, nur einen langen Strich machend, brach er ab und faltete das Papier. Wenn Sie ihm das schicken wollten, und so schnell Sie können! sagte er dann, so weich, daß dem jungen Arzt sich das Herz bewegte. Sie legen vielleicht noch ein Wort dazu —

Ich habe ihm schon geschrieben, wie es hier steht, erwiderte der Arzt; auch das muß ich Ihnen noch sagen. Heute Nachmittag ... Auf meine eigene Hand hab' ich es gethan; da ich weiß, wie es zwischen Ihrer Tochter und dem Doctor gewesen ist, hielt ich's für meine Pflicht. — Doch er muß auch wissen, daß sich Ihre Thür ihm nicht mehr verschließt —

Der Lootsencommandeur drückte ihm das Blatt, auf dem er geschrieben, in die Hand: also nehmen Sie! nehmen Sie! Helfen Sie mir, thun Sie, was Sie können! — — Der Doctor nickte und ging. Sowie seine Schritte auf dem Flur verhallt waren und der Lootsencommandeur sich ganz allein sah, schien es ihm auf einmal grauenhaft öde auf der weiten Welt. Er stierte umher, wie von Gott und Menschen verlassen ... Endlich öffnete er die Thür zum Nebenzimmer und trat an Sophiens Bett. Die Wärterin saß zu ihren Füßen auf einem niedrigen Stuhl; Sophie lag abgewandt und bewegte sich nicht. Doch „sie lebt noch", dachte er, „sie lebt noch"; und wie um Gewißheit zu haben, berührte er ihre Hand, die auf der Bettdecke lag. Eine heiße Hand, die bei der Berührung zuckte und zurückfuhr. Es that ihm weh und wohl; er sank neben ihrem Bett langsam auf die Kniee. Also sterben will sie, dachte er, und mich auch verlassen. Die ist auch mein Blut; diese sanfte kleine Sophie legt sich nun so trotzig hin und will nicht mehr leben ... Es lief ihm heiß und naß aus den Augen nieder. Der Mann, der fast vergessen hatte, was Thränen sind, weinte still vor sich hin.

Unterdessen heulte der Nordostwind und die Brandung brauste; doch er hörte das einförmige Getöse nicht; erst ein Kanonenschuß, der vom Meere kam, weckte ihn aus seinen Gedanken. Es war nur ein dumpfer Schall, dem bald andere folgten; eine kleine Schiffskanone gab ihre Nothsignale in die Nacht hinaus. Der Lootsencommandeur stand auf, fast unbewußt; widerwillig: was waren ihm Die da draußen, jetzt, in dieser Stunde. Muß man denn Andern, Unbekannten helfen, während das eigene Kind Einem sterben will ... Wo ist der Lootsencommandeur von vordem geblieben, der bei jedem Nothruf in die Höhe schnellte. Der ist müde und stumpf geworden, und hart vom Schicksal belehrt; der hat seinen Schwur, seinen Fluch darauf gesetzt, nie wieder mehr zu thun, als

Digitized by Google

er muß. Seine Schuldigkeit hat er gethan bis auf diesen Tag; mehr zu leisten, ward noch nicht von ihm gefordert; an seiner Küste hat in dieser ganzen Zeit noch kein Strandender um Hülfe geschrieen, noch kein Nothsignal ihn aufgeschreckt. Soll er denn *heute*, bei seinem Kind, keine Ruhe haben? — — Er ging leise hinaus, in sein Zimmer; dort hörte er bekannte, laute Stimmen, vom Ufer her; das Lootsenboot hatte wieder angelegt. Als er vor die Hausthür hinaustrat, in die Nacht, die sich mittlerweile tief geschwärzt hatte, kam ihm der Altermann mit einer Laterne entgegen. Es ging nicht, sagte der Alte; mußten wieder umkehren! Der verfluchte Wind hat die Brigg nach Westen geschmissen, zwischen die Sandbänke hinein. Sie sitzt auf dem Grund!

Der Lootsencommandeur seufzte; knöpfte sich dann den Rock über der Brust zusammen, bis zum Hals hinauf, gab kurz seine Befehle, und von einer ganzen Lootsenschaar begleitet ging er, vom Wind getrieben, durch die Seestraße den westlichen Dünen zu. Als sie den Schuppen auf der Uferhöhe erreicht hatten, in dem alles Geräth der Rettungsstation aufbewahrt wird, fanden sie sich fast dem Schiff gegenüber, das schon verloren war. Bei einem letzten bleichen Schimmer, der vom Nachthimmel herunter dämmerte, zeigten sich zuweilen die schwankenden Umrisse der gestrandeten Brigg; sie saß fest auf der Bank, jede kommende Woge schien über ihr Verdeck hinwegzuschlagen, jede trieb sie offenbar fester auf den Grund. Die Kanone war längst verstummt, nur noch Menschenstimmen — wenn nicht der rasende Wind sie in's Meer verwehte — schallten um Hülfe rufend über die Brandung herüber. Rakete heraus! rief der Lootsencommandeur. Um die Mannschaft eines Schiffes zu retten, das nahe am Ufer strandet, schießt man eine Kugel oder eine Rakete, an der eine lange Leine befestigt ist, über das Fahrzeug hin; wird dann dort die Leine erfaßt und angeholt, und der Steertblock mit dem Jölltau, der sich daran befindet, am Mast — oder wo es sonst noch möglich wäre — festgelegt, so kann man vom Ufer her an einem starken Rettungstau, das man über dem Jölltau an Bord zieht, die Gestrandeten Mann für Mann in einer Rettungsboje, über die Brandung hin, an's Land holen. Der Lootsencommandeur selber stellte mit seinen Leuten die Rakete auf; er feuerte sie ab. Mit der sich aufrollenden Leine, die ihr folgte, schoß sie sausend, im Bogen, in die Nacht hinein. Ueber das Schiff sauste sie hinweg; ein Rettungsgruß für die Halbverlorenen, die noch zu retten sind; haben sie die Leine gefaßt, so werden sie jetzt durch ein Licht, das von Bord herüberleuchtet, ein Zeichen geben . . . Doch der Lootsencommandeur spähte umsonst hinaus; kein Licht erschien. Die Rufenden auf dem Verdeck waren still geworden; die wilde See stürzte darüber hin; sie hatte die Unglücklichen offenbar mit sich fortgerissen und in die Brandung geschwemmt, denn nur noch von oben, aus dem Mastkorb her, riefen schwer zu vernehmende Stimmen — eine oder zwei — durch die Nacht

Digitized by Google

herüber. Wie soll man da helfen! murmelte der Lootsencommandeur, nach einer bangen Stille. Die gehen ja alle zu Grunde; alle miteinander. Wenn Die da oben nicht auf die Wanten heruntersteigen, daß sie die Leine fassen — — Er rief nach einer neuen Rakete, einer neuen Leine; er feuerte noch einmal. Wieder erschien kein Zeichen. Nur die Nothrufe vom Mastkorb, schwächer, matter, drangen noch ein paar Male durch den Sturm, bis sie auch verhallten. Der Lootsencommandeur sah hinter sich. Johann Jakob Evers, der ihm zunächst stand, den er noch eben erkannte, schüttelte den Kopf und zog die Achseln hinauf. Da können wir lange stehen! rief aus dem Dunkel hervor der Altermann. Da ist nicht zu helfen!

Der Lootsencommandeur erwiderte nichts; er dachte an seine Sophie, die zu Hause lag und nun vielleicht sinnlos phantasirte; dazu nahm ihm der Wind den Athem, und es ward ihm zu eng um's Herz. Doch er blieb stehen, wo er stand. Eine Weile horchte er noch, ohne etwas zu hören. Endlich trat der Altermann schweigend vor ihn hin. Was kann man noch thun? sagte der Commandeur, tiefen Athem holend. Eh' es Tag wird, nichts! erwiderte der Alte. Das sind kuriose Schiffsleute: stecken im Mastkorb fest! Wenn es hell wird, und das Wrack bis dahin zusammenhält, und Die im Mastkorb bis dahin nicht herunterfallen, und der Wind sich legt, — dann kann man ja noch hinaus. Herr Lootsencommandeur, unsere Schuldigkeit haben wir gethan; ich denke, wir gehen nach Haus und Sie zu Ihrem Kind!

Unsere Schuldigkeit haben wir gethan, sprach ihm der Lootsencommandeur in Gedanken nach . . . Er zögerte noch einmal; — also nach Hause! sagte er dann, ohne sich umzusehen, und machte sich — nun gegen den Wind — auf den Weg. Er ging mühsam, langsam, obwol er doch heimwärts strebte. Es war ihm, als ginge da ein Anderer durch den Sand, Einer, den er nicht kannte; ein gebrochener Mann, ohne Leben in der Seele und mit schweren Füßen. Endlich hörte der Windstrom auf, gegen ihn zu brausen; er stand vor seiner Thür. Er trat ein und schlich in Sophiens Zimmer. Die Wärterin saß noch immer steif und still auf ihrem niedrigen Stuhl; das Lämpchen flimmerte aus der Ecke her; die blasse Kranke aber lag, das Gesicht nach oben, kleine glühende Rosen auf den Wangen, mit unruhigen Händen da und redete Unverständliches, Verworrenes zur Zimmerdecke hinauf. Eine Weile stand er und horchte; dann rief er leise: Sophie! — Doch sie hörte nicht. Sie sprach fort, ihre Hände hebend. Sie begann endlich ein Lied zu singen, das sonst Koralina sang; „keine Rose, keine Nelke" hub sie an, verwirrte sich aber bald und gerieth in eine andere Melodie. Bei diesen Tönen ward ihm zu elend zu Muth. Leise, wie er gekommen war, ging er wieder hinaus; trat in sein Zimmer, schloß hinter sich die Thür, und sank an seinem Tisch in den Stuhl.

Digitized by Google

Dort lag noch, neben dem brennenden Licht, Korallinas Brief. Er nahm ihn in die Hand; sein von Thränen verdunkeltes Auge starrte in die Flamme. Auch den verbrennen — — Nein! sagte er plötzlich; nein! — mit einem Gefühl, als löste sich eine schwere, starre Masse in seiner Brust und rieselte befreiend hinab; und wie um sich zu helfen, beugte er sich vor und blies das Licht aus . . . Befremdet starrte er dann in die Finsterniß. So kann ich ihn ja nicht lesen! sagte er vor sich hin. Er tastete umher; griff nach seinem Feuerzeug, und zündete das Licht wieder an. Der Brief fiel ihm aus der Hand. Er hob ihn auf, drückte ihn gegen sein Gesicht; dann öffnete er ihn, und „Lieber, lieber Vater" trat ihm vom Papier her in's Auge. „Lieber, lieber Vater!" Er blickte eine Weile auf die Worte nieder. Endlich hielt er das Blatt gegen das Licht und las:

„Lieber, lieber Vater! Ach, warum antwortest Du nicht? Bin ich ganz verstoßen? Hat Dich nichts, nichts von dem gerührt, was ich Dir schrieb? — Ach, ich sitze und denke: sie sind verloren gegangen, alle meine Briefe; die Post ist Schuld; ach, sie ist hier so schlecht, und der Weg so weit" —

Der Lootsencommandeur seufzte, und die Hand sank ihm auf die Brust. Dann aber fuhr er auf: denn ein ferner, rufender Ton drang ihm dumpf an's Ohr. Der Wind schien ihn heranzutragen, doch seltsamer Weise nicht von Ost oder Nord, sondern von Westen her; er kam durch die Veranda, über die See herüber, wiederholte sich dann heller, durchdringender, wie von einer andern Stimme, und hallte von der Schutzmauer des Hafendammes schwach, gebrochen zurück. An's Fenster tretend horchte der Lootsencommandeur in die dunkle Nacht. Ueberlaut brandete die See; doch wenn das Brausen auf Augenblicke an Gewalt verlor, wehte wieder so ein hellerer oder dunklerer Ruf heran und fuhr ihm in's Herz . . . Nebenan rührte sich die Kranke; vielleicht, daß auch in ihre Phantasien diese Töne sich einmischten, denn sie ächzte laut und schien den Vater zu rufen. Der Lootsencommandeur, von seinen Gefühlen hin und her gezerrt, näherte sich ihrer Thür. Es ward an die seine geklopft; er ging hin, zu öffnen. Draußen stand einer der Lootsen, die mit ihm zur Düne hinausgezogen waren. Mit Verlaub, Herr Lootsencommandeur, sagte der Mann, seinen Hut lüftend. Die Beiden rühren sich wieder; Die auf dem Wrack, im Mastkorb. Es sind Zwei; man hört's —

Ja, ich hab's gehört, murmelte der Lootsencommandeur.

Der Wind springt um, nach Nordwesten. Uebrigens, was ist da zu machen —

Ich wüßte nicht. Wissen Sie's —

Nein, Herr; ich nicht. Wollte nur sagen, daß die Beiden noch da sind. Helfen ist unmöglich. Bei dieser See kann kein Boot hinaus; ganz partout unmöglich —

Digitized by Google

Ich hab' ja auch nicht gesagt, daß ich's versuchen wollte, fiel ihm der Lootsencommandeur in's Wort.

Er schloß die Thür; die schweren Stiefel des Lootsen knarrten wieder in die Nacht hinaus. Vater! Vater! rief Sophiens Stimme aus dem andern Gemach. Erschrocken ließ er Korallinas Brief zu Boden fallen und eilte dahin, wo sein Kind ihn rief. Doch in der Thür, die sich öffnete, trat sie ihm entgegen; in einem Nachtkleid, das sie über sich geworfen, mit losem Haar und verwirrtem Blick. Sie lief auf ihn zu und ihm an die Brust. Sie ist nicht zu halten! rief die Wärterin aus, die hinterdrein kam; aus dem Bett ist sie gesprungen, und hinein in das Kleid, und ich werd' ihr nicht Herr! — — Laßt mich! laßt mich! rief die Kranke, sich an den Vater drängend. Ich will nicht mehr liegen. Sie rufen und rufen von der See; sie rufen mich, wollen mich in der Brandung untertauchen. Mein Vater rettet mich. Der kann mich retten. Ich will bei Dir bleiben! Bei Dir!

Der Lootsencommandeur schickte die Wärterin durch einen Wink hinaus; dann führte er Sophie, sie umschlungen haltend, setzte sich nieder und zog sie auf seinen Schooß. Ja, bei mir, sagte er, bei mir, sie voll Inbrunst streichelnd. Laß die da draußen rufen, wie sie wollen; wir sind bei einander. Wie kannst Du Dich fürchten, wenn Du bei mir bist. Drück' Dich fest an mich. Sophie! Meine Sophie!

Bei seinen liebkosenden Worten schien ihr Geist aus seinen Träumen zu erwachen; sie sah ihm wie fragend in's Auge; er wiederholte immer: Sophie! Meine Sophie! — Ach! sagte sie und schüttelte den Kopf. Deine Sophie! Ach, die bin ich nicht. Wenn ich die wäre, müßt' ich ja nicht sterben. Ach, was für ein harter Vater Du bist . . . Hast immer Korallina lieber gehabt, als mich; — und nun magst Du Keine. Ach, wie hart Du bist — — Doch indem sie das sagte, umklammerte sie ihn. Ich will dort nicht sterben, sondern hier bei Dir; wenn Du auch so hart bist! Sie sollen nicht nach mir rufen; sollen mich nicht greifen. Ich bin doch Dein Kind. Laß mich hier! Laß mich hier!

Sie fuhr fort, so zu reden, Verworrenes und Klares durcheinander; dann wieder zuckte die arme Gestalt zusammen, wenn ein neuer Hülferuf über die See herein drang, und sie legte sich ihm fester an die Brust. Sophie! unterbrach er sie immer von Neuem. Doch, doch meine Sophie! Wie kannst Du sagen, ich hätte Dich nicht lieb. Ich Dich nicht lieb! — Noch heute Nacht wird Dein Doctor kommen; Alles wird ja noch gut. Schüttle nicht den Kopf. Er wird kommen, wird Dich gesund machen; denn eine gesunde Frau muß er ja doch haben; und Du, meine Sophie, Du wirst seine Frau. Warum glaubst Du das nicht. Kind! Kind! Vergib mir! Er wird kommen! — Liebes, liebes Kind. Fürchte Dich nicht mehr. Ich habe Dich, ich halte Dich, bis er kommt!

Doch was er auch sagte, sie schien's nicht zu glauben; traurig sah

Digitized by Google

sie ihn an, ließ ihn aber nicht aus ihren Armen. Er wollte sie aufheben, wieder in's Bett tragen; sie wehrte sich und umschlang ihn mit Gewalt. So saß er wieder in stiller Verzweiflung da, sie auf seinem Schooß. Endlich richtete sie sich auf, horchend, den Blick auf die Thür gespannt. Er kommt! Vater, er kommt!

Wirklich ward geklopft, und die Thür ging auf; doch statt des Doctors erschien die breite Gestalt und das eckige, sturmfeste Gesicht des Johann Jakob Evers auf der Schwelle. Hinter ihm kam noch einer von den jüngeren Lootsen, der ihn überragte; doch dieser blieb draußen im Halbdunkel des Vorplatzes stehen. Johann Jakob drehte seinen Hut in der Hand, durch Sophiens Anblick aus der Fassung kommend. Nämlich — Die auf dem Wrack! fing er endlich an. Doch wir stören, Herr Lootsencommandeur. Sie rufen noch immer. Aber lange dauert's ja wol nicht mehr!

Was soll man da thun! Herr mein Gott! rief der Lootsencommandeur aus.

Das sag' ich ja auch, entgegnete der Andere treuherzig. Wenn Sie's nicht wagen, dann ist nichts zu machen! — Wir Beide wollten nur sagen: bis morgen früh bleiben Die nicht im Mastkorb. Das alte Schiff hält das ja nicht aus. Und die Leute auch nicht! Und wenn Sie doch meinten, daß Sie's wagen könnten — wir Beide gingen wol mit, Herr Lootsencommandeur. Und wenn Sie in's Boot springen, springen wol auch noch ein paar von den Andern nach. Ohne Sie thut's Keiner! das ist einmal gewiß!

Sophie umschlang ihren Vater, wie in Todesangst. Ihr bleiches Gesicht drückte sich an das seine. Du gehst nicht fort! sagte sie. Das thust Du nicht! Deine arme Sophie wirst Du nicht verlassen. Vater! Vater!

Er fühlte die kleinen, mageren, heißen Hände, die seinen Hals umklammerten; ohne etwas zu sagen, mit einem Gesicht voll Verzweiflung, deutete er auf die Kranke hin. Der Lootse nickte mitfühlend mit dem Kopf. Nehmen Sie's nur nicht übel, daß wir stören, Herr Lootsencommandeur, sagte er und trat in die Thür zurück. Wenn Sie nicht können, dann geht's nicht! Uebrigens geht's ja auch so nicht; die See ist ja zu stark! — Wir hatten nur gemeint, weil der Nordwest etwas nachläßt — und weil Sie noch jedesmal — —

Verlaß mich nicht! wimmerte Sophie. Ach, verlaß mich nicht; laß mich doch in Deinen Armen sterben! — Sie sank an ihm herunter und auf die Kniee. Er sprang hinzu und zog sie wieder empor. Nun, so geht doch! so geht doch! rief er endlich aus. Ihr seht, ich *kann* ja nicht helfen! Und wenn ich auch nicht *geschworen* hätte damals, — ich hab' hier mein Kind! Ich bin auch ein Mensch! Ich hab' hier mein Kind, und mein Kind will sterben!

Digitized by Google

Die Lootsen verschwanden still; er war wieder mit seinem Kind allein. Er blickte zur Decke auf, als wüßte er dort Jemand in der Höhe, der in diesem Augenblick fragend auf ihn herabsah; er blickte nieder auf Sophie, auf die hülflose, angeschmiegte Gestalt. Stiller, beruhigter lag sie in seinen Armen. Er streichelte sie, er gab ihr alle guten, holden Worte, die ihm in den Sinn, auf die Lippen kamen. Er hob sie endlich, da sie geduldig und zufrieden ihre Augen schloß, mit leiserem Zureden empor; und während er heimlich hinaushorchte in die brandende See, trug er sie in ihr Zimmer, auf ihr Bett zurück. Sie widersetzte sich nicht; Du wirst mich nicht verlassen! sagte sie nur, seine Hände fassend. Und zu ihm aufblickend wiederholte sie: wirst mich nicht verlassen! — Nein, sagte er und schüttelte den Kopf. Doch er horchte hinaus. Jetzt erschallte wieder, dumpf und hohl, wie eine Stimme aus der Wassertiefe, der vom Wind herangetragene Ruf; nur noch von Einer Stimme, und auch die schien zu schwinden, zu ermatten. Es hallte in ihm wieder, die einzelnen, deutlichen Worte schienen an sein Ohr zu schlagen; ihm war, als hörte er rufen: Helft! Helft! Wacht denn Niemand! Helft! Helft, in Gottes Namen! — Und doch war's unmöglich; Sinnestäuschung: das Getöse des Meeres schlang die Worte — wenn wirklich Worte auf dem Wind daherschwebten — in die Brandung hinab. Gott, mein Gott, flüsterte er lautlos vor sich hin. Sein Blick klammerte sich an das kranke Kind, das seine Hände hielt, das mit geschlossenen Augen, ihm vertrauend, dalag . . . Wo ist der Lootsencommandeur, schien eine Stimme hinter ihm, von oben herab, zu fragen. Wo ist der Mann, der noch immer half; immer sein Leben wagte. Wo ist der Mann, auf den ich's gelegt habe, daß er helfen muß — —

Das Herz ward ihm zu groß. Er stand auf; plötzlich rief es laut aus ihm hervor, daß die Wärterin in ihrer Ecke von Stuhl in die Höhe fuhr: Es sind Menschen! Menschen! — Ich muß hinaus!

Sophie richtete sich erschrocken auf; sie sah den wilden, entschlossenen Blick in seinem blassen Gesicht. Sie hielt ihn noch, griff nach seinem Arm; doch er machte sich los. Ihre flehenden Worte hörte er nicht mehr; nur die Stimme draußen. Bleib, bleib, sagte er, ohne sie anzusehn. Hüten Sie mir mein Kind. Lassen Sie sie nicht fort. Sagen Sie ihr, ich muß fort; hinaus! — — Er strich sich das Haar von der Stirn, trat in sein Zimmer, griff nach Hut und Mantel; und so stürmte er in die Nacht, dem Ufer zu, wo das Rettungsboot lag.

Sophie rief ihm nach und hob die Hände. Sie ließ sich nicht halten, die Angst gab ihr Kraft; sie sprang vom Bett, die Wärterin zurückstoßend lief sie in sein Zimmer. Vater! rief sie, ihn suchend. Vater! Vater! wo bist Du! — Sie sah am Boden Korallinas Brief; von irgend einer neuen, unklaren Angst ergriffen starrte sie darauf hin und hob ihn auf. Draußen hörte sie Stimmen durcheinander rufen, die ihres Vaters da-

Digitized by Google

zwischen. Sie wollte zur Thür, ihm nach. Doch ihre unsicheren Füße verwickelten sich in ihr Gewand, das Bewußtsein verging ihr, und sie sank auf den Boden hin. — —

Als sie wieder zu sich kam, lag sie auf ihrem Bett; befremdet sah sie auf, wie in einen Traum: denn neben ihr saß der Doctor, über sie gebeugt, sie blickte in sein geliebtes Gesicht. Ich bin es wirklich! hörte sie ihn sagen. Sie hörte, wie er mit sanfter, gerührter Stimme ihren Namen rief. Seine Hand kühlte ihre Stirn; seine Hand legte ihr etwas Kaltes, Feuchtes, schauernd Wohlthuendes auf das nasse Haar; seine Hand streichelte ihr dann die Wangen und deckte ihr beide Augen zu. Sie erwachte endlich ganz aus ihrem Traum, doch seine Hand blieb da, seine Stimme sprach fort. Sie hörte ihn flüstern, daß er bei ihr bleibe; daß er nicht wieder fortgehe; daß nun Alles gut sei. Daß sie nun schlafen solle, denn es müsse sein; daß sie leben werde; doch es sei sein Wille, daß sie nun schlafen müsse; und sie werde es thun. Es war ihr dann, als nicke sie ihm zu; stille Thränen, doch süße, beruhigende, traten ihr in die Augen. Sie hob die Hände nach ihm; er aber legte sie ihr auf die Brust zurück, und es zufrieden duldend lag sie da. Es ward ihr kühler, stiller hinter der Stirn. Sie hörte ihn wieder flüstern, daß sie schlafen, schlafen, schlafen werde, — doch aus weiterer Ferne. Nur noch ganz von fern flüsterte es her; süß wie Zwitschern im Wald. Dann verklang es; nur die See rauschte noch ein wenig; doch auch die ward still . . .

Sie schläft, sagte der Doctor leise, nur so zwischen den Lippen. Gott sei Dank, sie schläft! — — Er saß eine lange Zeit, ohne sich zu rühren; bald ihren Athem belauschend, bald in die Ferne horchend: die Brandung, mit der nun der Vater dieser Schlummernden kämpfte, sang ihren eintönigen, drohenden, schauerlichen Gesang. Kein Hülferuf ließ sich mehr vernehmen. Sind sie gerettet, oder werden auch die Andern nicht mehr wiederkommen; wird sie ohne Vater erwachen . . . Ahnungslos, in tiefem Schlaf, fast etwas wie Lächeln auf den Lippen, lag sie da. Aus der Hand war ihr der Brief geglitten, den sie vom Boden aufgenommen hatte; er ruhte ihr auf der Brust. Der Doctor sah ihn schon lange; endlich beugte er sich vor, nahm ihn in die Hand. „Lieber, lieber Vater!“ las er. Nun erkannte er Korallinas Schrift. Er sah oben an den Rand „Tampico, in Mexico“ geschrieben. Die erste Kunde von ihr, von der Entflohenen! Gehörte er nun nicht wieder zum Haus; durfte er's nicht lesen? — Er blickte auf seine Sophie; dann zögerte er nicht mehr. Leise stand er auf, und trat näher an das kleine, trübe Licht. Mit zitternder Hand waren die ersten flehenden Klagen geschrieben; dann ward die Schrift deutlicher und fester, doch hier und da verschwammen die Worte, wie von Thränen verwischt. Da sie denn ihre Briefe nun verloren glaube, so müsse sie noch einmal Alles sagen, was sie ihm im ersten, und dann

Digitized by Google

im zweiten bekannt: wie sie damals, im ersten Trotz, Alles habe thun wollen, was Pablo nur irgend von ihr begehren konnte; wie ihr dann das Bild der Tante Marie und das ernste, traurige, edle Gesicht des Vaters vor die Seele getreten sei, und sie, zur Besinnung kommend, sich geschworen habe, gut und rechtschaffen zu bleiben; und ihrem Liebsten nicht eher zu gehören, als bis da drüben sein Vater, seine Schuld bekennend und bereuend, ihren Bund gesegnet habe, am Altar, vor Gott. Und so sei es geschehen; wie sie sich's gelobt, habe sie's gehalten. Und wie Pablo in all der Zeit gut und edel war, — sie beschwör' es vor Gott; und wie sein kranker, früh gealterter Vater bitte, ihm zu vergeben, um des Sohnes, um der Tochter willen. Und wie sie nun glücklich sei, als ein ehrlich Weib, — ach, und doch nicht glücklich: denn die Sehnsucht, die Sehnsucht — — Die Worte verwischten sich hier, waren nicht zu lesen. Und eh' ihr der Vater nicht vergebe, und sie segne, könne sie nicht schlafen, wie sonst; und Pablo sehe es ein, denn so jung er auch sei, Alles sehe er ein; und er werde nun in Geschäften über See fahren, nach London, Kopenhagen und weiter, — und Korallina mit ihm. Und diesen Brief schicke sie nicht mehr durch die Post, sondern durch Pablos guten Freund, der am andern Tag nach Europa gehe; „wenn's auch vielleicht lange währt: daß er nur sicher zu Dir kommt, lieber, lieber Vater! Wir aber, wenn wir in Kopenhagen sind — o Gott! Dir so nahe! — wir steigen dann auf das erste Schiff, das zu Euch, zu Euch hinüberfährt, und Deine Korallina, die Du doch noch lieb hast, wirft sich Dir zu Füßen" — —

Der Doctor las nicht mehr, Ruderschlag und Stimmen schienen durch's Fenster, durch die Thür hereinzudringen; ein dumpfes, verworrenes Getöse brauste ihm im Ohr. Von heftiger Bewegung ergriffen fuhr er auf; blickte dann zu Sophien hinüber. Sie lag still und schlief fort. Ihm aber ging eine sonderbare Ahnung durch das Herz ... Er horchte, doch die Braudung wuchs wieder zu laut; er wollte hinaus, wie von Bangigkeit gelähmt blieb er aber stehn. Endlich öffnete sich, vom Vorplatz her, die Thür. Der Lootsencommandeur schwankte langsam herein; der Hut saß ihm im Nacken, das Haar hing ihm klebend über die Stirn, er starrte mit leblosen Augen und halb offenen Lippen in das Zimmer. Es lag ihm so schwer auf der Brust, daß er nicht athmen konnte; die Anstrengung hob und senkte ihm den Kopf. Dann sah er die regungslos schlafende Sophie und ging taumelnd auf das Bette zu. Doctor! sagte er heiser. Doctor! sie ist todt!

Der Doctor, fast außer Fassung durch diesen Anblick, schüttelte den Kopf. Sie wollen mich täuschen, Doctor! stöhnte der Lootsencommandeur hervor. Ich wußt' es ja! Da liegt sie ja und ist todt! — Er stand am Bett; die Hände zitterten ihm. Einer von Sophiens Armen lag gegen die Wand; der andere, mit der ausgestreckten blassen Hand, vor ihm

Digitized by Google

auf der Decke. Er beugte sich vor und berührte ihn; faßte dann die Hand. Warm, blühend warm lag sie in der seinen. Das übermannte ihn. Mit einem erstickten Aufschrei der Freude ließ er sie wieder aus den Fingern gleiten und sank neben dem Bette hin.

Sie lebt! Meine Sophie! — Sie lebt! Ich hab' noch mein Kind!

Er blieb eine Weile so liegen, den Kopf an das Bett gelehnt; man hörte nur seinen schweren Athem und ein leises, zitterndes Lachen, einem Schluchzen gleich, in dem seine Brust sich befreite. Der Doctor sah auf Sophie, in der Furcht, sie erwache. Sie hatte sich unruhig bewegt, durch sein Stöhnen erschreckt. Doch die Augenlider sanken wieder herab, und in friedlichem Schlaf streckte sie sich aus. Auf dem Vorplatz verhallten gedämpfte Schritte, die Stimme des jungen Arztes flüsterte an der Thür vorüber. Thüren im andern Theil des Hauses gingen auf und zu. Dann war Alles still. Der Doctor lauschte nur, doch er rührte sich nicht. Lootsencommandeur! sagte er endlich leise, als dieser, Leben und Kraft gewinnend, sich aufrichtete und die noch immer etwas starren Augen wieder still auf Sophien ruhten. Sie sehen, wie sie schläft. Wie sie lebt.

Doctor! Doctor! flüsterte der Lootsencommandeur, ergriff dessen Hand und drückte sie an die Brust.

Leise zog ihn der Doctor in's andere Zimmer hinaus; der Lootsencommandeur folgte, ohne sich zu sträuben. Sagen Sie mir nur Ein Wort, flüsterte der Doctor. Sie haben die Andern gerettet —

Ich weiß nicht, murmelte der noch tief Erschöpfte, die Augen schließend. Weiß nicht, Doctor, ob sie noch leben oder todt sind; die Nacht war schwarz; hab' sie nicht gesehn. Keinen Laut gaben sie von sich; von sich gewußt haben sie nichts; — unser Arzt ist bei ihnen. Doctor, ich hab' gethan, was ich mußte; 's war auch hohe Zeit — — er machte eine Bewegung mit dem Arm nach unten: gleich darauf ging das Wrack zum Teufel! — — Er sah ein Glas Wasser stehen, griff danach und goß es auf Einen Zug hinab. Dann, aufschluchzend, warf er sich dem Doctor an die Brust: Gott sei Dank! sie lebt! Doctor, Sie lassen sie nicht sterben! — — 's war 'ne harte Stunde... Doctor! ein fühlloser, schlechter Mensch bin ich eigentlich nicht! — Retten Sie mir mein Kind! Retten Sie sich Ihre Frau!

Der Doctor hielt ihn in den Armen; eine geraume Zeit standen sie so mit einander da. Der junge Arzt trat herein, vom Vorplatz her. Auf die stumme Frage der Beiden, ob es gut mit den Geretteten stehe, nickte er zufrieden; doch mehr als das: in Bewegung. Warum sehen Sie mich dabei so sonderbar an? fragte der Lootsencommandeur. Was ist denn geschehn?

Der Arzt erwiderte nichts; er trat zum Doctor, zog ihn bei Seite und

Digitized by Google

sprach ihm leise in's Ohr. Nun, was machen Sie für ein Gesicht, Doctor, fragte der Lootsencommandeur verwundert; was geht mit Ihnen vor? — Und was für einen Brief haben Sie denn da die ganze Zeit in der Hand?

Ich denke, Sie kennen ihn, sagte der Doctor, dem es schwer ward, zu reden. Doch ich sage Ihnen, Lootsencommandeur — —

Dieser hörte nicht; er hatte den Brief erkannt und zog ihn dem Doctor aus den Fingern. Er trat an's Licht, um ihn nun endlich zu lesen. Große Tropfen fielen ihm aus den Augen, während er las. Endlich zitterte er. Sie wird kommen! sagte er. Haben Sie das gelesen, Doctor; haben Sie's gelesen. Meine Korallina! Sie kommt!

Doch nun entsetzte er sich: denn indem er das sagte, öffnete sich die Thür und Korallina stand wirklich auf der Schwelle. Sie war blaß wie ein Geist, und hatte kaum Leben in den Augen; doch nicht aus Ermattung, sondern aus unaufhaltsamer Bewegung der Seele warf sie sich ihm zu Füßen hin. Ich muß ihn sehen! sagte sie. Niemand darf mich mehr halten! Ich muß meinen Vater sehen; ich bin nicht zu schwach. Vater, thu, was Du willst! Du hast Dein Kind gerettet — wirst es nicht verfluchen!

Ich bin zu Ende, Lootsencommandeur. Laß mich nichts mehr sagen. Alles war übel, Alles wird nun gut; die bis hierher gelesen haben, sagen es sich selbst. Du wirst Deine Korallina nicht verfluchen, die Du aus der Brandung gerettet; Du wirst auch ihren Pablo nicht verfluchen, der auf dem Vorplatz steht, der mit Deinem Kind oben im Mastkorb saß. Deine Sophie wird nicht sterben; den Myrtenkranz wirst Du ihr auf das blonde Haar setzen, wenn sie wieder erblüht ist, und an ihrem Ehrentag wirst Du sie, ihren Mann, alle die Deinen segnen. Auch den Lootsencommandeur wirst Du nicht verfluchen, der noch einmal sein Leben wagt, wenn der Ruf erschallt; Du wirst helfen und retten, wie es auf Dich gelegt ist, bis an Deinen Tod.

Lebe lange, sei glücklich! Rauche Deinen Tschibuk nun mit Wohlgefallen; denn Deine Tage sind gut. Es sitzen nicht mehr die schwarzen Krähen auf Deinem Dach; sonnenhelle Stunden flattern wie Goldamseln herbei, flöten Dir von früher Dämmerung bis zur Nacht ihr zärtliches, liebefrohes Lied, und junge, frohe Stunden wachsen nach aus ihrem gesegneten Nest. Dann werden auch andere kommen, rauschend mit schweren Flügeln, werden Dir langbeinig und feierlich nach Storchen-Art auf dem Dache stehen, den Segen im Schnabel: Enkelkinder bringend, die dereinst auf Deinem Schooße lallen, die Dich umspielen werden, bis der Verstand ihnen kommt, Dich zu lieben, von Dir zu

Digitized by Google

lernen, Dir nachzueifern; daß ein Jeder, wo möglich, ein Lootſencommandeur werde auf ſeine Art: Das zu thun, zu vollbringen, was auf ihn gelegt iſt.

Mir aber vergib; denn auf mich war es gelegt, Lootſencommandeur, Deine Geſchichte zu erzählen; ſo, wie ich ſie wußte, ſo, wie ich's verſtand. Haſt Du ſie geleſen, ſo leg' ſie hin und lächle. Sie ſchändet Dich nicht, Lootſencommandeur. Rauche Deinen Tſchibuk; ſei glücklich!

Digitized by Google

Zur Erinnerung an Friedrich List.

Ungedruckte Briefe desselben.

Mit einer Einleitung

von

Wilhelm Roscher.

— Leipzig. —

Was man sich in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle," sagt ein Sprüchwort, das Goethe als Motto seiner Lebensgeschichte benutzt hat. Im Ernste freilich gilt dieses „man" blos von Glückskindern, glücklichen Einzelnen wie ganzen Völkern; und solche vergessen inmitten ihrer „Fülle" nur zu leicht, wie sehr sie früher gedarbt haben. Da ist es ihnen denn ganz heilsam, wenn sie mitunter daran erinnert werden: nicht allein, um das Bewußtsein des Glückes zu vertiefen, vor Uebermuth und Verzagtheit zu schützen, überhaupt das organische Ganze des Lebens gegenüber dessen einzelnen Momenten festzuhalten, sondern namentlich auch, um die Dankbarkeit nicht aussterben zu lassen, welche man den Urhebern und Förderern seines Glückes schuldig ist.

Solche Gedanken werden sich einem Jeden aufdrängen, welcher mit etwas politischem und nationalökonomischem Verständniß die nachfolgenden Briefe durchgeht. Friedrich List hat sie kurz vor seiner unfreiwilligen Auswanderung nach Amerika an Familienglieder und Freunde gerichtet, und die Redaction dieser Zeitschrift verdankt ihre Mittheilung der noch lebenden Tochter des großen Mannes.

I.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst die Zeitumstände, unter denen vor 52 Jahren diese Briefe geschrieben wurden. Man darf sagen, fast von Allem, worauf unsere Nation heute besonders stolz ist, bietet das Jahrzehnt zwischen 1819 und 1830 den äußersten Gegensatz dar.

Digitized by Google

Die Particularsouveränität der Mittelstaaten, von Napoleon auf dem Papiere begründet, aber thatsächlich niedergehalten, war erst nach seinem Sturze recht lebendig geworden, um so mehr, als sie sich, zumal in Süddeutschland, bald durch Anschluß an den neufranzösischen Liberalismus moralisch sehr zu verstärken wußte. Und doch war andererseits das Gefühl der Nationaleinheit, welches die sog. Befreiungskriege so wesentlich getragen hatte, durch den Sieg mächtig gehoben worden, so daß die Empfindlichkeit gegen ihre noch bestehenden Hemmungen wahrscheinlich stärker war, als in irgend einer frühern Zeit.

Auch auf dem Gebiete des Zollwesens, d. h. also des nationalen und internationalen Handels, war die Lage Deutschlands während der ersten Jahre des allgemeinen Friedens in vieler Hinsicht schlimmer, als je; und doch zugleich die Empfindlichkeit, die gegen diesen Druck reagirte, besonders lebhaft. Das Reich hatte zwar seit dem gescheiterten Versuche von 1521 gar nichts gethan, um gegenüber dem Auslande ein nationales Handelssystem zu organisiren. Ebenso wenig hatte es im Innern jene Unzahl mittelalterlicher Zollstätten abgeschafft, die, keinem System entsprechend, nur geschichtlich erklärbar, den Verkehr der Deutschen unter sich stärker belästigten, als in irgend einem andern Culturlande. Aber es war doch nach den Reichsgesetzen weder die Vermehrung noch die Verlegung der vorhandenen Zölle gestattet; namentlich durften sich die einzelnen Territorien wol durch Ein- und Ausgangsverbote, aber nicht durch Ein- und Ausgangszölle von einander absperren. Dagegen hoben alsbald nach Auflösung des Reiches Bayern 1807, Württemberg 1808, Baden 1812 ihre Binnenlandzölle auf und errichteten statt dessen Grenzzölle. Viel wichtiger noch waren die Vorgänge in Preußen seit 1818. Hier hatte man früher wegen der zerrissenen Lage des Staatsgebietes Grenzzölle für unmöglich gehalten und die Erhebung der indirecten Steuern blos in der Form städtischer Thoraccisen bewirkt. Schon die Gewerbefreiheit des platten Landes mußte dies System durchlöchern, und überhaupt war nach Wiederherstellung des Friedens eine Reform unbedingt nothwendig. In den alten Provinzen allein gab es 60 verschiedene Zoll- und Accisetarife, die letzteren zusammen 2775 Gegenstände umfassend, so daß der Minister von Struensee das indirecte Steuerwesen Preußens mit Recht ein Chaos genannt hatte. Zum internationalen Freihandel überzugehen, was manche damalige Staatsmänner wol gewünscht hätten, schien deshalb unmöglich, weil keine der andern Großmächte in derselben Richtung ernstliche Schritte thun wollte. Die niederrheinischen Fabrikherren klagten in einer Bittschrift an den König (April 1818): „von allen Märkten Europas sind unsere Gewerbe durch Zollinien ausgeschlossen, indeß alle Gewerbe Europas in Deutschland einen offenen Markt haben!“ So umgab sich denn auch Preußen 1818 mit einer Zollgrenze, die in den gewohnten Verkehr der Deutschen um so tiefer einschnitt, als sie 28 andere deutsche Staaten be-

Digitized by Google

rührte. Es war also zwar für die Mehrzahl der Preußen die Lage besser geworden; aber für die Mehrzahl der übrigen Deutschen galt mehr als je der bittere Vergleich de Pradts: „Gefangene, die nur durch ein Gitter mit einander verkehren dürfen." Was die Lage noch verschlimmerte, war die Ueberproduction, wozu sich der englische Gewerbfleiß nach dem Aufhören der Continentalsperre hinreißen ließ, und deren Ergebnisse um so mehr (1816 ff. und 1825 ff.) auf den offenen deutschen Markt geschleudert wurden, je mehr sich die meisten anderen Staaten durch ihr Zollsystem dagegen verschlossen. Auch die englischen Korngesetze vergrößerten die Noth in Deutschland, indem sie die jener Zeit natürlichste Bezahlungsweise der englischen Fabrikate mittelst deutscher Landbauproducte hinderten.

Da die Bundesversammlung absolut gar nichts that, auch wegen des Erfordernisses der Einstimmigkeit kaum etwas thun konnte, um Art. 19 der Bundesacte (die „Capitelüberschrift ohne Inhalt"!) zur Gründung einer Verkehrsfreiheit im Innern und einer gemeinsamen Handelspolitik nach Außen zu entwickeln, wie sie doch jeder größere Culturstaat besitzt, so entstanden hier und dort Privatvereine, um die Reform anzuregen: der wichtigste unter ihnen der von List 1819 zu Frankfurt a. M. gestiftete „Deutsche Handels- und Gewerbeverein", der auf den Wiener Ministerial-Conferenzen von 1819/20 kaum zu Gehöre kam, nachher freilich Samenkörner streute, die in den Zollverhandlungen der südwestdeutschen Staaten ihre Keimkraft bewährten, aber doch bis 1828 nur gleichsam unter der Erde, vom großen Publikum völlig unbemerkt. Nach dem Chronisten Venturini, der für solche Dinge ein offenes Ohr hatte, „schrieen am lautesten von allen Unzufriedenen Deutschlands die Kaufleute und Fabrikanten, und 1825 fast noch lauter, als je zuvor". Es war ein furchtbares Symptom von Hoffnungslosigkeit, als im August 1825 zu Mainz ein förmlicher Aufstand gegen die Zollbeamten ausbrach, der durch preußische Truppen unterdrückt werden mußte. Unter den volkswirthschaftlichen Büchern des Jahres 1825 spielen eine Hauptrolle Schriften über die niedrigen Kornpreise, die Noth der Landwirthe ꝛc.

Was endlich die für die meisten Menschen wichtigste Frage des politischen Lebens angeht, nämlich die Stellung des Einzelnen zur Staatsgewalt, so machte sich auch hier die allgemeine Signatur der Zeit geltend, daß in der Erschlaffung des Friedens nach langem erschöpfendem Kriege die liberalen Elemente, deren Bündniß mit den conservativen doch eben Deutschland von Napoleon befreit hatte, durch diese letzteren aus dem Genuß aller Siegesfrüchte verdrängt wurden. (Metternich'sches System!) Mit erschreckender Deutlichkeit läßt sich dies verfolgen an dem ebenso tyrannischen wie kleinlichen Verfahren der württembergischen Regierung gegen unsern List.

Dem 1789 in einer geachteten Handwerkerfamilie zu Reutlingen geborenen Manne wurde der angeerbte Widerwille des Reichsstädters gegen

Digitized by Google

das württembergische Schreiberregiment noch geschärft durch unglückliche Zufälle, die, veranlaßt von einzelnen übermüthigen Büreaukraten, seiner Mutter und einem Bruder vorzeitig das Leben gekostet hatten. Als er nun selbst württembergischer Verwaltungsbeamter geworden war, schloß er sich im Verfassungskampfe gegen die altständische Partei mit voller Seele dem Reform-Ministerium v. Wangenheim an. (Aehnlich wie sein Landsmann Hegel in einem berühmten Gutachten.) So namentlich in seiner 1817 übernommenen Tübinger Professur, die ausdrücklich dazu errichtet war, das routinemäßige Schreiberwesen durch wissenschaftliche Einsicht zu verbessern und damit gegenüber dem ganz verzopften alten Landtage kampffähiger zu machen. Nach dem Sturze Wangenheims (Ende 1817) gerieth List, seitdem sich die Regierung mit den reactionären Bestandtheilen der altständischen Partei verbündet hatte, in eine immer schroffere Opposition, die schon 1819 zur Niederlegung seiner Professur führte. Dies war zunächst veranlaßt durch sein Auftreten als Consulent des deutschen Handels- und Gewerbevereins, welches die Regierung für unverträglich mit seiner Staatsdienerpflicht erklärte. Aerger noch wurde der Gegensatz, wie List (December 1820) in die zweite Kammer des württembergischen Landtages eintrat und nun bei seinen Wählern in Reutlingen eine Adresse anregte, die in lebhafter, aber nicht eigentlich beleidigender, geschweige denn verbrecherischer Sprache*) u. A. Oeffentlichkeit und Geschwornengericht in Criminalsachen, Ablösung der Zehnten und Grundgefälle, Verkauf der Domänen, Abschaffung der Accisen und Straßengelder, sowie der meisten Staatsgewerbe, eine große Verminderung der Beamtenzahl und Besoldung, endlich Deckung des noch übrigen Staatsbedarfs durch eine directe Einkommensteuer forderte. Die Regierung setzte es, da auch ein großer Theil der Liberalen List nur matt vertheidigte, bei der Kammer durch, daß er wegen der gegen ihn verhängten richterlichen Untersuchung aus dem Landtage verstoßen wurde: ein Präcedens, wonach jedes Landtagsmitglied seine Stelle hätte verlieren müssen, wenn irgend ein Gericht eine als criminell bezeichnete Untersuchung gegen dasselbe einleiten wollte! List wurde schließlich sogar zu einer zehnmonatlichen Festungshaft verurtheilt; hat dieselbe auch, nach vorgängiger Flucht in's benachbarte Ausland und freiwilliger Heimkehr von dort, wirklich zum Theil in Hohenasperg abgesessen. Man beschäftigte den großen Volkswirth eine Zeit lang mit Abschreiberei für das Platzcommando! Zwar wurde ihm der Rest seiner Strafzeit gegen das Versprechen der Auswanderung erlassen; doch ließen ihn die Verfolgungen des württembergischen Staates weder in Baden, noch in der Schweiz und Frankreich ein ruhiges Asyl gewinnen, so daß er sich entschließen mußte, nach den Vereinigten Staaten auszuwandern.

*) Die Freiburger Juristen-Facultät hat nachmals die gegen List in dieser Sache ergangenen Erkenntnisse in Wesen und Form als null und nichtig bezeichnet.

Digitized by Google

Ist es hiernach wol unbegreiflich, daß ein Mann wie Rotteck (April 1826) sein großes Geschichtswerk mit folgenden Worten schloß? „Wenn die Partei, welche jetzo das Ohr der Fürsten umlagert, den völligen Sieg erhält, so ist Asien der Spiegel, worin wir unser künftiges Schicksal erkennen mögen. Alsdann gibt's, wie weiland in den vielen Jahrhunderten des sinkenden oströmischen Reiches, für edle und stolze Gemüther keine Freude des Lebens, keine Vergütung der Lebensmühe mehr. Stufenweise wird der Verfall uns zum Loose der Chinesen führen, und die Russen werden, wie dort Mongolen oder Mandschu, unsere Ueberwinder sein. Aus der Welt wird darum freilich nicht die Freiheit weichen; aber Europa wird das heilige Feuer, welches es bisher bewahrte, nur noch von ferne, von jenseits des atlantischen Meeres herüberleuchten sehen." — Die hier zu Grunde liegende Ansicht von Amerika, die auch bei List so Vieles erklärt, war damals sehr verbreitet: man hatte eben die tiefere Natur des Colonialllebens und die Kehrseite auch der friedlichen Demokratie noch wenig kennen gelernt. So urtheilte im Februar 1825 ein angesehenes Mitglied des nordamerikanischen Congresses von den Einwanderern aus Europa: „Es sind Leute, wie wir sein würden, wenn uns das Schicksal verurtheilt hätte, in Europa zu wohnen; zum Theil die edelsten Kinder des alten Welttheils, die entweder den Zusammensturz des alten, morschen Palastes fürchten, oder die Unbequemlichkeiten der finstern gothischen Burg hassen und ihr ein freies, leichtes Landhaus vorziehen. Wir haben den Vortheil der Jugend, die Europäer den Nachtheil des Alters; bei uns ist das Urtheil frei, bei ihnen das Vorurtheil; bei uns gilt das reine Recht, bei ihnen das Herkommen; wir führen nach unserm Bedürfniß ein neues Gebäude auf, sie müssen sich in die Winkel eines alten Hauses fügen, welches für Leute von anderem Geschmack, anderen Bedürfnissen und Begriffen erbaut ist." Welches Echo dergleichen Aeußerungen diesseits des atlantischen Meeres fanden, zeigt die Thatsache, daß Anfang 1825 allein aus Oberhessen, trotz der Unvollkommenheit damaliger Transportmittel, gegen 10,000 Menschen nach Amerika auswandern wollten.

Um noch einen Blick auf die Literatur jener Zeit zu werfen, so herrschte in Deutschland gerade 1825 auf dem poetischen Gebiete die allertiefste Ebbe. Die Meßkataloge des Jahres führen zwar Grillparzers Ottokar, Leopold Schefers Novellen, unter den Volksbüchern die Ostereier auf; aber weitaus dominiren die Namen Fr. Laun, R. Roos, G. Schilling, v. d. Velde, F. Tarnow, ganz besonders H. Clauren, der im Osterkataloge mit 13 neuen und ebenso vielen neu aufgelegten Bänden erscheint. Ungleich höher steht die wissenschaftliche Literatur, die 1825 u. A. Hüllmanns Städtewesen im Mittelalter, Pertz' Monumenta, Neanders Kirchengeschichte, Idelers Chronologie, Kobersteins deutsche Literaturgeschichte, Kayfers deutsche Bücherkunde, Bopps Lehrgebäude des Sanskrit, K. O. Müllers Prolegomena zur Mythologie, Tholucks Blüthensammlung

Digitized by Google

aus der Mystik, den zweiten Band von Herbarts Psychologie, Fries' Metaphysik, Naumanns Krystallographie und die Wellenlehre der Brüder Weber aufzuweisen hat. Auch die erste der großen deutschen Wanderversammlungen, die der Naturforscher und Aerzte, ward in diesem Jahre eröffnet, sowie noch vor Schluß desselben der bildenden Kunst ein glänzender Stern aufging in der Thronbesteigung König Ludwigs von Bayern.

Aus der Lage der übrigen Staaten im Jahre 1825 heben wir zum bessern Verständniß der nachfolgenden Briefe nur wenige Hauptzüge hervor. In Spanien den charakteristischen Ruf der königlichen Freiwilligen, dieser enfants terribles der Gegenrevolution: muera la nacion! In Frankreich das Abdankungsgesuch des Ministers Villele, welchen die Ultras verdrängen wollten, trotz seiner Entschädigungs-Milliarde für die Emigranten, trotz seines Sacrilegiengesetzes mit Todesstrafen für die Entweihung heiliger Geräthe ꝛc., trotz seiner Confiscirung der Schriften Voltaires und Rousseaus in den Leihbibliotheken; aber daneben die glänzende Parade der Liberalen beim Leichenbegängnisse des Generals Foy. In England die berühmte Freihandelsrede des Ministers Huskisson (März 1825), wogegen freilich die Fabrikanten die Fortdauer der Korngesetze geltend machten; wichtiger noch die Neujahr erfolgte amtliche Mittheilung an die fremden Gesandten, daß England die Unabhängigkeit der abgefallenen spanischen Colonien anerkenne. In Rußland endlich die von Aufruhr und Blutvergießen begleitete Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus.

II.

Das weitere Leben Lists zerfällt in zwei Abschnitte: 1) den Aufenthalt in Nordamerika (1825—32), für List gleichsam die hohe Schule, um ihn für seine Hauptwirksamkeit vorzubereiten. Er war kein Büchermann, aber im höchsten Grade begabt, durch den Augenschein zu lernen. Wie sehr mußte der in ihm schlummernde geschichtliche Sinn geweckt und entwickelt werden in einem Lande, wo er die verschiedensten Culturstufen zwischen Urwald und Großstadt dicht neben und hinter einander sehen konnte; wo jede Neuerung, fast wie ein physikalisches Experiment, freien Spielraum hatte und Alles in vollster Oeffentlichkeit vor sich ging! Diese Zeit war für den großen Mann wol die glücklichste seines Lebens. Denn wie ihm schon das erste Auftreten in Amerika sehr erleichtert wurde durch die warme Empfehlung Lafayettes*), so hatte er auch später, nachdem seine landwirthschaftlichen Unternehmungen freilich gescheitert waren,

*) Lafayette hatte gerade um dieselbe Zeit bei seinem Wiederbesuche der Vereinigten Staaten förmliche Triumphe gefeiert. Die ihm gemachte Schenkung von 200,000 Dollars und 23,000 Acres Land war im Senate einstimmig, im Repräsentantenhause mit 166 gegen 26 Stimmen beschlossen worden.

Digitized by Google

als Schriftsteller und Eisenbahnspeculant ebenso schöne, wie einträgliche Erfolge.

2) Die Wiederaufnahme seiner frühern Thätigkeit in Deutschland (1832—46). Dies ist die Zeit, die seinen Namen unsterblich gemacht, eine Zeit voll ununterbrochener Agitation, welche sich bis etwa 1838 vornehmlich auf zwei Dinge richtete, die Gründung des Rotteck-Welckerschen Staatslexikons, als Mittelpunkt der liberalen Partei in Deutschland, und die Vorbereitung eines deutschen Eisenbahnsystems; nachher auf die Entwickelung des Zollvereins. Eisenbahnsystem und Zollverein unstreitig nicht blos wirthschaftlich die größten Ereignisse der deutschen Geschichte in der Zeit zwischen Waterloo und Königgrätz, sondern auch politisch die unerläßlichen Vorbedingungen für die Restauration des deutschen Reiches: ähnlich wie in Preußen das Regiment Friedrich Wilhelms I. die Vorbedingung für alles war, was Friedrich der Große gethan hat.

List besaß eine Empfänglichkeit und Ideenfülle, überhaupt eine Fruchtbarkeit des Geistes, welcher nur eine entsprechende Schulung fehlte, um ihn zu einem Schriftsteller vom ersten Range zu machen; zugleich eine Thätigkeit, eine Beredtsamkeit und ein Vaterlandsgefühl, welche ihm die glänzendsten Erfolge praktischer Staatskunst gesichert hätten, wenn die entsprechende Klugheit im gewöhnlichen Sinne des Wortes hinzugekommen wäre. Es ist ein tief tragischer Anblick, wie ein Mann von so großartiger Kraft und Begeisterung, der auch von Natur so viel heitern Lebensmuth besaß, und dem zum Höchsten so wenig fehlte, eben durch den Mangel dieses Wenigen in ruhelosem Kampfe allmählich bis zum Selbstmorde (30. November 1846) verdüstert wird. Freilich wie die Section ergab, in der letzten Zeit vor seinem Tode unter Mitwirkung schweren Körperleidens. Hätte List nur zwei Jahre länger gelebt, so würde er den vorläufigen Sieg fast aller seiner Jugendideale gesehen haben; und gerade die allmähliche Vorbereitung dieses Sieges, die er seit lange beobachten konnte, er selbst einer der bedeutendsten Mitarbeiter daran, hätte seinem historischen Blicke wol als Bürgschaft dienen mögen, daß selbst die Reaction von 1849 ff. keine Vernichtung, sondern nur eine Verzögerung bedeutete.

Auf dem rein wissenschaftlichen Gebiete lassen sich die Verdienste Lists unter drei Hauptpunkte zusammenfassen.

Er war einer der bedeutendsten Gegner der aus dem 18. Jahrhundert überkommenen Richtung der Volkswirthschaftslehre, welche nur Individuen auf der einen Seite, die ganze Menschheit auf der andern kennt. List betont dagegen (in dieser Hinsicht ein Nachfolger Ad. Müllers) mit großer Energie den Begriff der Nationalität, welcher dem abstract-kosmopolitischen Liberalismus so sehr abhanden gekommen war, daß Männer wie Rotteck zu den eifrigsten Gegnern des Zollvereins und

Digitized by Google

der preußischen Wehrverfassung gehörten. Aus diesem Grunde nannte List sein 1841 erschienenes Hauptwerk das „nationale System der politischen Oekonomie", mit dem Motto: Et la patrie et l'humanité (schon 1827 dessen amerikanischen Vorläufer: Outlines of American political economy); obwol eigentlich schon die herkömmlichen Ausdrücke „Nationalökonomie, politische Oekonomie ꝛc." immer auf diese Seite hätten aufmerksam erhalten sollen. Auch darin steht List höher, als der vulgäre Liberalismus seit Rousseau, daß er (wieder J. Möser und Ad. Müller nachfolgend, doch ohne die reactionäre Romantik des letztern) schon in seinem 1818 erschienenen Leitfaden der Staatskunde Württembergs mit größtem Eifer die Gemeindeselbständigkeit verfocht; da alle Staatssouveränetät und Centralisirung ohne Freiheit der Corporationen „ein französisches Hirngespinnst sei, entweder eine Freiheitsfaselei, oder ein Attentat morgenländischen Despotismus einzuführen".

List war ferner (wie Ad. Müller) ein Hauptbekämpfer jener materialistischen Richtung, welche sich gewöhnlich mit der Ueberschätzung des Individuums und Augenblickes verbindet. Gegen Ad. Smiths Lehre von der Unproductivität aller persönlichen Dienste ruft er aus: „Wer Schweine erzieht, ist ein productives, wer Menschen erzieht, ein unproductives Mitglied der Gesellschaft!" In seiner Vertheidigung der Schutzzölle als Erziehungsmaßregel wird dem gewöhnlichsten Einwurfe der Freihändler, welche den Zoll darum tadelten, weil er das Volk hindert, an der wohlfeilsten Stelle einzukaufen, die „Theorie der productiven Kräfte" entgegengehalten. Auch bei der Erziehung unserer Kinder opfern wir ja unbedenklich Tauschwerthe, um productive Kräfte auszubilden. Bei allen volkswirthschaftlichen Fragen kommt es nicht sowol auf die nächsten Erfolge an, sondern darauf, „wie man den tüchtigsten, ehrenhaftesten Bürger, den besten, dauerhaftesten Staat und die mächtigste, angesehenste Nation producire. Man muß hier, will man nicht vor den folgenden Generationen zu Schanden werden, immer den höchsten Standpunkt einnehmen." Sehr schön betont List, wie die Individuen den größten Theil ihrer productiven Kraft aus den gesellschaftlichen Einrichtungen und Zuständen schöpfen; wie man daher (ähnlich schon früher Ad. Müller) z. B. das Christenthum, die Abschaffung der Sklaverei, die Erblichkeit des Thrones, die Gewissensfreiheit zum geistigen Capital eines Volkes rechnen könne.

Endlich hat List in bedeutsamster Weise die geschichtliche Methode der Nationalökonomik befördert: auf diesem Wege ein Nachfolger J. Mösers; wie er denn sicher nicht ohne Bewußtsein manchen wichtigen Aufsatz mit dem Pseudonym „J. Möser" unterzeichnete. So hat er auch lange den Plan einer historischen Encyklopädie mit sich herumgetragen, worin die Geschichte der Hauptvölker aus wirthschaftlichem Gesichtspunkte behandelt werden sollte. Selbst die Landwirthschaft suchte er historisch aufzufassen; die schöne Abhandlung: „Ackerverfassung, Zwergwirthschaft

Digitized by Google

und Auswanderung" (1842) zeigt, daß, wie bei der Staatsverfassung, so auch bei der Ackerverfassung ganz besonders die Culturstufe des jeweiligen Volkes zu berücksichtigen ist. Namentlich sei das dörfliche Zusammenwohnen der Landleute und die mit diesem verbundene Zerstreuung ihrer Grundstücke über die ganze Feldmark für die Anfänge der Civilisation sehr heilsam gewesen, neuerdings aber, was Vernunft und Wohlthat war, Unsinn und Plage geworden. Viel wichtiger noch ist die Lehre Lists von der normalen Entwickelung der Völker durch fünf aufeinander folgende Stufen hindurch: Jägerleben; Hirtenleben; Ackerbau, dessen Landrente die Gründung von Städten und Manufacturen erst möglich macht; Agricultur-Manufacturperiode; Agricultur-Manufactur-Handelsperiode, welche der vollen Reife entspricht, bis jetzt aber nur eigentlich in England recht durchgedrungen ist. Die von List so oft gezogene Parallele zwischen dem gebundenen, isolirenden, fortschrittlosen Schlendrian des bloßen Ackerbaues und der tausendfältig verknüpfenden, befreienden, spornenden Regsamkeit der Industrie gehört sicher zu dem Geistreichsten, was die neuere Nationalökonomik geschrieben hat; obwol nicht zu leugnen, daß hierbei oft mit entschiedener Einseitigkeit der Gewerbsfleiß und die höhere volkswirthschaftliche Cultur überhaupt verwechselt worden. So z. B. übersieht List, wie doch selbst in England die See- und Colonialmacht, auch die Literaturblüthe bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts der Fabrikentwickelung mehr vorausgegangen als nachgefolgt sind.

Ueberhaupt darf man nicht sagen, daß List eine dieser Richtungen in ganz musterhafter Weise durchgeführt hätte. Seine Geschichtskunde, selten aus der eigentlichen Quelle geschöpft und deshalb unzuverlässig, hat viele Lücken und wird von ihm oft zu voreiligen, halbwahren, tendenziösen Schlüssen benutzt. Dabei ist er durchaus kein systematischer Kopf. Seine meisten größeren Schriften sind nicht blos durch Zeitungsartikel vorbereitet, sondern oft geradezu aus Zeitungsartikeln zusammengesetzt und tragen nur allzu deutlich den Stempel dieses Ursprunges. Daher seine häufigen Wiederholungen, gleichsam Variationen desselben Themas, seine Uebertreibungen, das einseitige Hervorheben der gerade zunächst vorliegenden Frage, wodurch natürlich viele Widersprüche entstehen, die aber von hundert Lesern kaum Einer merkt. Weiterhin die bei Praktikern so häufige Ueberschätzung einzelner Staatsmaßregeln, wo man das, was höchstens Förderungsmittel, oft nur Symptom ist, für die Hauptursache erklärt, um es erfolgreicher beantragen zu können. List hat dies namentlich bei den Schutzzöllen gethan, was ihm sehr unverdienter, aber doch begreiflicher Maßen den Ruf zugezogen hat, ein Wiederaufwärmer des alten Mercantilsystems zu sein. So heißt z. B. die deutsche Industrie bei ihm wol ein erst 15 Jahre altes Kind. In dem „zur Manufacturindustrie wenig berufenen" Rußland hat das Prohibitivsystem binnen wenig Jahren „Nationalprosperität" bewirkt. Wenn die Nordamerikaner ihren Zollschutz aufgeben

Digitized by Google

wollen, so „thun sie besser, sobald als möglich in die englische Colonial-abhängigkeit zurückzukehren". Endlich gehört noch hierher die nicht selten höchst ungerechte Polemik, welche List gegen „die Schule" übt, ein mystisches Wesen, das für alle, von einzelnen Volkswirthen seit Ad. Smith begangenen Irrthümer solidarisch verantwortlich gemacht wird, ohne ihm selbst die weitest verbreiteten Berichtigungen irgendwie zu Gute zu rechnen. — Aber trotz alledem zähle ich doch List auch theoretisch zu Deutschlands verdientesten Nationalökonomen, indem er nicht blos mehrere wichtige Einzellehren bedeutend verbessert hat, wie namentlich die Lehre von der Capitalbildung, vom wechselseitigen Einflusse der Hauptzweige der Volkswirthschaft, von der relativen Berechtigung der verschiedenen handelspolitischen Systeme, von der internationalen Handelsbilanz ꝛc., sondern mehr noch durch den frisch und freudig praktischen Aufschwung im Allgemeinen, den er einer Wissenschaft zu geben wußte, welche gerade damals unter der Hand von Ricardos Nachfolgern zu einer völligen Scholastik auszuarten drohte.

Ungleich höher jedoch müssen wir die Verdienste von List um die Praxis anschlagen. Fast alle vorhin erwähnten Eigenthümlichkeiten seiner schriftstellerischen Thätigkeit, die, wissenschaftlich an sich betrachtet, Mängel sind, haben seinen praktischen Einfluß gesteigert. Es sind eben die Eigenthümlichkeiten des Geister anregenden und beherrschenden Volksredners! List war in der That einer der größten Journalisten, die je gelebt haben: der Einfluß auf die öffentliche Meinung in politischen und ökonomischen Fragen, den er durch seine Aufsätze in den Cotta'schen Zeitschriften übte (Allgemeine Zeitung seit 1837, Deutsche Vierteljahrsschrift seit 1840, Zollvereinsblatt seit 1843), ganz wohl mit dem ästhetischen Einflusse von Lessings Dramaturgie zu vergleichen. „Sollen in Deutschland die Nationalinteressen durch die Theorie der politischen Oekonomie gefördert werden, so muß sie aus den Studierstuben der Gelehrten, von den Kathedern der Professoren, aus den Cabineten der hohen Staatsbeamten in die Comptoire der Fabrikanten, Großhändler, Schiffsrheder, Bankiers, in die Bureaux aller öffentlichen Beamten und Sachwalter, in die Wohnungen der Gutsbesitzer, vorzüglich aber in die Kammern der Landstände herabsteigen, mit Einem Wort, sie muß Gemeingut aller Gebildeten in der Nation werden." List hat dies in der That verwirklicht: er unstreitig einer der Ersten, die ohne Staatsamt, ohne Landtagssitz, blos durch schriftstellerische Thätigkeit einen großen Einfluß auf die Staatsverhältnisse Deutschlands errangen. Schon das muß ihm als ein großes Verdienst nachgerühmt werden, daß er in dem, bis dahin wenigstens, viel zu unparteilichen Deutschland der erste Begründer volkswirthschaftlicher Parteiung gewesen ist. Denn der Kampf, zumal der mit friedlichen Mitteln, wenn zugleich beide Theile das Vaterland lieben, pflegt productiver zu sein, als die gegensatzlose Gleichgültigkeit.

Digitized by Google

Die Politik hat List wiederholentlich als „Wissenschaft der Zukunft" bezeichnet. So viel sich gegen diese Auffassung von Seiten der wissenschaftlichen Terminologie einwenden läßt, so charakteristisch ist sie für ihn selbst. List war durch und durch Prophet*), und zwar in dem schönen Sinne, daß er eine bessere Zukunft nicht blos voraussagte, sondern auch selbst unermüdlich, bald durch freimüthigen Tadel, bald durch freudige Aufmunterung seines Volkes herbeiführen half. So hat er die Abschwächung des Feudalismus und der Bureaukratie, die Zunahme des gewerbfleißigen Mittelstandes, die Macht der öffentlichen Meinung, zumal der Presse, vorausgesagt und befördert. Indessen, wie oben erwähnt, die drei Hauptgebiete seines Prophetenberufes waren das deutsche Eisenbahnsystem, der deutsche Zollverein und, auf beide gestützt, die nationale Einheit und Macht von Deutschland.

Wie richtig List in Betreff der Eisenbahnen urtheilte, zeigt seine, 1833 erschienene, Flugschrift: „Ueber ein sächsisches Eisenbahnsystem als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems, und insbesondere über die Anlegung einer Eisenbahn von Leipzig nach Dresden." Hier stehen auf einem Kärtchen als künftige Linien verzeichnet: die von Basel nach Frankfurt a. M., von Frankfurt nach Kassel, Hannover, Bremen, sowie nach Gotha, Leipzig, Berlin; von Berlin über Magdeburg, Hannover, Minden nach Köln, andererseits nach Hamburg, Pommern, Schlesien und Westpreußen; von Leipzig nach Dresden und Prag, nach Berlin, nach Magdeburg, andererseits nach Zwickau und Chemnitz, sodann über Bamberg, Nürnberg nach München und über Augsburg nach Lindau. Endlich noch Querbahnen von Augsburg über Stuttgart nach Karlsruhe und von Lübeck über Hamburg nach Bremen. Es hat bekanntlich nur wenig Jahre gebraucht, um alle diese Bahnen zu vollenden, während damals die große Mehrzahl der Urtheilenden von Schwindelei redete, ja sogar die hervorragenden Leipziger Kaufleute, welche die Leipzig-Dresdener Bahn gründeten, immer besorgt waren, List möchte durch seine „phantastischen Uebertreibungen" der möglichen guten Sache schaden. Bereits 1829 hatte List übrigens in seiner Correspondenz mit Baader vorausgesagt, die Post zwischen England und Ostindien werde ihren Weg durch Deutschland nehmen. Er war in Eisenbahnsachen sogar seinem großen Zeitgenossen Nebenius entschieden voran: während dieser Letztere die Wirksamkeit einer projectirten Bahn nach dem bisherigen Verkehr zwischen ihren Endpunkten schätzte, zog List auch die ganz neuen Arbeitstheilungen und Vereinigungen, welche daraus hervorgehen würden, gehörig mit in Betracht.

Hinsichtlich des Zollvereins war das Verhältniß zwischen diesen

*) Natürlich, zumal bei seiner großen Lebhaftigkeit, nicht ohne einzelne irrige Prophezeiungen.

Digitized by Google

beiden ausgezeichneten Nationalökonomen ein umgekehrtes. Hatte Nebenius schon 1818 einen ganz klaren und detaillirt praktischen Plan ausgearbeitet, welchen hernach die Verfassung des Zollvereins in der Zeit von 1828 bis 1866 fast Punkt für Punkt verwirklichte, so konnte List noch 1819 nur die Einberufung eines Congresses von Kaufleuten und Fabrikanten empfehlen, um den Plan eines Bundeszollsystems zu entwerfen; ja, seine Denkschrift von 1820 schlug Verpachtung aller deutschen Zölle an eine Actiengesellschaft vor, welche den Regierungen ihren bisherigen Zollertrag verbürgen sollte! Dagegen hat er sich in seiner reifsten Periode seit 1837 ein großartiges Verdienst dadurch erworben, daß er die deutsche Nation, vornehmlich die spröden Süddeutschen, zu Gunsten des Zollvereins aufzuklären und zu erwärmen verstand. Wie hochnöthig das war, zeigt die Thatsache, daß nur so wenige mittel- und kleinstaatliche Regierungen dem Zollvereine beigetreten sind, ohne zuvor die lebhafteste Opposition ihrer Unterthanen überwinden zu müssen. Selbst in Leipzig, dieser deutschesten Stadt von Deutschland, haben noch im März 1833 die Stadtverordneten den Rath um eine Petition beim Landtage gegen Sachsens Beitritt gebeten! Aber List war unermüdlich, die verschiedenartigsten Einwürfe gegen den Zollanschluß an Preußen zu widerlegen. Wenn die Freihändler jede schutzbedürftige Industrien mit dem Namen „Treibhauspflanze" brandmarkten, so machte er dawider geltend, daß auch unsere Obstbäume, Weinstöcke, Hausthiere vorübergehend einer künstlichen Pflege bedürfen, und selbst die Menschen nicht völlig der Natur überlassen werden, sondern in den Treibhäusern der Kinderstube, Schule ꝛc. aufwachsen. „Soll der Förster zuwarten, bis der Wind im Laufe von Jahrhunderten den Samen aus einer Gegend in die andere trägt, und auf diese Art öde Haiden in dichte Wälder verwandelt werden?" Prahlten die Hanseaten mit ihrem Welthandel, der ohne Schutzsystem so groß geworden, so erinnert List sie daran, daß zwei Fregatten, die von Helgoland auslaufend sich an die Mündungen der Weser und Elbe legen, im Stande sind, dieses Werk eines Vierteljahrhunderts binnen 24 Stunden zu zerstören. Zugleich aber mahnt er die Binnendeutschen ebenso schalkhaft, wie mit tiefem Ernste an „die stärkende Kraft der Seebäder, wo die Nationen ihr Auge gewöhnen in weite Fernen zu sehen und sich jenen Philisterunrath abwaschen, der allem Nationalaufschwunge so schädlich ist. Das Salzwasser vertreibt ihnen die Titelluft, die Blähungen der Stubenphilosophie, die Kräze der Sentimentalität, die Lähmungen der Papierwirthschaft, die Verstopfungen der Pedanterie. Seefahrende Leute lachen über das Hunger- und Sparsystem am Boden kriechender Nationalökonomen, wohl wissend, daß die See an guten Dingen unerschöpflich ist, und daß man nur Muth und Kraft haben dürfe, sie zu holen." Warnten endlich die süddeutschen Liberalen vor dem preußischen Absolutismus und Büreaukratismus, so hegt List die tröstliche Ueberzeugung, daß sich der Zollverein bald parlamentarische Institutionen bilden, das früher so zer-

Digitized by Google

splitterte und darum kleinliche deutsche Landtagswesen mit einem großen, gesammtdeutschen Inhalte füllen, und dann aus ständisch beschickten Zollcongressen und preußischen Vereinigten Landtagen ein deutsches Parlament erstehen werde.

Selbst inmitten seiner so reich beglückten amerikanischen Thätigkeit „lag im Hintergrunde aller seiner Pläne Deutschland". (Worte aus Lists Tagebuche.) Heimgekehrt, „hatte er den Muth, an eine große Nationalzukunft zu glauben und in diesem Glauben vorwärts zu schreiten". Mit Zuversicht prophezeiete er (1846) „eine nahe politische Erhebung Deutschlands zu Gunsten nationaler Einheit und einer dieselbe sichernden nationalen Organisation". Ueber die Gestalt dieser letzteren wurde sich List allmählich so weit klar, daß er, wenn er die Bewegung von 1848 erlebt hätte, ohne Zweifel dem sog. Gagern'schen Programme beigetreten wäre: Zusammenfassung des übrigen Deutschlands unter Führung von Preußen, „weil Deutschland seine Wiedergeburt nur von Preußen zu erwarten hat", aber enges Bündniß dieses geeinigten Ganzen mit Oesterreich; wie er denn namentlich den Strom deutscher Auswanderung am liebsten zunächst nach Ungarn geleitet hätte. Dabei liegt ihm der Gedanke übertriebener Centralisation der deutschen Verhältnisse so fern, daß er z. B. räth, die auswärtige Handels- und Colonialpolitik des Zollvereins in Betreff der Donau und des Orients ebenso auf Bayern zu übertragen, wie in Betreff des Nordens und der überseeischen Länder auf Preußen. — Sehr oft mißverstanden ist die Stellung Lists zu England. Er bewundert dies Land, „das moralisch, religiös, intellectuell, mehr noch politisch und wirthschaftlich erste Land der Erde, ein Volk, das selbst an Sinn für Gerechtigkeit, Freiheit und Aufklärung nicht Seinesgleichen auf der Erde hat, das zugleich die Schlüssel zu allen Meeren erobert und allen Nationen eine Schildwache gestellt, alle Etappenplätze der Straßen nach Indien in Besitz genommen hat". Aber er bewundert es nicht mit der quietistischen Resignation, die in der romantischen Schule üblich war, sondern ähnlich, wie im 17. Jahrhundert Raleigh, Temple und Child die Niederlande bewunderten: also mit dem thatkräftigen Streben, sich von Englands Vormundschaft zu emancipiren, Englands Vorzüge sich anzueignen, schließlich aber auf dem Fuße der Gleichheit mit England warme Freundschaft zu halten. Dieser Hintergedanke wird sehr verstärkt durch die tiefe Abneigung Lists gegen Frankreich und Rußland, die in natürlicher Bundesgenossenschaft die Feinde germanischer Freiheit seien, weil sie beide das Bedürfniß haben, ihre eigene unzulängliche Nationalität durch Einverleibung germanischer Stämme zu vervollständigen. Namentlich gegen Rußland hegt List die stärkste Besorgniß und wahren Abscheu: er vergleicht es mit einem reißenden Thiere, das nur dann still liegt, wenn es entweder einen früheren Fraß verdaut, oder sich durch Schlaf wieder kräftigt, oder auf neue Beute lauert. Habe es durch ein sonderbares Naturspiel ein menschliches Haupt

Digitized by Google

bekommen, so werde es dadurch noch furchtbarer, weil es nun seinen thierischen Instinct mit um so größerer Consequenz, Verschlagenheit und scheinbarer Mäßigung verfolgen könne. — Ob sich Lists prophetischer Geist auch wol darin bewähren wird, daß ihm die künftig von der Türkenherrschaft befreiten Länder als das vornehmste Colonisationsgebiet der Deutschen vorschweben?

Der Prophetenberuf ist leider gewöhnlich mit dem Märtyrthume verbunden. So auch bei List. Wie er Amerika aus unbezwinglicher Sehnsucht nach dem Vaterlande verließ, mit der Ahnung, hier nichts weniger als sein Glück zu machen, so hat ihm später einmal der badische Minister Winter, dem List klagend seine für ganz Deutschland gebrachten Opfer aufzählte, mit bitterer Wahrheit erwiedert: „Da müssen Sie sich eben an ganz Deutschland halten"; ohne ihm doch sagen zu können, wo dieses zu finden sei! Halten wir jetzt um so mehr wenigstens sein Gedächtniß in Ehren!

III.

Die nachfolgenden Briefe bedürfen keines weitern Commentars. Es wäre in hohem Grade zu wünschen, daß die Aufnahme, welche sie beim deutschen Publikum finden, für die Hinterbliebenen Lists eine Ermuthigung würde, aus den Briefen und Tagebüchern ihres Vaters in passender Auswahl noch Weiteres mitzutheilen.

März 1825.

Liebste Caroline.

Ich schreibe Dir von Deutschland aus. Kaum hatte ich Dir geschrieben, daß ich unangefochten in Straßburg bleiben könne, als vom Minister in Paris ein Schreiben einlief, des Inhalts:

„Man solle machen, daß ich meine Reise nach Havre fortsetzte, mein Paß sei schon dahin geschickt, und weiterer Aufenthalt sei mir weder in Straßburg noch in Paris zu gestatten."

Ich suchte den Leuten meine Verhältnisse begreiflich zu machen, und daß ich nothwendig bis zum April zuwarten müsse, um meine Familie zu erwarten. Alles vergeblich! Ich erhielt dadurch nichts als Aufschub von einigen Tagen und mußte zuletzt doch auf das rechte Rheinufer, indem ich erklärte, daß ich Anfang April mit meiner Familie ohne Aufenthalt durch Frankreich reisen werde.

Du wirst in diesem Benehmen leicht die Hand der württembergischen Regierung und ihre edle Absicht erkennen. Man sagte mir auch unverhohlen auf der Polizei: für Frankreich sei ich nicht gefährlich; diese Verfügungen würden ohne Zweifel auf Requisition des württembergischen Ministers in Paris geschehen sein. Inzwischen bitte ich Dich, in Stuttgart von der Sache vor der Hand nichts verlauten zu lassen.

Digitized by Google

Somit wären mir auch alle Bedenklichkeiten über den Punkt unserer künftigen Niederlassung gehoben; es ist jetzt keine Wahl mehr zwischen Elsaß, Frankreich und Nord-Amerika; wir können dort nicht bleiben, und ich kann Dir frei gestehen, daß ich wahrscheinlich, wenn nicht der Himmel oder das Schicksal selbst entschieden hätte, noch lange geschwankt haben würde. Es schien mir schön, uns in der Nähe von Straßburg ein kleines Gütchen zu kaufen, von wo aus Karl die Universität besucht, und ich einige schriftstellerische Arbeiten unternommen haben würde. Es sind gegenwärtig mehrere feil, und auch mit Schreiben ließe sich etwas machen. Die Furcht vor Pfaffen, Jesuiten und Polizei hätte sich vielleicht nach und nach gelegt, wir hätten uns niedergelassen, und nachdem Alles schönstens eingerichtet gewesen wäre, etwa mitten im nächsten Winter, wäre vielleicht ein Gensdarm in unser Haus gekommen mit dem Befehl das Land zu räumen.

Wenn ich dieses bedenke, so danke ich Gott, daß es so gekommen ist. Wir haben keine Wahl mehr. Es mag uns gehen, wie es will, wir haben uns nichts vorzuwerfen. Die eiserne Nothwendigkeit gebietet.

Aber ich bin voll froher und freudiger Hoffnung, denn wie wenn der Himmel mir hätte einen Wink geben wollen, führte er mich nach Sontheim in's Wirthshaus. Erst da ich mit Herrn Pfarrer ein Glas Rothen getrunken, fiel mir bei, Herr Rösch, der Wirth, sei ja auch in Amerika gewesen. Der Mann hatte seit sechs Monaten das Fieber und gab kaum einen Laut von sich; da ich aber von Amerika anfing, belebte sich sein ganzes Wesen, und da ich ihm sagte, wir seien entschlossen, dahin zu ziehen, segnete er unsern Entschluß. Du weißt, daß er sechs Jahre dort war, daß er nur zurückkam, um sein Vermögen zu holen, daß er sich aber während seines Hierseins verheirathete, und nachher sein Weib nicht bewegen konnte, mit ihm zu ziehen. Jetzt hat er jedes Jahr 12 Monate Heimweh nach Nord-Amerika und so oft man mit ihm darüber zu sprechen anfängt, speit sein lieber Hausdrache (im Grunde, wie Du weißt, ein gutes Weib) Gift und Galle in der Furcht, er möchte ihr, ungeachtet sie sehr reich sind, einmal davon laufen. Daß er nur Heil und Segen prophezeit, kannst Du Dir vorstellen. Ich sprach mit ihm, über Alles, was Gott und Andere gegen das Land gesagt hatten, und er erklärte Alles für schändliche Lüge. Die Leute seien brav, arbeitsam, treu, menschenfreundlich. Er habe, sagte er, wenigstens 12 Monate im Lande gereist, und nie haben die Bauern, die ihn gastfrei an ihren reichbesetzten Tisch mitgenommen, ihm das Mindeste begehrt oder abgenommen. Mehr als einmal habe man ihm Capitalien vorstrecken wollen, um sich etabliren zu können und zwar aus bloßer Freundschaft. Solide Leute finden überall Unterstützung und Freunde. Dagegen aber werde das Land von europäischen Abenteurern so sehr überschwemmt, daß man die Leute erst als tüchtig kennen lernen wolle, bevor man sich ihnen anvertraue. Wir würden, davon sei er überzeugt, 10 Mal mehr Bildung und gute Eigenschaften

Digitized by Google

unter dem Mittelschlag der Bevölkerung dort finden als in Europa, und für einen Deutschen sei es weit angenehmer in Pennsylvanien wohnen als im Elsaß. Sitten, Sprache, Charakter, Gutmüthigkeit, Alles sei deutsch. „Und über den Werth der Freiheit könne nur der urtheilen (eigene Worte des Wirths in Sontheim), könne nur der urtheilen, der in diesem Land gewesen sei." Mit einem Wort, der Mann stärkte meinen Muth so, daß ich Alles, was uns inzwischen begegnet ist, für ein wahrhaftes Glück erachte. Madame Rösch trippelte hin und her vor Ungeduld über unser Gespräch, und als wir gingen, begleitete sie uns vor das Haus, wo sie mir sagte, sie nehme mir nicht übel, daß ich mich mit ihrem Mann über Amerika unterhalten habe, da wir selbst hingehen; aber sie besorge nur, wenn ich noch oft mit ihm darüber spräche, „möchte er ihr läufig werden" (davonlaufen). Der Pfarrer und ich lachten herzlich. Ich bin nun heute seelenvergnügt und bitte Dich, frohe Hoffnung zu fassen. Wir wollen jetzt weder rückwärts, noch seitwärts, sondern nur vorwärts blicken.

Tausend Grüße und Küsse unseren Lieben.

Ewig Dein

L.

Pforzheim, den 26. März 1825.

Liebes Mutterle.

Gestern habe ich endlich den Brief von Lafayette erhalten, er lautet herzlich, er läßt Dich und die Kinder grüßen, und freut sich sehr darauf, uns zu sehen. Sein Aufenthalt wird noch den ganzen Sommer dauern, wir werden also noch Zeit genug haben, von seinen Empfehlungen Nutzen zu ziehen. „Wären Sie mit mir gekommen, so würden Sie Theil genommen haben an all der Güte, die mir von der amerikanischen Nation erwiesen worden ist," schreibt er am Ende seines Briefes. Freilich jetzt wären wir außer Sorgen und säßen ruhig. Daran ist Herr J. S. schuld — doch da es nun einmal so ist, so wollen wir damit zufrieden sein, daß wir den Alten noch treffen, und daß er uns so wohl will.

Schreibe mir also nun, an welchem Tag Du abreisen willst. Wahrscheinlich am Mittwoch oder Donnerstag. Ich denke Du reisest dann in der Früh von Stuttgart ab, so daß Du am Mittag hier bist. Hier bleiben wir noch einen oder zwei Tage, um Alles noch gehörig zu besprechen. Von hier aus fährt uns der Herr D. bis an die französische Grenze.

Bekommst Du eine tüchtige Person — gut — bekommst Du keine, so mache Dir keine Sorgen. Sei nur gutes Muthes und halte von der Zukunft das Beste. Der Himmel ist uns günstig. Welches herrliche Wetter ist nur seit gestern! Wenn es so anhält, dann haben wir eine herrliche Reise.

Karl hat doch auch die Exemplare meines Prozesses eingepackt, die ich euch im Koffer übersandt habe.

Digitized by Google

Hier zu Lande wünscht mir Alles Glück zu unserm Vorhaben und bald entschlösse sich auch mein Wirth, Herr Dittler, ein ehemaliger badischer Landstand und ein sehr gescheuter Mann, mitzuziehen. Wir werden glücklich sein, wenn wir muthig unser Ziel verfolgen und der Himmel uns Allen Gesundheit gibt. Mir fehlt nichts, als daß ich euch bei mir habe, daher beeilt euch hierher zu kommen. Längstens bis Donnerstag hoffe ich euch zu sehen.

Germersheim, — April.

Freund.

Wir befinden uns seit acht Tagen hier, um unsere Pässe zu erwarten. Mit der morgenden Post, hoffe ich, sollen sie eintreffen; dann geht's ohne weiteren Aufenthalt über Metz und Paris nach Havre, wo wir uns mit dem am 25. dieses nach New-York abgehenden Paquetboot einzuschiffen gedenken.

Sie fragen, warum ich nicht in der Schweiz geblieben sei? Warum, nachdem ich den mir zuerkannten Arrest beinah erstanden, ich nicht lieber vollends ausharre und nicht ein ruhiges Leben im Vaterlande oder in einem benachbarten Staate einem mit Gefahren und unübersehbaren Beschwerden verbundenen Zug über das Weltmeer vorziehe?

Ich kann Ihnen hierauf nur diese Antwort geben: meine politischen und Privat-Verhältnisse nöthigen mich, Alles, was ich seit vier Jahren gethan und zu unternehmen im Begriff stand, im Stich zu lassen, und so wenig freiwillig verlasse ich mein Vaterland und Europa, daß ich Ihnen herzlich gern verspreche, nach Deutschland oder in einen benachbarten Staat zurückzukehren, sobald meine politischen und Privat-Verhältnisse eine solche Rückkehr räthlich und möglich machen. Sie müssen mir vor der Hand auf's Wort glauben, denn ich habe weder Muße, noch bin ich in der Stimmung, Ihnen in diesem Augenblick die Geschichte meiner Leiden mitzutheilen. Meine Ehre fordert ohnehin, daß ich vor das Publikum trete. Dann mögen Sie Alles bequem im Druck lesen. Freilich werden Sie sich noch einige Jahre gedulden müssen, denn eine Sache wie die meinige muß einige Zeit ruhig liegen bleiben, damit die Leidenschaften und Interessen sich zu Boden setzen und die Wahrheit sich .... Auch ist die gegenwärtige Zeit politischen Erörterungen nicht sonderlich günstig. Man sorgt jetzt, wo man nur hinsieht, für sein Auskommen, für die Verheirathung der Töchter und Anstellung der Söhne, für eigenes Emporkommen und für den Glanz der Familie. Wer für etwas Anderes gewirkt hat oder wirken will, ist in den Augen des Publikums ein Thor. Ich will dem Geist dieser Zeit nicht widerstreben.

Auch daß wir den rauhen Weg über Metz der sehr schönen Straße über Straßburg vorziehen, hat seine guten Gründe, die ich Ihnen jedoch gleichfalls nicht mittheilen kann. Ueberhaupt werde ich in diesem wie in

Digitized by Google

den folgenden Briefen mich aller Bemerkungen meiner politischen Verhältnisse und über die Politik Deutschlands enthalten. Ich wünsche dadurch nur meinen Freunden von meinem Leben und Weben Nachricht zu geben und dem nützlich zu werden, der nach mir diese Straße ziehen, oder welchem es darum zu thun ist, Aufklärung über das Land zu erhalten, in welches wir zu ziehen im Begriff stehen.

Alle Notizen, die ich vor meiner Abreise von unterrichteten Personen durch Briefe und durch Lesung der besten im Druck erschienenen Reisebeschreibungen sammelte, führten mich zu der Ueberzeugung, daß unter den bestehenden Verhältnissen für Personen, die im südlichen Deutschland leben, die Route über Havre de Grace nach den Vereinigten Staaten der über Holland weit vorzuziehen sei. Alle, die den Weg längs des Rheins, über Holland gemacht haben, klagen über Aufenthalt, große Kosten und Verdrüßlichkeiten, welche ihnen durch das Visitiren und Verzollen ihres Gepäckes und Visirung ihrer Pässe an den vielen Zoll-Stationen verursacht worden seien. In Holland oder Antwerpen angekommen, mußten die meisten Monate lang ihr Geld verzehren. Viele wurden vor ihrer Einschiffung auf verschiedene Weise betrogen. Alle klagten entweder über mangelhafte Beschaffenheit der Schiffe, oder über schlechte Bemannung derselben, oder über schlechte und grobe Behandlung, wenn sie nicht gerade das Glück hatten, ein amerikanisches Schiff zu treffen. Die meisten dieser Nachtheile fallen auf der Route über Havre weg. Hier hat man nur zwei Mal seine Effecten einer Revision zu unterwerfen, nur zwei Mal seinen Paß visitiren zu lassen, an der Eintrittsstation und vor der Einschiffung. In wenigen Stunden ist die Visitation vorüber und die Kosten sind unbedeutend. Wer die Diligencen nehmen kann und will, reist sehr schnell, bequem und wohlfeil (3 Tage und eine Nacht von Paris nach Havre). Von Straßburg nach Paris bezahlt man für den besten Platz im Fond 35 Francs, von Paris nach Havre 20 Francs. Der Platz im hintern Cabriolet kostet 15 Franken weniger, und der Platz auf der Imperial, der für junge Personen, die sich nichts daraus machen, im Freien zu fahren, angenehmer ist als das Innere, ungefähr die Hälfte. Ganze Familien können —, da mehrere Diligencen concurriren —, sich bessere Conditionen bedingen als einzelne Personen; es wird ihnen unter Anderem zugestanden, unterwegs zwei bis drei Mal Rasttag zu machen, mehr Gepäck mit sich zu nehmen als gewöhnlich erlaubt ist. In der Regel passiren auf die Person 40 Pfd. frei, das Uebrige bezahlt 15 Francs per Centner. Hat man mehr Gepäck als man auf der Diligence mit sich nehmen kann, so bringt man dasselbe mit den accélérés (Schnellfuhren) für ungefähr 8 Franken in 10 Tagen nach Havre. Da der Tag der Abfahrt der Paquetboote so bestimmt ist als die Abfahrtsstunde der Diligence, so kann man seine Reise so einrichten, daß man keine Stunde länger im Seehafen zu verweilen braucht, als eben nöthig ist, um sich

Digitized by Google

zur Einschiffung vorzubereiten. Es gehen monatlich außer den vielen Handelsschiffen drei Paquetboote von Havre nach New-York, die von der alten Linie am 25., die von der neuen am 1. und 15. Diese Paquetboote sind ganz vorzüglich gebaut, haben jeder Zeit vollständige Bemannung und die erfahrensten Capitaine, überflüssigen Vorrath an Proviant und Wasser; Bedienung und Verpflegung sind immer so gut als man sich zur See nur wünschen kann. Die Garantie all dieser Dinge liegt in der Natur des Instituts und in der Concurrenz. Ein Paquetboot ist eine Diligence und zugleich ein Gasthof zu Wasser. Sorgte der Wirth nicht für sichere Ueberfahrt, für anständige Behandlung und reichlichen Unterhalt seiner Gäste, so wird er bald dieselben Folgen verspüren, die eine schlechte Bedienung in den Gasthöfen zu Lande nach sich zieht; das heißt seine Kundschaft wird seinen Concurrenten zuströmen. Zu allen diesen Vortheilen kommt nun der bedeutendste, nämlich die weit kürzere Seefahrt und die weit geringere Seegefahr. Bekanntlich ist die Küstenfahrt mit ungleich mehr Schwierigkeiten und Gefahr verbunden als die Fahrt auf offener See. Man bezahlt von Amsterdam nach Havre ebenso viel Assecuranz-Geld, als von Havre nach New-York, woraus hervorgeht, daß die Seegefahr von Havre nach New-York nur halb so groß ist, als die von Amsterdam nach New-York. Auch ist bekannt, daß bei Stürmen und ungünstigen Winden die Schiffe oft Wochen lang im deutschen Meere und im Canal umher laviren, bevor sie das atlantische Meer erreichen, und daß nicht wenige Großbritannien umschiffen müssen.

Die Erfahrung wird nun lehren, in wie fern diese Ansichten richtig sind; für diejenigen, die nach mir diesen Weg nehmen, bemerke ich, daß man zur zollfreien Durchfuhr der Effecten einer besonderen Durchfuhr-Erlaubniß des Directors der Douanen in Paris bedarf. Man muß zu diesem Behuf eine kurze Bittschrift eingeben und derselben ein specificirtes Verzeichniß der Effecten beilegen, mit Bemerkung der Nummern der Kästen, Kisten und Ballots, worin sie enthalten und in derselben Ordnung, in welcher sie gepackt sind, weil der Visitator mit diesem Verzeichniß in der Hand die Visitation vornimmt. Am besten thut man, wenn man ein Speditionshaus in Straßburg mit Nachsuchung dieser Erlaubniß und mit Besorgung der Visitation und Spedition nach Havre beauftragt, wozu ich das Haus Otman Söhne in Straßburg empfehle. Nachdem die Erlaubniß von dem Douanen-Director in Paris zu Straßburg eingetroffen ist, welches ungefähr 10 Tage vom Tage der Absendung anstehen kann, darf man ruhig seine Straße ziehen. Das Speditionshaus besorgt die Visitation, Plombirung, Spedition durch die accélérés. Man kann alsdann 4 Tage (mit Inbegriff eines Rasttages) zur Reise nach Paris, 2—3 Tage zum Aufenthalt daselbst, 1 Tag zur Reise nach Havre und 5—6 Tage zur Vorbereitung der Einschiffung verwenden, bis die Effecten mit den accélérés in Havre ankommen. Auf diese Weise, wenn

Digitized by Google

man nämlich den Erlaubniß-Schein der Donane vor der Abreise betreibt, wird die ganze Reise von Straßburg bis zum Augenblick der Einschiffung in Havre nicht mehr als 14 Tage Zeit nehmen. Was mich betrifft, so haben die Umstände mich bewogen, meinen Wagen von Hanse mitzunehmen und damit die Reise bis Paris zu machen, wo ich suchen werde ihn zu verkaufen, um von dort die Diligence nehmen zu können. Leben Sie wohl.

Landstuhl.

Unsere Pässe sind nach langem Harren endlich bei uns eingetroffen. Es steht darin geschrieben, ich sei Willens, eine wissenschaftliche Reise nach den Vereinigten Staaten zu machen. Solchergestalt bin ich ermächtigt, auf meiner Reise unter Anderen auch wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen. Sie werden es mir daher zu gut halten, wenn ich hie und da etwas dergleichen mit einfließen lasse.

Außer unseren vier Kindern haben wir Niemand bei uns. Durch die Erfahrung Anderer belehrt, glaube ich, daß man nicht wohl thut, Gesinde mitzunehmen, da dasselbe in der Regel in seinen unvernünftigen Erwartungen getäuscht wird und sich wieder in die Heimat zurücksehnt, oder, mißmuthig über diese Täuschung, dem Dienstherrn das Leben verbittert. Zwar hatten wir uns anfänglich entschlossen, zur Besorgung der Kinder auf der Reise ein Mädchen mitzunehmen, und auf eine erlassene Aufforderung meldeten sich auch ihrer zu Dutzenden. Aber die Eine bedang sich die Kosten der Rückreise, wenn es ihr in Amerika nicht gefalle, die Andere wollte ihre Mutter oder ihren Liebhaber mitnehmen, die Dritte war zu jung, die Vierte zu alt, und so kam der Tag der Abreise heran, ohne daß wir die rechte Person gefunden hatten. Ich hoffe übrigens, es soll uns nicht gereuen, denn mit den Kosten der Ueberfahrt können wir dort zwei Jahre lang den höchsten Lohn zahlen.

Am 15. April mit Tagesanbruch zogen wir weiter, schwer bepackt hinten und vorn wie Auswanderer sind und im Leichenschritt, als fürchteten wir zu schnell die deutsche Grenze zu erreichen. Wir Eltern saßen in schweren Gedanken, heute sollten wir Deutschland verlassen und Alles, was uns lieb und theuer darin, vielleicht auf immer vermissen! Hinausziehen über das Weltmeer: vielleicht eines unserer Theuren in den Wellen begraben sehen; vielleicht wegsterben von ihnen, mit dem herzzermalmenden Schmerz, sie allein zurückzulassen im fremden Lande! So saßen wir da, jedes in seinen Schmerz versunken, keines wagend aufzublicken, aus Furcht, dem Andern sein Inneres zu verrathen. Da stimmten die Kinder das Lied an: „Auf, auf ihr Brüder und seid stark ꝛc. ꝛc.; wir ziehen über Land und Meer nach Nordamerika", und nun war es uns nicht möglich, unsern Schmerz länger zu verhalten. Mein theures Weib war die erste, die sich faßte: „Du hast Dir nichts vorzuwerfen, Du hast gehandelt wie ein Mann; wir ziehen nicht aus Muthwillen; fassen wir uns in Gottes

Digitized by Google

Namen; er hat es über uns verhängt, er wird uns beschützen; nun Kinder wollen wir mit singen." Es war einer der schönsten Frühlingsmorgen, die ich je gesehen; eben warf die Sonne ihre ersten Strahlen über die paradiesischen Gegenden der Pfalz. Der Anblick goß lindernden Balsam auf unsern Schmerz und bald sangen wir mit fröhlicher Stimme alle Lieder, die wir von Schiller wußten und zuletzt Uhland's „So muß ich denn die Stadt verlassen" ꝛc. ꝛc. Die Leute, die uns begegneten, mußten uns eher für die Familie eines zu höheren Würden gelangten bayrischen Siegelmäßigen halten als für vertriebene Auswanderer.

Die untere Pfalz ist ein herrliches deutsches Revier an Land und Leuten. Die Natur gibt Alles in Ueberfluß, was der Mensch bedarf, besonders Wein, diese Gottesgabe, die so sehr das gesellige Leben verschönert und die Kraft des Menschen erhält. Auch dies ist ein Segen des Landes, daß seine Qualität die goldene Mittelstraße hält, denn wäre er um weniges köstlicher als er ist, das Volk würde ihn nur bauen, um ihn auf die Tafeln der Großen dieser Erde zu liefern. So aber fließt er in das Blut derer, die ihn pflegen, gibt er denen, die ihn im Schweiß ihres Angesichts bauen, fröhliche Stunden, erleichtert er ihre Arbeit und gewährt ihnen jene Schnellkraft des Körpers und jene Lebendigkeit des Geistes, die sie so sehr von der großen Masse der Bayerlandsbewohner auszeichnet. Neben dem Huhn Heinrichs IV. möchte ich auch einen Krug rheinischen Weins stehen sehen.

Die Pfalz diesseits des Rheins gehört zu jenen deutschen Ländern, die beinahe ein Menschenalter hindurch den politischen Unterricht der Franzosen genossen haben. Man thut diesen Ländern und dem Elsaß Unrecht, wenn man sie der Undeutschheit und der Anhänglichkeit an Frankreich bezüchtigt. Man ist hier gut deutsch; und der König Max ist so beliebt als in irgend einem andern Theil seiner Staaten. Aber man hat in der französischen Schule die Vorzüge gewisser politischer Institutionen kennen gelernt, man hat die Vortheile, welche die Vereinigung mit einem großen procedirten Ganzen gewährt, lange Zeit empfunden. Welcher Vernünftige möchte von vernünftigen, gesunden Menschen begehren, zu vergessen, was man gefühlt und gelernt hat.

Es gibt wol keine Gegend in Deutschland, von wo man besser begriffen hätte, in welchem Geist ich früher wirkte. Wir fanden daher überall, wo wir hinkamen, die herzlichste Theilnahme. Ich erinnerte mich auf jeder Station an alte Bekannte und Freunde, die ich begierig aufsuchte, stets fürchtend, dieser sei der letzte, den ich aus der Zeit schöner Hoffnungen sehen würde, und nie verließen wir die Stadt ohne einen Freund an der Seite. Wir konnten nicht mehr singen: „Es gibt uns Niemand das Geleit." Als ich auf der Straße von Landau nach Neustadt, neben dem Wagen hergehend, mich mit einem des Wegs ziehenden Landmann über den Zustand des Rheinkreises unterhielt, begegnete uns ein kahlköpfiger

Digitized by Google

Greis mit schneeweißem Bart und von ganz ungewöhnlicher Leibesgröße. Man sah noch an dem schulgerechten Schritt, daß er einst in Reih und Glied marschirt war. Ich bezeigte meinem Begleiter meine Verwunderung über die ungewöhnliche Gestalt. „Es ist einer von den Enakskindern aus Pirmasens," bemerkte dieser. Auf die Frage, was er darunter verstehe, erhielt ich folgende Erläuterung: Der ehemalige Landgraf von Hessen-Darmstadt und Graf Hanau und Lichtenberg, zu Pirmasens residirend, ein jagdlustiger und soldatenliebender Herr, setzte im Geist jener Zeit eine Ehre darein, nicht sowol viele, als vielmehr ungewöhnlich lange Soldaten zu haben, und da er übrigens sehr zurückgezogen auf seinem Landschlosse in Pirmasens lebte, konnte er viel Geld und Zeit auf diese Liebhaberei verwenden. Er brachte daher aus allen Weltgegenden eine Sammlung von mehreren Hunderten der allerlängsten menschlichen Exemplare zusammen, und um sich diese Race zu sichern und sie möglichst zu vermehren und zu verlängern, suchte er sich Mädchen von gleicher Größe zu verschaffen, die er mit den Riesen vermählte. Jedem Paar ward Wohnung und Land in der Nähe des Schlosses angewiesen. Durch die Revolution kam Pirmasens an Frankreich, die Riesencolonie blieb und die zweite Generation der Goliathe von Pirmasens steht eben jetzt in ihrer schönsten Blüthe, der ersten an Länge des Leibes nichts nachgebend. Man pflegt sie im Rheinkreis nur die Enakskinder von Pirmasens zu nennen. Sie sind allerwärts sehr bekannt, indem sie in Ermangelung der Löhnung mit Fabrikation von Kochlöffeln, Scheerenschleifen ꝛc. ihr Leben zu gewinnen suchen. Wie doch die Zeiten sich ändern! Jetzt sammeln die Großen große Geister um sich her, statt großer Leiber.

In Kaiserslautern nahmen wir Post, um schneller vorwärts zu kommen. In diesen rauhen Gegenden hat einst Barbarossa viel gejagt, vielleicht auch regiert. Ich weiß nicht, ob noch Ruinen da sind, es blieb mir keine Zeit übrig, alte Mauern aufzusuchen. Aber auf dem Weg nach Landstuhl sprach ich viel mit Karl über die Hohenstaufen und ihr Streben. Ich konnte nicht unterlassen, den alten Rothbart einer scharfen Censur zu unterwerfen, die wol, sechshundert Jahre früher in dieser Gegend ausgesprochen, nicht ohne mißliebige Maßregeln geblieben wäre, mit dem Kanzleiherrn zu reden. Schwabe und Deutscher mit Leib und Seele und noch dazu geborner reichsfreier Bürger, fühle ich etwas Besonderes in meiner Brust sich regen, sagte ich, wenn ich das Haus Hohenstaufen nennen höre. Aber mein Kopf rebellirt jeder Zeit gegen solche Gefühle und räsonnirt das reichsbürgerliche Herz nieder. Was ist denn mit all dieser Kraft, die von den Mittelalterthümlern mit so großer Emphase gepriesen wird, von den Hohenstaufen zu Stande gebracht worden, als der Untergang ihres Hauses und die Zertrümmerung des schwäbischen Volksstammes? Nicht eine einzige Institution ist von ihnen auf die Nachwelt gekommen, während sie das Reich in einer Zeit verwalteten, wo die rohe

Digitized by Google

Masse sich leicht jedem Druck des Bildners gefügt hätte. Man wende nicht ein, die Zeit sei für Institutionen nicht reif gewesen. Der große Alfred hatte schon dreihundert Jahre früher in England Ordnung und Recht durch einen lebendigen Organismus zu begründen gewußt. Die Hohenstaufen fanden schon einen schönen Grund zu Freiheit und Stärke des dritten Standes durch Heinrich den Vogler gelegt, dem man einzig das in der Folge so schön aufblühende Städtewesen zu verdanken hat. Wäre Friedrich I. ein eben so großer Geist als Haudegen gewesen, hätten schon die Umstände, womit seine Wahl begleitet war, ihm viel sagen müssen, da damals schon die mächtigsten Herzoge sich des Vorrechts der nachmaligen Kurfürsten anmaßten, und ein ernstes Streben, die Kaiserwürde seinem Hause für immer zu sichern, hätte nicht fehlen können, wenn er, was in der Natur der Sache lag, wozu Heinrich I. schon den Grund gelegt hatte und was alle nachfolgenden Kaiser gleichsam instinctmäßig, nie mit klarem Durchschauen der Verhältnisse, eben daher nie mit voller Consequenz thaten, durch Hebung und Vereinigung des dritten Standes die Beamten des Reichs im Zaume gehalten hätte. Dies hätte auf dem natürlichen Wege zu einer Verfassung geführt, wie sie sich in England ausgebildet hat. Statt aber im Geist des englischen Eduard durch weise Politik in der Heimat das Glück ihres Hauses und ihrer Nation zugleich zu gründen, wollten die Hohenstaufen, lieber in die Fußstapfen Ottos I. tretend, durch die Schärfe des Schwerts im Ausland Macht erringen und verbrachten ihr Leben damit, in Italien dasselbe Element als Tyrann zu bekämpfen, dessen Pflegung zu Hause sie groß und glücklich gemacht hätte. Statt sich im Herzen Deutschlands rnud um die Burg her zu vergrößern, von der ihr Geschlecht den Namen trug, suchten sie das Heil ihres Hauses in Neapel und impften ihm so fremdes Blut und fremde Interessen ein, wodnrch jener unselige Streit mit den Päpsten entstand, der mit ihrem Fall und mit der Auflösung des Herzogthums Schwaben endigte. Der große Geist Friedrich II. konnte schon nicht mehr anders. Welcher Geist! Und mit solchem Geiste, was hätte er vollbringen können, wäre er nicht in falscher Lage!

Sie lächeln über mein Räsonnement; ich selbst lächle darüber. Wir haben freilich jetzt gut sagen, wie die schwäbischen Kaiser Alles hätten machen sollen. Indessen ist und bleibt doch so viel ausgemacht, daß außer Heinrich I. kein nachfolgender Kaiser etwas Bleibendes für die Nation gethan hat. Denn daß sie mit dem Säbel in der Faust im Reich herumzogen, um Ruhe herzustellen, was die Geschichtschreiber von diesem und jenem zu rühmen pflegen, was ward Großes und Gutes dadurch gestiftet? Dem Landfrieden war lange Zeit auch nicht zu trauen, wie schon das Sprüchwort beweist, und als ihm zu trauen war, war der Wagen verführt. Es ist eine seltsame Bestimmung Deutschlands, daß es am Streben nach Beherrschung fremder Nationen immer die eigene Kraft verlieren soll.

Digitized by Google

Mit solchen Gedanken trennten wir uns von der letzten Hohenstaufischen Residenz. Bald darauf, als wir die schönen Ruinen der gewaltigen Burg Landstuhl zu Gesicht bekamen, kam Franz von Sickingen an die Reihe. Da den Unternehmungen dieses Haudegens keine große Idee zu Grunde lag, erlosch sein Dasein, wie das des Götz von Berlichingen und aller Haudegen jener Zeit, spurlos. Franz wollte offenbar, nachdem er den Geist der Reformation gefaßt hatte, sich ein geistliches Kurfürstenthum erobern und vielleicht gar sich auf den Stuhl des Reiches schwingen. Alles jedoch nur in Kraft seines Degens und seines Anhangs unter der pfälzischen und fränkischen Ritterschaft. Wäre der Streich gelungen, vielleicht hätte Deutschland ganz andere Tage gesehen, aber eine einzige Kanonenkugel machte einen Strich durch die ganze Rechnung. Wie ganz anders wäre die Sache gekommen, hätte Franz so viel Geist gehabt, eine große, ihm so nahe liegende Idee zur Welt zu bringen, als er Kraft und Muth besaß, sie durchzuführen. Dann hätte er in Fehden mit den Reichsstädten seine Kräfte nicht vergeudet und ohne Zweifel außer den Waffengenossen noch andere mächtige Hebel für seine Zwecke gefunden. Wäre auch die verhängnißvolle Kanonenkugel nicht ausgeblieben, so hätte seine Partei in demselben Moment ein anderes Oberhaupt gefunden und Sickingens Werk wäre auf die Nachwelt gekommen.

Als wir an den schönen Ruinen vorüberfuhren, äußerte Karl den Wunsch, sie zu besuchen, mit dem etwas wehmüthigen Beisatz: „ich werde in der neuen Welt keine Ruine mehr sehen —". „Dort wird der Geist, statt mit Rückblicken auf eine wenig erfreuliche Vergangenheit, sich an dem regen Leben der Gegenwart und an Bildern der Zukunft ergötzen," erwiderte ich, „wir haben keine Zeit zu verlieren, um heute noch über die Grenze zu kommen." Kaum hatten wir jedoch das Städtchen Landstuhl hinter uns, als unser Wagen brach. Glücklicherweise wurden wir ganz sanft zur Erde niedergesetzt. Menschen und Sachen erlitten nicht die geringste Beschädigung. Die Untersuchung ergab, zwei Wagenräder seien gebrochen. Es war in der That, was die Franzosen, die deutsche Genügsamkeit und Geduld so treffend bezeichnend, une fortune Allemande nennen. Wie leicht hätten wir noch weit mehr brechen können! Indessen mußten wir, um das Zerbrochene zu repariren, heute Rasttag hier machen, was uns ärgerlich war; denn um bis zum 25. dieses uns in Havre einschiffen zu können, und doch noch einige Tage für Paris zu erübrigen, dürfen wir keine Zeit verlieren. Der Gedanke aber, daß wir nun einen Tag länger in Deutschland bleiben würden, versöhnte uns mit dem kleinen Unfall und wir verfügten uns in ganz guter Laune in den benachbarten Gasthof. Hier stand in der Hausflur ein Herr, dessen gravitätische Haltung, majestätischer Blick auf den ersten Anblick amtliche Autorität verkündigte. Der Wohlgeborene empfing uns lachend und sagte: Ihre Räder waren schon halb gebrochen, als Sie hier vorüber fuhren; ich sah Ihnen nach,

Digitized by Google

bis sie brachen; es hat doch Niemand Schaden genommen? Welche Menschlichkeit! Ich gab dem Karaiben keine Antwort und verfügte mich auf das Zimmer, das der Wirth uns anwies. Wir hörten nachher, der menschenfreundliche Herr, der sich einen Spaß daraus machte, uns brechen zu sehen, sei ein Herr Commissarius aus Speier gewesen; ich frug aber nicht weiter, weder nach seinem Namen, noch nach der Art seiner Commission.

Morgen mit dem Frühesten gedenken wir aufzubrechen, im Fall unser Wagen heute Nacht hergestellt werden kann.

Metz.

Da unser Wagen am Morgen noch nicht fertig war, so beschlossen wir, die Ruinen der Burg zu sehen. Als wir unter diesen Trümmern verfallener Herrlichkeit wandelten, die wirklich sehenswerth sind, trafen wir auf einen Herrn, in dem wir auf den ersten Anblick einen alten Freund erkannten. Unsere beiderseitige Freude war nicht gering. Ich hatte schon darauf verzichtet, noch einen Freund zu sehen. Herr F. half uns treulich zu unserem Weiterkommen und versorgte uns mit Empfehlungsbriefen nach Metz, die uns abgingen, weil wir anfänglich über Straßburg zu gehen vorhatten. Es war uns eine gute Vorbedeutung, so unverhofft noch an der Grenze von Freundeshand unterstützt zu werden.

Auf der folgenden Station hatte ich aber noch eine bittere Pille einzunehmen. Auf dem Tische des Postmeisters fand ich einen Supplementband des Conversations-Lexikons, der mir zuvor nie zu Gesicht gekommen war. Das Erste, was mir beim Aufschlagen desselben in's Gesicht fiel, war der Artikel Handels-Verein. Dieser Artikel scheint von einem Manne geschrieben zu sein, der zwar durchaus in die Verhältnisse des Handels-Vereins eingeweiht ist, aber in der That auf die ungerechteste Weise mir Alles nimmt, um Herrn Miller von Immenstadt und Anderen Alles zu geben. Herr Elch aus Kaufbeuren wird fälschlich der Stifter des Vereins genannt. Herr Elch und andere angesehene Fabrikanten und Kaufleute hatten nur die Absicht, eine Eingabe an die Bundes-Versammlung um Aufhebung der Zölle zu richten. Als ich den Entwurf davon zu Gesicht bekam, sagte ich, dies sei nicht umfassend genug dargestellt, und ein solcher Schritt würde auf jeden Fall nur eine vorübergehende Verhandlung des Bundestags zur Folge haben: diese Schlagbäume werden nicht auf einen Streich fallen. Ich gab ihnen hierauf meine Ansichten über die Grundsätze, worauf die Eingabe zu stellen wäre, über einen zu stiftenden Verein, und wie die Geschäfte desselben betrieben werden sollen. Sie fanden Beifall und hatten die Stiftung des Vereins zur Folge. Im Anfang schon wurde gefühlt, daß ein Kaufmann oder Fabrikant von der ersten Qualität an die Spitze gestellt werden sollte, um dem Unternehmen bei dem Handels- und Fabrikantenstand sowol als bei den Regierungen

Digitized by Google

den nöthigen Credit zu geben. Mehrere wurden in Vorschlag gebracht und Mehreren ward auch der Antrag gemacht, aber es fand sich Keiner, der ihn angenommen hätte. Im Anfang schon opferte ich dieser Sache meine Stelle und schoß zur Bestreitung der Reisen eine bedeutende Geldsumme vor, wovon der Artikel ebenso wenig Erwähnung thut, als er meinen Arbeiten und meiner Geschäftsführung Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Von meinen Eingaben in Wien und den Widerlegungen unserer Gegner sagt er nichts. Er begnügt sich, das Publikum merken zu lassen, mein Feuer habe der Sache derb geschadet.

Dieses Feuer, wie der Artikel es nennt, war aber eben die Ursache, daß das Unternehmen so schnell vorwärts ging. Wie könnte man denn in Wien anders wirken, als durch Eingaben und Vorstellungen? Was ist an denen zu tadeln, die ich übergab? Konnte man im Ernst erwarten, die großen Mächte würden durch die Negotiationen eines Privatmannes von ihrem politischen System abzubringen sein? Und war das Resultat des Congresses in Wien nicht entsprechend genug? Herr Miller kam erst beim Zusammentritt in Darmstadt zur Mitwirkung, und zwar auf meinen Vorschlag, weil ich aus den mir eingeschickten Arbeiten ersah, daß er in die Geheimnisse des Douanen-Wesens eingeweiht sei. Sein Wirkungskreis blieb fortwährend dem meinigen untergeordnet; wie er denn mir von Woche zu Woche Bericht von Allem gab, was während meiner Abwesenheit in Darmstadt vorfiel, bis zu dem Zeitpunkt, wo ich in jenen bekannten Prozeß verwickelt wurde, der mich bewog, um durch meine weitere Einmischung der Sache nicht zu schaden, die Geschäftsführung des Handels-Vereins vor der Hand stillschweigend aufzugeben. Ich will dem Herrn Miller in seinem Verdienste um diese Sache, die inzwischen, so viel ich weiß, seit meinem Abtritt um nicht viel weiter vorgerückt ist, nichts abbrechen. Aber ich müßte mich in der Bescheidenheit des Herrn Miller trügen, wenn ihn das übergroße, zum Theil auf meine Kosten ertheilte Lob bei Lesung dieses Artikels nicht schamroth gemacht hätte. Ich müßte mich in seinem Rechtssinn trügen, wenn er sich nicht verpflichtet fühlte, der Redaction des Conversations-Lexikons zur Benutzung für die folgende Ausgabe eine Berichtigung dieses Artikels einzusenden. Erlaubt es mir noch die Zeit, so werde ich noch vor meiner Einschiffung meinen Freund Weber, dem jener Artikel volle Gerechtigkeit wiederfahren läßt, besonders dazu auffordern. Bei dieser Gelegenheit sah ich ein, daß ich nicht wohlgethan hatte, der Aufforderung des Herrn Brockhaus, als er während meines Aufenthalts in Straßburg durch Herrn v. H. Notizen über den Handels-Verein und meine politischen Verhältnisse von mir verlangte, nicht zu entsprechen. Einige Zeit nachher bedachte ich freilich, die Bearbeitung dieses Artikels könnte leicht einem Uebelwollenden zufallen, und ersuchte Herrn Brockhaus, mir den Artikel mitzutheilen. Es scheint, der Druck der Supplement-Bände sei damals schon zu weit vorgerückt gewesen, denn

Digitized by Google

ich erhielt keine Antwort auf dieses Schreiben. Sollte der Artikel über meine Person in gleichem Geiste verfaßt sein, so bin ich unter Anderen auch dazu verdammt, vor dem deutschen Publikum falsch angeklagt und vielleicht auch von ihm falsch gerichtet zu werden. Doch tröstet mich die Hoffnung, daß ungerechte Urtheile früher oder später berichtigt werden müssen.

Wir hatten anfänglich vor, über Zweibrücken zu fahren, um der Douane der preußischen Provinz auszuweichen. Da man uns sagte, die Straße dahin sei sehr unwegsam, so entschlossen wir uns zuletzt über Saarbrück zu gehen. Als wir diese preußische Stadt erreichten, war die Dämmerung schon angebrochen, dennoch entschlossen wir uns, noch heute Preußen zu verlassen und nach dem zwei Stunden entfernten Forbach zu gehen. Die fragliche Douane machte uns wenig Schwierigkeit. Artig, wie selbst die gemeinsten Franzosen sind, ersuchte uns der Douanier auszusteigen und unsere Koffer zu öffnen. Ein Frankenstück, das unter dem Schleier der Nacht in seine Hand glitt, verschaffte ihm die Ueberzeugung, daß nichts Verbotenes sich darin befinde, und uns den Vortheil, daß Alles in der Ordnung liegen blieb, wie es lag, und daß der gefällige Grenzhüter uns noch den Gasthof zeigte, wo wir eine artige Aufnahme und sehr gutes Nachtquartier fanden.

Reisende, die mit Postpferden durch Frankreich gehen, müssen in der Regel auf zwei Personen zwei Pferde, für jede weitere Person aber ein weiteres Pferd nehmen. Doch halten die Postmeister im Innern nicht streng auf diese Zahl, wenn man mit weniger auskommt. Ich suchte daher mit dem Postmeister in Forbach ein Abkommen zu treffen, er gab mir zwei Pferde und ich zahlte für $3\frac{1}{2}$, so kamen wir mit zwei Pferden bis nach Metz, nur hie und da verlangte man noch eine Zulage für ein weiteres Pferd. Bei der vollen Anzahl Pferde hätten wir nicht nur zwei Pferdegelder, sondern auch noch einen Postillon mehr bezahlen müssen.

Bis St. Avold spricht man deutsch und französisch unter einander und keines gut, in Courcelles aber ist man schon ganz französisch. Wir hielten uns heute wenig auf und sahen daher schon bei guter Tageszeit die Thürme dieser alten und mächtigen Reichsstadt. Unterwegs hatten wir uns überzeugt, unser Wagen sei in Landstuhl nicht so hergestellt worden, daß er nicht noch einmal brechen könnte und wir beschlossen daher, ihn hier zu verkaufen und bis Paris die Diligence zu nehmen. Dies wird uns wol einige Tage Aufenthalt verursachen und mir Gelegenheit geben, Ihnen noch einmal von hier aus zu schreiben.

Metz, den 18. April 1825.

Herr J. hatte uns an den jungen S., seinen Landsmann, empfohlen, der die hiesigen Lehranstalten benutzt, um sich für seinen künftigen Beruf

Digitized by Google

als Kaufmann auszubilden. Dieser gebildete junge Mann suchte mit Aufopferung aller seiner Zeit uns den Aufenthalt hier so angenehm als möglich zu machen und gab sich alle Mühe, für meinen Wagen einen Käufer zu finden; da sich aber bis jetzt keiner zeigte, so habe ich ihn dem hiesigen Handlungshaus Chedun in Commission gegeben. Herr Chedun, den ich nicht kannte und dem ich auch nicht empfohlen war, hatte kaum von unserm Anliegen Kenntniß erhalten, als er sich meines Namens und meines Schicksals erinnernd, das ihm durch die französischen Blätter bekannt geworden war, mir auf die zuvorkommendste und theilnehmendste Weise seine Dienste in dieser und jeder andern Angelegenheit anbot. Ich werde mir heute meinen Paß auf der Polizei abholen und morgen mit der Diligence nach Paris abgehen.

Metz ist etwas kleiner als Straßburg, aber ungleich schöner und regelmäßiger gebaut, als ich je eine alte Stadt in Deutschland, Frankreich oder England gesehen habe. Alles verkündigt hier die einst mächtige Reichsstadt. Der Dom, ein prächtiges Denkmal altdeutscher Baukunst, ist nicht so groß als das Münster in Straßburg, aber nicht viel weniger imposant beim Eintritt. Man sieht hier noch eine Menge alter Denkmäler. Leider konnten wir die einzelnen Gegenstände nicht recht in Augenschein nehmen, da eben drei bis vier Priester an den verschiedenen Altären Messe lasen und überdies das wunderwirkende Muttergottesbild und der heilige Gilbertin von Andächtigen umlagert waren. Erstere sitzt in einer Kapelle, die, da Jeder, der vor ihr betet, eine Kerze darbringt, welche bis zum Verlöschen stehen bleibt, dem Kamin gleich sieht. Der heilige Gilbertin steht mitten im Dom. Er soll von Zeit zu Zeit die Augen verdrehen und in schweren Krankheitsfällen und Gebrechen Wunder wirken. Ihm werden keine Kerzen dargebracht, aber Krücken und andere umherhängende Zeichen beweisen seine Wunderkraft. Ein Blick auf die Versammlung überzeugte uns, daß bei weitem die Mehrzahl aus alten Frauen und Kindern bestand. Gewahrten wir hie und da einen Mann, so trug er fast immer ein blaues Band im Knopfloch. Beim Heraustreten auf den schönen Platz vor dem Dom eröffneten sich unseren Blicken zwei neue Schauspiele der Andacht: Ein Mann, etwas bunt gekleidet, verkündigte von einer Rednerbühne herab die Wunder des heiligen Grabtuches in Besançon, und versprach Allen, die die Beschreibung dieser Wunder für einen Sous kaufen würden, Befreiung vom Fegefeuer. Ich erstand auch ein solches Büchelchen und fand, daß der Mann noch mehr leistete als er versprach, denn der Eingang der Wunderbeschreibung besagt: Notre Saint Père le pape a accordé cent jours d'indulgence à tous ceux et celles qui diront sept fois le Pater et l'Ave en honneur du Saint Suaire. Et les sept premières fois qu'on les dira après s'être confessé et communié, on delivrera cinq âmes de ses amis des flammes du purgatoire à sa volonté. Auf einer andern Seite bot eine Frau,

Digitized by Google

gleichfalls von einer Tribüne herab, geweihte Ringe an, die gegen den Biß wüthender Hunde schützen sollten. St. Gilbertin, versicherte sie, habe solche mit seiner gnadenreichen hölzernen Hand selbst geweiht. Von wüthenden Hunden ist in dieser Jahreszeit wenig zu besorgen. Weihte doch der Heilige Ringe für die Bisse derer, von denen man jetzt gebissen wird! Neben dem Dom erhebt sich seit einigen Monaten der schöne bischöfliche Palast, den die Revolutions-Männer bis auf die Mauern zusammengerissen hatten, prächtiger als zuvor aus seinem Schutt. Ueberhaupt scheint es, als wolle die Geistlichkeit die Gemüther von Metz im Sturm erobern. Nicht nur befinden sich in der Stadt, wie man mich versichert, über 500 Geistliche stationirt; vor einigen Monaten kam auch noch eine Abtheilung der Missions-Gesellschaft in Paris hier an. Diese modernen Apostel gaben während ihres hiesigen Aufenthalts Schauspiele, die Alles übertrafen, was man bis jetzt von dergleichen gesehen hat. Nachdem sie auf dem Wall ein Kreuz aufgepflanzt hatten, zogen sie tagtäglich mit einer Armee alter Frauen, Kinder und öffentlicher Beamten in Reih und Glied in Züge und Bataillone abgetheilt, mit Vortragen von heiligen Bildern als Fahnen unter Pauken- und Trompetenschall und von Geistlichen wie von Offizieren befehligt aus der Stadt. Bei dem Kreuz angekommen stellte man sich im Quarrée auf und nachdem man durch Predigten und durch heilige Schauspiele erbaut war, ging es in derselben Ordnung in die Stadt zurück. Der letzte Aufzug, den die Missionaire vor einigen Tagen zum Abschied von der Stadt gaben, soll besonders eindrucksvoll gewesen sein. Einer der Missionaire spielte den Advocaten unseres Herrgotts, ein anderer den des Teufels. Sie stritten mit vieler Hitze über die Vorzüge ihrer beiderseitigen Principale und der Advocat der Hölle vertheidigte den Teufel, seinen Herrn mit so vieler Geschicklichkeit und spitzfindiger Dialektik, daß der Sieg ihm nicht hätte entgehen können, hätte nicht unser Herrgott zur großen Erbauung der Zuschauer durch sein Erscheinen in Person den Ausschlag gegeben und den Teufels-Advocaten zum Teufel gejagt. Sie fragen, was denn die Vernünftigen dazu sagen? Die Vernünftigen, mein Freund, sagen jetzt nichts — gar nichts — sie bemühen sich sogar ein Lächeln zu unterdrücken.

Nachdem wir die Stadt gesehen hatten, begab ich mich auf die Bibliothek, wo ich fand, was ich suchte, nämlich eine in französischer Sprache und in sechs Folio-Bänden von den Mönchen des hiesigen Benediktiner-Klosters verfaßte Geschichte von Metz und Lothringen vom Jahre 1775. Metz hat mit allen großen Reichsstädten, die früher Sitze von Bischöfen waren, dieselbe Geschichte gemein. Erst nach Aufleben des Handels und der Gewerbindustrie Kampf mit den Bischöfen unter Beistand des benachbarten Adels, der durch Geld und Ehrenstellen angereizt, in die Städte hereinzog, dann nach erlangter Unabhängigkeit allmähliche Unterdrückung durch den Adel, hierauf Kampf zwischen Patriziern und Plebejern

Digitized by Google

mit wechselndem Glück und verschiedenem Erfolg. Sie können sich vorstellen, daß, was die erste Periode dieser Geschichte betrifft, die Benediktiner ungefähr mit derselben Unbefangenheit des Geistes geschrieben haben, womit die meisten unserer „gebärdeten" Historiker ihre Special-Geschichte behandeln. Die zweite Periode hingegen ist ziemlich unparteiisch abgefaßt. Durch die Bedrückung des Adels, insbesondere durch ungewöhnliche Auflagen gereizt, warf die Bürgerschaft im Jahre 1405 durch Empörung das Joch des Adels ab und führte, nachdem sie denselben zum Theil verbannt, zum Theil in die Pfalz gefangen gesetzt hatte, ein demokratisches Regiment ein. Doch schon im Jahr 1406 fand der Adel Mittel, eine Gegenrevolution in's Werk zu setzen, welche zu befestigen er für nöthig hielt, eine bedeutende Anzahl der angesehensten und entschlossensten Bürger von einer Brücke herab, bis auf den heutigen Tag Todesbrücke genannt, in die Mosel zu stürzen. Die Benediktiner geben die Zahl derselben nur auf 30 an, während, wenn ich mich recht erinnere, Straßburger Chroniken sie auf 1500 setzen. Mit nicht weniger Unparteilichkeit erzählen die Mönche die Geschichte der Uebergabe dieser Stadt an die Krone Frankreich. Bekanntlich hat Heinrich II. im Einverständniß mit den protestantischen Fürsten Deutschlands Metz, Toul und Verdun durch Verrath eingenommen. In Metz hatte der Adel in der Hoffnung, seine Lage noch glänzender zu machen, sich insgeheim mit dem König verstanden, öffentlich aber und vor den Augen der Bürgerschaft sich angestellt, als wolle er die Selbständigkeit der Stadt bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen. Ja als der König mit seiner Armee schon vor den Thoren stand, ließ die Ritterschaft die versammelte Bürgerschaft noch feierlich schwören, für die Reichsfreiheit Gut und Leben zu opfern, versäumte aber alle Vertheidigungsmaßregeln dergestalt, daß der König die Stadt ohne Capitulation in die Hände bekam. Die guten Bürger hofften anfänglich, er werde sie mehr als verbündete oder schutzbefohlene, denn als unterthänige Stadt behandeln, auch ließ sie der König einige Tage lang auf ihrem Glauben. Als er aber das Terrain völlig kennen gelernt und sich der Stadt völlig versichert hatte, fing er erst damit an, das Zeughaus, damals eines der schönsten in Europa, zu leeren, und die Speicher der Stadt (man rechnete den Vorrath auf 34,000 Scheffel) ihrer Bürde zu entledigen; dann ersuchte er die Bürger, ihm ihre Waffen auszuliefern, hierauf besserte er die Verschanzungen aus und endigte damit, den alten Magistrat, der den unbedingten Eid der Treue zu leisten sich weigerte, abzusetzen und einen neuen gefälligeren zu ernennen; doch konnte der König mit aller seiner Macht nicht verhindern, daß, als er die Bürgerschaft versammelt hatte, um sich den Eid der Treue leisten zu lassen, diese in Masse erklärte, sie gehöre zum Reich und wolle beim Reich verbleiben. Eine alte in Versen abgefaßte Chronik der Stadt spricht sich über den Verrath des Adels auf folgende naive Weise aus:

Digitized by Google

Et firent à tous les bourgeois lever les mains
D'être fidèles et loyals messires
Et eux mêmes avaient fait la paction
Avec les français et la trahison.

Ich erkundigte mich nach den alten patrizischen Geschlechtern der Stadt und vernahm, nicht ein einziges habe sich bis auf unsere Zeit erhalten. Verdiente Strafe eines so schändlichen Verraths! Noch ein ganzes Jahrhundert lang hofften die guten Bürger auf Erlösung vom Reich, bis endlich der Westphälische Friede, der so Vieles begrub, auch ihre Hoffnungen zur Erde bestattete.

Die Geschichte von Metz gab mir Veranlassung, auf meinen alten Lieblingsgedanken zurückzukommen. Nachdem die Geschichte der fürstlichen und gräflichen Häuser in Deutschland so erschöpft ist, daß kaum noch etwas Erhebliches erforscht zu werden vermag, wollen unsere Geschichtschreiber anders nicht in die Gardinen- und Garderobe-Geheimnisse eindringen, will es mir erscheinen, als ob einem Mann von Geist noch eine schöne Aufgabe übrig geblieben wäre, nämlich die Darstellung der deutschen Volksgeschichte durch Zusammenstellung der großartigen Geschichte unserer Reichsstädte, in welchen Jahrhunderte lang ein so reges und kräftiges Volksleben geblüht hat, daß, hätte es einen Concentrationspunkt gefunden, Deutschland, nicht England in großartigem Handelsgeist, in kolossalen Industrie-Unternehmungen und politischen Institutionen den Nationen der Erde voranleuchten würde. Jegliche unserer Reichsstädte besitzt bereits entweder eine Geschichte oder doch eine vollständige Chronik. Diese Werke, wie sie sind, blos den Bewohnern der einzelnen Städte genießbar, sind vortreffliche Vorarbeiten einer für das größere deutsche Publikum geeigneten Zusammenstellung. Es sollte daher einem Unternehmen nicht schwer werden, sich die erforderlichen Materialien aus jeder Stadt zu verschaffen; und da ein mäßiger Band eine bedeutende Anzahl von Städten in sich fassen könnte, wenn anders die Redaction den leitenden Grundsatz, ein Volksbuch zu liefern, also nur den Gang der Geschichte im Großen zu verfolgen, die bedeutendsten Begebenheiten zu erwähnen, nur die merkwürdigsten Charaktere hervorzuheben, nicht aus dem Auge verlöre, so könnte einem solchen Werke ein bedeutender Absatz nicht entgehen. Vielleicht ist es Ihnen angenehm, aus den Chroniken von Straßburg das flüchtige Werk einiger müßigen Stunden während meines letzten Aufenthalts in dieser Stadt zu lesen. In der Folge erfuhr ich, Herr Anschläger, ein Lehrer von vielen Verdiensten daselbst, habe die Geschichte von Straßburg erst neuerlich bearbeitet; ich ward aber zur Abreise von dort genöthigt, ehe ich zum Besitz dieses Werkes gelangen konnte, was ich sehr bedauerte. Mit diesen sehr summarischen Auszügen beabsichtige ich übrigens nicht mehr und nicht weniger, als Ihnen zu zeigen, welches Interesse eine Ausstellung solcher Geschichts-Tableaux, die freilich mit größerem

Digitized by Google

Talent, als ich besitze, gezeichnet werden sollten, gewähren könnte. Zwanzig andere Reichsstädte haben entweder eine noch größere oder eine doch eben so große Geschichte aufzuweisen; und manche zweiten Ranges, die weder gedruckte Geschichte noch Chroniken besitzen, haben Thaten gethan, die eine Stelle in der Geschichte des gemeinsamen Vaterlandes erhielten, wären dem Geschichtschreiber die Quellen zugänglich gewesen. So hätte z. B. Herr Kohlrausch, hätte er nur eine kurze Geschichte der Reichsstadt Reutlingen, meiner Vaterstadt, vor sich gehabt, nicht vergessen, den Verrath zu strafen, den zwei Große aus Schwaben am König Friedrich begangen, indem sie inmitten in der Schlacht zu . . . . . übertraten, und den heldenmüthigen Widerstand zu loben, den die Reichsstädte Reutlingen und Ulm, aus reiner Liebe zu den Hohenstaufischen Bürgerkönigen, den Beschützern ihrer Freiheit, der vereinten Macht des Pfaffenkönigs entgegensetzten. Was soll denn überhaupt Geschichte, wenn sie Gewaltthaten nicht straft und Großthaten nicht hervorhebt? Aber freilich ist Historie einer von jenen Zweigen der Literatur, die, wenn sie nicht in Gottes freier Luft sprossen, ein gutes Theil Narrenfrüchte treiben und zwar nicht sonderlich nahrhafte, aber doch zierlich genug gestaltet, um kleinen und großen Kindern zum Spielzeug und Zeitvertreib zu dienen.

Paris.

Ich hoffe, mein Freund, Sie haben bereits die Langeweile verschmerzt, die ich Ihnen durch meine reichsstädtische Epistel verursachte. Es ist mir dieses reichsstädtische demokratische Politisiren landesangeboren, wie einem rheinischen Vogt-Junker das Hasenschießen oder einem alten gnädigen Junkherrn von Bern die Bärenliebe. Wie dieser sich ohne lebendige, fleischfressende Bären keinen Staat denken kann, so kann ich es nicht ohne Reichsstädte. Freilich sah ich, als ich meine politische Schule machte, wohl ein, die alten Reichsstädte seien entweder versteinert oder vermoost oder in ihrer Abgeschlossenheit von äußerer Lebensluft zur halben Mumie geworden. Aber die Grundidee blieb mir und ward in der That zum Fundament eines Gebäudes, das ich von politisch gebildeten Völkern verwirklicht sah, daß nämlich jede, selbst die unterste Particulargesellschaft in ihren Particularzwecken so gut frei und selbständig bestehen sollte, als das Ganze, und daß sie nur in höheren Zwecken einem höheren Organismus und höheren Gesetzen unterthänig sei, daß also den Abstufungen der Hierarchie in der Gesammtverwaltung die Aufstufungen des gesellschaftlichen Organismus correspondiren sollten.

In diesem Sinn wirkte ich auch unter dem Wangenheim'schen Ministerium für die Reform der Gemeinde- und Amtsverfassung in Württemberg. Die noch bestehenden Gemeindedeputirten sind ein Stück aus diesem Ganzen.

Danken Sie dem Himmel, daß mir nicht mehr Zeit zu Gebot steht,

Digitized by Google

sonst würde ich Sie ohne Gnade noch vor meiner Abreise aus Europa mit einer Schilderung der Verfassung meiner Reichsstadt foltern, die unter manchen kuriosen gothischen Schnörkeln ein äußerst schönes, zusammenhängendes und demokratisches Municipalgebäude darstellt, das sich durch fünfjahrhundertjährige Dauer erprobte. Doch sind Sie noch nicht ganz außer Gefahr. Vielleicht ehe Sie sich's versehen, überfalle ich Sie dereinst mit einer Beschreibung dieses Denkmals altdeutscher Staatsweisheit und Freiheitsliebe, das von den Schreibern des 19. Jahrhunderts in einem Tage zerstört ward, wie die Kunstwerke der Alten durch die Hand der Vandalen.

Ich komme auf unsere Reise zurück. Der Himmel gebe allen Deutschen, die nach mir über Metz nach Paris gehen, ebenso viel Gleichmuth, als ich mir durch einen vieljährigen Umgang mit dem Festungs-, Grenzbewachungs-, Criminal- und Polizei- und Paß-Visirungsbureau so vieler Länder erworben habe, um ohne Ungelegenheiten den Insolenzen des hiesigen Paßvisirers und den Niederträchtigkeiten des Inspectors der Inmelle-Diligence auszuweichen. Ich hatte beim Eingang in die Stadt meinen Paß abgegeben und dafür ein Zettelchen empfangen, worauf gedruckt stand, ich könne meinen Paß jeden Tag von Morgens 9 Uhr bis 3 Uhr auf dem Bureau der Polizei abholen. Da die Diligence Abends 6 Uhr abgeht, so begab ich mich, um ja meiner Sache gewiß zu sein, schon um 1 Uhr auf den Platz, wo ich eben recht kam, um zu hören, wie der Paßvisirer einem armen Reisenden mit zorniger Miene eine Vorlesung darüber hielt, daß die Polizei nicht um der Reisenden willen da sei, und wie es im höchsten Grade insolent sei, daß eine so unbedeutende Person, wie er, der Reisende, einem so vielfach wichtig beschäftigten Mann, wie er, der Paßvisirer, noch in einer so späten Stunde auf den Hals käme, wo er, der Paßvisirer, doch eben im Begriff gestanden sei, sein Bureau abzuschließen und seinen übrigen wichtigen Staatsgeschäften obzuliegen. Ob der Morgen denn nicht lange genug sei? U. s. w. Ich machte bescheiden Queue, mich hinter den soeben Abgekapitelten stellend, froh durch diesen Vormann vor den Blicken des Vielgestrengen geschützt zu sein, und der Dinge wartend, die da kommen sollten. Da ich aber das Unglück habe, von ansehnlichem Umfange zu sein, wie Sie wissen, und mein Vormann, ein hagerer leib- und wadenloser Franzose, mich nicht zur Hälfte zu decken vermochte, so bemerkte der Mann der öffentlichen Sicherheit bald den alemannischen Hintermann, und rief noch mehr erbost als zuvor: vous aussi, Monsieur, qui êtes-vous? In diesem entscheidenden Augenblick kam mir ein glücklicher Gedanke. In Haltung, Schritt, Miene und Ton so viel Autorität als mir nur immer möglich war zusammenfassend, trat ich vor den Gestrengen und sagte: Mein Herr, ich heiße so und so und auf hohe Veranlassung stehe ich im Begriff, eine literarische Reise durch Frankreich und andere Länder bis nach Nordamerika zu machen, in

Digitized by Google

der Absicht, die Gesetze und Institutionen der verschiedenen Länder, besonders auch das Justiz- und Polizeiwesen zu studiren und davon öffentlich Rechenschaft zu geben. Haben Sie in den Straßen von Paris je einen Grimassenschneider gesehen, wie er eben vom höchsten Heulen in's höchste Lachen ausbricht, so können Sie sich einen Begriff von der Veränderung machen, die in den Gesichtszügen des Polizeimannes vorging, als ein Blick in meinen Paß ihn von der Wahrheit meiner Worte überzeugte. Mit unbeschreiblicher Süßigkeit in Miene und Ton sagte er: Ich habe zwar sehr wichtige und unaufschiebliche Geschäfte mit Sr. Excellenz dem Herrn Präfecten, aber für einen Mann von Distinction hat man immer noch einige Augenblicke übrig.

Ich erhielt meinen Paß und wir begaben uns frühzeitig nach dem Einsteigplatz der Diligence. Ich hatte bereits die ersten 5 Plätze in der Mitte des Wagens bezahlt, wo der Platz 5 Franken mehr kostet als im hintern Cabriolet. Als aber die Zeit zum Einsteigen gekommen war, nahmen 6 Herren den Fond ein und der Inspector der Diligence rief, mich beim Arm nehmend, heftig: „Steigen Sie ein, mein Herr, die Diligence geht im Augenblick ab." „Aber, hier sind nicht die 5 Plätze im Fond, die ich gezahlt habe," sagte ich, ihm die Quittung vor die Augen haltend. „Hier ist der Fond, wo denn sonst, steigen Sie schnell ein, plötzlich, oder die Diligence geht im Augenblick, ohne Sie." „Das mag sein," erwiderte ich zwiefach aufgebracht, daß der Unverschämte uns nicht nur um unser Geld betrügen wollte, sondern unserer deutschen Einfalt zutraute, wir würden uns 4 Plätze für 5 und den hintern Theil des Wagens für den Fond aufbinden lassen, „geben Sie uns sogleich unser Gepäck, und ich gehe nicht mit Ihrer Diligence, wo man die Reisenden prellt; ich werde meine Quittung geltend zu machen wissen."

Dem Inspector blieb also keine andere Wahl, als die Herren im Fond in das hintere Cabriolet zu setzen und uns ihre Plätze einzuräumen, was er mit verbissenem Ingrimm that; doch konnte er nicht unterlassen, dadurch Rache an uns zu nehmen, daß er dem schmutzigsten aller Passagiere, einem alten Juden aus der Gegend der Pyrenäen, den 6. Platz im Wagen anwies. Wir bedauerten nun sehr, aus Sparsamkeit nicht alle 6 Plätze genommen zu haben, unsere Reise von Metz nach Paris wäre sehr angenehm gewesen, ohne die Gesellschaft dieses unsauberen Gesellen, und ich rathe Jedem, der mit Familie reist, einen ganzen Raum zu besetzen. Ich kann Ihnen von unserer ganzen Reise von Metz nach Paris nicht mehr sagen, als daß mir die Champagne, so weit wir sie bei Tag gesehen haben, noch öder vorkam als auf meiner ersten Reise nach Paris, daß man den Fleiß, die Reinlichkeit und Solidität des Bauernstandes in Deutschland und Elsaß nicht gehörig zu würdigen vermag, wenn man die Franche-Comté, die Bourgogne, die Champagne und die Picardie nicht gesehen hat, daß überall Gensdarmen herumziehen, welche die Ge-

Digitized by Google

sichtszüge der reisenden Menschheit, ihren Wuchs, Leibesumfang, Beschaffenheit ihrer Gebeine, und ob sie nicht mit besonderen Auswüchsen behaftet sind und dergleichen mehr, mit der ihrem eigenen Schnurrbart zustehenden Autorität untersuchen.

Ich würde, wäre ich französischer General-Polizei-Director, junge Phrenologen anstellen, die müßten mir von jedem reisenden Menschenschädel einen Wachsabdruck von hinten und vorne machen und darauf nach der Gall-Spurzheim'schen Theorie die Organe bemerken. Ein solches Signalement, das jeder Reisende auf seinem Hute befestigen müßte, würde nicht nur ungleich besser signalisiren, als die vagen Ausdrücke in den jetzigen Pässen, sondern auch auf welchen Grad der Vollkommenheit wäre nicht dieser Zweig der Polizei-Wissenschaft zu poussiren! Mir war übrigens, im Ernst gesprochen, nicht ganz so wohl zu Muthe, als Sie etwa aus diesen Aeußerungen schließen möchten; denn was ich Ihnen zu sagen vergessen, Herr von Corbiers hatte vor zwei Monaten, als ich nach Straßburg kam, mir insinuiren lassen, ich habe ohne Aufenthalt und ohne Paris zu berühren, meine Reise nach Havre fortzusetzen, widrigenfalls er mich geleiten lassen würde. Nun habe ich mich an dieser Ordre doppelt versündigt: daß ich erst meine Familie erwartete, und daß ich den Weg über Paris nahm. Letzteres aber unternahm ich aus zwei Gründen: einmal *mußte* ich über Paris, weil, wie alle Welt weiß, alle Diligencen über Paris gehen, zweitens *wollte* ich über Paris. Sollte Ihnen hierin noch Einiges dunkel sein, so muß ich Sie vorderhand zur Geduld verweisen.

Da ich, wie Sie aus dem vorerwähnten Umstand entnehmen können, meine Gründe hatte zu wünschen, daß mein Paß nicht auf die Polizei komme, stiegen wir in dem sehr bescheidenen Hôtel im Packhofe der Diligence, nahe am Thore St. Martin, ab, wo wir nicht theurer lebten, als im Gasthof einer kleinen deutschen Residenzstadt. Ich gab an, sogleich mit der Diligence weiter reisen zu wollen, hatte mir aber vorgenommen, zwei Tage zu bleiben, um meiner Frau und meinen Kindern die merkwürdigsten Plätze der Hauptstadt des Continents zu zeigen. Um 10 Uhr Morgens waren wir angekommen und um 12 Uhr saßen wir schon sammt und sonders in einem Fiacre, dem wir für eine Stunde 30 Sous bezahlten, was für einen zweispännigen Wagen die Taxe ist. Wir fuhren über den Boulevard des Italiens und den Platz Vendôme nach dem Louvre, den Tuilerien und den Elyseischen Feldern; von da über die Austerlitzbrücke nach dem Palais Bourbon, wo die Deputirtenkammer eben Sitzung hält. Ein langer Queue zeigte an, daß ein interessanter Gegenstand verhandelt werde, ich fühlte aber keine Lust ihn zu verlängern. Die Hälfte der in diesem Schweif befindlichen Personen sind Lohnsteher, d. h. Leute, die sich ihr Brod damit verdienen, daß sie von früh Morgens bis zum Schluß der Kammer im Queue stehen und dann, so oft sie unter denen sind, an welchen die Reihe zunächst kommt in's Heiligthum einzutreten,

Digitized by Google

ihren Platz verkaufen und wieder hinten anfangen. Der Preis der Plätze ist nach Maßgabe der Wichtigkeit der Verhandlungen, der Nähe des Platzes an der Thür, der scheinbaren Neugierde und Börse des Käufers von 2 bis 20 Franken. Von dem Palais Bourbon ging's die Quais entlang nach dem Palais Royal, wo wir ausstiegen und bis zum Abend die Herrlichkeiten dieser kleinen Welt in Augenschein nahmen. Gestern und heute früh machten wir noch zwei Touren, die eine über den Platz, wo vor Zeiten die Bastille stand, über die eiserne Brücke nach dem Jardin des Plantes, wo wir die schöne Sammlung fremder Thiere sahen, dann über die Insel St. Louis nach der Kirche Notre Dame, die andere nach der Kirche der heiligen Genoveva, dem Pantheon, und zurück über den Garten des Luxembourg, in welchem Palais gerade die Pairskammer ihre Sitzungen hielt.

Wir haben nun genug gesehen und sind dieses Gewühls herzlich satt. Diesen Abend um 5 Uhr gehen wir von hier nach Rouen, wo wir morgen früh eintreffen werden.

Havre de Grace.

Großes wird bewirkt durch die Concurrenz. Das Publikum in Frankreich verdankt ihr, daß man 4 Mal wohlfeiler und schneller reist als vor 20 Jahren und daß auch die schwersten Güter mit Schnellfuhren zu einem ganz wohlfeilen Preis verschickt werden können. Aber von Paris nach Havre haben wir die Erfahrung gemacht, daß es Fälle geben kann, wo man die große Wohlthat der Schnelligkeit verwünscht. Wir bestiegen im Packhof der Diligence das vordere Cabriolet, wo wir nicht nur hinlänglich Raum hatten, sondern auch auf die bequemste Art die Gegenstände vor uns in Augenschein nehmen konnten. Die Pariser Welt ging noch einmal an uns vorüber, und die Schnelligkeit, mit der es geschah, machte die Abstufung von Reichthum und Pracht zur Wohlhabenheit und von dieser zur Nothdurft und endlich zur Armseligkeit der äußeren Vorstädte, die sich an das Land anreihen, recht bemerkbar. Das Wetter war schön, wir Alle befanden uns im besten Wohlsein und freuten uns, daß wir diesmal nicht durch fremde Gesellschaft belästigt waren, als auf einmal die Pferde auf eine Weise zu rennen anfingen, wie ich es nie erlebt hatte, über Stock und Stein, Berg auf und ab, als wären Fuhrmann und Pferde rasend geworden. Meine Frau war ohnmächtig und die Kinder schrien was sie konnten. Ich suchte dem Conducteur zuzurufen, das Rennen um Gotteswillen aufzugeben. Aber der Bursche that als hörte er mich nicht; es war nichts zu machen, ich mußte mich bis zur nächsten Station in Geduld fassen. Endlich blies der Postillon; da ich aber das Cabriolet öffne und den Fuß hinaussetzen will, ruft der Conducteur vorwärts. Zehn Menschen waren mit Umspannen beschäftigt und das ganze Geschäft hatte kaum 15 Sekunden gedauert. Nun geht's wieder

Digitized by Google

im alten Lauf. Alles Rufen ist vergebens, man konnte sterben in dieser Diligence aus Mangel an einem Tropfen frischen Wassers. Erst in Rouen würde sich der Conducteur Zeit nehmen, den Leichnam herauszunehmen. So ging's bis zur dritten Station. Drei andere Diligencen rannten noch mit uns auf gleiche Weise, bald war diese vorwärts, bald jene, kurz es war ein Wettrennen auf Tod und Leben. Es wäre wahrscheinlich bis Rouen so fortgegangen, hätte nicht der Himmel es gefügt, daß wir ein Rad brachen. Nun endlich mußte sich der Conducteur bequemen, 15 Minuten anzuhalten. Das Wettrennen war entschieden, wir fuhren wieder menschlich, Morgens um 3 Uhr mit Tagesanbruch gelangten wir an einen Berg und gewahrten vor uns noch 10 andere Diligencen. Wir rechneten ungefähr 150 Passagiere bei dieser Karawane. Links und rechts hatten Marketenterfrauen ihre Küchen aufgeschlagen und boten Kuchen und Kaffee zum Verkauf an. Als wir den Berg überstiegen hatten, ging das Rennen wieder von Neuem an, es dauerte bis nach Rouen. Wir hörten nachher in dieser Stadt, es sei dadurch mehrfältiges Unglück geschehen und die Polizei habe es streng verboten.

Rouen ist eine alte, sehr lebhafte Stadt von ungefähr 100,000 Einwohnern. Ihr Handel und Gewerbe ist bedeutend, obgleich nur leichte Seefahrzeuge bis in ihren Hafen gelangen können. Ihre Umgebungen sind ungemein reizend. Wir verweilten hier nur so lange als nöthig war zu frühstücken und einen Wagen zu bestellen, denn wir hatten berechnet, daß auf dieser Strecke ein Miethwagen uns nicht theurer komme, als die Diligence. Von Rouen nach Havre gibt es zwei Wege, der nähere geht über das Gebirge, der ungleich bessere und schönere, aber auch längere geht längs der Seine hin. Wir wählten den letzteren und waren recht zufrieden mit unserer Wahl. Dies war bei Weitem der angenehmste Theil unserer Reise. Wir hatten guten Wagen, gute Pferde, einen höflichen Kutscher, schönes Wetter und guten Humor. Auch trugen die schönen Gefilde der Normandie viel zu unserer Aufheiterung bei. Wie der alte, freie Sachse wohnt der Normanne in der Mitte seines Ackerhofs, der gleich einer Burg mit Graben und Schanzen umgeben ist; auf der Schanze sind wilde Bäume gepflanzt, die den Bewohner mit dem ihm nöthigen Brennholz versehen. Sowie er den alten Baum fällt, tritt wieder ein neuer an dessen Stelle.

Es scheint, der Erzbischof von Rouen lasse sich die Wiedererbauung der Klöster sehr angelegen sein. Wir sahen an zwei neuen sehr emsig arbeiten. Sie sind im Stil der Klöster des Mittelalters mit Thüren, Hallen, Giebeln und Kreuzgängen hinlänglich versehen, aber in einem so kleinen Maßstab ausgeführt, daß es mir vorkam, als werde das Alles für Kinder zum Christfest angefertigt, allerliebste Dingerchen, fast so niedlich als die Habsburg im Laxenburger Schloßgarten. Hie und da sieht man auch ein geistliches Täubchen das Köpfchen hervorstrecken, um nach vor-

Digitized by Google

übergehenden Weltleuten zu lugen. Weiterhin in Bolbec hat die Welt ein weltlicheres Ansehen: da hämmert's, raspelt's, hobelt's, klappert's, daß man sein eigen Wort nicht hört. Dies Alles hat sich erst seit 30 Jahren so gemacht. Vorher war Bolbec ein elender Ort. Jetzt kann das kleine Thal die Menge der Fabrik- und Wohnhäuser nicht mehr fassen und die Gegend auf 3 Meilen in der Runde nimmt Theil an ihrem Wohlstand. Wenn wird endlich der Anblick solcher gewerbreichen Gegenden die verstockten Nachbeter Adam Smiths auf den rechten Weg bringen! Mag dieser Lehrer der Nationalökonomie um die Völker sich in anderer Hinsicht verdient gemacht haben so viel er will: alle seine Verdienste können den unerhörten Schaden nicht vergüten, den die Grille des sogenannten freien Verkehrs, die er einigen unserer Theoretiker in den Kopf gesetzt, verursacht hat. Smiths Grundirrthum besteht darin, daß er dem Capital eine Productivkraft zuschreibt, während nur die Arbeit mit Beihülfe eines größeren oder kleineren Capitals producirt.

Zwar habe ich schon in den früher für den Handels-Verein verfaßten Aufsätzen diese Theorie bekämpft, aber der Gegenstand verdient, daß man ihn besonders bearbeitet und dabei die eigenen Worte des Stifters der Schule zu Grunde legt. Ich hoffe, die Vereinigten Staaten sollen mir ein schönes Beispiel zum Beleg meiner Behauptungen darbieten. Sie haben Smiths Theorie so lange befolgt, bis ihre ganze Industrie am Boden lag, und dann erst das von den Theoretikern verworfene System ergriffen. Wir wollen nun sehen, wie sie sich dabei befinden. Beim Himmel, ich glaube zuletzt selbst, daß ich eine literarische Reise nach den Vereinigten Staaten mache!

Gegen Mittag am zweiten Tag sahen wir das Meer und um 3 Uhr erreichten wir Havre. Der ganze Weg von Bolbec hierher war mit Diligencen und Chaisen bedeckt. Wir stiegen hier im Hôtel français ab, wo wir ganz gut und für Havre nicht zu theuer logiren. Im Durchschnitt ist hier Alles 50 pCt. theurer als in Paris, daher es klug ist, seine Reise so einzurichten, daß man nicht zu lange verweilen muß. Sogleich nach meiner Ankunft besuchte ich Herrn Martin Lafitte, an den ich von seinem Bruder in Paris ein Empfehlungsschreiben hatte. Ich fand dort Briefe von Stuttgart und eine herzliche Aufnahme. Herr Martin Lafitte ist selbst durch die Schule des Lebens gegangen. Er war 20 Jahre lang Soldat und diente vom Gemeinen auf und hat viel ausgestanden. Das Haus Martin Lafitte ist eigentlich die See- und Waarenhandlung des Handelshauses Jacques Lafitte in Paris. Man kann sich wol denken, daß Herr Martin Lafitte ein Mann von aufgeweckterm Geist und hellem Verstand sein muß, wenn ich sage, daß er, bevor das Weltglück und der große Speculationsgeist seines Bruders ihn an die Spitze dieses Geschäfts stellte, nie etwas Anderes war als Soldat, und daß er nun diesem ausgebreiteten Geschäft, das mehrere eigene Kauffahrer besitzt,

Digitized by Google

mit großem Erfolg vorsteht. Herr Lafitte beauftragte seinen Schwiegersohn, einen Mann von französischer Artigkeit und Zuvorkommenheit, und Herrn Werner, seinen ersten Buchhalter, einen geborenen Deutschen, der mir mit deutscher Herzlichkeit entgegenkam, mir in meinen Angelegenheiten beizustehen.

Wir werden nur noch 5 Tage Zeit haben, um unsere Einschiffung auf dem Paquetboot vorzubereiten, und vorher Nachforschung zu thun, ob wir nicht mit anderer Schiffsgelegenheit wohlfeiler und ebenso gut überfahren können.

Ich zweifle, ob ich noch Zeit finden werde, Ihnen nochmals von hier aus zu schreiben. Ich werde aber von heute an ein Tagebuch halten und Ihnen dasselbe von Amerika aus zusenden. Grüßen Sie noch Alle, die an unserem Schicksal Theil nehmen.

Digitized by Google

Ippolito Nievo.

Von

Paul Heyse.

— München. —

Am 4. März 1861 lichtete der Dampfer „Ercole" im Hafen von Meſſina die Anker, um ſeine Fahrt nach Neapel und Turin anzutreten; ein altes, ausgedientes Schiff, das erfahrenen Leuten nicht mehr ganz ſeetüchtig ſcheinen wollte.

Unter den Paſſagieren befand ſich ein neunundzwanzigjähriger junger Mann, den ſeine Freunde beſchworen, die Abreiſe noch aufzuſchieben und lieber das nächſte Dampfſchiff zu erwarten. Er hatte aber ſeine Geſchäfte abgethan, und die Sehnſucht, eine ſehr geliebte Mutter und eine in der Heimat zurückgelaſſene heimliche Verlobte wiederzuſehen, ließ ihm den Aufſchub von wenigen Tagen als eine unerträgliche Zumuthung erſcheinen. Mit Gefahren war er ſeit ſeinen Knabenjahren vertraut geweſen. Auch hatte ſein Herz immer am Meere gehangen; wie ſollte er ſich einer Tücke von ihm verſehen? So nahm er fröhlichen Muthes Abſchied von ſeinen Kameraden. Das Leben lag ſo hell und verheißend vor ihm. Er war der Stolz der Seinigen, die Hoffnung ſeines Landes. Seine erſte Jugend hatte er unter den Stürmen der italieniſchen Befreiungskriege verlebt. Aber neben den ernſten Lorbeern, die er ſich unter Garibaldis Führung erkämpft, war ihm auch ſchon ein hellerer Kranz um die Schläfe gewunden worden; man wußte, ſo weit das Waffengeräuſch nicht alle Muſenſtimmen übertönte, daß der junge Paduaner, der es mit 29 Jahren bis zum Oberſt gebracht hatte, die kurzen Zeiten der Waffenruhe dazu anzuwenden pflegte, auf den verſchiedenſten Gebieten der Poeſie ſich das Bürgerrecht zu erwerben; wer ſeine Romane, ſeine Dramen und Gedichte

Digitized by Google

kennen gelernt hatte, war voll der schönsten Hoffnungen, daß hier ein Dichter erschienen sei, der auf den Wegen Manzonis und Giustis beginnend seine eigene Höhe erreichen würde.

Alle diese Hoffnungen machte der Sturm zu Schanden, der nahe bei der Bucht von Neapel den „Ercole" überfiel, das Schiff zertrümmerte und die Mannschaft in die Tiefe des Meeres versenkte. Nicht ein einziges Leben konnte gerettet werden. Erst viele Tage später wurde ein von Wellen und Klippen zerschlagener Leib an die Küste von Ischia gespült, in welchem man den Leichnam Ippolito Nievos erkennen wollte, — poeta, soldato e naufrago, wie die Ueberschrift einer schönen poetischen Todtenklage Bernardino Zendrinis lautet.

Seltsam, daß Italien, das doch zu allen Zeiten im Heroencultus eher zu viel als zu wenig gethan und seine todten und lebenden Dichter mit der leidenschaftlichsten Pietät geehrt hat, den Manen dieser edelsten Dichterjugend jeden Zoll des Dankes bisher schuldig geblieben ist. Seine Vaterstadt bewahrt kein an öffentlichem Platze aufgestelltes Abbild seiner Züge; von einer Gesammtausgabe seiner Dichtungen ist nie die Rede gewesen; die Notizen über sein Leben sind die dürftigsten, da außer einigen Gedächtnißreden in literarischen Akademieen und den sechs Seiten Cenni biografici vor Lemonniers Ausgabe seines posthum erschienenen Romans Le confessioni di un ottuagenario Niemand sich gefunden hat, der aus dem Munde der überlebenden Verwandten und Freunde und den hinterlassenen Papieren das Bild des Todten und die Geschichte seiner Entwicklung darzustellen der Mühe werth gehalten. Man weiß, daß zwei Trauerspiele, Spartacus und die Capuaner, noch ungedruckt in seinem Nachlaß ruhen, daß treffliche Uebersetzungen Heine'scher Gedichte von ihm vorhanden sind; aber selbst der Plan, eine Auswahl seiner Briefe herauszugeben, — wie werthvoll bei einem so abenteuerlich bewegten Leben in so denkwürdiger Zeit! — ist aus unbekannten Gründen nicht zur Ausführung gekommen.

Ja, was noch befremdlicher und in der That für den Zustand der modernen Literatur Italiens eine schwere Anklage ist: Namen und Werke Ippolito Nievos sind, wenn nicht verschollen, so doch nur von sehr Wenigen gekannt und geehrt, während es doch wahrlich nicht bloße Hoffnungen waren, die mit dem Untergange des „Ercole" Schiffbruch litten. Das Dichterleben, das hier so früh sein Ziel fand, hatte schon reiche und reife Frucht getragen, und das Unvollendete, was die Freunde erst nach seinem Tode an's Licht brachten, erweckte ein solches Staunen über den Reichthum der Phantasie und die Lebensfülle der darstellenden Kraft, daß keines der jüngeren Talente nur entfernt den Vergleich mit dieser glänzenden Erscheinung aushalten konnte.

Und doch vergessen! Seine Bücher mit Mühe aufzutreiben; seine Biographie nur nothdürftig zusammenzustoppeln; keine Spur einer Nach-

Digitized by Google

wirkung seines Strebens in der nächsten Generation, die wieder ganz in den Fußstapfen der modernsten Franzosen wandelt und ihre Vorbilder an Raffinement, an Ueberschätzung der Mache, an Vergötterung des Chic zu überbieten sucht. Habent sua fata poetae. Möglich, daß es zu den seltenen Geschicken dieses Poeten gehören wird, nachdem er versunken und vergessen und sogar der Ort nicht mit Sicherheit zu finden war, wo seine Gebeine ruhen, noch einmal eine „fröhliche Urständ" zu feiern und vielleicht bei seinem centenario unter dem Zulauf von ganz Italien sein Standbild in Padua enthüllt zu sehen.

Dort ist er geboren worden am 30. Nov. 1832, in einem angesehenen Hause. Sein Vater Antonio Nievo hatte das adlige venezianische Fräulein Adele Marin geheirathet. Wie viele Geschwister Ippolito besaß, wissen wir nur aus dem Nachruf in warmempfundenen Versen, den die Dichterin Erminia Fuà-Fusinato ihrem und ihres Mannes Freunde gewidmet hat. Drei Söhne und eine Tochter hatte Ippolitos Mutter ihrem Gatten geboren; die Tochter verheirathete sich früh, wir wissen nichts Genaueres über das Altersverhältniß der Geschwister, nur daß eine glückliche Jugend dem Dichter gegönnt war, theils in seiner Vaterstadt, theils in Soave, einem anmuthig gelegenen Ort im Veronesischen. In Verona besuchte er auch das Gymnasium, bis die Familie im Jahre 1848 nach Mantua übersiedelte. Als aber der venezianische Aufstand ausbrach, fanden es die Eltern gerathener, den kaum sechszehnjährigen Jüngling, der vor Begierde brannte, sich an dem Kampf um die Befreiung seines Heimatlandes zu betheiligen, nach dem stillen Pisa zu schicken.

Er sollte dort seine philosophischen Studien fortsetzen; zugleich scheint man sein Widerstreben gegen diese Verbannung durch das Vorgeben beschwichtigt zu haben, daß er, dessen poetische Anlagen sich schon frühzeitig angekündigt, nur in Toscana aus der ächten Quelle der Sprache und des Stils schöpfen könne. Aber der Einmarsch der Oesterreicher in Toscana machte diesen friedlichen Plänen ein Ende. Der junge Student eilte nach Livorno und nahm dort an dem kurzen aber blutigen Kampfe Theil, mit der glänzenden Tapferkeit, die er auch später in allen Kämpfen um die Unabhängigkeit Italiens bewähren sollte.

Nach dem Fall von Livorno war er entschlossen, nach Rom zu fliehen, wo man noch frischen Zuzug muthiger Männer brauchen konnte. Es kostete viele Mühe, bis es einem väterlichen Freunde gelang, ihn davon abzubringen und zur Rückkehr zu den Seinigen zu bewegen. Trotz eines österreichischen Passes, den man ohne sein Wissen und Zuthun für ihn erlangte, war sein Leben bedroht, da die Polizei ihn längst in ihr schwarzes Buch eingetragen hatte. Er verstand sich endlich dazu, in großer Zurückgezogenheit in einem stillen mantuanischen Städtchen, Revere, seine unterbrochenen Studien wieder aufzunehmen. Als er aber im Herbst nach Mantua zurückkehrte, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, sich in

Digitized by Google

den Mazzini'schen Geheimbund aufnehmen zu lassen, bis er den Bitten seiner Eltern, an denen er mit der zärtlichsten Verehrung hing, von Neuem nachgab und darein willigte, eine Zeit lang zu verschwinden.

Die Familie besaß im Friaul ein Landgut. Hier brachte er die schlimmsten Monate der polizeilichen Verfolgungen zu, in solcher Einsamkeit und Stille, daß man allgemein glaubte, er habe Italien verlassen. Als dann das Aergste vorüber, die Stimmung wieder gemäßigter war, erschien er wieder in Padua und ging mit allem Ernst daran, seine juristischen Studien zum Ziele zu führen. Nebenher ließ er in einem damals in den venezianischen Provinzen sehr verbreiteten Blatte, l'Alchimista Friulano, einige seiner Gedichte drucken, die großen Beifall fanden und gegen Ende 1852 in einem Bändchen gesammelt erschienen, freilich nur in hundert Exemplaren und nach der kümmerlichen italienischen Sitte, da der Buchhandel dort mit der lebenden Literatur möglichst wenig zu schaffen haben mag, wahrscheinlich auf eigene Kosten. Ein Drama Galileo soll in demselben Jahre auf dem Theater zu Padua mehr als einen Achtungserfolg davongetragen haben. Von zwei Lustspielen, die diesem dramatischen Erstling folgten, gewann das eine bei der Preisbewerbung in Turin im Jahre 1855 eine ehrenvolle Erwähnung. In demselben Jahre erlangte Nievo an der paduanischen Universität die juristische Doctorwürde.

Der dreiundzwanzigjährige Poet siedelte dann nach Mailand über. Ob er hier mit einer juristischen Praxis begonnen, oder einzig seinem dichterischen Beruf gelebt habe, ist uns nicht überliefert. Was er in den nächsten drei Jahren geschaffen, ist freilich schon dem äußeren Umfang nach so ansehnlich, daß eine Geschäftsthätigkeit nebenher als völlig undenkbar erschiene, wenn nicht berichtet würde, der erste seiner Romane, ein Band von über 300 Seiten, sei in vierzehn Tagen zu Stande gekommen. Er hatte Verbindungen mit mehreren Zeitungen angeknüpft. Von diesen seinen für den Mann und die Zeit gewiß sehr bedeutsamen Artikeln ist Nichts gesammelt und wieder herausgegeben worden. Auch die Novellen, die er damals schrieb, werden nur erwähnt. Erschienen sind damals nur seine zwei ersten Romane L'angelo di bontà (Ein Engelsherz, 1856) und Il Conte Pecorajo (Graf Schafhirt, 1857), beide von dem mailändischen Publikum mit großem Beifall aufgenommen, aber, wie der Verfasser der Cenni biografici selbst gesteht, außerhalb Lombardo-Venetiens völlig unbekannt geblieben. Der junge Autor zog sich dann aus der großen Stadt wieder in seine ländliche Einsamkeit im Friaul zurück und schrieb in seinem geliebten Castello di Colloredo während der Jahre 1857 und 1858 seinen großen zweibändigen Roman Le confessioni di un ottuagenario, der erst nach seinem Tode an's Licht treten sollte.

Denn nun galt es wieder, die Feder mit dem Schwert zu vertauschen. Ein Bändchen Gedichte, Le Lucciole (Die Leuchtkäfer, Mailand, 1858),

Digitized by Google

war das Letzte, was während dieser längsten Friedenspause in Nievos stürmisch bewegtem Leben von ihm veröffentlicht wurde. Die Ereignisse des Jahres 1859 regten all seine politischen Leidenschaften und Pflichten wieder auf. Es duldete ihn nicht länger in den stillen Schranken eines Schriftstellerlebens, das höchstens durch die Theilnahme an patriotischen Geheimcomités mit der Welt der That zusammenhing. In Arona am Lago Maggiore schloß er sich an Garibaldi an und machte unter ihm den abenteuervollen Feldzug mit, „jenen würdigen Prolog zu dem Heldengedicht der Tausend von Marsala".

Zwei literarische Früchte trug ihm diese Campagne ein, das Bändchen Gedichte, das unter dem Titel Amori Garibaldini in Mailand erschien, und nach dem unerwarteten Frieden von Villafranca die kleine Brochure Venezia e la libertà d'Italia, die sich ebenso durch glühende patriotische Begeisterung wie durch staatsmännische Mäßigung auszeichnen soll. Beide sind mir nie zu Gesicht gekommen.

Seitdem blieb sein Loos mit den Geschicken Italiens und Garibaldis untrennbar verbunden. Aber nur die dürftigsten Notizen sind uns über die Kriegsfahrten des Dichters aufbehalten. Wir wissen, daß er den Zug nach Sicilien mitmachte, in Marsala zum Capitain, in Calatafimi zum Oberstlieutenant, in Palermo zum Oberst avancirte und in irgend einer Schlacht dem General Garibaldi das Leben gerettet haben soll. Als dann nach der Einnahme von Capua die Freiwilligen verabschiedet wurden, kehrte auch Nievo auf einige Monate nach Mailand zurück. Aber schon Ende 1860 trieb es ihn wieder nach Sicilien. Es ließ ihn nicht ruhen, bis er die Rechenschaftsberichte über die Garibaldinische Verwaltung geordnet hatte, deren Vice-Intendant er gewesen war. Er unterzog sich dieser mühsamen Arbeit mit einem Eifer, der seine Gesundheit untergrub. Vergebens suchten ihn seine Freunde, nachdem er der Pflicht genügt hatte, zu bewegen, sich nun erst eine Zeit der Erholung zu gönnen. Vergebens warnten sie ihn vor der Fahrt auf dem gebrechlichen Schiff. Eine verhängnißvolle Ungeduld riß ihn von der Insel weg, auf der er so Großes erlebt und wahrlich eine kurze Lorbeer-Ruhe wohl verdient hatte. Wir haben schon gesagt, daß es zweifelhaft ist, ob auch nur sein Leichnam aus dem Meer wieder aufgetaucht sei.

Neunundzwanzig Jahre eines so bewegten, so nach außen gewendeten Lebens, und gleichwol ein so reiches Vermächtniß an dichterischen Werken, deren Gesammtausgabe leicht ein Dutzend Bände füllen würde. Keine Dichtungsform, in der er sich nicht mit Glück versucht; alle von dem Hauch einer glühenden Vaterlandsliebe beseelt und doch, so weit wir ohne die Kenntniß der Dramen urtheilen können, mit so gesundem künstlerischem Instinct durchgeführt, daß uns nirgends eine tendenziöse Fälschung der

Digitized by Google

geschichtlichen Ueberlieferung, eine Störung des naiven Lebensgefühls durch Declamation, ein Verwischen der Grenzen von Poesie und Politik bei Ippolito Nievo begegnet. Er war, wenn er dichtete, ganz Poet, wenn er kämpfte, ganz Patriot. In dem anziehenden Bilde, das der Leser seiner Schriften nach und nach von ihrem jugendlichen Verfasser gewinnt, ist die Schlichtheit, mit der jeder gute und kühne Entschluß als die einfachste Pflichterfüllung betrachtet wird, einer der liebenswürdigsten Züge, und es bedarf kaum der Erinnerung an die krampfhaften Verzerrungen des romanischen Enthusiasmus, wie er uns etwa in Guerrazzis historischen Romanen erscheint, um das lautere Gold in Nievos ächter Dichternatur nach seinem vollen Werthe zu schätzen.

So weit war er von jedem gemachten, künstlich erhitzten politischen Pathos entfernt, daß er selbst von seinem Meister Giusti fast mehr technisch und artistisch, als sachlich und stofflich angeregt worden ist. Das lyrische Bändchen vom Jahre 1858, das die Gedichte seit 1855 enthält, funkelt von jugendlicher Anmuth, Witz, jenen scharfen Schlaglichtern, mit denen er auch als Romanschreiber das Leben um ihn her zu beleuchten und seine Wunderlichkeiten aufzudecken wußte. Aber die eigentliche Bitterkeit des Satirikers, jenes „aus der Schwermuth stammende Lachen", nicht minder auch die heftigen Töne des Zorns und der kriegerischen Begeisterung fehlen durchaus. Nievo wird unfehlbar in seinen frühesten Jahren der Tendenzpoesie und der vaterländischen Hymne seinen Tribut entrichtet haben. Sobald er sich auf eigenen Füßen fühlte, verschmähte er mit seltener Keuschheit jedes Reden auf einem Gebiet, wo nur Handeln frommen konnte. Während er an Mazzinistischen Verbindungen den thätigsten Antheil nahm, behielt seine Muse einen heiteren, hellen, nur von leichten Liebesschmerzen verschatteten Ausdruck, und Niemand würde aus diesen leichtbeflügelten Versen, die venezianisches Leben, schöne Mädchen, Freundschaft, Jugendträume besingen, in dem Dichter einen heroischen Charakter vermuthen, der Alles, was ihn in der Stille glücklich macht, dahinwirft, um jeden Blutstropfen an die Befreiung seines Vaterlandes zu setzen.

Und doch war diese Ehrlichkeit des innersten Wesens ein Zug der Wahlverwandtschaft mehr, der ihn zu Giusti hinzog, nur daß dieser als Dichter die entgegengesetzte Wandlung in sich durchgemacht hatte.

Auch ich verkannte mein Talent und nahm
Den Mund begeistert voll als grüner Junge
Und girrte mit Petrarcas süßer Zunge
Von Liebesgram.

Doch heimlich rief in jeglichem Moment
Mir unbestechlich in der tiefsten Brust zu
Mein ehrliches Gewissen: „Wechseln mußt du
Das Instrument!"

Digitized by Google

Giusti fühlte, daß er zum socialen Poeten geboren sei, Nievo, daß die Welt des Herzens, der privaten Geschicke und Leidenschaften seine dichterische Heimat sein würde. Nur war die Zeit noch nicht gekommen, alles dessen, was ihn anheimelte, froh zu werden. Es galt erst seine Schuld an das Vaterland abzutragen, ehe er sich selbst, seinen friedlichen Neigungen, seinen künstlerischen Idealen leben konnte. Und er zauderte keinen Augenblick, seine Schuldigkeit zu thun, in weiterem Umfang als Tausende, die nicht ein so gutes Recht gehabt hätten, sich zurückzuziehen und ihr eigenes Feld zu bebauen, dessen Früchte ja auch der allgemeinen Sache zu Gute kommen mußten. Wer wird nicht an Theodor Körners Schicksal erinnert, dessen eigenstes Talent freilich gerade in seinem patriotischen Aufglühen zu seiner höchsten Entfaltung gelangte!

In wie weit vielleicht Nievos Dramen die Parallele mit Körners theatralischen Jugendwerken herausfordern, wissen wir nicht. Schwerlich aber ist es Nievo je in den Sinn gekommen, der Tyrtäus seiner Garibaldinischen Kameraden zu werden. Amori Garibaldini lautet der Titel der Gedichte, die während des ersten Feldzuges entstanden. Wir kennen, wie gesagt, das Büchlein nur dem Titel nach. Nur aus den Lucciole können wir über den Lyriker Nievo urtheilen, und um es kurz zusammenzufassen: bei aller Meisterschaft, mit der er die lyrischen Formen beherrscht*), zeigt sich unser Dichter doch auch hier mehr als Charakteristiker, denn als Lyriker im eigentlichsten Sinne. Nicht das Bedürfniß, sein Inneres auszusprechen, wie es sich an den wechselnden Erscheinungen des Lebens ihm selbst offenbart, sondern die Lust an diesen bunten Erscheinungen selbst, mögen sie auch sein Gemüth nur flüchtig berühren, tritt uns auf allen Blättern dieses reizenden Bilderbuches entgegen. Nicht immer freilich sind es harmlose Skizzen nach dem Leben, wie sie ein reisender Genremaler im Fluge in sein Buch einträgt. Eine satirische Pointe deutet häufig auf den dunklen Grund in der Seele des Dichters, von welchem diese gaukelnden „Leuchtkäfer" sich um so reizvoller abheben, und selbst eine so drollig spielende Schnurre, wie das Lebensläuflein des Katers, erinnert daran, daß der Verfasser in Giustis Schule gesessen

*) Ich erinnere zum Beweise hierfür nur an das Gedicht auf die Katze (Antologia dei moderni poeti italiani, Stuttgart, Hallberger S. 217), das leider jeder Uebersetzung spottet:

Il micino,	Tre giornate
Poverino,	Visse agiate
Gli è un gattino	Sulle entrate
Di pel fino,	D'un abate:
Che s'aita	Ma il padrone
Per far bella	S'ammalò,
Questa vita	E il ghiottone
Meschinella.	Scantonò u. s. w.

Digitized by Google

hat. Nachdem der edle Micino so oft den Herrn gewechselt, wie das Glück seinen Herrschaften untreu wurde, und nun endlich zum Sterben kommt, faßt er die Summe seiner Lebensweisheit zum Besten der Enkel in die vier nachdenklichen Zeilen zusammen:

„Fett und fröhlich
Konnt' ich leben,
Weil dem Undank
Ich ergeben."
Oh che cuore
Pien d'amore!
Oh che fiore
Di candore!

ruft der Dichter ihm nach.

Mich dünkt, daß dieses heitere kleine Buch den Italienern ein wertherer Besitz sein müßte, als viele Bände berühmterer moderner Elegiker, welche Leopardis Ode an Italien und seine pessimistischen Confessionen unermüdlich nachdichten und dabei „fett und fröhlich" in Theatern und Cafés ihr ziemlich überflüssiges Leben zu genießen verstehen.

Und doch ist es minder zu verwundern, daß ein schmales lyrisches Bändchen eines so jung gestorbenen Dichters sich in der Masse verlieren konnte, als die rasche und tiefe Vergessenheit, in welche seine drei Romane versunken sind.

Vierundzwanzig Jahre war Nievo alt, als sein erster Roman, Un angelo di bontà, erschien. Wir kennen in allen Literaturen kaum ein Beispiel eines merkwürdigeren Debüts auf diesem Gebiete. Wol sind die Erstlingswerke unserer größten Genien an persönlicher Macht, Feuer der Leidenschaft, hinreißender Gedankenfülle diesem Roman überlegen. Aber schwerlich wird sich das Jugendwerk irgend eines anderen Epikers an Klarheit, Reichthum und glücklicher Gliederung der Composition, an Schärfe und Reiz der Charakteristik, sicherer Menschenkenntniß und vollendeter Beherrschung aller Kunstmittel mit diesem Buche messen können. Nur ein geborener Erzähler konnte sich in seinem ersten größeren Versuch als ein so ausgereifter Meister zeigen.

Er hatte freilich eine Schule genossen, in der viel zu lernen war. Von Jugend auf war Manzoni sein über Alles verehrtes Vorbild gewesen. „Die letzten Blätter — unsrer Annalen — mit zwei Rubriken nur — können sie prahlen: — ein Tempel und ein Mann, — Manzoni und der Dom" — singt er in seinem satirischen Gedicht auf die mailändischen Affen. Aber diese Verehrung war nicht sein Geheimniß allein. Ganz Italien theilte sie, und nicht als die Letzten darin die Verfasser historischer Romane. Bei keinem von diesen hat die Pietät und die begeisterte Bewunderung eine so reife, von so eigenem Arom gewürzte Frucht getragen, wie bei Ippolito Nievo. Und doch fehlt sein Name unter den achtundzwanzig

Digitized by Google

bekannteren und dunkleren Namen von Verfassern historischer Romane, die Marquard Sauer in seiner verdienstvollen Studie über Alessandro Manzoni aufgeführt hat!*)

Es liegt mir nichts ferner, als eine geringschätzige Meinung über die begabtesten unter Manzonis Nachfolgern, Tommaso Grossi, Massimo d'Azeglio, Cesare Cantù aussprechen zu wollen. Ihnen allen aber mehr oder weniger fehlt meines Erachtens das Eine, was dem historischen Romane Noth thut: das volle Gleichgewicht zwischen Wissen und Können, Gelehrsamkeit und Phantasie, historischer und dichterischer Begabung.

In Deutschland, wo der historische Roman gerade in jüngster Zeit wieder stark in Blüthe gekommen ist, hat Walter Scott nur zwei Nachfolger gefunden, bei denen uns nicht das Gefühl gelehrter Aneignung eines entlegenen Stoffes beschleicht, sondern die Illusion eines naiven Miterlebens vergangener Zustände und Schicksale. Mit Wilibald Alexis' brandenburgischen Romanen und Scheffels Ekkehard lassen sich Grossis Marco Visconti und d'Azeglios Niccolo de' Lapi nur von ihrer historischen Seite, nicht von ihrer dichterischen vergleichen. Das Interesse des Geschichtsbildes überwiegt, die Charaktere erscheinen nur als mehr oder weniger geschickte Histrionen, die eine Rolle zu spielen haben, aber in Accent und Gesten von Zeit zu Zeit ihr modernes Blut verrathen.

Wie anders bei Manzoni, dessen Geschichte so wenig in einer anderen Zeit spielen könnte, wie wir von dem Dichter selbst uns vorzustellen vermögen, daß er mit vollem Herzen sich einer modernen Aufgabe hätte hingeben können! Diese Beschränkung aber, diese Einseitigkeit ist die unerläßliche Bedingung, unter der allein ein Lebensbild aus vergangener Zeit volle dichterische Realität gewinnen kann. Der Verfasser muß selbst in seiner Epoche vollkommen heimisch sein, wenn seine Menschen und Abenteuer uns anheimeln sollen. Die kühle theoretische Ueberzeugung von der „Dankbarkeit" eines Stoffes, einer Culturspähre, gewisser historischer Figuren wird es höchstens zu einer vielfach interessanten Culturstudie bringen, in welcher der äußere Apparat fast regelmäßig eine Bedeutung gewinnt, die ihm nicht zukommt, die Lebensformen den Geist des Lebens ersticken oder doch behindern und das peinliche Gefühl uns nicht verläßt, daß wir es mit einem Zwittergeschöpf zu thun haben. Nur eine Zeit, in welcher das Streben nach Bildung sich gegen die naive Lust am Fabuliren und das gesunde Bedürfniß nach poetischem Genuß bedenklich vordrängt, kann diese Richtung begünstigen.

---

*) Selbst in dem Bericht des sonst so umsichtigen und belesenen Angelo de Gubernatis „Ueber den Roman der Gegenwart in Italien" (Deutsche Rundschau, September 1877) finden wir nur die kurze Notiz, daß man J. Nievos zweibändigen Roman „Die Erinnerungen eines Achtzigjährigen" immer mit Rührung lesen werde.

Digitized by Google

So mag es denn auch wol gekommen sein, daß gerade das, was Nievos Verdienst war, mit dazu beitrug, ihn im Schatten zu lassen. Zwei seiner Romane, die einzig ächten historischen Dichtungen seit Manzonis Verlobten, spielen während der letzten Jahrzehnte der venezianischen Republik, und so sehr sie sich in die vergangene Culturwelt vertiefen, nirgend wird mit jener antiquarischen Kennermiene, die freilich dem großen Publikum imponirt, auf die Studien hingewiesen, die jenen Schilderungen der Vorzeit zu Grunde liegen. Nirgend drängt der historische Apparat, die Freude an den Lebensformen das wahre innere Leben der Gestalten in den Hintergrund, und so sehr fühlte der Dichter in dieser Großväterzeit sich zu Hause, daß er sich herausnehmen durfte, in den „Bekenntnissen eines Achtzigers" mit voller Naivetät diese Welt als die Welt seiner eignen Jugend darzustellen.

Venedig und die Terraferma sind der Schauplatz, auf welchem Nievos Phantasie am liebsten verweilt. Es scheint, daß Familientraditionen seinen historischen Studien zu Hülfe kamen, daß jenes Schloß von Fratta, in welchem die erste Hälfte der Memoiren eines Achtzigers spielt, genau so existirt, zu den Figuren, die es in dem Romane bevölkern, wirkliche Personen Modell gesessen haben. Hierüber würde eine ausführliche Biographie des Dichters, vielleicht schon sein Briefwechsel uns aufklären. Wie eine völlig freie Erfindung dagegen muthet uns die Fabel des ersten Romanes an. Wir sehen das Venedig des vorigen Jahrhunderts mit seinen verrotteten Staatsformen, seiner glänzenden, zügellosen Gesellschaft, seinen düsteren und leichtfertigen Geheimnissen. Durch diese bedenkliche Gesellschaft, über diesen schlüpfrigen Boden, aus welchem gefährliche Fieberlüfte aufsteigen, schreitet ein junges Mädchen mit der vollen Sicherheit einer adligen Natur, deren Reinheit und Güte von allen Miasmen einer sittlich verderbten Umgebung nicht anzufechten ist. Ein Meisterzug ist es, wie dieses „Engelsherz" durchaus nicht in blöder Unwissenheit den Gefahren, die es umringen, entgeht, sondern mit klarem Blick und dem ächten Instinct der Evastöchter ausgerüstet, gleichwol beharrlich an dem Häßlichen vorbeisieht und vor dem Gemeinen sich mit stillem Schauder zurückzieht. Man hat an der Lucia in den „Verlobten" ihre eintönige Bravheit, ihre Passivität getadelt, und vergessen, daß eine andere Haltung mit ihrem bäuerlichen Charakter im Widerspruch gewesen wäre. Die Morosina Nievos ist um so viel belebter, selbstwilliger und interessanter, als es einer Venezianerin gegenüber dem Landkinde zukommt. Und mit welch virtuoser Feinheit und Sicherheit ist das Hauptmotiv des Romans, das für den damaligen Zustand der Sitten eben so charakteristisch, wie für unsere heutige Moral anstößig erscheint, in der Ausführung von Allem gereinigt worden, was ein zarteres sittliches Gefühl verletzen könnte. In seiner Novelle „Das Haus an der Veronabrücke" hat Friedrich Halm dasselbe heikle Thema behan-

Digitized by Google

delt, mit der gelassenen Kälte eines Weltmanns, den es reizt, auch das Bedenklichste unbedenklich vorzutragen, im Vertrauen auf seinen Geschmack und Tact, dem Verpöntesten eine gesellschaftlich zulässige Form geben zu können. Man vergleiche mit seiner Novelle Nievos Roman, und man wird finden, daß der Italiener, so sehr auch er den Muth seines Themas hatte und Nichts zu beschönigen gesonnen war, gleichwol mit viel zarterer Empfindung seine Aufgabe löʃte, indem er alles Unsaubere im Feuer einer wahren und tiefen Liebe wie Schlacken abschmolz und die sittliche Sühne, die allerdings auch bei Halm nicht ausbleibt, zu einer ächten „poetischen Gerechtigkeit" erhob. Das Buch wird jeder noch so feinfühligen Leserin den reinsten Eindruck hinterlassen, was von der Novelle des deutschen Dichters schwerlich behauptet werden kann.

Schon ein Jahr nach diesem ersten Romane erschien „sein jüngerer Bruder", der Conte Pecorajo, dem Nievo in dem heiteren Geleitsbrief des Vorworts alles Gute mit auf den Weg wünschte. Er scheint sein Liebling gewesen zu sein, obwol — oder vielleicht gerade weil — er an künstlerischer Vollendung hinter dem Erstgeborenen zurückstand. Ein Dorfroman, der in nicht entlegener Zeit, in den Venedig benachbarten Bergthälern des Friaul spielt. Zwei Umstände also, die unserm Dichter sein Werk besonders lieb machen mußten: zunächst die Scenerie, die ihm durch die Erinnerungen aus seinen stillsten, fruchtbarsten Tagen, während der freiwilligen Weltflucht, theuer geworden war, die er kannte wie wenig andere Gegenden Italiens; und dann das Thema selbst, das ihn zu einem beständigen heimlichen Wetteifer mit seinem großen Vorbilde, dem Dichter der „Verlobten", aufstachelte und bei aller bescheidenen Selbsterkenntniß ihn doch, je frischer und farbiger seine Figuren vor ihn hintraten, zu einem stillen anch' io sono pittore berechtigen mochte.

Er war so fern davon, seine Jüngerschaft ableugnen zu wollen, daß er sogar eine Gelegenheit vom Zaune brach, Manzonis Roman in seinem eigenen eine Rolle spielen zu lassen. Seine Heldin Maria erzählt ihrer Schwägerin von dem wunderſamen Buche, das sie auf dem Schloß bei der alten Gräfin kennen gelernt habe, berichtet ihr den Inhalt und wird durch das Beispiel Lucias bestimmt, auch ihrerseits durch ein feierliches Gelübde, das sie sich selber ablegt, eine Schuld zu sühnen. Wir wissen nicht, wie der alte Manzoni, der Nievo länger als ein Jahrzehnt überlebte, von diesem Werk seines begeisterten Jüngers gedacht hat. Wenn es ihm überhaupt vor Augen gekommen ist, wird er in den Naturlauten, die aus diesen einfachen Gemüthern dringen, in der Frische der Schilderungen, der Sicherheit aller Umrisse einen Hauch seines eigenen Wesens gespürt haben.

Aber die Freude des Dichters an seinen trefflichen Figuren und dem idyllischen Hintergrunde, auf welchem ihre Schicksale sich abspielen, scheint ihn gegen gewisse Regeln der Technik gleichgültiger gemacht zu haben,

Digitized by Google

die er in dem ersten Roman sorgfältig beobachtet hatte. Der Faden ist ziemlich kunstlos in's Weite gesponnen und wird gelegentlich so dünn, daß er zu zerreißen droht. Die verzweifelte Bußfahrt der Heldin, deren Fehltritt uns gleich im Beginn als eine vollendete Thatsache begegnet, ohne daß wir im Werden und Wachsen der Leidenschaft mildernde Umstände miterlebten, führt eine Reihe von Scenen in buntem Wechsel an uns vorüber, in denen gleichwol die innere Entwicklung keinen Fortschritt macht. Erst gegen den Schluß hebt sich die Stimmung, die Charaktere treten in schärferen Conflict, und der Nachgeschmack des ganzen Werkes ist auch diesmal rein und eigenartig, ja wir würden den Werth des Buches gewiß höher anschlagen und dasselbe zum Besten rechnen, was in dieser Art geleistet worden, wenn es nicht selbst den Vergleich mit jenem unerreichten Vorbilde herausforderte.

Mit voller Selbständigkeit tritt uns die dichterische Kraft Nievos wieder in seinem dritten, erst nach seinem Tode veröffentlichten zweibändigen Memoiren-Roman entgegen. Und hier können wir nicht genug beklagen, daß der Tod die Vollendung des Werkes vereitelte. Nicht daß es an einem äußerlichen Abschluß fehlte. Aber wir zweifeln keinen Augenblick, daß der Dichter, ehe er diese seine größte und reichste Arbeit selbst in die Welt geschickt hätte, Mängel derselben, die aus der Ueberfülle des Stoffes herrühren, mit dem seinen künstlerischen Gewissen, das ihm eigen war, beseitigt haben würde. Eine letzte Redaction würde auch in den Partieen, an denen im Wesentlichen nicht gerührt werden durfte, die übermäßige Breite beschränkt und die Illusion, daß ein redseliger Achtziger sein Leben erzählt, zum Vortheil des Gesammteindrucks hie und da geopfert haben.

Vielleicht wäre Nievo auch zur Erkenntniß eines Uebelstandes gelangt, der freilich mit dem Ganzen zu innig verwachsen ist, um selbst mit dem besten Willen vollständig gehoben zu werden. Die Jugend des Erzählers mit ihren höchst anziehenden Leiden und Freuden, ihrem Uebermuth, ihren leidenschaftlichen Herzensschicksalen verstreicht in der Abgeschiedenheit eines venezianischen Adelssitzes der Terraferma; hier ist Alles höchst individuelles Leben, von einem so fesselnden Reiz, daß wir nur Weniges von autobiographischen Aufzeichnungen dieser erfundenen Geschichte an die Seite stellen können. Von dem Augenblick an, wo das Privatleben des Helden in die große Zeitgeschichte einmündet, — bald nach dem Beginne des zweiten Bandes, — tritt das Roman-Interesse hinter dem historischen fühlbar zurück. Alle Kunst und Sorgfalt des Autors, den Faden seiner persönlichen Entwicklung mitten durch den wirren Knäuel der Weltereignisse fortzuspinnen, vermag uns das Mißverhältniß nicht zu verschleiern. Wir würden ihm gern seinen Antheil an den Napoleonischen Unruhen, an Krieg und Staatsactionen, die uns aus der Geschichte bekannt sind, schenken, wenn er uns dafür ohne so weite

Digitized by Google

Pausen mit den Schicksalen der Hauptfiguren in stetem Zusammenhang erhielte.

Auch ihm wäre dies als eine unabweisbare Forderung der dichterischen Einheit entgegengetreten, wenn er die Zeit behalten hätte, sein Werk als ein Ganzes noch einmal zu überblicken. Es hat ihm und uns nicht so gut werden sollen. Was aber jetzt vorliegt, reicht völlig hin, um uns zur höchsten Bewunderung eines Talentes fortzureißen, das gleichsam improvisirend eine solche Fülle unvergleichlich lebendiger Gestalten vor uns hinzuzaubern vermochte.

Die deutschen Leser werden in Kurzem zu beurtheilen vermögen, ob wir diesen verschollenen Dichter, wie es ja wol geschieht, in der ersten Entdeckerfreude überschätzen, oder ihm einfach Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Grunow'sche Verlagshandlung, die sich schon durch die deutsche Ausgabe der Novellen Salvatore Farinas um die Einführung moderner italienischer Erzähler in Deutschland verdient gemacht hat, bereitet eine Sammlung „Italienischer Novellisten des 19. Jahrhunderts" vor, in welcher der Angelo di bontà (Ein Engelsherz) und die „Bekenntnisse eines Achtzigers" ihre Stelle finden werden. Das letztere Werk hat starke Kürzungen erfahren, wie wir überzeugt sind: zum Vortheile des Ganzen und im Sinne des Verfassers. Manches freilich ist nur darum geopfert worden, weil selbst die glücklichste Uebersetzung den Reiz des Aechten und Unmittelbaren, der dem Original eigen ist, verwischen mußte. So erschien im Deutschen zu breit, was im italienischen Text die epische Behaglichkeit des Vortrags nur erhöhen konnte. Wie Nievos Stil in Italien beurtheilt werden mag, wissen wir nicht, und in Stilfragen steht nur dem Einheimischen ein competentes Urtheil zu. Der Geist aber, der in dieser Sprache lebt, wird selbst in der unzulänglichen Verkleidung in ein fremdes Gewand seine Kraft und Anmuth nicht verleugnen können. Hätte Nievo Nichts geschaffen, als jene Pisana, die weibliche Hauptfigur seiner „Bekenntnisse," so würde er zu den Meistern ersten Ranges gezählt werden müssen. Eine Gestalt aus so widerstreitenden Elementen gemischt, liebens- und hassenswürdig, leichtsinnig und treu, stolz und anspruchslos, eitel und selbstlos, ohne sonderliche geistige Begabung und doch mit verhängnißvoller Macht über die ernsthaftesten Geister ausgestattet, aller Schwächen und aller heroischen Opfer ihres Geschlechtes fähig, dies Alles in jedem Augenblick nicht blos als ein psychologisches Räthsel, sondern als lebenathmende Gestalt vor unseren Augen sich bewegend, ist eine Schöpfung des größten Dichters würdig, die Nievos Namen schon allein den unvergeßlichen zugesellen würde, wenn nicht, minder glänzend, aber vollkommen ebenbürtig, so viel andere Figuren von gleich unverwüstlicher Lebenskraft sich neben diesen reizenden Dämon stellten.

Die verspätete Anerkennung dieses größten epischen Talentes seit Manzoni kann und wird nicht ausbleiben. Je mehr die Einheit Italiens

Digitized by Google

ſich befeſtigt und alle Glieder des Reichs ſich von Einem Lebensblut durchſtrömt fühlen, je unhaltbarer wird der jetzige Zuſtand des Buchhandels erſcheinen, in welchem noch völlig der eiferſüchtig engherzige Municipalgeiſt des Mittelalters fortbeſteht. Florenz wird das italieniſche Leipzig werden, und der regere Pulsſchlag, der von dieſem Mittelpunkt aus die äußerſten Extremitäten beleben muß, wird manches Verſchollene wieder zu Ehren bringen und unter dieſem nicht zuletzt den Dichter des Angelo di bontà und der „Bekenntniſſe eines Achtzigers". Einſtweilen wollten wir das Unſrige thun, in Erwartung, daß Italien das Seine thue.

Digitized by Google

Das Spectrum und die chemiſchen Wirkungen des Lichts.

Von

H. W. Vogel.

— Berlin. —

Im Jahre 1870 machte ich in einer größeren Stadt Amerikas die Bekanntſchaft eines dort ſehr berühmten Homöopathen. Derſelbe verrieth ein reges Intereſſe für optiſch-chemiſche Naturerſcheinungen; er benutzte die Gelegenheit, mich gründlich auszufragen, und ich antwortete nach Kräften. Mit beſonderer Aufmerkſamkeit hörte er meinen Auseinanderſetzungen über die Wirkung verſchiedenfarbiger Strahlen auf photographiſche Platten zu. Ich nannte ihm verſchiedene Beiſpiele: Gelbe Seidenkleider, die dem Auge leuchtend hell erſcheinen, werden in der Photographie oft dunkel, ja ſogar ſchwarz, ein Gelbſüchtiger bekömmt im Bilde ein Mohrengeſicht, Sommerſproſſen erſcheinen faſt ſo intenſiv wie Tintenflecken, blonde Haare werden brünett; auf der andern Seite bilden ſich blaue, dem Auge dunkel erſcheinende Stoffe in der Photographie oft (nicht immer) hell ab, anilinrothe Kleider werden hellgrau, der blaue Himmel erſcheint in Landſchaftsphotographien auffallend weiß, alles Fehler, die nur mit Hülfe der Negativretouche theilweiſe weggeſchafft werden können. Der Apoſtel des Motto: Similia similibus erklärte mir darauf, daß er die intenſive chemiſche Wirkung des blauen Lichts bereits mit Vortheil in der Medicin verwende. Er pflege ſeine Arzneimittel in den blauen Strahlen des Spectrums zu präpariren und glaube dadurch ihre mediciniſche Wirkung erheblich zu ſteigern. Er lud mich ein, ihn zu beſuchen, um ſeine optiſchen Vorrichtungen zu ſehen. Ich folgte der Invitation der Curioſität halber und wurde von ihm ſofort

Digitized by Google

in sein Laboratorium geführt. In Amerika befassen sich nicht nur Homöopathen, sondern auch Allöopathen mit der Verfertigung von Arzneien. Jeder „Doctor" hat einen Chemikalienvorrath und machen sie den Pharmaceuten um so lieber Concurrenz, als letztere gern Kurpfuscherei ohne Hülfe des Mediciners betreiben.

Ich hatte erwartet, das Laboratorium des Homöopathen mit blauen Scheiben verglast zu sehen; dem war jedoch nicht so. In den Fenstern saßen gewöhnliche weiße Glasscheiben; nur eine einzige derselben war herausgenommen und an ihrer Stelle ein Stück Blech mit einer horizontalen schlitzförmigen Oeffnung angebracht, durch welche die Sonnenstrahlen drangen. Diese fielen auf ein hinter der Oeffnung horizontal aufgestelltes Glasprisma und wurden von demselben in einen Farbenfächer aufgelöst, der die bekannten Spectrumfarben Violett, Dunkelblau, Hellblau, Grün, Gelb, Rothgelb und Roth zeigte.

„Jetzt passen Sie einmal auf!" sagte der Jünger Hahnemanns, ergriff einen Glasmörser, warf einige Krystalle von natrum bicarbonicum hinein, stellte denselben in die blauen Strahlen seines Spectrums und pulverte sie, indem er auf das Lebhafteste die Wunderwirkungen des blauen Lichts pries. So komisch mir die Sache vorkam, so widersprach ich nicht. Ich hatte in Amerika unter Medicinern noch tolleren Dingen beigewohnt als diesem (u. A. auch Citationen von Mond-, Mars- und Uranusbewohnern) und war einigermaßen gegen allerlei Unsinn abgehärtet. Der Mann glaubte aber an das, was er erzählte, er mischte mir sogar mit dem blaubelichteten Salz ein Bransepulver und behauptete steif und fest, daß dieses besser monssire, als ein gewöhnliches. Ich konnte mich jedoch nicht enthalten, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß durch die weißen Scheiben eine beträchtliche Menge weißen Lichts in das Zimmer falle und fragte ihn, ob er solches nicht für nachtheilig halte. Er nahm meinen Einwand für Ernst. „Sie haben Recht!" bemerkte er, eilte von dannen, um bald mit einem baumwollenen Regenschirm (die Amerikaner haben bekanntlich sehr schlechte Regenschirme) zurückzukehren. Diesen spannte er über seinen blau erleuchteten Mörser auf und begann dann sein Zerkleinerungswerk von Neuem. Den vergleichenden experimentellen Beweis für die günstige Wirkung des blauen Lichts auf sein natrum bicarbonicum blieb er mir schuldig. Ich verlangte auch nicht danach; die Sache gehörte in das reich bestellte Feld der durch naturwissenschaftliche Halbwisserei veranlaßten Irrthümer.

Es ist Thatsache, daß das blaue Licht auf photographisches Papier eine kräftigere chemische Wirkung ausübt, als grünes, gelbes und rothes. Es ist aber ein Irrthum, zu glauben, daß es kräftiger wirke als weißes. Ein einfacher Versuch gibt darüber Auskunft. Man lege ein Stück photographischen Papieres (wie solches jetzt unter dem Namen Lichtpanspapier vielfach als Kinderspielzeug verkauft wird) an das Licht, be-

Digitized by Google

decke einen Theil desselben mit einem Stück blauen, einen andern Theil mit einem Stück weißen Glases und man wird bemerken, daß der unter dem weißen Glase befindliche Theil des Papiers sich ganz bedeutend rascher bräunt, als der unter dem blauen Glase liegende.

Irrthümern, gleich den geschilderten, begegnet man wol auch bei europäischen Medicinern. Man klagt neuerdings vielfach darüber, daß die jungen Mediciner kurz nach Beginn ihrer Universitätsstudien sich so rasch wie möglich auf ihre Fachstudien werfen, ohne eine genügende Vorbildung in Chemie und Physik erlangt zu haben. Was sie davon in einem Semester gewinnen, sitzt in der Regel nicht sonderlich fest und ein Wunder ist es nicht, daß die halbverdauten physikalischen und chemischen Brocken später manche geistige Fehlgeburt veranlassen. Selbst medicinisch sehr verdienstliche Abhandlungen der jüngsten Zeit sind nicht frei von physikalischen und chemischen Irrthümern. Man pflegt jetzt dieselben gewöhnlich todtzuschweigen; es ist in vielen Fällen besser, Irrthümer zu ignoriren, als sie durch Widersprnch zu einem Ereigniß aufzublasen. Ein Driberg, der vor 30 Jahren die Physiker und das Publikum durch seine emphatisch ausgesprochenen Zweifel an den Luftdruck aufregte, würde heute schwerlich Furore machen.

Vor wenigen Jahren vertraute mir ein Ophthalmologe eine wunderbare Entdeckung an. Er glaubte einen neuen Weg gefunden zu haben, Medicamente sicher in das Innere des Auges zu bringen, ohne sie dem Patienten einzugeben: er wollte mit den Medicamenten (nnr an unorganische dachte er) Flammen färben und auf dem farbigen Lichtstrahl sollten die heilkräftigen Stoffe gleichsam in das Auge hineinreiten!

„Wär' der Gedanke nicht verflucht gescheidt,
Man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen!"

Der Urheber dieser jedenfalls originellen Idee war keineswegs physikalisch ungeschult, er wußte sogar in der Wellentheorie der modernen Optik Bescheid, er übersah aber die vornehmste Thatsache: daß Wellenbewegung nicht mit der Fortführung von Stoff verbunden ist. Ein Stück Holz auf wellenschlagendes Wasser geworfen, oscillirt auf und ab, ohne von der Stelle zu rücken. Die Idee des Ophthalmologen hätte eher eine Berechtigung gehabt zur Zeit der Geltung der Emanationstheorie, als man noch glaubte, daß mit jedem Lichtstrahl etwas Stoffliches von der Lichtquelle abgestoßen würde.

Sein Irrthum hat keine weiteren Folgen gehabt; anders ist es mit der vermeintlichen heilkräftigen Wirkung des blauen Lichts. Dieses Hirngespinnst spukte lustig weiter und erregt in jüngster Zeit in Amerika sogar Sensation. Aus dem Schooßkinde des Homöopathen ist ein ungeschlachter Junge herangewachsen, den ein Mr. Pleasanton an Kindesstatt angenommen hat und den er mit Zärtlichkeit hegt und pflegt.

Digitized by Google

Pleasanton ist General. Das will in Amerika nicht viel sagen. Ich habe drüben Generale kennen gelernt, die nicht im Stande sind, das Examen als preußischer einjährig Freiwilliger zu machen. Der Amerikaner liebt militärische Ehrentitel. Wir wollen hier auch nicht untersuchen, welcher Schützengilde (in Amerika blüht das Gildenwesen) Pleasanton den seinigen verdankt, sondern uns mit seinen photochemischen Entdeckungen beschäftigen.

Unter dem Titel: „Gesundheit und chemische Wirkungen des Lichts" (health and actinism) verkündigen amerikanische politische und naturwissenschaftliche Blätter, daß Mr. Pleasanton, ein Bewohner der Stadt der Bruderliebe, die Entdeckung gemacht habe, daß dasselbe Licht, welches so intensiv auf photographische Platten wirkt (nämlich das blaue und violette), auch einen heilsamen Einfluß in Krankheitsfällen äußere und auf Menschen, Thiere und Pflanzen gleich wohlthätig wirke. General Pleasanton suchte schon 1870 um ein Patent auf diese Entdeckung nach, aber der Chef des Washingtoner Patentamts fand die Sache so unglaublich, daß er Anstand nahm, das Privilegium zu ertheilen, ehe er sich von der Wahrheit der Sache überzeugt hatte. Zur Untersuchung derselben sandte er einen Commissionär des Patentamts nach Philadelphia. Dieser fand dort auf der Farm des Generals ein Weingelände, welches zum Theil der freien Sonne ausgesetzt, zum Theil durch blaues Glas geschützt war, und constatirte er in Gegenwart verschiedener amerikanischer Professoren, daß die den direkten Sonnenstrahlen ausgesetzten Blätter eine gelbliche Farbe und eine Länge von nur 3—5 Zoll zeigten, während die unter blauem Glase wachsenden eine schön blaugrüne Farbe und eine Länge von 8—10 Zoll aufwiesen. Proben der Blätter wurden photographirt nach Washington gesendet und darauf hin das nachgesuchte Patent ertheilt.

Die Entdeckung blieb unbeachtet bis zum October 1876, in welcher Zeit der Entdecker an heftigen Schmerzen in der Gegend der rechten Lunge in Folge eines Falles litt. Aerztliche Behandlung brachte ihm keine Hülfe und kam er deshalb auf die Idee, die Wirkung des blauen Lichts zu versuchen. „Eines Tages," berichtet Pleasanton, „herrschte heller Sonnenschein. Ich setzte mich in mein Badezimmer, welches ein theilweise mit blauen Scheiben verglastes, nach Süden hinausgehendes Fenster hat und exponirte meinen nackten Rücken den blauen Strahlen. Als mich dieselben trafen, spürte ich Linderung meiner Schmerzen und nach einer halben Stunde hatten sie vollständig aufgehört. Abends kamen die Schmerzen in geringerem Maße wieder. Am nächsten Morgen sandte ich nach dem berühmten Arzte Dr. D. Hayes Agnew, Professor der Anatomie an der Pennsylvania-Universität, damit er meinem erneuten Bade in blauem Licht beiwohnen könne. Er kam', als ich bereits im Bade saß und lächelte ungläubig zu der Sache. Ich ersuchte ihn, die Hand an eines der weiß verglasten Fenster zu halten, er that's und erklärte es für kühl. Dann

Digitized by Google

hielt er sie an eines der blauen Fenster und erklärte dieses im Gegentheil für warm. Er war sehr erstaunt über diesen Effect und bemerkte ich ihm, daß derselbe ebenfalls von mir entdeckt worden sei. Es wird die Wärme erzeugt durch die entgegengesetzten Elektricitäten des blauen Glases und des Sonnenlichts. In Folge dessen war der Baderaum so warm, daß der Professor glaubte, er sei geheizt und erklärte, er werde sofort zu weiteren Experimenten in dieser Richtung seinen eigenen Baderaum blau verglasen lassen. Am folgenden Tage nahm ich noch ein drittes Bad in blauem Licht und war dann von meinen Schmerzen vollständig kurirt."

Der brave General blieb dabei nicht stehen. Er pries die blaue Lichtkur als unfehlbares Mittel bei Nervenleiden, Rückenmarksleiden, Lähmungen, sogar Verkrümmungen der Wirbelsäule. „Die Sache hat großes Aufsehen erregt, blue light cure ist zur Sensation des Tages geworden," schreibt das New-Yorker Belletristische Journal. „Die von incurablen Leiden der erwähnten Gattung heimgesuchte Menschheit wird sich begierig dem neuen Heilevangelium in die Arme werfen und speculative Heilkünstler werden die Sache gar bald in ein System bringen und uns mit Lichtkuranstalten beglücken, in denen verschiedene Krankheiten mit verschieden gefärbtem Licht kurirt werden."

Warnend bemerkt aber gedachte renommirte Wochenschrift: „Weitere Proben und zwar in großer Zahl müssen zunächst feststellen, ob die Beobachtung auch wirklich eine richtige ist. Diese Beobachtungen müssen nicht von Laien, sondern von Männern der Wissenschaft gemacht werden. Welchen Irrthümern der Laie in solchen Dingen ausgesetzt ist, ist eine längst bekannte Thatsache."

Die letztgegebene Mahnung kann nicht genug beherzigt werden. Es gibt eine Menge von Dingen, über die das Publikum sich ein Urtheil erlaubt, ohne das geringste Verständniß, ja sogar die mindeste Kenntniß von der Sache. Ich erinnere nur an die lächerlichen Urtheile, die vor 25 Jahren zur Zeit des Tischrückens durch die Luft schwirrten. Wie absprechend äußerte man sich zu jener Zeit über die Gelehrten, welche zu diesem Unsinn schwiegen, bis endlich die „Fliegenden Blätter" Recht behielten, die auf die Frage nach der Ursache des Tischrückens antworteten: Der Klügste gibt nach. Dennoch appellirt man nach wie vor gern an „das geehrte Publikum" (seltener an den „hohen Adel"). Rieth doch sogar Dr. m. Grävell, als er Ende der fünfziger Jahre, gegen die gesammten Physiker Front machend, eine Lanze für Goethes Farbentheorie brach — kurz bevor durch Bunsens und Kirchhoffs unsterbliche Entdeckung der Spectralanalyse der letzte Nagel in den Sarg derselben getrieben wurde — dem Publikum, selbst das Prisma zur Hand zu nehmen und optische Versuche zu machen. Es ist das ungefähr ebenso, als wenn Jemand aus den Berliner Schloßbrückengruppen den Verfall der Plastik

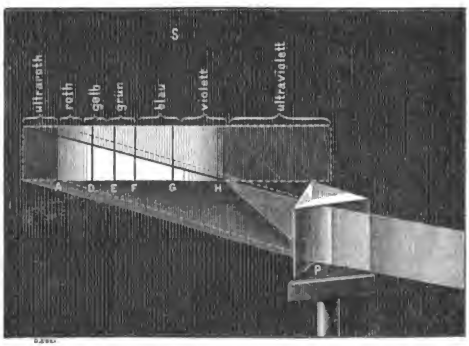
Digitized by Google

demonstriren und dem Publikum rathen wollte, selbst Meißel und Schlägel zur Hand zu nehmen, um die gesunkene Kunst wieder emporzubringen. Der Unsinn liegt klar auf der Hand, aber dennoch entscheidet der Unverstand nach wie vor. Müssen wir doch erleben, daß ein socialdemokratischer Buchbindergeselle die wissenschaftlichen Leistungen eines Mommsen kritisirt und mit einem Haufen zusammengelaufener unwissender Arbeiter und einiger durch Neugier angelockten unerfahrenen Studenten die Reform der Universitäten discutirt. Doch genug hiervon.

Die Angaben des Generals Pleasanton haben auf den ersten Blick für den oberflächlichen Beobachter einen Anstrich von Wahrscheinlichkeit. Nach den bis vor wenigen Jahren noch ganz allgemein gültigen Anschauungen unterschied man unter den gebrochenen Sonnenstrahlen des prismatischen Farbenbildes *leuchtende*, *wärmende* und *chemisch wirksame*.

Läßt man durch einen schmalen langen senkrechten Ritz oder Spalt parallele Sonnenstrahlen in ein dunkles Zimmer auf ein Glasprisma fallen, so treten diese als Farbenfächer aus und projiciren sich auf einen senkrechten Schirm als das bekannte Spectrum, dessen Farben in der beistehenden Figur notirt sind.

Fig. 1.



Setzt man hinter das Prisma P eine convexe Linse (Brennglas), deren Entfernung vom Schirm S gleich ihrer Brennweite ist*), so erscheint das Spectrumbild von zahlreichen feinen senkrechten schwarzen Linien durchsetzt (den bekannten Frauenhoferschen Linien), von denen einige in der Figur angedeutet und mit den von Frauenhofer gegebenen Buchstaben bezeichnet sind. Ein sehr empfindliches Thermometer offenbart nun in

*) In der Figur ist diese Linse der Deutlichkeit wegen weggelassen.

der That an verschiedenen Stellen dieses Spectrums augenfällige Wärmeunterschiede. Die rothen und gelben Strahlen erweisen sich als erheblich wärmer als die grünen, blauen und violetten, so daß nicht nur Maler, sondern auch Physiker ein Recht haben, die rothen Farben warm und die blauen Farben kalt zu nennen.

Die wärmste Stelle des Spectrums hat jedoch keine feste Lage. Besteht das Prisma aus gewöhnlichem Glase, so liegt sie im Roth, besteht es aus bleihaltigem Spiegelglas, so liegt sie aber links vom Roth, dort, wo das Auge nichts mehr von Farben erkennt, und geht daraus hervor, daß Strahlen existiren, welche nicht mehr auf unser Auge, wohl aber auf das Thermometer wirken. Man nennt diese Strahlen die „ultrarothen". Nimmt man statt des Prismas eine dreikantige mit Wasser gefüllte Flasche, so liegt die wärmste Stelle des Spectrums nicht im Roth, sondern im Gelb. Der Grund dieser Erscheinung ist darin zu suchen, daß das Wasser die ultrarothen Strahlen verschluckt oder absorbirt und die rothen schwächt, die gelben aber ungehindert hindurchgehen läßt. Nur in diesem Falle fällt demnach die hellste Stelle des Spectrums (das Gelb) mit der wärmsten zusammen.

Anders ist es mit der chemischen Wirkung der farbigen Strahlen. Ein Stück photographischen Papieres dem Sonnenspectrum ausgesetzt, färbt sich am dunkelsten im Dunkelblau und Violett, viel schwächer im Hellblau, nicht im Grün, Gelb und Roth. Dagegen zeigen sich jenseits des Violetts, im „Ultraviolett", noch kräftige chemische Wirkungen an Stellen, wo unser Auge kaum noch Licht zu erkennen vermag und offenbart sich dadurch die Existenz fast unsichtbaren aber chemisch wirksamen Lichts im „Ultraviolett", wie das Thermometer unsichtbares aber thermisch wirksames Licht im „Ultraroth" offenbart.

Beistehende Figur zeigt im oberen Theile das dem Auge sichtbare Sonnenspectrum mit den Frauenhofer'schen Linien, im unteren Theil das photographirte Spectrum, in dem dunkle Linien auch im Ultraviolett sichtbar sind.

Fig. 2.

a Sonnenspectrum, b Photographie des Sonnenspectrums.

Auf diese Thatsachen gründet sich die oben erwähnte Eintheilung der farbigen Sonnenstrahlen in leuchtende, wärmende und chemisch wirksame (sogenannte aktinische). Diese Eintheilung erscheint in Bezug auf die leuchtenden und wärmenden Strahlen gerechtfertigt (obgleich die blauen

Digitized by Google

Strahlen keineswegs völlig kalt sind), nicht aber in Bezug auf die „chemischen". Die Bezeichnung der blauen und violetten Strahlen als chemische hat nur Gültigkeit für gewöhnliche photographische mit Silbersalzen präparirte Flächen, sie gilt aber keineswegs für alle lichtempfindlichen Körper. Herschel und Hunt constatirten bereits vor 30 Jahren, daß die Farbstoffe der blauen Blumen, wie Veilchen, Kornblumen u. dgl., viel rascher durch das rothe und gelbe als durch das blaue und violette Licht gebleicht werden. Hier zeigen demnach die sogenannten chemisch unwirksamen Strahlen eine stärkere chemische Wirkung als die sogenannten chemisch wirksamen.

Sennebier machte 1782 die merkwürdige Beobachtung, daß die grünen Pflanzenblätter im Licht die in der Luft enthaltene Kohlensäure zersetzen, sie athmen Kohlensäure ein und Sauerstoff aus und regeneriren dadurch die durch den Verbrennungs- und Athmungsprozeß verloren gegangene Lebensluft. Dr. Daubeny und Gardner erkannten schon 1854, daß gerade bei diesem für den Haushalt der Natur so wichtigen Prozesse die gelben Strahlen eine stärkere chemische Wirkung äußern als die blauen und violetten. Zahlreiche neuere Beobachter haben dieses Faktum bestätigt und darf man somit das gelbe Licht nicht mehr als chemisch unwirksames hinstellen. Es besitzt als chemisch wirksames Agens eine viel größere Wichtigkeit als das blaue und violette Licht; denn was sind, streng genommen, die Millionen jährlich fabrizirter photographischer Bilder*) gegen die Tausende von Quadratmeilen einnehmenden, grünen Flächen der Prairien, der Wiesen und Wälder der alten und neuen Welt, auf welchen Tag für Tag die chemische Wirkung des gelben Lichts im großartigsten Stile vor sich geht?

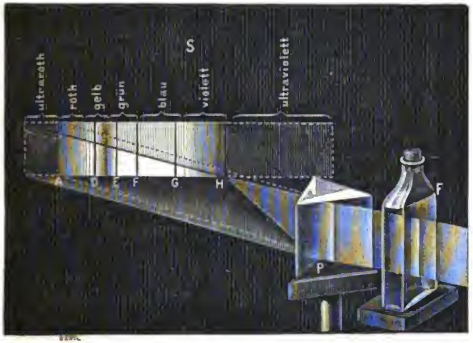
Um die chemische Wirkung des Lichts zu verstehen, muß darauf Rücksicht genommen werden, daß das Licht beim Auffallen auf irgend einen Körper Veränderungen erleidet, es wird entweder regelmäßig oder unregelmäßig reflectirt oder es geht hinein. Das hineingehende Licht wird entweder ganz oder theilweise verschluckt (absorbirt), oder es geht hindurch. Werden nur einzelne der im Sonnenlicht enthaltenen farbigen Strahlen absorbirt, die anderen zurückgeworfen oder durchgelassen, so erscheint der Körper farbig. Es ist jetzt bis zur Evidenz nachgewiesen, daß nur diejenigen Strahlen eine chemische Wirkung auf einen Körper auszuüben vermögen, welche von demselben absorbirt werden. Wenn gewisse Silbersalze in photographischen Platten nur für blaues und violettes Licht empfindlich sind, so rührt solches daher, daß sie nur diese Strahlen verschlucken, die grünen, gelben und rothen aber wenig oder nicht, und wenn blaue Kornblumen im gelben und gelbrothen Lichte viel rascher gebleicht werden als im violetten und blauen, so rührt es wiederum daher, daß

*) Deutschland producirt allein jährlich, den Ausschuß eingerechnet, 40 Millionen photographische Visitenkarten.

Digitized by Google

sie gerade das gelbe und gelbrothe Licht stärker absorbiren als letzteres. Chemische Wirkung des Lichts und Absorption gehen Hand in Hand. Die erstere ist ohne die letztere nicht denkbar. Schreiber dieser Zeilen wies sogar durch Versuche nach, daß selbst die sonst nur für blaues und violettes Licht empfindlichen photographischen Platten für gelbes und rothes Licht empfindlich gemacht werden können, wenn man ihnen Stoffe beimischt, welche gelbe und rothe Strahlen absorbiren.

Fig. 3.



Läßt man Sonnenstrahlen, bevor sie auf das Prisma P (Fig. 3) fallen, durch eine Flasche gehen, die mit einer ganz verdünnten rosarothen Anilinroth- (Magentaroth-) Lösung gefüllt ist, so bemerkt man in dem Spectrum dieser Strahlen an der Stelle, wo Gelb und Grün in einander übergehen, einen intensiven schwarzen Streifen, einen sogenannten Absorptionsstreifen. Dieser entsteht dadurch, daß die Magentarothlösung gerade die gelbgrünen Strahlen absorbirt. Schon ein Hunderttausendtheil eines Gramms Magentaroth ist genügend, um einen höchst intensiven Absorptionsstreif hervorzubringen. Färbt man mit derselben Anilinrothlösung eine photographische Platte und exponirt sie dem Spectrum, so offenbart sich eine kräftige chemische Wirkung nicht nur im Blau und Violett, sondern auch im Gelbgrün, genau an der Stelle, wo der Absorptionsstreif des Magentaroths liegt.

Fig. 4.

a Sonnenspectrum, b Photographie desselben mittelst anilinroth gefärbter Platte

Anilingrün, in derselben Weise in den Gang der Sonnenstrahlen eingeschaltet, zeigt ein Spectrum mit einem intensiven Absorptionsstreif im Gelbroth (zwischen A und D). Färbt man mit diesem Grün photographische Platten, so zeigen diese für gelbrothe Strahlen, welche auf gewöhnliche photographische Schichten so gut wie gar nicht wirken, eine starke Empfindlichkeit und so gelingt es durch passende Wahl von Farbstoffen, die photographischen Platten für beliebige Strahlen empfindlich zu machen und damit fällt der Unterschied zwischen chemisch wirksamen und unwirksamen Strahlen vollständig zusammen. Man darf jedoch keineswegs voraussetzen, daß die Strahlen, welche absorbirt werden, immer eine chemische Zersetzung veranlassen müssen. Eine Lösung des Kupfervitriols z. B. verschluckt kräftig die rothen Strahlen des Spectrums, sie wird aber dadurch keineswegs chemisch zersetzt, sondern nur erwärmt.

Auch die wärmende Wirkung der Sonnenstrahlen tritt nur dann hervor, wenn sie absorbirt werden. Ein schwarzes Kleid wird in der Sonne bedeutend wärmer als ein weißes, weil ersteres die wärmenden Strahlen absorbirt, letzteres nicht. Ein Stück weißen Glases, welches das Licht ungehindert hindurchgehen läßt, erwärmt sich nur schwach in der Sonne, ein Stück schwarzen Glases, welches die wärmenden Strahlen absorbirt, aber sehr stark.

Diese Thatsachen erlauben uns, Pleasantons Beobachtungen über die angeblich erwärmende Wirkung des blauen Lichts zu erklären. Genannter führt an, daß ein blaues Fenster in der Sonne bedeutend wärmer würde als ein weißes und daß sogar ein damit verglastes den Sonnenstrahlen exponirtes Zimmer wie geheizt erscheine. Thermometrische Versuche im Spectrum zeigen dagegen, daß die blauen Strahlen bedeutend kühler sind als die gelben, rothen und weißen und insofern scheinen Pleasantons Beobachtungen mit den Ergebnissen wissenschaftlicher Versuche im Widerspruch zustehen. Dieser Widerspruch löst sich in einfachster Weise, wenn man die Absorptionserscheinungen in Rechnung zieht.

Fig. 5.

Spectrum des durch dunkelblaues Kobaltglas gegangenen Lichts.

Schaltet man ein Stück dunkelblauen Kobaltglases in den Gang der Strahlen in Fig. 3 an Stelle der Magentarothlösung ein, so beobachtet man, daß die rothen und gelben Strahlen von demselben stark absorbirt werden, also gerade die wärmenden Strahlen, schwach die grünen, wenig oder nicht die blauen (s. Fig. 5). Die Folge dieser Absorption der wärmenden Strahlen ist die starke Erwärmung des Kobaltglases.

Digitized by Google

Jedermann kann sich von derselben leicht überzeugen, wenn er ein Stück weißen und ein Stück blauen Glases gleichzeitig in die Sonne legt. Im Sommer kann man nach 15 Minuten die stärkere Erwärmung des ersteren schon mit der Hand fühlen. Ist das Südfenster eines Zimmers mit solchem blauen Glase der Sonne ausgesetzt, so erwärmt sich natürlich an dem warm gewordenen Glase die Zimmerluft ähnlich wie an einem geheizten Ofen. Die höhere Temperatur eines solchen Zimmers rührt somit keineswegs von den durch das Glas gegangenen blauen Strahlen her, sondern von den durch dasselbe verschluckten rothen und gelben. Man kann sich von der Richtigkeit dieser Angabe überzeugen, wenn man zwei gleichgehende Thermometer nimmt und eins in eine blaue, das andere in eine weiße Flasche steckt und beide dem Sonnenlichte aussetzt. Das Thermometer in der blauen Flasche steigt binnen kurzer Zeit sehr merklich höher als das andere.

Pleasantons Erklärung der Erscheinung aus den entgegengesetzten Elektricitäten des Sonnenlichts und des Glases ist aber barer Unsinn. Wir kennen Elektricität nur als an Materie gebunden, selbst der elektrische Funke ist glühende Materie, Licht aber ist nichts Materielles, sondern nur ein Bewegungszustand.

Auch Pleasantons andere Entdeckungen über die angebliche günstige Wirkung des blauen Lichts auf Pflanzen wird der Leser jetzt zu beurtheilen im Stande sein. Daß der Athmungsprozeß der Blätter durch das blaue Licht viel schlechter unterhalten wird als durch das gelbe, haben wir schon oben angeführt und darf man dem entsprechend bei Pflanzen eher eine nachtheilige als eine vortheilhafte Wirkung des blauen Glases erwarten. Wahrscheinlich wurde diese bei Pleasanton ausgeglichen oder sogar überboten durch andere Einflüsse, sei es des Bodens, der Düngung oder auch der Erwärmung, Einflüsse, die er übersehen hat.

Wie wenig zuverlässig solche Beobachtungen sind, beweisen Berts Erfahrungen; derselbe wiederholte Pleasantons Versuche und constatirte, daß Pflanzen im farbigen Lichte schlechter gedeihen als im weißen, daß namentlich grünes Licht sich am wenigsten günstig erweist, besser das rothe, noch besser das blaue, daß aber alle der Wirkung weißen Lichts nachstehen.

Es ist Thatsache, daß *nicht* alle Lebenserscheinungen der Pflanze durch das Licht begünstigt werden. Einer der wichtigsten Prozesse, der Keimprozeß, geht viel besser im Dunkeln als im Lichte vor sich. Deshalb hält man die Keimböden der Mälzereien dunkel, deshalb vertraut der Säemann seine Saat „dem *dunkeln* Schooß der heil'gen Erde". Für die fernere Entwicklung bedarf aber die Pflanze des Lichts. Die im dunkeln Keller keimenden Kartoffeln erzeugen z. B. nur krankhafte bleiche Triebe, in denen ein giftiger Stoff, das Solanin, enthalten ist. Erst unter der Wirkung des Sonnenstrahls erzeugen sich jene köstlichen grünen Tinten, jene wunderbare Skala der Blumenfarben, welche Felder, Wald

Digitized by Google

und Wiesen schmücken. Nur das Grün der Coniferennadeln scheint zu seiner Entwicklung des Lichts nicht zu bedürfen.

Hunt gibt an, daß unter blauem Glase das Keimen von Saamen (selbst der mit Erde bedeckten) rascher vor sich gehe, als im Dunkeln. Es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß die unter blauem Glase in Folge der oben auseinandergesetzten Verhältnisse eintretende stärkere Erwärmung der Scheiben die Ursache der rascheren Keimung bei Hunts Versuch war, keineswegs aber das blaue Licht selbst.

Die Gefahr des Irrthums bei der Beurtheilung der Wirkung farbigen Lichts ist um so stärker, als unser Auge selbst die Qualität der Farbe nicht ohne Weiteres zu beurtheilen vermag. Niemand sieht es z. B. dem Blatt- und Grasgrün an, daß es eine sehr beträchtliche Menge von Roth enthält. Niemand wird a priori vermuthen, daß das Licht, welches durch violettes Glas gegangen ist, total verschieden ist von dem Violett des Spectrums.

Fig. 6.

Absorptionsspectrum des violetten Manganglases.

Schaltet man ein solches Glas in den Gang der Strahlen Fig. 1 ein und läßt diese dann auf ein Prisma fallen, so ergibt sich, daß das durch ein violettes Glas gegangene Licht aus Blau und Roth besteht und von dem eigentlichen Violett des Spectrums oft nicht eine Spur enthält (s. Fig. 6). Unter solchen Umständen sind alle Versuche, mittelst Licht, welches durch solches violettes Glas geht, besondere chemische Wirkungen zu erzielen, aussichtslos, und wenn Pleasanton allen Ernstes mittheilt, daß er drei Schweine in einem violett verglasten und drei andere in einem weiß verglasten Raume gemästet habe und erstere nach 6 Monaten um 12 Pfund mehr zugenommen haben als die anderen, so gehört eben eine gute Portion Leichtgläubigkeit auf der einen und optische Unkenntniß auf der andern Seite dazu, um die Ursache der verschiedenen Mästungsresultate in der Farbe des Lichts zu suchen.

Pleasanton steht aber mit seinem Glauben nicht allein. Ein Italiener Scotellari hat in diesem Jahre den Pariser Photographen und Gelehrten das Evangelium des violetten Lichts gepredigt und die Behauptung aufgestellt, daß in einem violett verglasten Atelier in wesentlich kürzerer Zeit Aufnahmen gemacht werden könnten, als in einem weiß verglasten. Sogar die Pariser Akademie schenkte den Auseinandersetzungen des Mannes Gehör. Thatsächlich überstrichen verschiedene Pariser Lichtkünstler ihre Atelierscheiben mit einem von Scotellari präparirten violetten Lack (der natürlich seinem Erfinder sehr viel Geld einbrachte), um später ihren Irr-

Digitized by Google

thum einzusehen. Glücklicher Weise that ihnen die Sommersonne den Gefallen, den theuren violetten Lack unentgeldlich auszubleichen.

Nun zurück zu unserm am Eingange des Artikels erwähnten Homöopathen. Dieser glaubt die medicinische Wirkung seiner Präparate durch blaues Spectrallicht zu steigern. Es ist uns jetzt verständlich, daß eine chemische Wirkung des blauen Lichts eintreten kann bei Körpern, die dasselbe absorbiren, keineswegs aber bei allen Arzneimitteln. Die Wirkung aber, welche das blaue Licht auf die dafür empfänglichen Körper ausübt, ist in medicinischer Hinsicht eher eine nachtheilige als eine vortheilhafte. Quecksilbersublimat, der bekannte höchst giftige, im Wasser lösliche Körper, verwandelt sich z. B. im Lichte in das unlösliche medicinisch total anders wirkende Calomel. Grüne Körper, wie Schierling und Eisenhut, verlieren im Lichte zum Theil ihre grüne Farbe und damit einen Theil ihrer medicinischen Wirksamkeit. Auch Jalappenwurzel und Ipecacuana büßen einen Theil ihrer Brechen erregenden Kraft im Lichte ein. Es bedarf jedoch einer lange dauernden Beleuchtung, um diese Wirkungen hervortreten zu lassen. Die relativ kurze Zeit, innerhalb welcher der gedachte Homöopath seine Arzneien dem blauen Licht aussetzte, war nicht entfernt hinreichend, um eine merkliche chemische Wirkung des Lichts zu veranlassen.

Ich will bei dieser Gelegenheit bemerken, daß gewisse Medicamente, die man für lichtempfindlich hält, es thatsächlich nicht sind. So pflegt man Höllensteinlösung in allen deutschen Apotheken in schwarzen Flaschen zu verabfolgen, um ihn vor dem Lichte zu schützen, obgleich das Präparat im reinen Zustande gar nicht lichtempfindlich ist. Dagegen gibt man die thatsächlich lichtempfindliche Klaproth'sche Eisentinktur in weißen Flaschen ab. Ich will nicht behaupten, daß letzteres der Tinktur sonderlich schadet, denn die im Licht eintretende chemische Zersetzung ist zu unbedeutend, um der Wirkung des Medicaments Eintrag zu thun, sicher ist es aber, daß das Aufbewahren der Höllensteinlösung in schwarzen Gläsern absolut nichts nützt.

Der Irrthum, daß Höllensteinlösung lichtempfindlich sei, schreibt sich von der Thatsache her, daß organische Körper, wie Haut, Papier und Kleiderstoffe, in Berührung mit Höllenstein sich im Lichte bräunen. Die Haut der Epileptischen, denen man Höllensteinlösung einzugeben pflegt, färbt sich daher im Lichte dunkel, bleibt aber an allen von den Kleidern bedeckten Stellen weiß. Ohne die Gegenwart organischer Stoffe tritt aber eine Veränderung des Höllensteins im Lichte nicht ein.

Wir brauchen aber Beispiele für die chemische Wirkung des Lichts nicht in der Apotheke zu suchen, sie liegen fast auf der Straße, sie trifft selbst Körper, die man für unverwüstlich zu halten geneigt ist. Dahin gehört das Glas. Fast alle Gläser sind lichtempfindlich; sie färben sich mit der Zeit violett oder gelblich, und daß dieses vom Lichte herrührt, ist dadurch erwiesen, daß im Dunkeln aufbewahrte Stücke desselben Glases diese

Digitized by Google

Veränderung nicht zeigen. An und für sich ist dieselbe nicht sonderlich auffällig für das Auge, desto mehr empfinden sie die Photographen. Das Licht in ihren Ateliers verschlechtert sich in demselben Maße, als die Nüance der Gläser in's Gelbliche übergeht.

Je dunkler gelb ein Glas gefärbt ist, desto stärker absorbirt es die photographisch wirksamen blauen und violetten Strahlen. Sehr auffällig tritt die Veränderung des Glases im Lichte bei den manganhaltigen Gläsern hervor, die frisch einen leisen Stich in's Violette zeigen; diese färben sich durch das Licht allmählich dunkelviolett. Das Palais S. M. des Kaisers in Berlin enthält einige Scheiben, an denen diese Wirkung des Lichts auffällig hervortritt.

In noch grellerem Maße aber offenbart sich die chemische Wirkung des Lichts in dem Verbleichen oder Verschießen unächter Farben. Daß hierbei das Licht eine wesentliche Rolle spielt, geht am klarsten daraus hervor, daß in den dunkeln vor dem Lichte geschützten Falten unächt gefärbter Gewänder ein Verbleichen nicht, oder doch nur in sehr geringem Maße stattfindet. Am leichtesten lichtveränderlich zeigen sich die Anilinfarben.

Die Entdeckung derselben war wissenschaftlich ein Triumph, der ihrem Urheber, unserm großen Chemiker A. W. Hofmann, zum unsterblichen Ruhme gereicht. An Mannigfaltigkeit der Nüancen, Brillanz, Tiefe, Feuer und Leichtigkeit der Anwendung lassen die Anilinfarben alle andern Farben weit hinter sich, leider aber nicht in Haltbarkeit; sie sind treffliche „Lichtfarben", aber im heiteren Sonnenscheine stehen sie nicht lange, ihre leuchtende Nüance macht allmählich einem fahlen Tone oder einem „niederträchtigen Grau" Platz, das den Stoff, den sie verschönern helfen sollten, elend und schäbig erscheinen läßt. Die Verluste, die durch unächte Farben (nicht blos Anilinfarben sind unächt) dem Publikum zugefügt werden, taxirt man jährlich in Summa auf mehrere Millionen Mark und sie vermehren sich in demselben Maße, als die gerühmten Farben sich weiter und weiter verbreiten. Bereits haben sie den Orient inficirt. Die bisher von der Cultur noch unangekränkelten Urheber der köstlichen, durch ihre Farbenpracht jedes empfindende Auge entzückenden persischen und indischen Teppiche benutzen jetzt bereits Anilinfarben; sie gefährden dadurch nicht allein die Haltbarkeit ihrer Tinten, sondern auch deren künstlerische Harmonie.

Die Anilinfarben mit ihrer knalligen Buntheit haben zerstörend auf den ohnehin wenig entwickelten Farbensinn unseres Publikums gewirkt, jetzt scheint auch der angeborene Farbensinn der Orientalen daran zu Grunde gehen zu sollen. Schreiende persische und indische Muster, die Schreiber dieses im Orient zu sehen Gelegenheit hatte, beweisen das zur Genüge, und was der Chemiker als einen der größten Triumphe seiner Wissenschaft preist, das verdammen Aesthetiker als einen beklagenswerthen Rückschritt. Falsch ist es aber, den Chemiker dafür verantwortlich zu machen.

Digitized by Google

Was kann der Messerschmied dafür, wenn ein Ungeschickter sich mit seinem Messer in die Finger schneidet?

Glücklicher Weise gewährt die Wissenschaft, welche diese Farbstoffe herstellen lehrt, auch Hülfsmittel, sie in den damit gefärbten Stoffen, selbst wenn sie mit andern Farben gemengt sein sollten, zu erkennen.

Schon oben wurde die absorbirende Eigenschaft einer Lösung des Magentaroths erwähnt. Einhunderttausendtel Gramm des Farbstoffes in einem Kubikcentimeter Wasser gelöst veranlaßt im Spectrum den in Fig. 3 abgebildeten Absorptionsstreifen. Eine winzig kleine Menge des Farbstoffs, eine Faser des gefärbten Stoffs genügt zu dessen Entdeckung, wenn man den Farbstoff mit Alkohol auszieht und die Lösung wie in Fig. 3 in den Gang der Sonnenstrahlen einschaltet, und ebenso leicht und sicher läßt sich der Farbstoff aus Weinen, Fruchtsäften und Nahrungsmitteln, die in neuerer Zeit häufig damit gefärbt werden, mittelst Amylalkohol extrahiren und im Spectrum an seinem Absorptionsstreif erkennen.

Aber nicht nur Anilinroth, sondern die große Mehrzahl der übrigen farbigen Körper verrathen sich im Spectrum durch ihre eigenthümlichen Absorptionsstreifen, welche entweder unmittelbar oder durch Zusatz von Säuren, Alkalien, Alaun u. dgl. hervortreten.*)

Fig. 7.

Absorptionsspectrum des Blattgrüns.
" des Krapproths.
" des Bluts.
Sonnenspectrum.

So stellt beifolgende Figur die „Absorptionsspectra" des Blattgrüns, des Krapproths und des Bluts dar. Das Absorptionsspectrum des Bluts ist so intensiv, daß es selbst in achttausendfacher Verdünnung mit Wasser noch die beiden charakteristischen Streifen zeigt. Es läßt sich deshalb durch diese Spectralreaction das Blut noch in sehr geringer Menge nachweisen, so daß das Spectroskop von Wichtigkeit ist, wenn es gilt, bei gerichtlich-chemischen Untersuchungen Blutflecke auf Kleidern zu erkennen.

Aus Beobachtungen der Absorptionsspectra ist ein neuer Zweig der Spectralanalyse, die Absorptionsspectralanalyse, erwachsen, welcher für die organische und unorganische Chemie, für Physiologie, Pharmacie u. s. w. eine von Tag zu Tag wachsende Wichtigkeit erlangt hat und

*) Details über diese Spectra enthält H. W. Vogel, praktische Spectralanalyse. Nördlingen. 1877.

Digitized by Google

sichere Resultate gibt in Fällen, wo alle andern Untersuchungsmethoden im Stiche lassen.

Man benutzt sie jetzt zur Entdeckung von Verfälschungen in Nahrungsmitteln, Getränken, Medicamenten, zum Studium physiologischer Prozesse im Pflanzen- und Thierkörper, zur Feststellung der Kohlenoxydgasvergiftung ꝛc.

Diese analytische Methode würde jedoch auf wenig Beifall rechnen können, wenn sie das bei den oben beschriebenen Spectralversuchen vorausgesetzte dunkle Zimmer erforderte. Dieses ist aber in der That entbehrlich. Mit dem Fortschritt der Spectralanalyse ist es dem englischen Optiker Browning gelungen, die dort beschriebenen voluminösen Vorrichtungen zu Spectrumbeobachtungen auf einen kleinen Apparat, das sogenannte Taschenspectroskop, ein Röhrchen von 10 C. Länge, zu reduciren (s. Fig. 8). Das Instrument trägt an seinem linken Ende zwei Metallplatten, die einen Spalt zwischen sich lassen, der durch Drehen des geriffelten Ringes enger oder weiter gestellt werden kann.

Fig. 8.

Im Innern befindet sich ein Prismensystem. Macht man den Spalt etwa haarfein, richtet das Instrument auf den Himmel (Sonne ist nicht nöthig) und sieht durch das rechte Ende, so erblickt man das Spectrum. Zieht man alsdann das Augenende des Instruments (der Sehweite des Beobachters entsprechend) etwas aus, so erkennt man die früher erwähnten dunkeln Frauenhofer'schen Linien. Man braucht dann nur ein Gläschen mit der verdünnten Lösung des farbigen Körpers vor das Instrument zu halten, um die Absorptionsstreifen des Farbstoffes wahrzunehmen. Durch Einführung dieses kleinen Instruments ist die Ausübung der Absorptionsspectralanalyse außerordentlich erleichtert worden. Freilich erfordert dieselbe eine gewisse Uebung des Auges. Ebenso wenig, wie derjenige, welcher ein Piano und Musiknoten besitzt, sofort spielen kann, ebenso wenig vermag der Inhaber eines Spectroskops, selbst mit den Abbildungen der Spectra in der Hand, aus den Absorptionserscheinungen die Gegenwart gewisser Stoffe ohne Weiteres zu erkennen. Praktische Vorstudien an bekannten Körpern sind nöthig, um in dieser hochinteressanten und fruchtbaren Beobachtungsmethode die nöthige Sicherheit zu erlangen.

Digitized by Google

Paul Heyſe.

Von

Karl Goedeke.

— Göttingen. —

Am 8. Januar 1853 wurde einem jungen deutſchen Gelehrten mitten in harmloſer literariſcher Thätigkeit der fernere Beſuch der vaticaniſchen Bibliothek gänzlich unterſagt. Er hatte ſich dort ſeit dem letzten Herbſte mit dem Studium provenzaliſcher Handſchriften beſchäftigt und war ſchon wiederholt mit der Bibliotheksverwaltung, deren perſönliche Güte und Wohlwollen er übrigens anzuerkennen hatte, in Conflict gerathen. Auf die Weiſung römiſcher Freunde hatte er bald nach ſeiner Ankunft in Rom um die Erlaubniß nachgeſucht, die Codices zu ſtudiren. Daß man Manuſcripte nicht anders als mit der Feder in der Hand ſtudiren könne, hielt er für ausgemacht, um ſo mehr, als er die übrigen Gäſte des Vaticans eifrig ſchreiben ſah. So hatte er den Paragraphen der Bibliotheksſtatuten, der das Abſchreiben unterſagte, allerdings wol ein wenig eigenmächtig, dahin ausgelegt, daß es freilich nicht geſtattet ſei, die Copie einer ganzen Handſchrift zu nehmen, daß aber freiſtehe, ſo viel auszuſchreiben, als zur Würdigung des Textes nöthig erſcheine. Er war um ſo unbefangener bei dieſer Auslegung geweſen, als die Troubadour-Handſchriften, denen er ſich zunächſt zugewandt hatte, in Abſchriften von Sainte-Palayes Hand auf der Pariſer Arſenalbibliothek allgemein zugänglich waren, zum Theil auch ſchon gedruckt vorlagen. Schon im Herbſt war er von dem zweiten Cuſtoden, Monſignor Martinucci, darauf aufmerkſam gemacht worden, daß er ſich durch das Ausſchreiben einiger Lieder an den Geſetzen vergangen habe. Auf den Rath des freundlichen Beamten richtete er damals ein neues Geſuch an den Cardinalſtaatsſecretär Antonelli und bat um die Vergünſtigung, von einzelnen noch ungedruckten Stücken Abſchriften nehmen zu dürfen. Die

Digitized by Google

Eingabe, obwol durch den preußischen Gesandten, Herrn von Usedom, befürwortet, blieb Monate lang ohne Bescheid. Um nicht völlig unthätig zu sein, hatte der junge Romanist mit Zugrundelegung der Werke der Troubadours von Mahn Vergleichungen und überdies Verzeichnisse der Liederanfänge zu machen begonnen. Auch dies letztere wurde ihm untersagt und einige Hefte confiscirt, in denen außer dem Katalog der Dichternamen und den ersten Zeilen der Lieder nichts enthalten war, als hie und da eine der kurzen schon gedruckten Biographien, die er nicht collationiren konnte, da ihm Raynouards Werk nicht zur Hand war. Er hatte nun die Absicht, wenigstens Notizen über die Streitgedichte der Troubadours, über die Tenzonen, zu sammeln und zog zu diesem Zwecke alle Namen der Dichter aus, die dergleichen Wettgesänge mit einander gewechselt hatten. Bei dieser völlig unverfänglichen und mit den Bibliotheksstatuten wohlvereinbaren Beschäftigung wurde ihm das Verbot des ferneren Besuchs des Vaticans eröffnet. Er klappte seine Bücher zusammen und hat die Räume seitdem nicht wieder betreten, ja, da er sich in seinen wichtigsten Reisezwecken gehemmt sah, das Studium der romanischen älteren Literaturen, das ihn nach Italien geführt hatte, mit dieser widrigen Erfahrung grillenhafter Beschränktheit geistlicher Verwalter der Wissenschaft eigentlich fallen lassen, obwol ihm an anderen Orten Italiens und selbst in Rom von andern Seiten williges Entgegenkommen gezeigt wurde. Wir haben das nicht gerade zu bedauern, denn ohne jenen Zwischenfall, für dessen Kränkung ihm niemals eine Genugthuung geworden ist, hätten wir in Paul Heyse — er war der so jäh verbannte Deutsche — vielleicht einen gelehrten Romanisten mehr gehabt neben Mahn, Mätzner, Bartsch, Tobler und Anderen, während wir nun diesem verstimmenden Erlebniß eine Zierde unserer Literatur zu verdanken haben, einen Dichter, der sich auf allen Gebieten derselben, der Lyrik, der poetischen Erzählung, der Novelle, dem Romane und dem Drama, im Scherz und Ernst und wenn auch nicht überall und immer mit gleichem Glück, doch stets in selbständiger Weise gezeigt hat, ja als Dichter schon einen Namen besaß, als er, um sich unter den Gelehrten zu legitimiren, die italische Reise unternahm.

Paul Heyse hatte die Reise, die vom October 1852 an ein Jahr umfaßte, mit einem freigebigen Reisestipendium des preußischen Cultusministeriums angetreten, dem er durch einflußreiche Gönner in Folge seiner frühen vielverheißenden Entwickelung empfohlen war. Er war am 15. März 1830 in Berlin geboren und von seinem Vater, dem Grammatiker und Lexikographen, dem Erzieher Felix Mendelssohns, für das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium vorbereitet, das er von 1839 bis Ostern 1847 besuchte. Dies stand damals unter Spillekes Direction. Besonders guten Einfluß übten auf den begabten, nicht sehr fleißigen Gymnasiasten die Lehrer Ilgem und Ferdinand Ranke, jener ein Verehrer Goethes, dieser ein begeisternder Erklärer der griechischen Tragiker. Heyse selbst meint in dem

schönen Gedichte, mit dem er Rankes Directorjubiläum feierte, es habe wenig Zeug zum Philologen in ihm gelegen, wozu er doch bestimmt wurde. Nach Vollendung des Gymnasialcursus trieb er dann auch in Berlin zwei Jahre lang unter Böckh, Lachmann und seinem Vater ziemlich mangelhafte philologische Studien und versuchte sich in Märchen und Gedichten. Schon 1847 schrieb er seinen anonym erschienenen „Jungbrunnen. Neun Märchen von einem fahrenden Schüler" (Berlin 1850), jene nach Brentanos Muster verfaßten Märchen von der guten Seele, dem Glückspilzchen, dem Musje Morgenroth und der Jungfer Abendbrot, vom Veilchenprinzen, der Blindekuh und von Fedelint und Funzifudelchen, die er als schülerhafte Erzeugnisse ebenso unbedenklich verworfen hat, wie die ersten Gedichte, die der Vater von ihm drucken ließ und Freunden schenkte. Sie waren durch das Jahr 1848 hervorgerufen und sind mit den zahllosen Flugblättern jener Zeit verweht. Einige liegen mir noch vor; ein Hymnus auf den Frühling jenes Jahres, der als Werber gekommen ist, und die schwarz-roth-goldne Fahne entfaltet hat, daß sich jeder auf Sieg und Tod werben läßt, so daß es durch ganz Deutschland klingt: Einheit Macht, Freiheit! Ein anderes, „Fünfzehn neue deutsche Lieder zu alten Singweisen", mit Bernhard Endrulat und L. Karl Aegidi gemeinschaftlich in die Welt geworfen und „den deutschen Männern Ernst Moritz Arndt und Ludwig Uhland" gewidmet, kann die Lust, die das volle Herz in sich trägt, mit allem Frohlocken, Singen und Jauchzen nicht aussprechen und hat nur für alle Brüder vom Meer bis zu den Alpen den Ruf, für Einen zu stehen und vorwärts! und drauf und dran! Die Frauen werden getröstet, die um die in blutig schwarzer Nacht Gefallenen weinen, da das geliebte Haupt, welches von dem Wetterstrahl in den Staub gelegt wurde, für Alle gefallen ist und über seiner Gruft das Lied des Sängers wie die Lerche des Frühlings schwebt. Die thatendurstige Kampflust sagt den Studiis und den Herren Professoribus Valet, selbst dem holden Studentenschatze Ade, um als Freischaar in die Welt zu ziehen und das ganze Deutschland von seinen Feinden rein zu fegen. Und keck wie der keckste Freischärler jauchzt das „Hurrah!" darein, das sich unumwunden gegen den Kaiser Nikolaus kehrt und ihm mit seinen spitzbärtigen Kosaken den Kehraus ankündigt, während Polonia Victoria jubelt. Der Ton war ein frischer, die Gesinnung eine muthige, der Standpunkt vollkommen jener der muthigen frischen grünen Jugend.

Heyse setzte seine Studien bis Ostern 1850 in Bonn fort, wo er sich vorzugsweise mit Geschichte beschäftigen wollte, aber von F. Diez für das Romanische gewonnen wurde, das er nach seiner Heimkehr in Berlin unter Mahn und Huber noch zwei Jahre lang eifrig studirte. Besonders waren es die Provenzalen und Spanier, die ihn anzogen, ohne daß er seine poetischen Neigungen aufgegeben hätte. An der Formenfülle der südlichen Dichter übte er sich in der Geschmeidigkeit des Ausdrucks und

Digitized by Google

der Kunst, die Gedanken knapp und treffend zu fassen, die poetische Stimmung ohne Redeprunk einfach durch die Wahl des schlagendsten Wortes festzuhalten. Dabei kam das Studium Shakespeares und Goethes zu Hülfe, die beide, wie verschiedenartig auch sonst, doch darin übereintreffen, daß sie nicht im Schmuck und der Phrase, sondern im Einfachen und Treffenden ihre Wirkung haben.

Noch ehe Heyse seine Studien formell abgeschlossen, wagte er mit Shakespeare zu wetteifern, indem er, nach einer Reise in die Schweiz, 1850 die ersten Acte seiner Tragödie „Franziska von Rimini" entwarf, die noch in demselben Jahre vollendet und veröffentlicht wurde. Das Stück des Zwanzigjährigen konnte über den Charakter seines Talents stutzig machen. Der moralische Bruch einer mit unsittlichen Mitteln zu Stande gebrachten Ehe ist mit der Hand eines Virtuosen dargestellt, dem es gleichgültig ist, welchen Gegenstand er behandelt, wenn er ihn nur darstellt, wenn er nur die im Stoff liegenden oder mit demselben verträglichen Motive vollständig herausarbeitet und zur glaublichen Erscheinung bringt. Ich würde sagen, es zeige sich hier die feste Hand eines sicheren Künstlers, der seinen Stoff mit Ruhe beherrscht. Allein dem Künstler ist nicht blos an der Behandlung gelegen; ihm ist die Wahl des Stoffes fast noch wichtiger. Er wird nur solche wählen, aus denen sich eine höhere Idee entwickeln läßt; ihm ist die Ausgestaltung nicht Selbstzweck, nur Mittel zum Zweck. Und der Künstler verrückt die Grenzsteine zwischen den Gattungen der Dichtung nicht; er ruft uns nicht zu Augen- und Ohrenzeugen vor die Bühne, um Handlungen darstellen zu sehen, die sich nur erzählen lassen. Es ist nicht einerlei, ob wir von Dante hören, durch welchen Fehltritt die Buße und Strafe Francescas veranlaßt ist, oder ob wir ihre Schuld, durch eine Reihe von Nebenpersonen und durch den Hintergrund des Orts und der Zeit, durch eine Verkettung von Motiven erläutert, gemildert und doch verstärkt uns vor Augen gestellt sehen. Heyse hat die Francesca von seinen Werken zwar ausgeschlossen, aber sie ist doch vorhanden und läßt sich bei seinem Entwickelungsgange nicht übersehen.

Die kleinen Nachtstücke, welche der Tragödie vorangingen oder nachfolgten, Margherita Spoletina und Urica sind dem Charakter des Stoffes nach gleichartig, aber die Form ist gewahrt; es wird erzählt, was dargestellt unerträglich sein würde. Margherita, eine moderne, nur umgekehrte Hero, schwimmt zum nächtlichen Stelldichein zu ihrem Geliebten, der ihr durch ein Licht das Ziel bezeichnet. Ihre Brüder verlocken sie in das Meer, in dem sie versinkt. Die Negerin Urica, nach einer Erzählung der Gräfin Dash, verfällt in Wahnsinn, weil sie ihren Geliebten, von dem sie nicht erhört ist, im entscheidenden Augenblicke der Gefahr nicht vor der Guillotine gerettet hat. Ein rechtes Schauerstück im Geiste der französischen Neuromantiker, deren Manier der Deutsche sich in dieser

Digitized by Google

Studie geläufig zu machen suchte. Bezeichnend für die Richtung des Talentes bleibt es, daß ein so jugendlicher Dichter sich zu seinen Studien gerade solche Gegenstände ersah, in denen eine üppige Sinnlichkeit herrscht, ja in denen den Weibern die Initiative zufällt. Was hier nur zur Uebung, um eine leichte Hand zu gewinnen, erwählt zu sein scheint, ist haften geblieben und fast zur Manier geworden, den Reiz der Dichtung da zu suchen, wo sinnliche Neigungen im Conflict mit der Welt oder unbekümmert um dieselbe zum Unheil oder Glück führen.

Andere Studien jener Zeit deuteten auf eine andere Entwickelung. Ich meine nicht die Uebersetzungen spanischer Lieder und Romanzen, wie sie im spanischen Liederbuch, das Heyse und Geibel zusammen herausgaben (Berlin 1852), vorliegen, oder auf die Doctordissertation über den Refrain bei den Troubadours und altfranzösischen Lyrikern (Berlin 1852), vielmehr auf die rührende Erzählung, die Brüder (1852), Arbeiten, welche der italienischen Reise vorangingen, und auf die Idyllen von Sorrent, welche ihr folgten. „Die Brüder" führen uns nach China, um uns dort Menschen zu zeigen, die auch im fremden Kostüm denselben unsittlichen und sittlichen Charakter entfalten, wie er die Menschheit als solche bezeichnet. Der Vater nimmt dem einzigen Sohne, dem Helden, die bestimmte Braut, um sie zur eigenen Gattin zu erheben. Der Sohn bewahrt die kindliche Pietät gegen den Vater, fügt sich in demüthigem Gehorsam und schließt sich auch in brüderlicher Liebe an den nachgebornen Bruder. Aber der Vater erträgt es nicht, daß der Sohn, den er mißhandelt hat, ihm das Herz seines zweiten Sohnes, ja wie er argwohnt, auch das Herz seines Weibes entfremdet. Er beschließt, ihn auf einer Sendung, die er ihm aufträgt, wegräumen zu lassen. Der Plan wird verrathen. Der jüngere Bruder warnt den älteren und mahnt ihn ab. Der gehorsame Sohn bleibt fest. Der Jüngere eilt ihm heimlich vorauf und fällt in den gelegten Hinterhalt. Der Aeltere findet den schönen Leichnam, rächt die That und erhält dabei selbst den tödtlichen Pfeil. Er bringt dem Vater den todten Liebling und stirbt, indem er den Pfeil aus der Wunde zieht, an den Stufen des Thrones. Die Feinde, die er in Schranken gehalten, brechen herein und verwüsten das Land. Es liegt über der kleinen vollkommen abgerundeten, mit der sichersten Künstlerhand gearbeiteten Erzählung eine milde Schwermuth, die das Grauenhafte des Stoffes fast wohlthuend macht. Alles ist einfach und ruhig erzählt, und doch der tiefsten Wirkung sicher, im engen Rahmen der weiteste Ausblick, in der schlichtesten Form die größte Mannigfaltigkeit der Bewegung.

Tiefer als in diesem Bilde der gehorsamen Pflichttreue, die Alles vermag, weil sie an sich nicht denkt, greift der Dichter in dem der allgemeinsten Ausdeutung fähigen Gegenstück vom Könige, der Alles glaubt vollbringen zu können, was er will, und im Kampfe gegen den Aberglauben ohnmächtig erliegt. Der Dichter nennt seinen König, der nur

Digitized by Google

Gott gehorchen und der Götter lachen, der alle Götzenpfaffen vernichten will, Sün-Tse, man könnte ihn Joseph II. nennen, ja, andere Namen an die Stelle setzen, denn der Kampf, den Sün-Tse aufnimmt, bleibt immer der gleiche, wo Staat und Kirche zusammenstoßen.

Die Idyllen von Sorrent stellen ein heiteres lebensfrisches Bild des Südens auf. Heyse verbrachte mehr als einen Monat in Sorrent. Wenn auch nicht Alles erlebt ist, oder nicht so, wie er es schildert, wahr ist Alles, was er um dies unschuldige wunschlose Tändeln mit Mariuccia, der lieblichen Nachbarin seiner Wirthsleute, gruppirt. Er hat daheim eine Braut, der seine ganze Seele gehört und der er seine kleinen Abenteuer berichtet, ohne einen Gedanken daran, daß sie ihm darüber gram sein könne. Er schildert ihr die erste Bekanntschaft mit der Nachbarin, wie er ihr die angebissene Orange über die Mauer zuwirft, welche die flachen Dächer trennt, wie Mariuccia von der schelmischen Wirthstochter herangelockt wird, wie sie einem Kinde im Hofe Nelken zuwirft und dabei ein Pantöffelchen verliert, das er einsteckt, um ein schalkhaftes Gespräch mit diesem Zoccolo zu halten, wie die Blöde zutraulicher wird und wie Alles in Heiterkeit ausläuft.

Völlig gefeit gegen jeden Anflug von Eifersucht scheint die deutsche Braut doch nicht gewesen zu sein. Wenigstens wird ihr die nachdenkliche Geschichte von der jungen Furie, die den verlorenen Schuh beim Diiphilos, dem Sohn des Palämon, ersetzen will und die Braut Lykoris zur Eifersucht reizt, so daß diese mit der Schlangengeißel losschlägt, woran die übrigen Furien zukommen und die Erzürnte mit sich reißen, während die kleine Furie menschlich gesänftigt an die Stelle der Braut tritt.

Die Braut, welcher diese anmuthigen Scherze gewidmet wurden, war Franz Kuglers Tochter Margareta, mit der sich der junge Dichter verlobt hatte, als Geibel nach München berufen wurde. Der ältere Freund zog den jüngeren bald dahin nach, im März 1854 veranlaßt durch den Ruf des Königs Max. Die Wendung, die sein inneres und äußeres Leben dadurch erhielt, schob die wissenschaftlichen Pläne und Vorarbeiten völlig in den Hintergrund. Heyse selbst berichtet: „Es eröffnete sich mir die Aussicht wie die Verpflichtung, meinen künstlerischen Bestrebungen freier und ausschließlicher nachzuhängen. Der Druck wurde von mir genommen, der jeden ehrlichen Menschen beunruhigt, wenn er das, was so vielen der würdigsten Geister eine Lebensaufgabe ist, nebenher und halb aus Zwang und Drang der äußeren Umstände betreibt. Was zu einer reifen geistigen Frucht erwachsen soll, bedarf den vollen Sonnenschein der Hingebung. Wenn es Naturen gibt, die den wissenschaftlichen Ansprüchen unserer heutigen Philologie zu genügen und zugleich Kunstwerke zu schaffen vermögen, die mehr als Eingebungen der einzelnen guten Stunde und dauernder als diese sind, so habe ich es doch lange an dem Zwiespalt meines Wesens empfinden müssen, daß ich für mein Theil unter diese

Digitized by Google

Bevorzugten mich nicht rechnen darf." In dem schönen Nachruf an den edlen König dankt er für die Huld, die ihn gerufen, den Namenlosen, der kaum die ersten Flüge mit schwankem Fittich gethan und die Ungenüge seiner Jugend tief empfunden. Er habe nur gewußt, daß etwas in ihm schlafe, das er erwachend dem Könige entgegentragen könne, und so sei er, frohgewillt zu leben und zu lernen, dem Rufe gefolgt. Der König habe ihm von allen seltnen Gaben, die je ein Fürst verliehen, die seltenste gegönnt: Freiheit, sich nach eigenem Triebe Bahn zu brechen. Wie er sich ihm gegeben, habe der König ihn genommen, weit entfernt, den Ruhm des Kenners haben und den Schaffenden nach seinem Wink erziehen zu wollen, „Du ehrtest stets und ließest frei gewähren den graden Wuchs in eignen Charakteren." Das Verhältniß zwischen dem Dichter und dem Könige blieb stets ein helles und freundliches, wenn auch kein näheres und herzliches daraus wurde, wie mit Geibel, dem des Königs Seele gehörte. Als diesem, ohne welchen der König Heyse vielleicht niemals hätte kennen lernen, von dem damals übel berathenen Nachfolger in einer unglücklichen Stunde das Gastrecht gekündigt wurde, löste auch Heyse seine Verbindung mit dem bayrischen Throne, ohne München aufzugeben, das ihm lieb geworden war, des Bocks wegen, wie er einmal scherzt, in der That aber, weil er dort mit allen Kreisen verwachsen war, aus denen er künstlerische Anregung holen konnte.

Seit der italienischen Reise und mehr noch seit der Berufung nach München erkannte Heyse die Pflicht, seine Kräfte zu einer größeren Dichtung zusammenzufassen, um zu sehen und zu zeigen, was er zu leisten vermöge. Die kleinen Dichtungen in Vers und Prosa, die er umhergestreut hatte, waren mit Anerkennung, aber gleichsam als Abschlagszahlungen eines Talents aufgenommen, das seine Freunde einen jungen Goethe zu nennen pflegten. Fragte man nach dem Grunde dieser Bezeichnung, so wurde die bezaubernde Liebenswürdigkeit des jungen schönen Mannes genannt, dem Alles unter den Händen wie im Spiel gelinge. „Auch das Große und Gewaltige?" Auch das Große und Gewaltige! lautete die Antwort: nur will dies reifen. In der That war ihm bis dahin Alles, selbst in gewissem Sinne die „Francesca" geglückt und Manches wie „Die Brüder" und die kleinen Novellen hätte kein Anderer zu liefern vermocht. Ich erinnere an L'Arrabiata, das trotzige Kind, das dem Geliebten nichts zu danken haben will und als es mit ihm allein zwischen Capri und Sorrent im Nachen und scheinbar in seiner Gewalt ist, ihn durch einen Biß in die Hand entwaffnet und keck in's Meer springt, um die ferne Küste schwimmend zu erreichen. Als der im Schreck Abgekühlte ihr deutlich macht, sie werde, wenn sie nicht wieder in den Nachen steige, die kranke Mutter nicht wiedersehen, steigt sie wieder ein und hat Ruhe vor ihm. Nun aber sucht sie ihn Abends in Sorrent in seinem einsamen Hause auf und bekennt ihm freiwillig ihre Neigung, die sie nur hinter

Digitized by Google

Trotz versteckt gehabt. Ich kenne keine Schilderung trotziger Mädchenlaune, die sich mit diesem Idyll messen könnte. Und doch ist dieses Paar im Nachen gleichsam nur Staffage im südlichen Meer, das mit seinen Umgebungen, Sorrent, Capri und dem unendlichen Horizont kaum erwähnt wird und uns wie gegenwärtig umfängt und trägt. In gleicher Weise meisterhaft, mit wenigen Strichen Menschen und Gegenden darstellend, sind: Marion, Am Tiberufer, Das Mädchen von Treppi und andere, die auf der italienischen Reise empfangen, wenn auch erst später ausgeführt wurden und nicht näher erörtert werden sollen, da bei der Fülle von Novellen, mit der uns Heyse überschüttet hat, nur einzelne als besondere Beispiele dienen dürfen. Alle diese früheren Dichtungen zeugen von dem scharfen Blick für das Einfache des Stoffes und der festen, sicheren, leichten Hand des Darstellers. Aber die Gattung ist klein und von untergeordnetem Werth. Man verlangte nach einem großen Bilde der Welt, in dem große Menschengeschicke lebendig, wahr, erhebend entgegentreten. Und der Dichter selbst verlangte danach.

Es hieß: Ja, laß nur seinen Otto den Dritten erst reif werden! und als die Zeit der Reife nicht kam: Seine Thekla! Wie oft ist mir das gesagt, und wie oft habe ich ungläubig gezweifelt! Und als nun diese Thekla kam (1858), meinte ich, von nun an und von heute gehöre Heyse zu den Poeten der Welt. Die Welt dachte anders. „Die Geschichte einer christlichen Märtyrerin aus dem zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung — prächtige Hexameter, aber unserer Zeit so fremd, wie der Mann im Monde." Mit solchen albernen Phrasen tödtete man damals Werke der reinsten Begeisterung und künstlerischer Vollendung. Freilich kaum zu verwundern bei einem Volke, das seiner Zeit die Iphigenie, die uns und unsern Interessen auch so fremd sein wird, wie der Mann im Monde, ebenso kühl aufgenommen und dem Dichter selbst zu einer befremdlichen Erscheinung wurde. Fast scheint es, auch Heyse sehe seine Thekla neuerdings mit bedenklichen Augen an, da er sich überwinden konnte, dies höchste und vollendetste Werk, das er bisher geschaffen, unter die „Novellen in Versen" zu verstoßen. Aber er würde Unrecht thun, die eigene Schöpfung, die eine Welt umschließt, unter ihrem Werthe zu schätzen und sie, weil ihr Grundmotiv mit veränderten Zeit- und Localbedingungen und andern Personen sich allenfalls für eine novellistische Darstellung eignete, dieser Form unterzuordnen. Ein siebenzehnjähriges Mädchen hört die Worte eines ihr nicht sichtbaren Redners, deren Klang und Gehalt ihr Herz neu erschafft. Der Eindruck ist so überwältigend, daß sie für das, was sie gehört, Alles hinter sich läßt, ihr Leben einsetzt, um dem Geiste zu folgen, der sie gerufen hat. Dies Mädchen ist eine heidnische Griechin, wenigstens die Tochter heidnischer Griechen, und das, was sie über die schmale Gasse vom Nachbarhause herüber gehört hat, ist die Mahn- und Verheißungsrede eines christlichen Sendboten, eines Schülers des Paulus. Der Jünger,

Digitized by Google

der in Ikonium die Glaubensfreunde besucht, gerade zu der Zeit, als die Weinlese die Orgien des Kybelecultes entfesselt, und dort mit den um ihren Vortheil besorgten Priestern in Conflict geräth und ihre Wuth reizt, verwickelt die andächtige Lauscherin in sein Geschick. Sie sucht ihn im Kerker auf und wird, da der römische Prätor den Nazarener schonen möchte, die rasende Priesterwuth aber ein Opfer verlangt, dem Feuertode preisgegeben, aber noch auf dem Scheiterhaufen durch ein Gewitter gerettet, das den obersten Kybelepriester erschlägt. Im Hause, von dem sie Abschied nehmen will, findet sie die Leiche der Mutter, die um sie gestorben. Um so fester ist sie in ihrem Entschluß, dem Boten des Heils, der aus der Stadt gestäupt wurde, zu folgen, um sich nie mehr von ihm zu trennen. Dieser löst mit mildem Zuspruch die Verworrenheit ihrer liebenden Seele, indem er sie von sich an den Herrn weist, dem er dient: „Sieh, mich hast du in ihm, in ihm nur leb' ich und bin ich, Und dich hab ich in ihm. Wer will uns scheiden in Zukunft?" Er scheidet von ihr und sie zieht „dem leuchtenden Morgen entgegen mit taghellem Gemüth, und hinter ihr blieben die Schatten."

An sich schon könnte dies Bild einer Jungfrau, die von der Lehre des neuen Glaubens ergriffen, noch nicht zwischen Lehre und Lehrendem zu scheiden stark genug, bis ihr doch die erstere mehr wird als der andere, von anziehender Kraft sein. Die Kunst des Dichters hat ein Abbild der Welt daraus gemacht, das an Fülle und Mannigfaltigkeit der Sceneric, an beweglichem Wechsel eines gestaltenreichen Lebens, an Farbenfrische und Tiefe des Gedankens, an künstlerischer Rundung seines Gleichen in der gesammten Literatur der Welt zu suchen hat. Bei Denen, welche der Dichtung eine mehr als oberflächliche Aufmerksamkeit gegönnt haben, steht der Vorwurf der Uebertreibung nicht zu besorgen, den Uebrigen würde der Glaube nur in die Hand zu drücken sein, wenn sie den ruhigen und doch raschen Schritt der Darstellung im Einzelnen begleiten wollten, da die Kunst des Dichters keinen einzelnen Zug absichtslos thut, vielmehr mit jedem entweder den Moment treffend erschöpft oder einen späteren vorbereitet, auch wol in der Weise der Epiker einen früheren nachholt, der nicht für das Ganze, sondern für die Bedeutung des Einzelnen, das für den Augenblick wichtig wird, von Interesse wird. So erzählt der Dichter, als Thekla unter ihrem kleinen Besitz die Mittel auswählt, mit denen sie sich durch die Wachen den Zutritt zu dem gefangenen Tryphon zu verschaffen denkt und dazu auch ein paar Perlen bestimmt, die Geschichte dieser Perlen mit kurzen Worten, die über Theklas Jugend ein Streiflicht wirft:

Sie wählte der indischen Perlen
Zwei, mattbläulich und groß, die gern sie im Ohre getragen,
Ihres Vaters Geschenk, der einst vom fernen Korinthos
Kam und sie, die als Kind er verließ, für die er in Naxos
Puppen gekauft, nun staunend als blühendes Mädchen umarmte.

Digitized by Google

In ähnlicher Weise wird das Verhältniß zum Vater bei Gelegenheit der Vorstellungen geschildert, die sich Thekla über das Aeußere des ungesehenen Heilsboten macht.

Beständig
Sah sie im Geiste sein Bild gleich jenem olympischen Jüngling
Helios, der an der Decke des Prunksaals unten gemalt war,
Licht sein Mantel, das Haar von wehender Gluth umlodert,
Wie auf goldenem Wagen er hinstürmt über den Himmel,
Tanzende Horen voran, und die Schaar melodischer Musen
Ihm nachschwebend im Reigen. Wie scheu zu den Augen des Gottes
Pflegte sie aufzustaunen als Kind! Oft hatte der Vater
Scherzend hinauf sie geschwungen und droben gewiegt und gesprochen:
Möchtest du auch in der Luft, mein Töchterchen, tanzend dahinziehn
Hinter dem strahlenden Wagen und Meer und Länder betrachten?
Jetzt, da über dem Irdischen hoch ihr schwebte die Seele,
War ihr's, gleich als säh sie den Gott in glänzender Jugend,
Und sich selbst ihm folgend und mit ihr Männer und Frauen,
Die sie am Morgen gesehn des Nachbarn Schwelle betretend.
Selig genoß sie den Traum.

Als der Apostel, den sie im mondlichten Kerker findet, dann ihr Lichtgott nicht ist, betrachtet sie ihn lange zweifelnd, ob er es sei.

Und doch, da jetzt sie die Augen
Trafen mit stiller Gewalt und staunend die ihrigen grüßten,
Wußte sie, daß er es war, noch eh' er die Lippen geöffnet
Und sie die Stimme vernahm, die ihrem Herzen vertraut war.

Ebenso wenig wie hier bei Tryphon der Phantasie eine bestimmte Vorstellung aufgedrängt wird, ebenso frei bleibt sie, was die Heldin betrifft. Kaum daß die Farbe des Haares genannt wird, und doch steht die Gestalt des Mädchens vor Augen. Als sie vom Dache des Hauses dem Festzuge der Kybele zuschaut, wird der ihr von der Mutter bestimmte Bräutigam Thamyris in wilder Weinlaune zudringlich.

Da lösen sich unter dem Ringen
Ihr von den Schultern die Spangen, es fällt das Gewand und der weiße
Busen erglänzt. Auflodernd, die Brust mit den Händen bedeckend,
Stößt sie den Jüngling zurück. Er steht, wie zaubergeblendet,
Plötzlich ernüchtert und schweigt. Da nutzt sie die jähe Verwirrung
Und vom Söller herab in die Kammer geflüchtet, verschließt sie
Hastig die Thür.

In dieser Weise die drangvolle Situation mit leichter Hand zu lösen, vermochte vielleicht unter Allen nur Heyse. Im plötzlichen Erstarren des Unverschämten läßt er die Schönheit des Mädchens erkennen, von der doch kaum ein Wort verloren wird. Wo es ihm aber darauf ankommt, eine gewisse Wirkung durch die Schilderung der Gestalt und

Digitized by Google

des Aeußern wie des Innern zu erzielen, thut er es mit wenigen bezeichnenden Worten, z. B. schildert er den Prätor:

Schmächtig, die Wange verwelkt, das Haupthaar früh an der Scheitel
Angegraut, und die Lippe, die häufig lächelnde, blutlos.
Denn er hatte studirt in Athen und in Rom mit der reichen
Adligen Jugend gelebt, Philosophen und Weiber genossen,
Amt und Ehren erkauft.

Und der Zeichnung entspricht die Handlung des staatsklugen schwachen Beamten, der zu temporisiren sucht, da

Heute dies in Rom gilt und morgen wieder ein Andres,
Ja, was gestern zumeist verpönt war, heute vielleicht schon
Ist es in Mode gekommen und weh dem, der es geringschätzt.

Wie hier den Wechsel der Tagesmeinungen, schildert Heyse durch den Mund seines Philosophen Demas die Wandlungen menschlicher Ideen überhaupt:

Hofft in ewige Form die vergänglichen Geister zu prägen,
Wähnt, es könne bestehen, was herrscht. Und wär' es das Höchste,
Hinsinkt's, weil es geherrscht. Denn das Mächtige wechselt auf Erden.
Nur das Gemeine verwandelt sich nicht und das Niedre vergeht nicht.
Mit sich eins ist der Einzelne nur. Wie Blätter des Waldes
Sind die Gedanken der Völker. Die heut in Blüthe gestanden,
Ueber ein Jahr am Boden verfaulen sie und der Geringste
Tritt sie mit bäurischem Fuß in den Staub, weil über dem Haupt ihm
Neues unendliches Laub um die Blüthe der Zukunft gaukelt.

So reich, tief, vielseitig, rein und schön wie in dieser herrlichen Dichtung hat Heyse sein Talent in keiner andern der mannigfaltigen Formen, die er belebt, wieder entfaltet; aber wer dies zu schaffen vermochte, kann, auch wo er Geringeres bietet, nichts an sich Geringes geben, sei es im Scherz oder Ernst, in der bloßen äußerlichen Darstellung, in der Entwickelung eines tiefen oder schönen Gedankens, in der Lösung eines Problems, möge sie auf dem Gebiete des Dramas oder der Erzählung gesucht werden; selbst die lyrische Form, die ihn unmittelbar zeigt, wie er ist oder wie er sich zeigen will, muß ihm gehorchen. In der That hat er auch in seinen übrigen Dichtungen immer eine Seite des Dichters der Thekla zu zeigen gewußt und in allen die bewußte Selbständigkeit seiner zur Natur gewordenen Kunst bewährt, nur daß er seither niemals wieder einen Gegenstand ergriffen hat, der ihn so ganz und voll in der sichern Entfaltung seiner Kraft zu zeigen vermochte. Er hat, da sein Bestes nicht die Hingebung fand, die es erwarten durfte, sich dem Publikum mehr genähert und ist, um es sich zu gewöhnen, ein wenig herabgestiegen. Auch hier folgen wir ihm mit Theilnahme und suchen an einzelnen Erscheinungen zu erkennen, daß er auch in der Annäherung

Digitized by Google

sich und seine Kunst nicht verleugnet hat. Die große Anzahl seiner lyrischen Gedichte, seiner Novellen, seiner Dramen und seine beiden Romane im Einzelnen zu begleiten, müßte einer umfangreichen Monographie vorbehalten bleiben, statt deren man vermuthlich lieber die gesammelten und die sämmtlichen Werke selbst lesen würde. Man findet dort den Lyriker im Stile Goethes, der mit den einfachsten und treffendsten Worten das Leichteste wie das Schwerste ausspricht und gegenständliche Wirkungen übt, nie über die Dinge hinaustritt, um uns zu verkünden, was er darüber empfunden hat, sie vielmehr selbst uns so vorstellt, daß wir seine Empfindungen in den unsrigen empfangen.

Aber nicht der Lyriker Heyse hat sich die hingebende Theilnahme gewonnen, nicht der Dramatiker; seine lautesten Erfolge liegen auf einem andern Gebiete, wo ihm jeder warm und vertraut als seinesgleichen glaubt die Hand drücken zu können, während man meint, der Lyriker stehe zu kühl hinter den Gedichten, statt mitten aus ihnen heraus die Leidenschaft, die Seele sprechen zu lassen. Er soll zu klar, zu verständlich sein; das Unfaßbare des Gefühls, das Alle ergreift und das Keiner ausschöpft, vermißt man. So ist es Mörike gegangen und so wird es Allen ergehen, die aus Goethes Schule stammen. Was hier Mangel erscheint, dünkt mich Vorzug; denn was hier gelungen, ist dem Wechsel der Stimmungen nicht unterworfen, sondern bringt die Stimmung mit sich und bleibt immer jung und neu.

Von seinen Dramen hat Heyse das älteste, das Puppenspiel Perseus unterdrückt, und sein Meleager, das Bild der Mutter, die sich mit dem Gedanken, daß ihr Sohn einen andern Willen haben könne, als den ihrigen, nicht versöhnen kann, diese skizzenhafte Tragödie, ist mit der spöttischen Bezeichnung einer klassischen Tragödie in Knittelversen abgefertigt oder es ist „auch hier wieder der eigentliche Lebenskern, die Beziehung zum Volk und zur Gegenwart des Dichters" vermißt worden. „Die Pfälzer in Irland", die am 1. Mai 1855 in München gegeben wurden und mißfielen, riefen in den Blättern die üble Nachrede hervor, das Trauerspiel sei „ein Frau Birch-Pfeifferisches Rühr- und Schauderstück voll der allerkrassesten Effecte". Das Stück hat Heyse dessen ungeachtet in seine Werke aufgenommen. Er muß es wol nicht für so schlimm halten, daß er die Gewalt der Liebe, die ein Mädchen aus der Familie in die Arme dessen reißt, der den Ihrigen als der Verworfenste der Erde erscheint, aber besser ist als sein Ruf, dramatisch darstellte. Ich will das Stück nicht sonderlich hochstellen, aber der Dramatiker darin hat mit der Frau Birch nichts zu theilen. Was diese Wirksames auf die Bühne brachte, war fremdes Gut, dem sie nur ein Schick für die Coulissen zu geben wußte. Heyse plündert keine Romane Anderer, um sie mit Scheere und Kleister in Scene zu setzen, aber er braucht darum doch vor Fehlgriffen nicht gesichert zu sein. Nur kann ich hier einen solchen nicht zu-

Digitized by Google

gestehen, wenn ich auch an der Wahl des Stoffes keine Freude finde. Es ist unzweifelhaft ein trauriges Schicksal, daß ein Mädchen, dem die Liebe zu dem den Eltern verhaßten Manne höher steht, als die zur eignen Familie, darüber sammt dem Geliebten zu Grunde geht; aber tragisch ist es nicht, daß der freie Wille hier unter einem bloßen Naturtriebe erliegt. Die dämonische Gewalt der Liebe, die in vielen Heyse'schen Dichtungen als unwidersprechlich vorausgesetzt wird, existirt bei Menschen mit freiem Willen nicht oder ist eine Krankheit, welche der Dichtung als solche darzustellen nicht verwehrt sein mag, nur gebe sie ihr keine tragische Glorie.

Umfassender hat Heyse in den Sabinerinnen (1858) ein verwandtes Motiv behandelt. Ihn reizte das Problem, wie sich die alte Fabel des Weiberraubes psychologisch, und in Bezug auf die Gemüther der Frauen menschlich darstellen lasse. Den Männern gibt er Freiheit der Wahl; sie haben ihren Raub vorher schon im Auge gehabt. Er stellt nun drei Charaktere auf. Marcia hat sich gleich in die Sache gefunden und ihren Talassius als gute Hausfrau lieb gewonnen. Tullia bringt den Ancus um, als er sich ihr nahen will, und fühlt erst dann die Liebe zu ihm erwachen, die sie zum Bewußtsein ihrer Schuld führt und den Stahl gegen sich selbst kehren läßt. Ihre Schwester Hersilia, anfangs gleichfalls von dem tödtlichsten Hasse gegen ihren Räuber Romulus erfüllt, wird durch seine Größe und seinen Seelenadel gewonnen und bekennt ihm, als er sie schon frei gegeben, ihre Liebe. Das Stück wurde in München mit einem vom Könige ausgesetzten Preise geehrt, über den Sybel, Schack und Geibel zu bestimmen hatten. Es ist gewiß das beste unter den eingereichten Stücken gewesen, von den zur Aufführung gekommenen kann ich es bestätigen, aber ein probehaltiges Trauerspiel hat es mir nie scheinen wollen, da die Berechnung überall durchblickt, sowol in der Vertheilung und Gruppirung der Träger desselben, wie in dem, was sie zu thun und zu sagen haben. Die Leidenschaft lag in Romulus-Dahns fürchterlich rollenden Augen, nicht in den Worten, die von seinen Lippen kamen.

Das Schauspiel Elisabeth Charlotte (1859) habe ich an einem andern Orte darstellen sehen und zwar in allen Rollen trefflich, schöner, als es mir beim Lesen erschien. Das ist der Segen einer liebevollen, in's Verständniß dringenden Aufführung, daß uns die Gestalten, wie der Dichter sie vor sich erblickte, im Gedächtniß nicht wieder erlöschen. Noch immer steht sie mir vor Augen, die kluge, hartgeprüfte und doch immer fröhliche Pfälzerin, die treu zu Deutschland hält und aus allen Intriguen stets als dieselbe hervorgeht und schließlich dem guten deutschen Sinn und der ehrlichen deutschen Sitte auch auf fremdem Boden den Sieg verschafft. Eine so wohlthuende, aus deutschem heitern Gemüth stammende Erscheinung dürfte man erwarten, viel und oft zu sehen, aber die Lenker unserer Bühnen hinter und vor dem Orchester denken anders und nicht allein über die deutsche Elisabeth, sondern über viele andere Gestalten, z. B. über Ludwig

Digitized by Google

den Baiern (1861), den ich nicht nur für Heyses bestes Stück halte, sondern für ein gutes und für eines der besten Schauspiele, die wir besitzen. Von dem Frankfurter Wasselweibe, dem der Korb geplündert wird, bis hinauf zu dem Wittelsbacher, dessen treue auf der vollkommenen Ueberzeugung von dem Manneswerthe Friedrichs beruhende Freundschaft unerschütterlich und unerschöpflich ist, sind es lauter lebendige Menschen, die uns der Dichter vorführt, innerlich aufgeschlossene Menschen grundverschiedener Art. Nur der Legat, den Ludwig so ironisch abführt, ist über die Type der Gattung nicht hinaus individualisirt und, der Absicht des Dichters gemäß, die einzelne lächerliche Figur, neben der es an komischen Menschen nicht fehlt. Eine solche Figur in München, für das doch zunächst das Schauspiel bestimmt war, aufzustellen, war kühn; kühner damals, wo die Rheinbündelei noch verbreiteter war als gegenwärtig, das Bekenntniß, welches den Angelpunkt des Stückes bildet, daß ein rechter und ächter Deutscher sich eher jedem ächten und rechten Deutschen unterwerfe, als von dem Fremden, der wieder von einem Fremden abhängt, eine Gunst oder Gnade auf Kosten deutscher Ehre annehmen werde. Es ist nicht das patriotische Element, was mich einnimmt, obwol es dem Stücke zum wahren Halt dient; es ist mehr noch die Kunst des Dichters, den episch zerflossenen Stoff der Geschichte in straffster dramatischer Gliederung immer auf den Hauptpunkt zusammen zu halten und die unerschütterliche Freundestreue aus dem festen Glauben zu erklären, den Ludwig vom Freunde hat und im Grunde nur haben kann, weil er in sich gewiß ist, daß er in umgekehrtem Verhältniß ihn nicht täuschen würde. Des Theatralischen sei nur beiläufig gedacht. Im letzten Augenblick, als alle Zeichen darauf deuten, daß Friedrich sein Wort nicht halten werde, als Alle glauben müssen, er habe es gebrochen, hält Ludwig seinen Glauben fest, der dann auch mit einem Theatercoup, aber einem sehr erlaubten, glänzend bewährt wird.

Was Heyse nach diesem Ludwig an dramatischen Arbeiten noch veröffentlicht hat, erreicht die Höhe desselben nicht. Die Probleme, die in Maria Moroni, der Frau, die ihr Gefühl nicht, wol aber ihren Willen in ihrer Gewalt hat, oder im Hadrian behandelt werden, sind künstlich ersonnen und geschickt ausgeführt, aber sie ergreifen nicht und machen nicht warm. Die Liebe Hadrians zu dem schönen Antinous, hier eine fast väterliche, drückt den Jüngling und treibt ihn dazu, ihr durch den Tod zu entfliehen. Beliebt war eine Zeit hindurch das Schauspiel Hans Lange (1864), ein Stück, in welchem sich die verwahrloste Fürstenkraft an der gesunden Kraft des Bauernstandes erfrischt und stärkt. Es ist sorgfältig ausgearbeitet, bescheidet sich aber, schon durch den Verzicht auf die poetische Form, auf eine niedrigere Stufe zu treten. Die Versform, die in Colberg (1865) wieder aufgenommen ist, allein thut's freilich auch nicht und ebenso wenig der Patriotismus. Denn bei allen trefflichen Gestalten, dem edlen

Digitized by Google

Gneisenau, dem biedern Nettelbeck und den charakteristischen Figuren der Colberger Bürgersleute ist der einzige mißrathene Heinrich schon genügend, das Ganze zu verleiden, da ihm eine so wichtige Rolle zugetheilt ist. Ueber diesen bekehrten Sünder wird die Freude Roses im Himmel schwerlich getheilt werden. — Die glücklichen Bettler (1867) sind nach Gozzi gearbeitet. Heyses Eigenthum ist ohne eine langwierige Vergleichung mit dem Italiener nicht deutlich zu machen, zwar nicht gering, aber der aufgewandten Arbeit kaum werth. Die Göttin der Vernunft (1869) ist der Aufgabe gewidmet, zu zeigen, wie ein vernünftiges Wesen diese unvernünftige Rolle spielen konnte. In Ehre um Ehre (1869) scheint ein Versuch gemacht zu sein, wie weit sich mit französischem Raffinement wetteifern lasse, vielleicht nur um den Manieristen die Manier abzusehen. Aber wer könnte sich für ein Wesen erwärmen, das eine Ehe schließt, nur um sie nicht zu vollziehen, und das darin seine Ehre setzt und natürlich nicht damit durchkommt. — In den neuesten Tragödien, in Königsmark und in Elfride ist Heyse mit Schiller'schen Plänen zusammengetroffen. Er glaubt wie sein Vorgänger noch an die Reinheit des Verhältnisses zwischen Königsmark und Sophie Dorothea. Elfride ist tiefer gefaßt; ihre Würdigung überlasse ich gern Andern, die ausführlicher sein können, als diese Skizze gestattet, die nicht erschöpfen, nur an das Bedeutendere und Eigenthümlichste erinnern will.

Auf die zahlreichen Novellen, wir haben deren fünfzig, kann nur im Allgemeinen die Aufmerksamkeit zurückgelenkt werden. Man kann von ihnen nicht sagen, wenn man eine, habe man alle gelesen. Bei großer Familienähnlichkeit tragen sie doch sehr unterscheidende Züge. Bei allen liegt ein mehr oder minder anziehendes Problem zu Grunde, ein psychologischer Satz, ein Fall der Collision von Pflichten, die Ausgleichung eines scheinbar unversöhnlichen Widerspruchs. Allen oder doch den meisten ist ferner die geschickte Gliederung der Handlung und, wo man auch die Lösung voraussieht oder zu sehen meint, die anmuthige oder beunruhigende Führung nach dem Ziele gemein, die wenigstens immer beschäftigt und mitunter so sehr, daß man das Ziel über den Weg vergißt, bis es dann so überraschender dasteht. Aber man steht nicht still auf dem Wege, um müßig plaudern zu hören, oder schweift ab, um mit Mühe ein Blümchen zu pflücken, das man zerstreut wieder wegwirft. Der Gang ist immer rasch und energisch, was man spricht und sprechen hört, gehört zur Sache und fördert dieselbe. Dabei bewegt sich die Rede immer in der Sprache der gebildeten Welt, fällt nicht in's läppische Tändeln oder krasse Betonen des Häßlichen. Hier verzieht sich kein Mund, wie ich kürzlich irgendwo bei einem gebildeten Schriftsteller etwa für gebildete Unteroffiziere gelesen, krampfhaft zu seiner ganzen erschrecklichen Breite und zeigt die hauerartig hervorstehenden Robbenzähne. Auch würde bei Heyse es niemals vorkommen, daß Jemand, der einen Betrüger zu ver-

Digitized by Google

achten und in die Mitte der Häscher zu treten hätte, nicht weiter auf den hohnlachenden Betrüger achtete, sondern würdevoll und stolz in die Mitte der Häscher und Schergen träte. Solche Wendungen, die der Phantasie glauben vorarbeiten zu müssen und den Eindruck nicht stärker, sondern schwächer machen, verschmäht Heyse als guter Stilist aus Goethes Schule, der durch die Dinge selbst, nicht durch eine Fülle entbehrlicher Ausmalungen zu wirken pflegte. Eher könnte man Heyse nachsagen, er schreibe mit zu sorgfältiger Wahl des Feineren, wo allenfalls ein etwas derberer Ductus der Feder nicht schaden könne. Aber seine künstlerische Natur hält ihn, wie in guter Gesellschaft, vor dem stärkeren Ausdruck zurück. Seine Frauen werfen sich Keinem an den Hals, aber sie „verschenken" sich und leider sehr oft; sie kommen auf mehr als dem halben Wege entgegen, ja sie warten manchmal das Wort nicht ab, sondern ergreifen es zuerst und klären auf, wo die zaghafte Blödigkeit kaum noch zu ahnen wagt. Einige, wie Lotka, büßen es freiwillig, andere wie die Geliebte des Kreisrichters unfreiwillig, andere wieder, wie die ungarische Gräfin, die ihre Hingebung nur als eine Kur ansieht, die nicht auf ihre Genesung berechnet ist und für sie ohne Consequenzen bleiben soll, gewaltsam von der Hand des beglückten Unglücklichen.

Aber nicht alle seine Frauen verschenken sich. Die kleine Mama, die den erwachsenen Pflegesohn mehr als mütterlich liebt, bringt das Opfer, sich nicht nach ihrem Herzen, nur nach ihrem Verstande mit einem achtungswerthen Manne zu verheirathen, weil ihr das wahre Glück des Pfleglings in höherem Werth steht, als das eigene, das sie mit dem seinen erkaufen müßte. Auch die schöne Traud, die rheinische Kellnerin, hat Selbstüberwindung genug, dem bereits Verlobten, der es nur aus Depit ist, zu entsagen, aber nicht so uneigennützig wie die kleine Mama, da Traud von ihrem älteren Schatze, der einer Convenienzehe entledigt ist, heimgeholt wird. Judith Stern, die einem heuchlerischen Liebhaber den Rücken gekehrt und aus Rache von ihm durch abgefeimte Büberei in eine so bedenkliche Falle geführt wird, daß sie fast mit mathematischer Gewißheit darin erliegen muß, wird, schon dem tiefsten Falle nahe, durch einen kleinen Engel von Kinde gerettet, dessen bloße Anwesenheit alle Ränke zu Schanden macht. Die Frau Marchese bleibt ihrem ungeliebten aber verehrten Gemahl treu, trotzdem daß ihr Herz einem Andern sich zuwendet. Als sie frei geworden ihrer Neigung meint folgen zu können, findet der Geliebte ihr Ebenbild in ihrer Tochter verjüngt und zieht dies dem Original vor. Die verschmähte Frau Marchese erkauft mit einem Kuß von einem früheren aber verschmähten Liebhaber die Gunst, daß er sie erschießt.

Die vollendetste von allen Novellen möchte ich den verlornen Sohn nennen, ein wahres Muster, um die Art kennen zu lernen, wie Heyse dichtet. Er stellt sich das Problem, es wahrscheinlich erscheinen zu lassen,

Digitized by Google

daß die Mutter dem, durch dessen Hand ihr einziger über Alles geliebter Sohn gefallen ist, die Hand ihrer Tochter gibt. Die Liebe der Mutter zu ihren beiden Kindern mißt mit ungleicher Wage; während dem Sohne ein verschwenderisches Maß zufließt, darbt die Tochter, die kaum den Pflichttheil des mütterlichen Herzens genießt. Die Dankbarkeit der Kinder steht im umgekehrten Verhältniß. Der Sohn fordert immer mehr, nicht Liebe, sondern Opfer; die Tochter ist mit einem Blick, der sie gütig streift, beglückt. Jener verwildert im wüsten Treiben; diese hält treu zu der herben Frau. Um neue Opfer zu erpressen, ist der verlorne Sohn aus der Fremde mit einer losen Dirne in die Stadt gekommen, wo seine Mutter wohnt. Ein Fremder, der Ortsverhältnisse unkundig, wird in eine Spelunke verschlagen, in der das liederliche Paar mit fremdem Gesindel würfelt und zecht. Die schönere Hälfte, des wilden wüsten Gesellen überdrüssig, ist im Begriff, sich an den manierlichen Fremden zu „verschenken", was die Eifersucht und Wuth ihres rauflustigen Gefährten reizt. Es kommt zum Streit. Der Fremde wird hart bedrängt und muß, um sich vor dem Tode zu retten, den Gegner niederstechen. Er flieht durch die Gärten in das nahe Haus der Wittwe und fleht, sie bei ihrem Sohne beschwörend, wenn sie einen habe, um Schutz und Verborgenheit. Dem Verwundeten wird Schutz und Pflege. Sein dankbares Herz schließt sich der Tochter auf; seine Neigung wird erwidert und von der Mutter und seinen Eltern gebilligt. Erst jetzt schöpft die Untersuchungsbehörde den Verdacht, der Getödtete könne der Sohn der Wittwe sein. Sie wird unter schonenden Formen aufgefordert, die Leiche, die einen Ring mit ihrem Wappen trägt, zu recognosciren. Sie erkennt den Sohn, verleugnet ihn jedoch, um die Schande ihres Hauses zu verhehlen, und nimmt, um das Glück der Tochter nicht zu stören, der sie so viel Liebe schuldig geblieben, ihren mütterlichen Segen zu der Verbindung des jungen Paares nicht zurück. Aber nie wieder mildert ihr stilles steinernes Antlitz ein leichtes Lächeln. Sie trägt, was sie verschuldet.

Das scheinbar Unnatürliche, ja Unmenschliche, was in der Aufgabe liegt, die Möglichkeit, daß eine Mutter, die ihren Sohn geliebt hat, dem, der ihn getödtet hat, die Hand ihrer Tochter gibt, hat durch die Entwickelung und die Begründung der Umstände, die zu jenem Entschluß führen, das Unglaubliche verloren und das nackte Factum ist zur unausweichlichen Nothwendigkeit umgewandelt. Poetisch ist die Darstellung der Begebenheit dadurch, daß der Mutter für die an den Sohn verschwendete Liebe, der schwere Entschluß, ihn zu verleugnen, als Buße ihrer Schuld und die Beglückung der Tochter als Sühne auferlegt wird. Fast zum Tragischen gesteigert ist die Novelle dadurch, daß die Mutter alle ihr auferlegten Seelenkämpfe still in sich selbst durchzumachen hat.

Wollte man die Novellen Heyses einzeln genauer analysiren, so würde man nur wenige finden, aus denen nicht die gleiche Kunst der Auflösung

Digitized by Google

interessanter Probleme ansprüche. In Helene Morten wird eine Ehe, von der die Leute sagen, sie sei nicht glücklich gewesen, nach ihrer Wahrheit geschildert. Der Geschäftsmann liebt die Frau und sie ihn, nur daß der dem Geschäft gehörende Mann die idealen Bedürfnisse der Frau nicht zu erfüllen weiß, während sie im kritischen Augenblick ihr Leben nicht schont, um seine Interessen zu wahren. Das schöne Käthchen macht uns mit einer Person bekannt, die an ihrer Schönheit das schlimmste Hinderniß ihres Lebensglückes besitzt. Lore, die ihrem Lorenz wie eine Sterbende ihr Herz aufschließt, will ihn nicht wiedersehen, als sie den Tod nicht mehr zu fürchten hat, weil sie sich schämt, dem Geliebten zu weit entgegengekommen zu sein. In der Novelle „Unheilbar" vertraut eine vermeinte Todescandidatin ihrem Tagebuche ihre stets rücksichtsloser sich kundgebende Liebe zu einem gleichfalls für unheilbar gehaltenen Kranken, der ihr die Genesung verdankt und sie heimführt, als sie zu ihrem Staunen erfahren, daß ihr der Arzt nur vorgespiegelt, sie werde den Winter nicht überleben, lediglich um sie aus unglücklichen häuslichen Verhältnissen herauszureißen. Im Weinhüter wird eine Liebe zwischen Geschwistern, die es nicht sind, dargestellt und die Lösung der verwickelten Verhältnisse dadurch bewirkt, daß eine alte Dame, die für eine Heilige gegolten, den heroischen Entschluß faßt, den Fehltritt ihrer Jugend und sich als Mutter des Weinhüters zu bekennen. In der schauerlichen Geschichte „Der Kinder Sünde der Väter Fluch" liegt der Stoff schon im Titel. Die beiden Töchter verletzen die Ehre des Vaters, der beidemal tödtliche Rache nimmt. Das Beleidigende des Stoffes wird durch eine große Anmuth lieblicher Natur- und Menschenbilder wenn nicht aufgewogen, doch sehr gemildert. Auch darin ist Heyse Meister.

Er schildert, als ob er nicht mit Worten, sondern mit Linien und Farben darstelle. Nur eins dieser Bilder hebe ich heraus. Es stehen zwei Besucher eines alten ruinenhaften Schlosses in einem großen lichtlosen Saale: „Am andern Ende der Halle stand eine niedrige Thür offen, und man sah in ein kleines, mit Holz rings ausgeschlagenes Gemach, in dem einige Sonnenstrahlen, durch die Spalten der Fensterläden einfallend, eine goldene Dämmerung verbreiteten. Im Winkel am Fenster, unter einem alten Crucifix, das mit allerlei wilden Blumen geschmückt und mit Schnuren gelber Maiskörner umhangen war, saß ein Mädchen in tiefem Schlaf vor'm Spinnrad, den Faden noch in den Händen, die in den Schooß gefallen waren. Ein dünner Strahl spielte auf ihrem Haar, das runde Gesicht war auf die Brust gesunken, die sich unter dem leichten schwarzen Mieder hob und senkte; die Arme waren bloß und der eine nackte Fuß ruhte noch auf dem Trittbrett des Spinnrads." Jeder Genremaler könnte dies Bild copiren, und doch möchte es fraglich bleiben, ob das Gemälde die Schilderung erreichte. Das Bild auf der Leinwand müßte das, was die Schilderung mit Absicht unbestimmt gelassen, bestimmt

Digitized by Google

in Formen und Farben ausdrücken, während die Schilderung in Worten der Phantasie die größte Freiheit läßt, das Fehlende nach Belieben zu ersetzen.

Alle Kunst, über die Heyse zu gebieten gelernt, entfaltet er in seinen beiden größeren Werken, in den Romanen „Kinder der Welt" und „Im Paradiese", die so rasch und allgemein verbreitet sind und so oft besprochen wurden, daß der Inhalt bekannt ist und das Urtheil darüber feststeht. In den Kindern der Welt ist ein umfangreiches gestaltenvolles Bild der modernen Bildung entrollt und um eine kleine Person gruppirt, deren Güter im Monde liegen, aber deren herzogliche Gelüste sich damit nicht bestreiten lassen. Von Liebe will sie nichts wissen und doch liebt sie. Um ihren Ansprüchen auf Glanz und Luxus genügen zu können, schließt sie mit einem reichen Manne eine Ehe unter der Bedingung, nicht ihm, nur sich selbst zu gehören. Als diese Bedingung von ihrem Gemahl umgangen wird, den sie nicht liebt, und sie nun erkennt, wie glücklich sie hätte machen und sein können, wenn sie Edwin gegeben, was der Gemahl erschlichen, gibt sie sich den Tod, während Edwin, dem sie nicht gehören wollte und der, als sie es wollte, ihr nicht gehören durfte, trotz dieser gewaltthätigen Lösung, sein schwer errungenes Glück gesichert sieht. Auch er ist eins von den Kindern der Welt, er hat keine ewigen Höllenstrafen, keinen rächenden Gott, keinen erlösenden Mittler, die Schuld dieser Zeit darin abzubüßen, aber er ist ein Kind der Welt in dem Sinne seines Wortes (III, 157): „Hier auf Erden sollen wir brav und tapfer und gut sein und wir können es!" Nicht auf metaphysischen Fundamenten bauen *diese* Kinder der Welt ihr Leben auf, wie verschieden auch die Form desselben sein mag, sondern unbekümmert um alles Andere nur auf dem Bewußtsein ihrer Pflicht. Die mit ihnen contrastirenden Persönlichkeiten, die ihren Glauben nur als Deckmantel pflichtvergessener Blöße oder als kleidsames Gewand führen, sind nicht mit der Billigkeit behandelt, die der Dichter sonst zu üben pflegt. Es ist unter den wenigen Figuren keine zu finden, die aus voller herzlicher Ueberzeugung fromm erscheint, und das ist ein Mangel der Darstellung, der sich nicht verdecken läßt. Unter den großen und kleinen Kindern auf dieser Welt gibt es auch solche, die nicht *von* dieser Welt sind und deren Offenbarungsglauben und die *daraus* herfließende Pflichterfüllung ein ebenso festes und sicheres Fundament verleihen, wie den Anderen die innere Welt und das innere Pflichtgebot. Wäre Heyse auch nach dieser Seite hin gerecht gewesen, so würde er die Verdammungsurtheile schon voraus entkräftet haben, die sich über den Roman ergossen, jene Stimmen, die denselben als ein subjectives Bekenntniß nehmen, da doch nur von einer künstlerischen objectiven Darstellung eines Theiles der Welt und der in Gestalten gekleideten modernen Bildung die Rede sein könnte, obgleich der Dichter kein Hehl daraus macht, wohin er zu stellen sei.

Digitized by Google

Wie die Kinder der Welt sich meistens auf Berliner Boden bewegen, so die Künstler und was sich daran schließt, die uns „Im Paradiese" vorgeführt werden, in München und Umgegend. Der Name ist von einem Versammlungslocal der Künstler entlehnt. Der Roman behandelt das Problem der Ehe, die durch Sitten und Formen sanctionirt dennoch unsittlich, während eine gegen Sitte und Satzung geschlossene sittlich sein kann. Der Bildhauer Jansen hat sich mit einem Wesen verheirathet, das ihn betrügt. Der Verführer oder Verführte ist über ihre Verhältnisse nicht unterrichtet und wird, arglos daß er gegen Jansen gefehlt hat, dessen bester Freund. Das Weib, das ihre Schuld leugnet, will sich nur unter der Bedingung zur Scheidung, die Jansen verlangt, verstehen, wenn er ihr das Kind, ein Töchterchen, überlasse, weil sie weiß, daß diese Bedingung nicht erfüllt wird. Es kitzelt sie, den Mann, der sich factisch von ihr losgesagt, in ihrer Macht zu behalten. Inzwischen hat Jansen eine schöne junge Dame kennen lernen, die sein Herz gewinnt, und die sich nach langen Kämpfen entschließt, sich ihm auch ohne die Erfüllung der bürgerlichen Form zu schenken. Später folgt dann auch die äußerliche Sanction. Es ist möglich, daß so etwas vorkommen kann. Gelöst ist das Problem jedoch nicht. Die Ehe Jansens und Juliens bleibt nur eine ehebrecherische, an der freilich die sämmtlichen Freunde und Freundinnen Jansens nichts Anstößiges finden. Auch poetisch ist die Lösung nicht gelungen, da wie bei allen den vielen Verschenkungen, die wir aus den Novellen kennen, unter Liebe nur der Naturtrieb verstanden wird, wie geistig er sich auch geberdet. Höher als Julie, die doch die Krone dieser kleinen Welt bilden soll, steht die rothe Zenz, die freilich auch dem, den sie recht von Herzen lieb haben könne, Alles zu Gefallen thun würde, aber es doch nicht thut. Und höher als Jansen, der auch alle Männer überragen soll, steht Schnetz, der Offizier, der seiner Liebe seine Stellung als Offizier opfern muß und es willig und gern thut, um seiner Liebe treu Wort zu halten. Der Krieg gegen Frankreich ruft ihn wieder unter die Waffen und beim Einzuge nach dem Kriege, als er unter dem Fenster der Frau hinreitet, die seinetwegen bisher nur eine Dornenkrone getragen, läßt er alle Kränze, die ihm zugeworfen, von seinem Degen gleiten, um nur den einen, den ihm die stille Dulderin mit zitternder Hand herabwirft, herumzuwinden. Diese Novelle allein würde den Roman vor dem Vorwurfe, daß er nur einen gegen die Sitte geführten Prozeß mit günstigem Erkenntniß vorstelle, sichern müssen; es sind aber noch andere Novellen darin verflochten, die ihn schützen. An die kleine Tragödie Elfingers, an das Idyll zwischen Angelica und Röschen darf nur erinnert werden. Denn der Roman ist aus einer Anzahl von Novellen zusammengesetzt, von denen die einzelnen Personen nur äußerlich, ohne zwingende Nothwendigkeit in die Schicksale der übrigen verflochten sind.

Digitized by Google

Salerno.

Von

H. Haeser.

— Breslau. —

Um meine Leser auf den Schauplatz der nachfolgenden Schilderung zu versetzen, einen Schauplatz, eben so ausgezeichnet durch die landschaftliche Pracht seiner Umgebung, als den Reichthum seiner historischen Erinnerungen, bietet sich mir kein besseres Mittel dar, als daß ich aus dem unergründlichen Schatze unserer mittelhochdeutschen Dichtung auf eine der schönsten Schöpfungen zurückgreife, den „armen Heinrich" Meister Hartmanns von der Aue. In diesem Gedichte sind geschildert die Leiden, welche ein edler schwäbischer Ritter zu erdulden hat durch eine im Mittelalter überaus häufige, gegenwärtig ausgestorbene Krankheit, den Aussatz, oder wie sie im Gedichte selbst genannt wird, die „Miselsucht"; — es ist in ihm geschildert die Rettung des Unglücklichen durch die aufopfernde Liebe eines edlen deutschen Mädchens.

Mit bewundernswürdiger Einfachheit, dem sicheren Merkmale der ächten Schönheit, stellt uns der Dichter das Bild eines durch unverschuldetes Unglück tief gebeugten, aber deshalb nicht minder ritterlichen Mannes vor die Seele:

„Da war er Jedermann verhaßt,
Der ein so willkommener Gast
Der Welt vordem gewesen war.
Ein mächtig rasselnder Donnerschlag
Zerriß ihm seinen Maientag.
Gethürmte Wolken, finster und dicht,
Entzogen ihm der Sonne Licht."

Tiefe Rührung ergreift uns bei der Schilderung seiner Leiden; doch wir theilen mit dem Kranken den Trost, daß arme, aber edle Menschen,

Digitized by Google

schlichte Bauersleute, die er durch Wohlthaten sich verpflichtet hat, den von aller Welt Gemiedenen bei sich aufnehmen und ihm liebevoll Wartung und Pflege angedeihen lassen.

„Zu diesem Meier flüchtet sich
Sein Herr, der arme Heinrich.
Er besaß die Treue und die Geduld,
Daß er willig übernahm
Die Sorgen und den vielen Gram
Um seines armen Herren Leid.
Er schuf ihm Ruh' und Gemächlichkeit."

In diesem rührenden Bilde tritt vor Allem die Gestalt der Tochter hervor, eines unschuldigen Mädchens, halb Kind, halb Jungfrau. Ihren Händen hauptsächlich ist die Pflege des armen Heinrich anvertraut. Unermüdlich ist sie mit Nichts beschäftigt, als ihm sein hartes Loos durch die liebevollste Sorgfalt zu erleichtern.

„Gutherzig sonder Gleichen
Wollte sie niemals weichen
Von ihrem Herren nur einen Fuß.
Um seine Huld und seinen Gruß
Pflag sie ihn alle Wege
Mit ihrer gütlichen Pflege.
Sie scheuchte seinen trüben Sinn,
Und hatt' ihr ganz Gemüthe
Mit reiner Kindesgüte
Dem armen Heinrich zugewandt."

Da geschieht es denn, daß des unglücklichen Mannes ritterliches Wesen, seine gottergebene Frömmigkeit so große Macht gewinnen über das Herz der holden Pflegerin, daß für ihr Auge sein Bild zur makellosen Schönheit sich verklärt. Sie wird ergriffen von einer unwiderstehlichen und wahrlich reinen Liebe, und es ist in dem unerschöpflichen Schatze unserer älteren deutschen Dichtung Nichts, was zu vergleichen wäre der Wahrheit, Innigkeit und Unschuld, mit welcher der Sänger diese Liebe, ihr erstes leises Regen, ihr Wachsen und Blühen und endlich ihre schöne Frucht uns vor die Seele führt.

„Das getreue Mägdlein ließ
Selten ihren Herrn allein.
In ihren Augen war er rein.
Es mochten seine Gaben
Daran zwar Antheil haben,
Doch wirkt es wol zu allermeist
Den Gott ihr gab, der süße Geist."

Ein einziges Mittel nämlich gibt es, das im Stande ist, jene furchtbare Krankheit, an welcher alle Kunst der Aerzte scheitert, zu bezwingen; —

Digitized by Google

wenn eine Jungfrau sich entschließt, für die Rettung des Unglücklichen ihr Herzblut zu opfern. So lautet der Spruch der weisesten und berühmtesten Aerzte jener Zeit, der Spruch der Aerzte von Salerno.

Aus dem Munde des theuren Mannes selbst wird seiner Pflegerin diese Kunde zu Theil, und sofort ist ihr Entschluß gefaßt. Verrathen durch die heißen Thränen, die sie in der Stille der Nacht um den Geliebten, um ihre Eltern weint, entdeckt sie diesen ihren Vorsatz. Nach einem harten Kampfe wird bei ihnen die Liebe zu ihrem Kinde durch die heilige Freude über die Gottgefälligkeit des Werkes überwunden. Noch schwerer ist der Kampf mit dem Geliebten; aber auch er wird zuletzt besiegt von so hoher, fast übermenschlicher Tugend, und so schreitet man zur Ausführung des Werkes.

„Ich will" — (so spricht sie) — „dem Herrn Dank sagen,
Daß er in jungen Tagen
Mir den Verstand gegeben,
Daß ich dies eitle Leben
Achte so gering und klein!
Ich will mich unbefleckt und rein
Antworten in des Herrn Gewalt. —
Denn mir wehrt es Niemand mehr.
Von aller irdischen Beschwer
Erlös' ich meinen Herrn und mich. —
Sie sahen unter Thränen
Ihr Kind den Tod ersehnen,
Und hörten, wie es weislich sprach
Und der Menschheit Schranke brach,
Und waren einig bald darin,
Daß solche Weisheit, solchen Sinn
Nie eine Zunge mache kund
In eines schlichten Kindes Mund.
Sie sprachen „Es ist der heilige Geist,
Der sie im Reden unterweist.
Was sie sich vorgenommen,
Es ist ihr von Gott gekommen."'

Es zieht der arme Heinrich mit seiner Todesbraut tief hinab in's Land Italien gen Salerno, um dort von den weitberühmten Meistern der Kunst das Opferwerk vollziehen zu lassen.

Alles ist bereit — da plötzlich geschieht ein Wunder; es weicht die Krankheit wie durch einen Zauber von dem vielgeprüften Rittersmann; — mit inbrünstigem Danke gegen die göttliche Gnade schließt er die Geliebte in seine Arme und vereinigt durch das heiligste Bündniß kehren sie in die Heimat zurück.*)

*) Die Abweichung dieses Schlusses vom Original wird für die Kenner des letzteren keiner Rechtfertigung bedürfen.

Digitized by Google

Der Dichter des armen Heinrich sagt uns nicht, auf welchem Wege der Ritter mit seiner Braut gen Salerno zog. Jedenfalls war die Fahrt langwieriger und mühevoller, als sie es gegenwärtig ist. Von Neapel aus gelangt jetzt der Reisende nach Salerno durch die Senkungen des Gebirges, welches den Golf von Neapel von dem Salernitanischen Meerbusen trennt, auf einer Eisenbahn, die an Eleganz von vielen übertroffen wird, während sie durch die Pracht ihrer Umgebung alle übrigen Wege der Welt hinter sich läßt. Durch tiefe Einschnitte uralter Lava-Felsen führt der Schienenweg, dem Strande des Meeres folgend, an Portici, am dampfenden Vesuv und an Pompeji vorüber, das zur Zeit, als der arme Heinrich diese Straße zog, noch unter seinem tausendjährigen Aschengrabe verborgen lag. Er führt sodann, den Golf verlassend, in das Thal von Nocera und la Cava, dessen Anmuth den Reisenden an die schönsten Thäler des Thüringer Waldes und der schwäbischen Alp erinnert, während die unglaubliche Fruchtbarkeit des Bodens, welche fast ohne Arbeit die kostbarsten Erzeugnisse des Südens zur Reife bringt, die dicht gedrängte, in vollen Zügen die Luft des Lebens genießende Bevölkerung es bezeugen, daß wir durch die Gefilde des „glücklichen Campanien" dahin eilen.

Wenige Jahre sind verflossen, da geschah es, daß zwei Aerzte, ein Neapolitaner und ein Deutscher, von befreundeten Frauen erfreulich begleitet, dieselbe Straße zogen, und daß aus ihrem Munde, als ihnen im hellen Glanze des Mittags das Ziel ihrer Reise, Salerno, entgegen leuchtete, ein begeistertes „Salve Hippocratica civitas!" erscholl. — „Sei uns gegrüßt du Hippokratische Stadt!" denn das ist der Ehrenname Salernos gewesen seit eintausend Jahren.

Drei Dinge sind es, die in Italien selbst das geringste Städtchen aufzuweisen hat: — einen öffentlichen Spaziergang, die Passeggiata, und wenn sich dieselbe auch auf ein Dutzend halb verkümmerter Bäumchen beschränken sollte — ein Museo, mit einer oft eben so kläglichen Sammlung schlechter Antiken und gleichgültiger Inschriften — und einen Geschichtschreiber. Einen Geschichtschreiber hat in Italien selbst das unbedeutendste Städtchen, aus dem einfachen Grunde, weil dort eben jeder Fuß breit Landes seine Geschichte hat, und weil die Einwohner des kleinsten Oertchens diese Geschichte kennen und auf dieselbe stolz sind. So oft auch diese Pietät der Italiener für ihre historischen Erinnerungen durch Eitelkeit und Uebertreibung in's Komische hinüberstreift, so bildet sie doch nach ihrer innersten Bedeutung einen der achtungswerthesten Züge des Volkscharakters.

Wie hätte es demnach befremden können, daß der erste Gegenstand, auf den wir in Salerno stießen, kein geringerer war, als der Geschichtschreiber der Stadt, der wackere Canonicus Giuseppe P., ein Mann von einer selbst in dieser Umgebung befremdlichen Lebhaftigkeit, und von einer Gelehrsamkeit, die ich hinlänglich bezeichne durch die Versicherung, daß

Digitized by Google

demselben die Geschichte seiner Vaterstadt kaum geläufiger war, als die von Schweden und Neuvorpommern. — Unter seiner Leitung und unter der nicht minder zuverlässigen Führung unserer Neapolitanischen Freunde fanden wir uns denn bald auch heimisch genug und genossen frohen Muthes des Schauspieles um uns her: — Zu unsern Füßen die donnernde Brandung des heftig erregten tyrrhenischen Meeres, zu unserer Rechten die steile Felsenküste von Amalfi; zur Linken die allmählich zu der Ebene von Pästum abfallenden Ausläufer des Gebirges, — und zu dem Allen die Fülle hochbedeutender geschichtlicher Erinnerungen. Da traten denn auch die Worte lebendig vor die Seele, welche bei dem Besuche Salernos Goethe ausruft: — „Eine ganz einzig liebliche und fruchtbare Gegend," sagt er. „Wer wäre nicht geneigt gewesen, an diesem Orte zu studiren, zur Zeit der blühenden hohen Schule!"

Ich darf nicht unternehmen, ein Bild zu entwerfen von der erhabenen Schönheit der Landschaft, in die wir uns versetzt sahen, von der Pracht des Meeres, der Klarheit der Luft, von der Fülle des Lichtes und dem Glanze der Farben, die uns umgaben, aber ich darf versuchen, die Beachtung des Lesers den wichtigen Beziehungen zuzuwenden, welche Salerno darbietet in seiner Bedeutung für die Geschichte der geistigen Bildung während des Mittelalters, die es darbietet vor Allem als die Wiege der Heilkunde bei den Völkern des Abendlandes.

Die älteste Geschichte von Salerno ist dunkel und sagenhaft. Sicher ist nur, daß die Keime der höheren Bildung, welche schon in sehr früher Zeit nach Unteritalien gelangten, gerade in diesem Landstriche auf's Kräftigste gediehen, daß diese Gegenden zu einem Brennpunkte wurden, von welchem die Strahlen dieser Cultur nach allen Seiten sich ergossen. Denn hier war es, wo in fast noch mythischer Zeit dorische Einwanderer nach dem Muster ihrer Heimat freie und blühende Staaten gründeten, wo unter einem Himmel, der mit der Klarheit Griechenlands wetteiferte, auf einem Boden, der die heimische Erde an Fruchtbarkeit bei weitem übertraf, das griechische Wesen sich unbehindert entwickeln konnte; hier an den Ufern des tyrrhenischen Meeres war es, wo in hochberühmten Schulen die tiefsten Geheimnisse der Weisheit und der Kunst gelehrt wurden, zu einer Zeit, als das unsern gelegene, kaum gegründete Rom noch keinen anderen Ruhm erstrebte, als die rauhe Mannhaftigkeit des freien Bürgers und die Herrschaft über die engen Grenzen des latinischen Landes.

Freilich sind aus dieser ältesten Zeit kaum andere Zeugnisse der Blüthe auf uns gekommen, als die erhabenen Tempelbauten, die noch jetzt fast unversehrt in einsamer Majestät unweit Salernos aus der sumpfigen Ebene von Pästum hervorragen, da, wo einst die Hauptstadt der Picener, Poseidonia, dem Meeresgotte geweiht, gegründet wurde. Schon im fünften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung fielen auch diese Gegenden unter die Botmäßigkeit der Römer, und Salerno wurde zu

Digitized by Google

einer Militär-Colonie, um die fortwährend feindlichen Bewohner im Zaum zu halten. Dann wieder ist mehrere Jahrhunderte lang von der Geschichte Salernos Nichts bekannt, als daß es in der Kaiserzeit als Seebad und als Winteraufenthalt von den Römern vielfach besucht wurde; wie Horaz es bezeugt, indem er, des üppigen und lärmenden Bajae müde und der Kaltwasserkuren überdrüssig, bei seinem Freunde Vella sich erkundigt, was Salerno ihm zu bieten vermöge. — Nach dem Sturze des Römerreiches kam Salerno nach langer Gegenwehr zuerst in die Gewalt der Gothen, dann in die der Longobarden von Benevento, obschon die Stadt fortwährend eine gewisse Selbständigkeit behielt. Schon im 10. Jahrhundert erhob sich Salerno zu einem eigenen Herzogthum unter longobardischen Fürsten, von denen die meisten für die Befestigung und Verschönerung der Stadt wie für die Erhaltung ihrer alten Cultur eifrig bemüht waren. Im Jahre 1078 fiel Salerno mit ganz Unteritalien in die Gewalt der Normannen, unter deren mildem und doch kräftigem Scepter die Stadt den Gipfel ihres Ruhmes erreichte. In der hierauf folgenden sturmbewegten Zeit der schwäbischen Fürsten begann bereits der Verfall der Stadt, und als bald darauf die Herrscher aus dem Hause Anjou Neapel zur Hauptstadt des Reiches erhoben, da war es um den Glanz von Salerno für immer geschehen.

Zu diesem Glanze ward Salerno hauptsächlich erhoben durch die berühmte Lehranstalt, die länger als tausend Jahre in seinen Mauern bestanden hat; vor Allem durch den Ruhm seiner ärztlichen Schule. Die Bedeutung dieser Schule für die Entwickelung der Heilkunde ausführlich nachzuweisen, kann hier der Ort nicht sein. Wol aber darf ich es unternehmen, in allgemeinen Zügen zu schildern, wie diese Schule von Salerno ein wesentliches Glied darstellt in der Entwickelung des geistigen Lebens während des Mittelalters im Allgemeinen, und wie sie den wichtigsten Punkt bildet in dem Uebergange der medicinischen Wissenschaft von ihrem alten zu ihrem neuen Zustande, in ihrem Uebergange von den Griechen zu den Völkern des Abendlandes.

Noch ist die Zeit nicht lange entschwunden, in welcher man, sobald von dem Sturze der römischen Herrschaft durch die germanischen Völker, unsere Väter, die Rede war, nicht Worte genug zu finden vermochte, um die Barbarei zu schildern, die mit den Schaaren der Eroberer über die von ihnen bezwungenen Länder sich ergossen haben sollte. Aber diese schweren Anklagen sind fast verstummt; denn es ist längst erwiesen, daß das, was die rauhen Söhne des Nordens verbrochen haben an dem Genius der höheren Gesittung, reichlich gesühnt worden ist durch die frische Jugendkraft, welche sie einer abgestorbenen Bevölkerung einzuhauchen von der Vorsehung berufen waren. Es ist längst nachgewiesen, daß schon unter der Herrschaft der Gothen unendlich viel mehr für die Erhaltung der Cultur in Italien und Spanien geschah, als unter den elenden

Digitized by Google

Schattenkaisern der letzten Zeit der römischen Herrschaft; daß selbst der rauhe Sinn der Longobarden sich beugte vor der Macht der, wenn auch noch so sehr entarteten, alten Cultur, und daß unter dem Scepter der normännischen Herrscher selbst eine Morgenröthe heraufstieg, die den hellsten Tagesglanz verhieß. Besonders lange erhielt sich die alte Bildung überhaupt und die Grundlage derselben, das griechische Wesen, auf vielen Punkten des Abendlandes, welche durch gemeinsame Abstammung und durch die mächtigeren Bande der Sprache und des Glaubens auf Byzanz als den Mittelpunkt ihres geistigen und religiösen Lebens sich hingewiesen sahen. So an der südlichen Küste von Frankreich — die Provence und die dreisprachige Massilia, der Sitz weitberühmter Aerzte; nicht minder ein großer Theil des unteren Italiens. Hier fand denn auch, was von erprobter griechischer Heilwissenschaft den Sturz des Römerreiches überlebte, eine Zufluchtsstätte, um später zum Ausgangspunkte einer verjüngten Entwickelung zu dienen.

Ein großer Theil dieses Verdienstes gebührt dem Klerus, vor Allem dem kurz nach dem Sturze des abendländischen Kaiserreichs gegründeten Orden der Benediktiner, der nach dem Willen seines Stifters ganz besonders auch dazu verpflichtet ist, die Wissenschaft zu pflegen, und welcher den Ruhm, dieser Aufgabe seine besten Kräfte gewidmet zu haben, bewahrt hat bis auf diesen Tag. Unter den Benediktinern hat sich durch eifrige Pflege der Wissenschaft am meisten die nach der besonderen Regel der berühmten Abtei von Monte Cassino in der Terra di Lavoro lebende Fraction hervorgethan, die noch jetzt im Königreich Neapel sechs Klöster inne hat. Ich darf es zu den angenehmsten Erinnerungen einer überhaupt unter besonders günstigen Umständen unternommenen Reise rechnen, daß ich in einem dieser Klöster, zu la Cava, welches unweit von Salerno in einer großartigen Umgebung fern vom Geräusche der Welt sich erhebt, das Vergnügen hatte, mit dem gegenwärtigen Abte von Monte Cassino, Monsignore Kalefati, einem ebenso gelehrten als liebenswürdigen Manne, bekannt zu werden, und mich seiner Führung durch die berühmte Bibliothek und die übrigen Räume des Klosters zu erfreuen, das an Umfang, Pracht und Reichthum manches Fürstenschloß hinter sich läßt.

Von diesen Sitzen der Benediktiner, deren Sendboten das Evangelium und die höhere Bildung bis in die fernsten Gegenden Europas trugen, strahlte schon in der frühesten Zeit des Mittelalters das Licht der Wissenschaft nach allen Seiten aus, und Alles spricht dafür, gerade Salerno für einen der hellsten Brennpunkte dieses Lichtes zu halten. Denn schon im siebenten Jahrhundert wurde hier von den Benediktinern ein Kloster und ein Krankenhaus gegründet, und dieser letztere Umstand allein ist ein sprechender Beweis, daß die ruhmvolle Thätigkeit des Ordens gerade derjenigen Wissenschaft, welche vor allen anderen die Linderung menschlicher Leiden zu ihrer Aufgabe hat, eine ganz besondere Aufmerksamkeit wid-

Digitized by Google

mete. Ob an dem Stammsitze der Benediktiner, zu Monte Cassino, bereits eine ärztliche Lehranstalt sich befand, ist freilich ungewiß; unzweifelhaft aber, daß auch dort die Heilkunde einen der wichtigsten Gegenstände der klösterlichen Studien bildete. Nicht minder empfiehlt der hochverdiente Cassiodorus, der Geheimschreiber Theodorichs des Gothenkönigs, den Benediktinern, seinen Ordensbrüdern, das Studium der alten griechischen Aerzte. Aber es bedarf kaum dieses und vieler anderer Zeugnisse, um zu beweisen, daß das Studium der Medicin nicht blos den Benediktinern, sondern dem gebildeten Klerus überhaupt am Herzen lag. Die öffentliche Fürsorge für die Verlassenen und Kranken, von welcher sich bei den Völkern des Alterthums kaum einige schwache Spuren nachweisen lassen, war eine der unmittelbarsten Wirkungen des ersten aller christlichen Gebote — der Liebe des Nächsten; — sie war eine der ersten Sorgen schon der ältesten christlichen Genossenschaften. Während der ersten Jahrhunderte freilich, so lange die christlichen Gemeinden fast unaufhörlich mit Noth, Verfolgung und bitterem Tode zu kämpfen hatten, konnte von öffentlichen Veranstaltungen zur Pflege der Kranken kaum irgendwie die Rede sein. Als aber das Christenthum zur Staatsreligion erhoben wurde, als den Gemeinden, den Kirchen und den Klöstern aus den Schätzen der zerstörten heidnischen Tempel unermeßliche Reichthümer zuflossen, da erhoben sich auch sofort in allen Ländern der Christenheit unzählige Anstalten zur Pflege der Armen und der Kranken, denen an Umfang und an Fülle ihrer Hülfsquellen nur wenige der gegenwärtig bestehenden Stiftungen zu vergleichen sind.

Durch alle diese Umstände mußte dem Studium der Heilkunde von Seiten des Klerus die entschiedenste Förderung zu Theil werden. Und so wird es denn auch durch zahlreiche Beispiele bezeugt, daß unter der höheren Geistlichkeit Viele sich in der Heilkunde bedeutende Kenntnisse erwarben und dieselben häufig auch zum Nutzen ihrer leidenden Mitmenschen anwendeten.

So groß aber auch die Verdienste anzuschlagen sind, die sich der Klerus während des Mittelalters um die Pflege der Wissenschaften erwarb, so steht doch nicht minder fest, daß an diesen ruhmwürdigen Bestrebungen eine beträchtliche Anzahl von Laien den entschiedensten Antheil nahm.

Wie vor der Gründung und vor der allgemeinen Ausbreitung des Christenthums in allen Ländern, wo griechische und römische Bildung Eingang fanden, zahlreiche Schulen bestanden, in welchen die für die Verwaltung des Staates, die Rechtspflege, wie für die Kriegskunst und alle übrigen Zweige des öffentlichen Lebens unentbehrlichen Kenntnisse gelehrt wurden, so finden wir auch in der Periode der Herrschaft des Christenthums dieselben Anstalten unter der Leitung von Laien in der weitesten Ausbreitung fortbestehen und mehr oder weniger frei und unabhängig

Digitized by Google

von der Kirche sich entwickeln. In diesen Schulen aber ward alles das gelehrt, was — im Gegensatz von der Theologie — als der Inbegriff des Wissens von den irdischen Dingen im weitesten Sinne dieses Wortes bezeichnet werden und deshalb in dem Namen der „Philosophie" zusammengefaßt werden konnte. Einen der wichtigsten Zweige dieses philosophischen Wissens mußte die Lehre von der Natur bilden, die „Physica". Von dieser Physica bildete die Wissenschaft von dem leiblichen Wesen des Menschen, d. i. die Heilkunde, einen so bedeutenden Bestandtheil, daß nach kurzer Zeit der allgemeine Name der „Physica" mit dem besonderen der Medicin in Eins verschmolz, und daß nicht minder die Bezeichnung eines „Physikers" mit der eines Arztes gleichbedeutend wurde. Wie denn die englische Sprache noch heute ganz im mittelalterlichen Sinne unter „Philosophie" wenig mehr als die Naturwissenschaften versteht und den Arzt gleichfalls „Physician" nennt. In welcher Weise in jener entlegenen Zeit die Wissenschaft von der Natur gepflegt wurde, das ausführlicher zu schildern, liegt meiner Aufgabe fern; — nicht aber kann ich unterlassen, anzudeuten, daß wir in jener in so vieler Hinsicht den Charakter des kindlichen Lebens offenbarenden Periode bei der Beobachtung und der Erforschung der Natur, vornehmlich der Pflanzenwelt, einer Auffassungsweise begegnen, die durch ihre unschuldige Naivetät, ihre religiöse Pietät das Gemüth ergreift, während sie freilich selbst von der Ahnung der strengen Ansprüche der neueren naturwissenschaftlichen Methode unendlich weit entfernt ist. Deshalb ist denn auch Nichts erklärlicher, als daß wir unter den Schriften über die Naturgeschichte, die aus jener Zeit auf uns gekommen sind, einer begegnen, welche eine Frau, und zwar eine deutsche Frau, zur Verfasserin hat; die „Physica" der frommen Aebtissin Hildegard von Rupertsberge bei Bingen; ein Werk, welches außerdem für die Geschichte der deutschen Sprache mindestens ebenso wichtig ist, als für die Geschichte der Naturkunde.

So kann es uns denn nicht im Geringsten überraschen, wenn wir schon in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters an vielen Orten von Italien, wenn wir an dem Sitze der Herzöge von Benevent, wenn wir zu Salerno, einem ihrer bevorzugten Aufenthaltsorte, zahlreiche Schulen sogenannter Philosophen antreffen; es kann uns nicht befremden, wenn wir bereits zur Zeit Karls des Großen den ersten halb noch sagenhaften Nachrichten über eine zu Salerno bestehende Lehranstalt begegnen, welche den ganzen Kreis des damaligen höheren Wissens in sich schloß. Es kann uns ferner nicht überraschen, wenn wir nach kurzer Zeit an einem Orte, der durch die Milde seines Klimas, durch die Pracht der ihn umgebenden Natur bereits seit den Tagen des Augustus zahlreiche Kranke zu sich hinzog, daß wir an diesem Orte den Ruhm der ärztlichen Mitglieder jenes Lehrkörpers vor den übrigen so sehr hervortreten sehen, daß er dieselben gar bald verdunkelte, und daß deshalb noch bis auf unsere Tage die Schule

Digitized by Google

von Salerno irriger Weise für eine ausschließlich medicinische Lehranstalt gehalten werden konnte.

Wem von den Männern, die an der Wiege jener Anstalt standen, der Ruhm gebührt, den Grund zu ihrer späteren Größe gelegt zu haben, das ist in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Sie theilen das Loos so vieler der edelsten unseres Geschlechts; ihre Namen sind vergessen und verloren, aber ihre Werke überdauern den Strom der Jahrtausende.

Den Umfang und die äußere Wirksamkeit der medicinischen Schule von Salerno müssen wir uns, wenigstens in der Zeit ihrer Blüthe, welche ungefähr mit dem Zeitalter des armen Heinrich zusammenfällt, als sehr bedeutend denken. Die Zahl der Lehrer beträgt in den fast vollständig auf uns gekommenen Verzeichnissen viele Hunderte, und die der Schüler dürfen wir nur nach Tausenden bemessen. Unter den Lehrern begegnen wir ferner, besonders in der frühesten Zeit, auch mehreren Bischöfen und Erzbischöfen von Salerno, und es leidet keinen Zweifel, daß überhaupt häufig Mitglieder des Klerus in den Kreis der Lehrer eintraten. — Auf der anderen Seite wird die Meinung, daß die Salernitanische Schule ein lediglich von der Geistlichkeit gegründetes und geleitetes Institut gewesen sei, eine Ansicht, welche gegenwärtig selbst in Italien kaum noch Vertheidiger findet, schon dadurch widerlegt, daß sich unter den Schülern zahlreiche Juden befanden, daß vielleicht selbst der Islam unter denselben vertreten war, und daß einzelne Nicht-Christen selbst als Lehrer auftraten. Nicht wenig haben Untersuchungen an Ort und Stelle dazu beigetragen, diesen weltlichen Charakter der Anstalt nachzuweisen. Denn wenn man z. B. Grabmäler von Lehrern der Medicin antrifft, die ebenso wenig mönchisch als poetisch klingen, wie des Dr. Caputscropha, der noch dazu „Edler und Ritter von Salerno" heißt, wenn man im Stande ist darzuthun, daß die sogenannten „Prioren" der Schule, die man für Aebte ausgeben wollte, Frau und Kinder hatten, so liegt es sehr nahe, den ehrwürdigen „Prior" in einen nicht minder hochansehnlichen Dekan sich metamorphosiren zu lassen.

Aus diesem Grunde darf es denn auch nicht zu sehr befremden, wenn wir — was unter uns zum Glück noch ohne Beispiel ist — zu Salerno auch die Frauen der Professoren das Katheder besteigen sehen, und zwar nicht etwa — wie es wol früher auch in Deutschland sich ereignete — um statt des erkrankten Herrn Gemahls das ein für allemal unwandelbar feststehende Collegienheft vorzutragen, sondern um selbständig und in aller Form Rechtens medicinische Vorlesungen zu halten. Um diese unserem Gefühle so völlig widerstrebende Art weiblicher Thätigkeit zu begreifen, müssen wir uns freilich daran erinnern, daß die zu Salerno die Medicin docirenden Damen nicht Deutsche oder Engländerinnen, sondern Italienerinnen waren, und zwar Italienerinnen des Mittelalters, die wir

Digitized by Google

uns von jeder Art der Empfindsamkeit mindestens eben so frei denken dürfen, als ihre heutigen Landsmänninnen.

Nach dieser Schilderung der äußeren Gestalt, zu welcher sich die Schule von Salerno entwickelte, ist es nun aber von noch größerer Wichtigkeit, zu erfahren, welch' ein Geist in dieser Schule waltete und welches Recht sie hatte, Jahrhunderte hindurch mit Ruhm genannt zu werden.

Salerno heißt „die Stadt des Hippokrates" bis auf diesen Tag. Und darin besteht seine Bedeutung und seine Ehre, daß es das Banner der griechischen Wissenschaft Jahrhunderte lang hoch empor gehalten und vertheidigt hat, daß es den freien Geist der griechischen Wissenschaft getragen hat bis in die fernsten Gegenden von Europa.

Alles, was die Heilkunde jemals besessen hat und was sie jemals besitzen wird als dauerndes wissenschaftliches und künstlerisches Eigenthum, es ist gegründet worden von dem ewig jugendlichen Geiste des griechischen Volkes. Von wannen und durch wen der reiche Boden der Hellas diese unvergängliche kräftige Saat empfangen hat, das ist in undurchdringliches Dunkel gehüllt; aber aufgegangen und zur Frucht gereift ist diese Saat in demselben Zeitalter des Perikles, des Platon, des Thucydides, Euripides und Phidias, in welchem das Volk der Griechen zur Mittagshöhe seines politischen und geistigen Lebens sich empor schwang; und was aus diesem Zeitalter unter dem ehrwürdigen Namen des Hippokrates auf uns gekommen ist an Werken und Schriften hellenischer Aerzte, das trägt nicht minder die Merkmale des unvergänglich Wahren, Naturgemäßen und Schönen an sich, als die bewunderten Meisterwerke der griechischen Literatur und bildenden Kunst.

Kurze Zeit nach ihrer höchsten Blüthe in Griechenland finden wir die wichtigsten Sitze der medicinischen Wissenschaft in den mächtigen Reichen, welche aus der macedonischen Herrschaft sich hervorbildeten. Denn die Geschicke der geistigen Bildung sind mit denen des politischen Lebens der Völker auf's Innigste verbunden, — vor allen übrigen aber steigt und fällt die Heilkunde mit der Blüthe und dem Ruin der socialen Verhältnisse. So sehen wir denn ferner mit den übrigen Wissenschaften auch die griechische Heilkunde in den Mittelpunkt der römischen Weltherrschaft versetzt; — dann sehen wir, wie sie, lange zuvor ehe das abendländische Kaiserthum in den Staub versank, eine Zufluchtsstätte in Byzanz findet, und wie ihr später, in völlig ungeahnter Weise, die emsigste Pflege zu Theil wird bei den arabischen Völkern. Denn kaum waren auf den Trümmern der durch den Islam überwundenen Dynastieen von weisen und kräftigen Fürsten blühende Reiche gegründet worden, in denen alsbald die Künste des Friedens eine unverhoffte Freistatt fanden, da trat auch schon unter den von den Arabern mit dem ruhmwürdigsten Eifer gepflegten Wissenschaften ganz besonders die Heilkunde in den Vordergrund, freilich um sofort einer ganz eigenthümlichen Verwilderung zu verfallen.

Digitized by Google

Denn es bildete zwar auch in der arabischen Medicin die griechische Ueberlieferung den letzten festen Grund; aber wie hätte der Geist der Freiheit, der das Wahrzeichen der griechischen Wissenschaft ist, bei einem der niedrigsten Sklaverei verfallenen Volke irgendwie gedeihen, wie hätte er nicht, schon nach kurzer Zeit, unrettbar ersticken sollen bei einer Nation, deren ganzes äußeres und inneres Leben dem Despotismus eines untrüglichen Religionsgesetzes unterworfen ist! Zwar zerschellte der Halbmond, nachdem er Asien, Afrika, Sicilien und Spanien in seine Fesseln geschlagen, an der Kraft der fränkischen Waffen; aber um so schwerer lastete auf den Geistern das Joch einer durch die Araber gegründeten spitzfindigen dialektischen Philosophie, von welcher wol gesagt werden darf, daß sie in der Kunst, da wo Begriffe fehlen, zu rechter und zu unrechter Zeit ein Wort sich einstellen zu lassen, niemals übertroffen worden ist. Wem wäre nicht bekannt, welch einen ungeheuren Einfluß diese von den Arabern begründete scholastische Philosophie während des Mittelalters auf dem Gebiete der Theologie nicht blos, sondern ganz vornehmlich auch auf dem der Natur- und Heilkunde ausübte und durch welchen sie jede freiere Regung der Geister unmöglich machte! Zwar vermochten auch die Reste der griechischen Wissenschaft, die in den Schulen von Unteritalien einen Zufluchtsort gefunden hatten, sich jenem Drucke nicht ganz zu entziehen, dennoch aber bildete Salerno Jahrhunderte hindurch ein festes Bollwerk gegen die Uebermacht des Arabismus, gleich wie die Burg und die Mauern der Stadt eine nie bezwungene Wehr gewesen sind gegen die furchtbar andrängenden Waffen des Halbmonds.

Ueber die große und folgenreiche Bedeutung von Salerno ist in der neuesten Zeit ein helles Licht verbreitet worden durch einen glücklichen Zufall, welcher unter den reichen Schätzen der Bibliotheken von Breslau, einem der ältesten Sitze der höheren Bildung in Deutschland, eine große Sammlung der ärztlichen Lehrschriften von Salerno hat entdecken lassen. Denn gerade dem Umstande, daß von den aus jener Schule hervorgegangenen Schriften bisher fast nur eine einzige, die berühmte Sammlung von Gesundheitsregeln, gewöhnlich das „Salernitanische Regiment" genannt, bekannt war, ist es zuzuschreiben, daß die Ansichten über die Bedeutung der Schule so lange weit hinter ihrem wahren Werthe zurückblieben. Es ist nämlich jene in der Form eines Gedichtes verfaßte Schrift nichts mehr und nichts weniger als eine Sammlung populärer Regeln zur Erhaltung der Gesundheit, und es würde fast ebenso geistreich sein, dieselbe zum Maßstabe der wissenschaftlichen Leistungen der Salernitaner zu machen, als wenn man den gegenwärtigen Zustand der Rechtswissenschaft nach den Knittelversen beurtheilen wollte, in welche von sublimen Köpfen der Inhalt der Pandekten gebracht worden ist.

Das Salernitanische Regiment ist in lateinischen und zwar in sogenannten Leonini'schen Versen geschrieben, d. h. in Versen, welche gleich

Digitized by Google

den großen deutschen Heldengesängen jener Zeit sowol am Ende, als häufig auch in der Mitte einen Reim aufzeigen. Wir besitzen von diesem Gedichte, welches in einer unglaublichen Anzahl von Auflagen verbreitet und Jahrhunderte lang eines der gelesensten Volksbücher gewesen ist, eine deutsche Uebersetzung von einem Arzte, Dr. Düntzer in Köln, welche an vielen Stellen selbst das Original übertrifft. Ich kann deshalb der Versuchung, einige der Salernitanischen Lebensregeln nach dieser Uebersetzung mitzutheilen, mich hingeben, ohne zu fürchten, meinen Lesern eine zu geringe Meinung von meinen alten Collegen beizubringen.

„Willst Du Dir unversehrt Gesundheit auf immer bewahren,
Scheuche die drückende Sorg, laß Zorn Dich nimmer befahren.
Schone des Weins, beschränke das Mahl, nicht darfst Du ersparen
Dir nach dem Mahle Bewegung; laß Schlaf nach Mittag nur fahren.
Sollten die Aerzte Dir fehlen, magst selbst Du zu Aerzten Dir wählen
Ruhe und fröhliches Streben, geordnete Weise im Leben.
Wohnungen mußt Du Dir stiften in reinen und heiteren Lüften.
Reichlichem Abendgenusse folgt für den Magen die Buße.
Speise nur wenig, wenn Du wünschest die nächtliche Ruh'.
Willst Du genießen ein Ei, frisch noch und zart auch es sei.
Während die Speisen Dir winken, mußt oft, doch nur wenig Du trinken.
Bessere Säfte und reine erzeugen die besseren Weine.
Aber nach Rothweins Trinken der Körper in Trägheit wird sinken."

Nicht minder sorgsam und ausführlich schildert der Dichter sodann die wunderbaren Heilkräfte der Pflanzenwelt; aber auch er sieht sich zuletzt zu dem betrübenden Geständnisse gezwungen:

„Gegen des Tod's Gewalten kein Kraut wird im Garten gehalten."

Diesem allgemeinen Loose alles Irdischen vermochte auch Salerno sich nicht zu entziehen.

Sein höchster Glanz fällt in das 12. Säculum. Und schon zwei Jahrhunderte später durfte Petrarca sprechen: „Es geht die Sage, daß zu Salerno die Medicin ihren Ursprung gefunden, — doch Alles wird zuletzt dem welkenden Alter zur Beute." — Die größte Schuld trifft hierbei die Anstalt selbst, welche es nicht verstand, die wichtigste Ursache des Verfalls gelehrter Institute — untüchtige Lehrer — von sich fern zu halten. — Das konnte schon im 12. Jahrhundert Aegidins von Corbeil, Leibarzt Philipp Augusts von Frankreich, als er Salerno besuchte, in einem seiner Gedichte auf's Bitterste beklagen.

„O wie tief bist du, von der Höhe des Ruhmes, Salerno!
Der einst so sehr dich geschmückt, wie tief doch zu Boden gesunken!
Denn wie erträgst du es doch, daß jetzt deinem Boden entsprießet
Manch unreifes Pflänzchen unwürdiger Söhne der Heilkunst,
Denen weit besser wol ziemt Schulmeisters kräftige Ruthe
Und die gediegene Zucht des viel erfahrenen Alters,
Als daß sie selbst nun mit Pomp des Katheders Stufen betreten!"

Digitized by Google

Zu diesen inneren Ursachen des Verfalls kamen äußere ebenso mächtige hinzu. Zuerst das unwiderstehliche Andrängen des Arabismus, später hauptsächlich das Aufblühen von Bologna, Padua, Pavia. Zwar fand Salerno an Kaiser Friedrich II. und später an der Königin Johanna und König Ladislaus von Neapel mächtige Beschützer, aber die Erneuerung und Vermehrung der alten Privilegien vermochte nicht mehr, den immer deutlicheren Verfall zu hemmen. Der alte Geist war eben fort. Salerno hatte sich selbst verloren. Dennoch hat die Universität ein kümmerliches Dasein gefristet bis zum Jahre 1811, in welchem Napoleon mit einem Federstriche eine mehr als tausendjährige Anstalt vernichtete.

So sah sich denn die kleine Reisegesellschaft, welcher ich nach dieser Abschweifung noch einmal gedenke, auf einen Schauplatz versetzt, auf welchem jeder Schritt an eine glänzende und ruhmvolle Vergangenheit erinnerte. Am reichsten an solchen Denkmälern zeigte sich die Kathedrale, eine der schönsten und ältesten von Italien, zu Ende des 11. Jahrhunderts von Robert Guiscard, dem Normannen, über dem Grabe des heiligen Apostels Matthäus erbaut, von außen geziert durch einen weiten und prachtvollen aus Säulen von Pästum errichteten Portikus, im Innern durch Steinarbeiten, welche als die kunstvollsten von ganz Italien gelten, und durch Mosaikbilder, Werke byzantinischer Künstler, denen nur die in Sicilien sich findenden Arbeiten dieser Art den Rang streitig machen.

Da durfte man sich auch wol in die Zeit zurückversetzt glauben, in welcher zum ersten Male in diesen erhabenen Räumen mit allem Gepränge des kirchlichen Ritus die höchste Ehre der Kunst, die Würde des Doctors, denen zu Theil wurde, die man für fähig hielt, als Lehrer aufzutreten.

Nach einer so reichen Beschäftigung mit denen, die einst in Salerno wohnten und wirkten, sollten wir auch noch der Trefflichkeit und Liebenswürdigkeit der gegenwärtig Lebenden uns zu erfreuen haben. Denn während wir noch eifrig der Besichtigung des Domes uns hingaben, da stellte auch schon einer der angesehensten Aerzte von Salerno sich ein, um uns mit der den Bewohnern des südlichen Italiens so eigenthümlichen Zuvorkommenheit in sein Haus einzuladen. Das Haus des Dr. Napoli aber ist kein geringeres als das, welches einst dem berühmten Chirurgen der Salernitanischen Schule, Meister Rogerius, zur Wohnung diente. Zu unserer Freude fanden wir das mehr als siebenhundertjährige Gebäude noch fast ganz in seinem ursprünglichen Zustande. Im Erdgeschosse eine weite hochgewölbte Halle, in den oberen weite, luftige Räume, und auf der Platform des Hauses eine entzückende Aussicht über Land und Meer. Da war es denn wol während des reichen Mittagsmahles ein eigenthümlicher Genuß, die Männer von den Verdiensten Schönleins sich unter-

Digitized by Google

halten zu hören, während die Damen Vergleichungen anstellten zwischen den Bedürfnissen und Leistungen einer Pommerschen und Salernitanischen Haushaltung. Wobei denn die Contraste noch viel unmittelbarer hervortraten, als bei der Abwägung deutscher und italienischer Heilwissenschaft.

Fast muß ich fürchten, die Geduld des Lesers zu ermüden, wenn ich ihn bitte, mir auch noch einen Augenblick auf dem Rückwege von diesem Ausfluge nach Salerno zu folgen, und zwar zunächst mich nach Amalfi zu begleiten, welches durch seine Lage sowol wie durch seine geschichtliche Bedeutung mit Salerno wetteifert. Ich bin der Beistimmung derer, welche so glücklich waren, desselben Weges zu ziehen, gewiß, wenn ich die Straße von Salerno nach Amalfi für eine der schönsten dieser Erde erkläre. In zahllosen Windungen und dennoch ohne alle Unbequemlichkeit führt dieselbe an dem Abhange des Gebirges dahin, bald bis zum Strande des in donnernder Brandung tiefaufbrausenden Meeres hinab, bald wieder bis zur Höhe des Gebirges sich erhebend, von welcher das Auge über üppige Gelände dahinschweift, bedeckt mit Wein, Feigen, den seltsamen Formen des fruchttragenden Cactus und des Johannisbrodbaumes, der an dieser Küste zu ungewöhnlicher Größe sich entwickelt. Dann Schluchten, in welche die Wogen des Meeres eindringen, um mit jedem Wellenstoße hochaufzuschäumen, von deren Wänden das helle Venus-Haar sich herabsenkt, während Stamm und Aeste mächtiger Steineichen von dunklem Epheu dicht umrankt sind. Dann wiederum durchschneidet die Straße Dörfer und kleine Städte, in denen sich eine Bevölkerung umhertummelt, die durch die Schönheit ihrer Körperformen selbst das an die in Neapel sich darbietenden Eindrücke gewöhnte Auge überrascht, während die im blendenden Weiß strahlenden fensterlosen Wohnungen mit ihren kuppelartigen Dächern an die Nähe des Orients erinnern. Damit es auch diesem reichen und belebten Bilde nicht an historischen Erinnerungen fehle, so erheben sich an der Küste in regelmäßigen Abständen Wartthürme von mäßiger Höhe, mit Zinnen und Schießscharten zu Schutz und Trutz wohl versehen; — Ueberreste einer noch nicht lange verflossenen Zeit, in welcher diese Gestade den Einfällen räuberischer Saracenen häufig ausgesetzt waren.

Das einst so stolze und mächtige Amalfi, im frühen Mittelalter mit Pisa und Genua um die Herrschaft zur See streitend, in dessen Mauern die Grundlage des Handelsrechtes entworfen und die erste Handschrift der Pandekten aufgefunden wurde, die erste Gründerin des Ordens der Johanniter vom Hospital zu Jerusalem, — das einst so mächtige Amalfi ist seit langer Zeit zu einem unbedeutenden Landstädtchen herabgesunken, das seinen größten Stolz darin findet, die besten Maccaroni von ganz Italien zu liefern, und dessen Regierung meinem Freunde, dem Bürgermeister Gaetano C., Zeit genug übrig läßt, um einen großen Theil des Tages im Golfe umherzusegeln, um zu fischen und die Ergebnisse seines Fanges zu zeichnen und zu beschreiben, wie er früher die Geschichte seiner

Digitized by Google

Vaterstadt geschrieben hat. Von Neuem sollten wir auch zu Amalfi die italienische Gastfreundschaft von ihrer glänzendsten Seite kennen lernen, und es sollte sich schließlich sogar begeben, daß Amalfitanische und Pommersche Kräfte sich zusammenfanden, um den Manen Händels und Beethovens ein vielleicht nicht ganz unwürdiges Opfer darzubringen.

Aber in diesem Wunderlande werden unaufhörlich selbst die mächtigsten Eindrücke durch noch gewaltigere verdrängt. Wie hätte nicht selbst der hellste Mittagsglanz der Küste von Amalfi erbleichen sollen vor dem goldenen Purpurscheine, mit welchem, als wir zurückkehrten, die untergehende Sonne den rauchenden Vesuv und alles Land umher übergoß! Wie hätte selbst alle Pracht des Golfes von Salerno vermocht, das Bild zurückzudrängen, das nun die entzückte Seele erfüllte, das Zauberbild der Orangenhaine von Sorrento!

Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., 32. Louisenstraße.
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

W. Kirke

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

III. Band. — November 1877. — 8. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Wilhelm Lübke.)

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
NW. 52. Louisenstraße.

Digitized by Google

Das rothe Tuch.

Novelle

von

Rudolph Lindau.

Das Bild, welches mir von Edinburgh ohne Begleitſchreiben, ohne Namensangabe des Abſenders zugeſandt worden war und welches ich gegen Ende des Jahres gewiſſermaßen als Weihnachtsgeſchenk empfangen hatte, war ein Meiſterwerk. Mehrere competente Kunſtkritiker, die es damals ſahen und mit mir bewunderten, beſtätigten meine Anſicht in dieſer Beziehung ohne jeglichen Rückhalt. — Es war ein ziemlich großes Bild und zeigte ein wildes, wüthendes Meer, mit kurzen, harten, graugrünen, weißgekämmten, von ſchwerem Sturme niedergehaltenen Wellen. Im Hintergrund erblickte man eine lange, ſchmale, öde Sandinſel, auf der ſich mehrere hohe, ſchwarze, aus Holz gezimmerte Seezeichen, Galgen ähnlich, erhoben. Dieſe dunkeln Gerüſte warfen ihre unheimlichen Silhouetten gegen einen finſter drohenden Gewitterhimmel. — Auf der rechten Seite waren die Wolken in wilden, großen Fetzen auseinandergeriſſen und ließen in ſchräger Richtung einen lichten Schimmer, dem gleichend, in den man ſich wol Geiſtererſcheinungen eingehüllt denkt, auf einen Theil des Vordergrundes fallen. In dem von dem gelblichweißen Lichte nebelhaft erleuchteten Raume ſchwamm ein umgeworfenes kleines Boot. Am Vordertheil deſſelben ſah man die Buchſtaben H. H.; vor dem Boote, bereits halb in den Wellen vergraben, ein großes, rothes ſchottiſches Tuch. Es glitzerte im Scheine des geiſterhaften Lichtes wie Blut. — Ich wußte, ſobald ich das Bild erblickt, wer es gemalt hatte, und wartete ungeduldig auf den Brief, der es mir erklären würde.

Digitized by Google

I.

Auf der Schule hieß er „der stille Heinrich"; auf der Universität nannten wir ihn den „heiligen Hieronymus"; nicht etwa auf Grund irgend welcher moralischer Eigenthümlichkeiten, die ihn charakterisirt und zu diesen Eigennamen berechtigt hätten, sondern nur weil H. H. die Anfangsbuchstaben seines Tauf- und seines Familiennamens waren und weil er zu den Leuten gehörte, denen man selbst nach einer oberflächlichen Bekanntschaft einen andern als ihren wahren Namen zu geben liebt. — Er hieß Heinrich Hansen, hatte zuerst Theologie, später Medicin studirt, und schließlich alle Gelehrsamkeit und Wissenschaft an den Nagel gehängt, um sich mit Enthusiasmus und ohne großen Erfolg der Malerei zu widmen. Als er selbst endlich bemerkte, daß er in der von ihm erwählten Kunst keine sonderlichen Fortschritte machte, und daß er wol niemals etwas Bedeutendes darin leisten werde, war er bereits in den dreißiger Jahren und gestand sich und seinen Freunden mit großer Traurigkeit und vollkommener Resignation ein, daß er nun zu alt sein dürfte, „um zum vierten Male umzusatteln".

„Ich hätte Schullehrer werden sollen," sagte er mir, als ich ihn damals nach einer mehrjährigen Trennung zum ersten Male wiedersah. „Ich hätte die Jungen lieb gehabt, die ungezogenen wie die artigen; und ich bilde mir ein, daß sie mich auch nicht schlecht behandelt und bei mir etwas gelernt haben würden. Ich hätte ihnen, so scheint es mir, Manches beigebracht, was im Allgemeinen auf Schulen nicht gelehrt wird und doch recht nützlich zum Leben und zum Glücke ist. Aber nun ist es zu spät. Ich habe niemals viel gewußt. Das Wenige, was ich gelernt, habe ich wieder vergessen. Ich könnte ebenso wenig ein Lehrerexamen bestehen als den Mont Blanc hinaufhinken. Es thut mir leid. Aber was ist da zu machen? — Ich muß ruhig weitermalen. — Viel Gutes werde ich nicht schaffen; — und auch nicht viel Schlechtes, da ich ja überhaupt nicht viel fertig bekomme: jedes Jahr ein oder zwei kleine Marinen zur Ausstellung, die der Kunsthändler, der irgendwo an einem mir unbekannten Orte einen Markt für die von mir gelieferte Waare gefunden hat, mit ein paar hundert Thalern bezahlt; nebenbei einige mittelmäßige Porträts, und einige ebenso mittelmäßige Landschaften — denn ich habe mich an Alles gewagt: an Meer, Wald und Menschen. Summa summarum verdiene ich jedes Jahr 1500 bis 2000 Thaler. Damit kann ich leben — und mehr darf ich nicht verlangen. Als Schullehrer hätte ich kaum so viel verdient — nur hätte ich es besser verdient. Schade, daß ich den bescheidenen, kleinen Platz, den ich vielleicht gut ausgefüllt haben würde, den eines Lehrers, nicht eingenommen habe. Verfehlter Beruf! Es ist nicht das Einzige, was ich verfehlt habe ... Es kann zu gar Nichts nützen, darüber noch Worte zu machen."

Digitized by Google

Er strich sich mit der schmalen, hagern Hand die langen, blonden Haare aus der Stirn, und es kam mir vor, wie er so still und nachdenklich dastand, als bereue er, so viel von sich gesprochen zu haben.

„Nimm mir nicht übel, daß ich Dich mit meinen Angelegenheiten behelligt habe," sagte er einige Minuten später. „Es hat mich gefreut, Dich so unerwartet wiederzusehen, und in der Aufregung habe ich Deine Frage, wie es mir gehe, mit ganz ungehöriger Weitschweifigkeit beantwortet."

Er hatte in früheren Jahren — warum, weiß ich nicht — eine ganz besondere und große Zuneigung zu mir gefaßt. Ich war etwas jünger als er, und er liebte es, mir weise, oft höchst unpraktische Lehren zu geben. Wenn er es besonders gut mit mir meinte, so zeigte er mir dies, indem er mich „mein Sohn" nannte. Als ich ihn eines Tages lachend darüber zur Rede stellte und ihm sagte: „Heiliger, womit habe ich es verdient, daß Du mich Deinen Sohn nennst?" antwortete er mir:

„Laß es Dir gefallen. Du sollst es nicht bereuen. Ich habe Dich zu meinem Erben eingesetzt."

„Nun," fragte ich, „was willst Du mir hinterlassen? Deine annotirten Klassiker, Deine Skizzen oder Deine Lehrbücher?"

„Mancherlei," antwortete er ernsthaft, „manch' schöne, moralische, lehrreiche Geschichte — unter andern die meinige."

„Erzähle sie mir gleich," bat ich.

„Du bist ein ungerathener Sohn," antwortete er, „da Du Deinen armen Vater bei lebendigem Leibe beerben willst. Habe Geduld! Du wirst schon Alles zu guter Zeit erfahren."

Ich wollte mich dabei nicht beruhigen. „Du bist nur fünf oder sechs Jahre älter als ich," sagte ich. „Wer bürgt mir dafür, daß ich Dich überlebe? Bringe mich nicht um mein Erbtheil, und gib mir gleich, was mein ist."

Ich muß bemerken, daß mich die Geschichte meines Freundes interessirte, und daß ich schon seit geraumer Zeit den Wunsch hegte, dieselbe kennen zu lernen. Hansen hatte mir wol hie und da, wenn er ganz besonders zutraulich gestimmt war, Andeutungen gemacht, aus denen ich schließen zu können glaubte, daß er mit seinem Leben nicht zufrieden sei; aber zu einer vollständigen vertraulichen Mittheilung über Das, was in ihm vorging, hatte er sich niemals hinreißen lassen. Er war ein verschlossener Mann, der nicht ohne ganz besondere und triftige Veranlassung von sich selbst sprach. Jedoch war er nicht etwa ein Geheimnißkrämer. Jedermann, der ihn kannte, wußte genau, woher er kam und konnte mit Leichtigkeit, durch eine directe Frage an ihn, von ihm selbst erfahren, wohin er gerade ging; aber was in seinem Herzen lebte, was ihn vor den Jahren still und gleichgültig für die Vergnügen und Hoffnungen seines Alters gemacht hatte, darüber sprach er sich nicht aus.

Digitized by Google

„Heiliger, was fehlt Dir?" fragte ich ihn einmal, „Du siehst heute wieder außerordentlich mißvergnügt aus."

„Laß das Schicksal walten," antwortete er salbungsvoll. Er war der Sohn eines etwas schwerfälligen, pedantischen Pastors, der sich in einem kleinen Kreise des Rufes eines vorzüglichen Kanzelredners erfreut hatte, und vor vielen Jahren, zur Zeit als der Heilige Hieronymus noch Theologie studirte, gestorben war. Diesem, seinem Vater, hatte Hansen wol ursprünglich den Predigerton abgelauscht, in dem er manchmal zu sprechen liebte. Daß er dieselbe Redeweise auch in späteren Jahren bei gewissen Gelegenheiten noch anwandte, hatte, so meine ich, seinen Grund darin, daß Hansen seine innere Bewegung hinter dem bauschigen Phrasenbau wie unter einem schweren, faltigen Gewande am besten verbergen zu können glaubte. — „Laß das Schicksal walten," entgegnete er mir, „und versuche nicht, hemmend oder fördernd in das Anderer einzugreifen. Jeder für sich — Gott für uns Alle! Es klingt wie ein hartes Wort, aber es ist ein würdevolles Wort — unter der Bedingung wohlverstanden, daß man es auf sich selbst und nicht etwa auf Andere anwende. Die natürliche Aufgabe eines jedes Individuum ist, sein Leben mit Allem, was darum und daran hängt, selbst zu leben. Derjenige, der zu schwach ist, um sein Dasein — die Dichter sagen: die Last des Daseins — ohne fremde Mithülfe zu tragen, nun, der entledige sich desselben; aber er versuche nicht, seinem Nachbar, der ja ebenfalls sein eigenes Päckchen zu tragen hat — und Gott weiß! wie schwer das sein mag — einen Theil der ganz persönlich ihm von der Natur zubestimmten Lebenslast auf die bereits beladenen Schultern zu bürden."

Als mir der Heilige Hieronymus dies sagte, hatte er seit einigen Jahren seine Lehrbücher der Theologie und der Medicin bei Seite geworfen und nach Pinsel und Palette gegriffen. Bald darauf war ich von ihm gegangen, und während der nächsten darauf folgenden Jahre hatte ich ihn nur einmal wiedergesehen; doch war unsere Verbindung nicht ganz unterbrochen. Hansen schrieb mir, wenn auch in langen, so doch in ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen. Ich empfing seine Briefe gewöhnlich zur Neujahrszeit; aber ich erfuhr aus denselben nur wenig über sein Leben. — In dem letzten Briefe, den ich von ihm erhielt, sagte er:

„Es ist nun an der Zeit zu bestätigen, daß ich noch immer am Leben bin und mich den Umständen nach wohl befinde. Ich habe meine letzten Bilder besser verkauft als die vorletzten und constatire mit Genugthuung, daß ich, wenn auch langsame so doch stetige Fortschritte in der Malerei mache, so daß ich hoffen darf, wenn ich ungefähr hundertundfünfzig Jahre alt werde, gegen Ende meines Lebens etwas Gutes zu leisten.

„Ich beabsichtige den Rest des Winters im Norden von Schottland zu verleben, um dort Studien für spätere Bilder zu machen. Wie ich

Digitized by Google

höre, sind die Tage dort oben um diese Jahreszeit ganz außerordentlich kurz, so daß ich nicht viel Zeit zum Arbeiten haben werde und mich also gehörig ausruhen kann. Im Frühjahr denke ich wieder in Deutschland zu sein; einstweilen finden mich Deine Briefe poste restante Edinburgh.

„Schreibe und sage mir, wie es Dir geht, und vergiß niemals mir Deine Adresse recht klar und deutlich anzugeben. Es könnte sich nämlich ereignen, daß ich Dich früher als Du zu erwarten berechtigt bist, in den Besitz Deines väterlichen Erbtheils setzen werde. — Sieh' in dieser Aeußerung nicht etwa eine Voranzeige meines nah' bevorstehenden Todes. Ich befinde mich im Gegentheil wohler als gewöhnlich und beabsichtige augenblicklich keineswegs das Zeitliche in einer gegebenen kurzen Frist zu segnen. Aber es können Ereignisse eintreten, die es mir erwünscht machen, mich bei meinen Lebzeiten von Dir beerben zu lassen. — Diese Aenderung in meinen früheren Dispositionen hat übrigens ihren Grund in verschiedenen, für mich nicht unwichtigen, Umständen, von denen Du rechtzeitig Kenntniß erlangen sollst, wenn ich mein Testament — insofern dasselbe Dich angeht — vor meinem natürlichen Tode vollstrecken lassen, oder vielmehr selbst vollstrecken sollte. Gehab' Dich wohl!

H. H."

Während eines ganzen Jahres hörte ich darauf Nichts von Hansen. Dann erhielt ich zur Weihnachtszeit das Bild mit dem umgeworfenen Boote und dem rothen Tuche, und wenige Tage später ein umfangreiches Manuscript. Ich gebe dasselbe im Nachstehenden abschriftlich wieder.

II.

Romane, Novellen, Erzählungen und Schauspiele sollten, um vollständig zu sein, mit dem Tode der darin aufgeführten hauptsächlichen Persönlichkeiten — d. h. derjenigen, über deren Schicksale der Leser unterrichtet sein will — enden. Denn wie man den Tag nicht vor dem Abend loben soll, mit noch viel mehr Grund soll man nicht eine Lebensgeschichte vor dem Grabe als abgeschlossen betrachten und darstellen. — Das Leben eines jeden Menschen, so monoton dasselbe sein mag, ist eine ununterbrochene Reihe mehr oder weniger großer Ueberraschungen. Ja, die Gewißheit, oder das instinctive, unfehlbare Vorgefühl dieser unvermeidlichen Ueberraschungen ist es vor Allem, wenn nicht allein, welches das menschliche Leben von dem des Thieres unterscheidet. Dieses lebt in der Gegenwart, ein für den Menschen unerreichbares Vorbild sorgenloser Philosophie; jedes vernünftige Wesen dagegen, so apathisch es auch sein mag, muß in der Zukunft leben. Alles Mühen und Arbeiten, das Säen wie das Ernten sind nichts als Manifestationen der menschlichen Sorge für das Morgen. In kurzen Augenblicken wilder Freude, berauschenden Genusses oder heftigen Schmerzes kann das im Menschen innewohnende Thierische momentan

Digitized by Google

die Oberhand gewinnen und den Gedanken an die Zukunft für einige Secunden betäuben; aber diese Augenblicke schnell vorübergehender Aufregung, welche den Menschen besinnungslos machen, ihn sich wie einen Wahnsinnigen geberden lassen, sind es nicht, welche sein Leben constituiren und charakterisiren. Das Eigenthümliche des menschlichen Lebens, im Gegensatz zu dem thierischen, ist die Möglichkeit, das Bedürfniß, die Nothwendigkeit der Sorge für — oder allgemeiner des Gedankens an die Zukunft. Carpe diem ist ein weises Wort. Selbst oberflächliches Nachdenken genügt jedoch, um zu zeigen, daß es seinen Grund, seine Berechtigung in dem Wissen von der Ungewißheit des Morgen hat.

In Anbetracht dieses Umstandes habe ich ein Buch, welches mich für die Schicksale anderer Menschen interessirt hatte, niemals befriedigt oder, richtiger gesagt, beruhigt bei Seite legen können, wenn dasselbe den Helden und die Heldin nicht bis zum Grabe, zur Ruhestätte geführt hatte. Nun enthielten aber die meisten Romane, Novellen und Schauspiele, die ich in meinem Leben gelesen oder gesehen habe, selten mehr als den ersten, oder den ersten und zweiten Act des Romans eines oder mehrerer Menschenleben, für den der Autor mein Interesse in Anspruch genommen hatte. Der Schluß, den nur der Tod gibt, fehlte beinah immer. Darum verlasse ich auch eine Tragödie beruhigter, moralisch gesättigter möchte ich sagen, als ein sogenanntes Schauspiel, dessen letzter Act damit geendet hat, daß die Liebenden, die sich in den vorhergehenden Scenen vergeblich gesucht hatten, sich nun endlich gefunden haben. Welche Beruhigung kann mir das gewähren? Erfahre ich, ob die Geliebte, die soeben überglücklich an die Brust des Geliebten gesunken ist, nicht bereits im nächsten Jahre im Kindbett sterben und den Gatten, über dessen Glück ich mich freuen soll, elend und vereinsamt zurücklassen wird? Wenn ich Egmont, Romeo und Julie, Othello, Hamlet, König Lear gesehen habe, so gehe ich still und ruhig nach Hause. Meine Freunde: Romeo, Julie, Othello, Desdemona, Egmont, Hamlet, Ophelia, Lear, Cordelia sind geborgen. Nichts kann sie mehr schmerzen; das Schicksal hat alle Gewalt über sie verloren. — Aber was wird heute aus der Valentine, David Copperfield, Minna Tellheim geb. von Barnhelm und wie all die Helden und Heldinnen heißen mögen, deren Schicksale mich so sehr bekümmert haben, geworden sein? Sind sie glücklich gewesen bis zum Grabe? Denn sie müssen jetzt alle todt oder steinalte Leute sein. Als ich sie vor zwanzig und mehr Jahren verließ, schien es ihnen gut zu gehen. Seitdem habe ich nichts wieder von ihnen gehört. Hat sie das Unglück, das sie vor ihrer Verheirathung verfolgen zu wollen schien, nicht seitdem wieder gepackt? Ich weiß doch so gut wie gar nichts von den Leuten, die ich liebgewonnen hatte, da mir das Ende ihres Lebens, nein, der wichtigste Theil desselben verborgen geblieben ist. Denn das ist es, was ich an den meisten Romanen und Novellen, die ich gelesen

Digitized by Google

habe, zu tadeln finde, daß dieselben gewöhnlich gerade da abschlossen, wo das Leben eines jeden Menschen eigentlich erst interessant zu werden anfängt.

Ich behaupte durchaus nicht, daß meine Ansicht die richtige sei. Wenn ich berücksichtige, daß die besten Schriftsteller durch ihre Arbeiten eine entgegengesetzte Richtung vertreten, so bin ich im Gegentheil geneigt, einzugestehen, daß ich mich aller Wahrscheinlichkeit nach irre und daß eine Geschichte nie besser als mit Verlobungsanzeige oder Hochzeitsjubel — man nennt das „versöhnend" — enden kann. — Aber Niemand kann weiter sehen, als seine Augen tragen, und ich mag die meinigen anstrengen so viel ich kann, so ist es mir doch unmöglich zu erkennen, daß im Allgemeinen ein Menschenleben aufhören soll interessant zu sein, sobald der Besitzer oder die Besitzerin desselben endlich in das Ehejoch gespannt oder glücklich unter die Haube gebracht worden ist. Nach meiner Erfahrung und Meinung fängt das Leben der Meisten erst nach der Verheirathung, oder für Ledige in dem Alter an, in dem andere sich zu verheirathen pflegen. Ich muß gestehen, daß mich die Träume und hochfliegenden Pläne eines jungen Juristen, der sein Assessor-Examen noch nicht absolvirt hat, eines Secondelieutenants oder Handlungscommis, wie poetisch, rührend und schön dieselben auch sein mögen, doch nur als eine wehmüthige Erinnerung an die eigene Jugend beschäftigen und erfreuen können; und daß mein Interesse an den sentimentalen Schwärmereien oder den philosophischen Lebensanschauungen einer achtzehn- bis zwanzigjährigen Gräfin oder Hauslehrerin nur als ein höchst mäßiges bezeichnet werden darf. Das Leben der ungeheuren Mehrheit der Menschen ist gerade bis zu dem Alter, wo der Schriftsteller mit der Erzählung abbricht, ohne wirkliche Conflicte; auch ist es bis dahin in den meisten Fällen ein unwahres oder, gelinder gesprochen, ein affectirtes. Wirkliche Naivetät ist bei jungen Leuten viel seltener, als schlichte wahre Einfachheit bei gereiften Männern. Die Jugend geht mit der Wahrheit sehr leichtsinnig um. Nicht, daß in diesem Alter mehr gelogen werde als später — nein — aber sicherlich wird in demselben mehr vollständig unmotivirt Komödie gespielt als im reifen Alter. Trifft man nicht hunderte kräftiger, blühender Jünglinge, die — der Himmel weiß weshalb! — an der Schwindsucht zu sterben vorgeben; und ist es nicht äußerst selten, einen solchen unbewußten Komiker unter Männern von vierzig Jahren anzutreffen? — Die wahrheitsgetreue Beschreibung eines Lebens bis zum fünfundzwanzigsten Jahre würde wenig mehr sein als die Darstellung einer Komödie. Die Schauspieler schmachten, declamiren, gesticuliren, wollen sich um's Leben bringen, nehmen Gift ein und erstechen sich: aber selten thut sich Einer wirklich weh. Den ernsten Kampf des Lebens kämpft nicht der Jüngling, sondern der gewappnete, starke Mann. Jener, so sehr er sich auch mühen mag, so groß auch seine

Digitized by Google

Kräfte sein mögen, erscheint im Vergleich zum Manne, wie der Recrut auf dem Exercirplatz im Vergleich zu dem kämpfenden Soldaten. Er schießt blind und es ist wenig Gefahr vorhanden, daß er tödtlich verletze oder gefährlich verwundet werde. — Spiegelfechterei!

Wie dem jedoch auch sein möge, so will ich hier zunächst bemerken, daß mein Leben erst angefangen hat, als ich bereits ein reifer Mann war oder wenigstens den Jahren nach hätte sein können; und daß die Frau, deren Geschichte mit meinem Leben verflochten ist, seit mehreren Jahren verheirathet war, als ich sie kennen lernte, und also diejenige Periode ihres Lebens, für die sich Schriftsteller vorzugsweise zu interessiren scheinen, bereits überschritten hatte. Sie war, als ich ihr zum ersten Male begegnete, fünfundzwanzig Jahre alt und sah vielleicht sogar etwas älter aus. — Ihren Namen verschweige ich lieber, obgleich sie Dir fremd geblieben ist und Du ihr niemals im Leben begegnen wirst. Ich will sie hier kurzweg als Johanna bezeichnen, weil mir dieser Name, nächst dem, den sie trug, der liebste unter den Frauennamen ist.

Sie war klein, von vollkommener Symmetrie der Glieder; ihre Hände, die sie sorgfältig pflegte und nicht selten mit großer Aufmerksamkeit, gleichsam als wären es die einer andern Person, betrachtete, waren die schönsten, die ich je gesehen habe. — Wenn man Johanna nur einigermaßen kennen gelernt hatte, so mußte man wissen, daß sie von kleinlichen Coquetterien frei war, und daß das Betrachten ihrer Hände nicht etwa den Zweck hatte, die Aufmerksamkeit Anderer darauf zu lenken. Sie war außergewöhnlich schön, und sie wußte dies sehr wohl; aber sie zeigte ihre Schönheit wie Fürsten ihre Namen nennen, nicht wie Parvenus ihren Reichthum zur Schau tragen.

Ich erblicke sie in diesem Augenblicke, wie ich sie zum ersten Male sah, im Hause eines alten Freundes, den ich häufig besuchte und zu dem ich damals täglich kam, da ich gerade damit beschäftigt war, das Porträt seiner Frau zu malen.

Johanna saß am äußersten Ende des Salons, als ich in denselben hineintrat, neben der Frau des Hauses, und ich unterbrach, wie es mir schien, eine vertrauliche Unterhaltung zwischen den Beiden. Frau von M. stellte mich als einen langjährigen Freund vor. Johanna hob den Kopf kaum merklich in die Höhe, aber ich fühlte, wie ihre Blicke mich einen kurzen Augenblick aufmerksam musterten, als habe sie bereits viel von mir sprechen hören und sei bis zu einem gewissen Grade neugierig gewesen, mich persönlich kennen zu lernen. Dann sagte sie, mit weicher, leiser Stimme, die dem Ohre wohlthat wie schöne Musik, sie wünsche mir Glück zu der Arbeit, mit der ich beschäftigt sei und die eine sehr gelungene zu werden verspreche. Ich sah in diesen Worten nichts als eine höfliche Phrase und verbeugte mich, ohne etwas zu erwiedern. Frau von M. fragte mich darauf, ob es mich stören würde, wenn ihre

Digitized by Google

Freundin der Sitzung beiwohnte, und nachdem ich dies verneint hatte, begaben wir uns alle drei in ein anderes Zimmer, das für die Zeit, während der ich dort zu arbeiten hatte, in ein Atelier umgewandelt worden war.

Johanna nahm auf einem Sessel, den sie sich von mir hatte anweisen lassen, in der Nähe der Staffelei Platz. Das Gespräch zwischen ihr und Frau von M. gerieth in's Stocken; ich malte unverdrossen, und Johanna, sich selbst überlassen, schien in tiefes Nachdenken zu versinken. Ich konnte sie, ohne von Frau von M. gesehen zu werden, beobachten. Ihre Schönheit war überraschend. Ich vertiefte mich in der Betrachtung derselben wie in der eines künstlerischen Meisterwerkes, das mir zum ersten Male gezeigt wurde. — Sie saß etwas nach vorn gebeugt, auf einem großen, altmodischen Sessel, die beiden Arme auf den Lehnen ruhend und die Hände, wie zum Gebet, flach aneinandergelegt. Das runde, feste Kinn stützte sich weich auf den beiden Zeigefingern; der Mund mit den etwas schmalen, edelgeformten rothen Lippen war fest geschlossen; die großen, ruhigen, dunklen Augen blickten zu Boden. Die Form des Kopfes, die Art, wie die schwarzen, dichten Haare an Schläfe und Stirn ansetzten, mußte jeden Künstler entzücken. Es war ein Kopf ohne Makel. Nach einer langen Weile, während der ich sie eingeschlafen hätte wähnen können, so unbeweglich still hatte sie dagesessen, ließ sie die Hände langsam fallen, und ich sah zum ersten Male, wie sie dieselben, aufmerksam schien es mir, betrachtete. Ich mußte auf einmal an Lady Macbeth denken: „Alle Wohlgerüche Arabiens werden diese kleine Hand nie wieder weiß waschen." — Aber nein: die zarte, junge Frau konnte keine Schuld auf dem Herzen haben. Und jetzt bemerkte ich auch eine ganz eigenthümliche, vollständige Gleichgültigkeit in dem Blicke, mit dem sie ihre Hände betrachtete. Sie dachte dabei augenscheinlich an etwas Anderes als an die vollendete Form derselben. — Nun wandte sie sich zu mir. Ihre Bewegungen waren so langsam, daß ich meinen Blick von ihr abgelenkt hatte, als sie mich sehen konnte. Sie erhob sich, näherte sich der Staffelei und blieb hinter mir stehen. Ich malte noch eine halbe Minute lang weiter; als ich sodann einen Blick auf Frau von M. warf, sah ich, daß diese fest eingeschlafen sei. — Ich wandte mich lächelnd um.

Johanna hatte bereits vor mir bemerkt, daß ihre Freundin schlafe und sagte leise: „Sie haben Ihr Modell zu sehr ermüdet. Lassen Sie die Arme ruhen. Grüßen Sie sie von mir, wenn sie wieder aufwacht. Ich muß jetzt gehen. Auf Wiedersehen."

Sie nickte mir freundlich zu und verschwand leise aus dem Zimmer, ohne Frau von M. in ihrem festen Schlafe gestört zu haben. Ich arbeitete noch eine Zeit lang weiter, bis Frau von M. endlich erwachte. Sie scherzte über ihre Müdigkeit, schalt mich freundlich, sie nicht geweckt zu haben, und fragte mich dann, wie Johanna mir gefallen habe. Ich ant-

Digitized by Google

wortete, daß ich sie außerordentlich schön fände und eckundigte mich darauf, wie es gekommen wäre, daß ich sie nie zuvor gesehen habe, da sie ja doch eine Freundin des Hauses zu sein schiene.

„Das ist sie auch in der That," entgegnete mir Frau von M., „aber sie hat seit ihrer Verheirathung, seit mehr als sechs Jahren, im Auslande gelebt und ist erst vor wenigen Tagen nach N. zurückgekehrt. Sie ist hier erzogen worden, bei einer alten Verwandten, die seitdem gestorben ist und mit der ich befreundet war. Sie kam als Kind bereits nach Deutschland und sie spricht, wie Sie gehört haben, deutsch wie eine Deutsche. Sie ist Italienerin von Geburt. Ihr Mann ist Franzose. Er ist sehr reich, glaube ich. Ich bin niemals intim mit ihm geworden, aber ich halte ihn für einen guten Menschen und für einen Ehrenmann. Er betet seine Frau an — und sie läßt es sich gefallen. Sie ist ein eigenthümliches Wesen. Schon als junges Mädchen war sie still, verschlossen beinah. Ich bin mir niemals darüber klar geworden, ob sie ihren Mann wirklich liebe oder nicht. Er hatte sie kaum ein halbes Dutzend Male gesehen, als er um sie anhielt; — und sie nahm seine Hand ohne Zögern, aber auch ohne Enthusiasmus. Sie war noch sehr jung, vollständig unerfahren, von ihrer Tante wie in einem Kloster erzogen. Sie langweilte sich, wünschte sich fort von hier, nach großen Städten, nach Paris. Ich weiß nicht, ob sie dort gefunden hat, was sie suchte, aber ich bezweifle es. Sie ist noch stiller geworden, als sie früher war, und ich finde, die junge, reiche, schöne Frau sieht traurig aus. Ist Ihnen dies nicht auch aufgefallen?"

Ich antwortete, daß ich darüber keine Meinung abgeben könne, da ich Frau von O. — ich werde ihren Mann kurzweg als den Baron Gaston O. bezeichnen — vor ihrer Verheirathung nicht gekannt und heute zum ersten Male und nur auf kurze Zeit gesehen habe.

Meine gesprächige Freundin verließ mich darauf, nachdem sie mir gesagt, sie würde noch häufig mit mir von Johanna und deren Manne sprechen, da sie großen Werth auf mein Urtheil lege und zu wissen wünsche, was ich von dem jungen Ehepaar denke. „Der Baron O. hat eine Villa in der Nähe der Stadt gemiethet," schloß sie ihre Rede, „und wird während des ganzen Sommers hier bleiben. Sie werden ihn häufig sehen. Beobachten Sie ihn, ihn und sie, und sagen Sie mir dann Ihre Meinung. Ich interessire mich lebhaft für Johanna."

Auf dem Wege nach Hause, und in meiner Wohnung angelangt, wanderten meine Gedanken noch eine Zeit lang auf die neue Bekanntschaft zurück, die ich gemacht hatte. — Dann beschäftigte ich mich mit andern Dingen und dachte an diese. Johanna interessirte mich damals im Grunde nicht viel mehr als andere Frauen, die ich vor ihr kennen gelernt hatte.

Ich hatte mich in meiner Jugend ein halbes Dutzend Male mit all dem Ernste verliebt, mit dem junge Leute sich zu verlieben pflegen; aber

Digitized by Google

ich war immer sehr schüchtern gewesen, und eine förmliche Liebeserklärung hatte ich seit meinem achtzehnten oder neunzehnten Jahre nicht mehr gemacht. Ich pflegte still und verlegen neben dem Gegenstande meiner Anbetung herzugehen, glücklich, wenn eine Blume von mir angenommen und mir ein freundlicher Blick dafür zugeworfen wurde. Die Kleinodien meines geheimen Schatzes waren damals vertrocknete Blumen, Cotillon-Orden und einige vollständig harmlose Briefchen, die ich mit großer, aber wie ich jetzt glaube, doch mehr eingebildeter, künstlicher als wirklicher Schwärmerei zu betrachten pflegte. — Liebe bei ganz jungen Leuten ist in den meisten Fällen doch nur eine schwache, marklose Parodie auf wirkliche Heldengedichte, die sie irgendwo gelesen oder gehört haben, ohne sie ganz zu verstehen. — Später verfiel ich eine Zeit lang in sogenannte schlechte Gesellschaft, in der ich mich recht gut amüsirte, ohne jedoch dadurch verhindert zu werden, irgend einem reinen weiblichen Wesen eine große heimliche Liebe zu widmen. Dieselbe wurde nicht selten in der stillen Weise, in der ich sie darbrachte, erwiedert, und ich verdanke ihr mehrere Stunden seliger Unruhe. Wenn ich jetzt an die jungen Mädchen zurückdenke, die ich einst geliebt habe oder zu lieben vorgab, so ist es mir unerklärlich, was mich zu ihnen hinzog. Ich glaube nicht, daß ein Einziges, wirklich hübsches oder kluges darunter war. Ein jedes von ihnen hat schließlich, so viel ich weiß, einen Mann gefunden. Wie es gekommen ist, daß ich mich damals nicht auch verheirathet oder wenigstens verlobt habe, weiß ich nicht. — Prädestination!

Bald darauf nahm, für eine gewisse Zeit wenigstens, die Malerei meine ganze Seele in Anspruch. Ich sah, daß ich unendlich viel zu lernen hatte, und ich bildete mir ein, Alles lernen zu können. Der kindliche, vor Nichts zurückschreckende Muth, mit dem ich damals arbeitete, erscheint mir jetzt als wahrhaft rührend. Es dauerte jedoch nicht lange und ich kam zur Erkenntniß meiner Ohnmacht. Ich machte mir klar, daß ich, trotz aller Anstrengung, die höchsten Gipfel der Kunst niemals erklimmen könne, und ich ward zum ersten Male vollständig durchdrungen von der betrübenden Weisheit der Fabel des unglücklichen Frosches, der sich zum Ochsen aufblasen wollte. Ich wurde darüber zunächst entmuthigt, schwermüthig. Nach und nach jedoch füllte ich mein Herz mit ruhiger, bescheidener Philosophie, und es gelang mir, nicht mehr von mir zu verlangen, als ich leisten konnte, und mit dem Besten, was ich zu Tage förderte, so leidlich zufrieden zu sein.

„Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten"

sagte ich mir. Mit meiner alten Sentimentalität und dem damit zusammenhängenden schwärmerischen Verlieben hatte es aber nun ein Ende. Die Erkenntniß meiner eigenen Kleinheit zeigte mir auch die anderen, wie sie

Digitized by Google

wirklich waren. Junge Mädchen waren fortan nicht mehr himmlische Wesen für mich. Diejenigen, die ich kannte, hörten plötzlich auf, interessant für mich zu sein. Die meisten von ihnen gehörten der Klasse derjenigen an, die so selig über ein neues, gutsitzendes Kleid sein können, und so trostlos unglücklich, weil es regnet und sie es nicht anziehen dürfen. Das, was den Menschen innig erfreut oder betrübt, d. h. tief bewegt, ist der Maßstab seiner Kraft. — Die schwachen Geschöpfe, die ich noch vor Kurzem vergöttert hatte, wurden mir jedoch nicht etwa unangenehm; noch weniger erschienen sie mir verächtlich; aber ich erkannte sie nur als kleine Wesen, und ich hätte mich zu erniedrigen geglaubt, wenn ich sie noch ferner im Staube hätte anbeten wollen.

Ich machte mir klar, daß das, was die Männer, viele ohne es zu wissen, schließlich von jeder Frau, die sie lieben, oder zu lieben glauben, empfangen wollen, mit aller mondscheinsüchtigen Schwärmerei in gar keinen vernünftigen Connex zu bringen ist, und daß dieses Schwärmen, dies sentimentale Schmachten nur bei der ganz unerfahrenen Jugend zu entschuldigen, bei Männern reiferen Alters jedoch als Heuchelei, Unschicklichkeit oder Albernheit zu bezeichnen sei. Ich dachte auch damals häufig und mit Ernst daran, eine recht vernünftige Heirath zu machen; aber der Blick, mit dem ich die Frauen musterte, war nicht geeignet, Eine unter ihnen zu entdecken, der ich die Ruhe meines Lebens — ich gebrauchte jetzt dies Wort an Stelle des früher beliebten: Glück — hätte anvertrauen mögen.

Ich befand mich bereits seit einer Reihe von Jahren in dieser Gemüthsverfassung, als ich Johanna kennen lernte. Ich galt für einen Sonderling. Meine Freunde nannten mich einen Weiberfeind. Ich war, so glaube ich, weder das Eine noch das Andere. Ich war ein sehr vernünftiger, fleißiger Mensch, der von früh bis spät für sein tägliches Brod arbeitete, der allen hochfliegenden, ehrgeizigen Plänen entsagt hatte und der in den Frauen menschliche Wesen weiblichen Geschlechtes, nicht mehr, aber auch nicht weniger, erblickte. Das verzeihen jedoch die Frauen im Allgemeinen nicht. Sie scheinen zu verlangen, daß man gerade das, was sie ursprünglich und natürlich zum Gegenstand männlicher Liebe macht, ignorire oder wenigstens zu ignoriren scheine. Wie dies mit ihrer Putzsucht und Coquetterie, die doch eigentlich nur darauf berechnet sind, Wünsche zu erregen, in Einklang zu bringen ist, mag ein Anderer erklären. Ich kann es nicht.

Ich vermuthe nun, daß Frau von M. mit ihrer Freundin Johanna vor meiner Ankunft von mir gesprochen hatte. Die gute Frau kannte mich von Kindesbeinen an. Mein Vater hatte sie getraut, und sie hatte nach dem Tode meiner frühverstorbenen Mutter den Beruf gefühlt, mütterlich für mich zu sorgen. — Ich habe, ich weiß nicht wie es gekommen ist, immer zu den Leuten gehört, für die Andere zu sorgen sich für

Digitized by Google

berufen hielten. Hundertmale ist mir vorgeschrieben worden, was und wann ich essen und trinken sollte, zu welchen Stunden ich zu Bette gehen oder aufstehen müßte. Die Leute, die für meine Gesundheit sorgen wollten, waren nicht selten schwächliche, kränkliche Wesen, während ich niemals über mein Befinden zu klagen hatte und, soviel ich mich besinnen kann, auch nie darüber klagte. Ich erinnere mich, daß mir ein Mann mit einer frühzeitigen Glatze eine Vorlesung darüber hielt, wie ich mein Haupthaar, um das er mich beneidete, sagte er — und dicht genug war es in der That — zu behandeln habe, damit es mir nicht ausfalle. Ebenso gerechtfertigt waren die hygienischen Vorschriften, die Andere mir machten. Ich nahm immer alle Rathschläge dankend hin, und that, was mir am besten paßte. — Ich ließ mir auch gefallen, daß die gute Frau von M. häufig darüber jammerte, daß ich mich nicht verheirathen wolle, da ich, so meinte sie, einen vortrefflichen Ehemann abgegeben haben würde. Ich antwortete ihr, sie habe vermuthlich ganz recht; aber ich machte keine Anstalten, ihre wohlgemeinten Rathschläge zu befolgen; und schließlich wurde sie dann auch müde, dieselben zu geben und classificirte mich, vom matrimonialen Standpunkte aus, unter die non-valeurs.

Sie war eine sehr gesprächige Dame, Frau von M., und ich habe mancherlei Beweise in meinem Leben dafür gehabt, daß sie eine große, gewissermaßen mütterliche Zuneigung zu mir hatte. Sie hielt mich für einen unerschöpflichen Brunnen aller Gelehrsamkeit und alles Wissens, und sie hatte von allen Menschen, die ich gekannt habe, die höchste Meinung von meiner künstlerischen Begabung. Ich kann mir nun wohl denken, daß sie Johanna ein sehr geschmeicheltes Bild von meiner Persönlichkeit entworfen hatte.

Mehrere Tage vergingen, ehe ich die schöne, junge Frau wiedersah. Ich dachte kaum noch an sie und war angenehm überrascht, als ich sie sodann an derselben Stelle, wo ich sie zum ersten Male gesehen hatte, im Salon meiner Freundin, Frau von M., wiederfand. Sie reichte mir die Hand, fragte, ob meine Arbeit gute Fortschritte mache, sagte, sie würde, wenn ich Nichts dagegen einzuwenden hätte, der Sitzung wieder beiwohnen und ging dann bald darauf mit Frau von M. und mir in das Atelier. Dort nahm sie auf dem Sessel Platz, den ich wieder für sie bereit gestellt hatte, und bald darauf versank sie dort in dieselbe Stellung, in der ich sie bereits einmal bewundert hatte und die ihr am natürlichsten zu sein schien.

Ich betrachtete sie von Neuem aufmerksam und mit künstlerischem Wohlgefallen, und plötzlich, ohne sonderliches Nachdenken, sagte ich:

„Gnädige Frau, darf ich Sie um ein Gunst bitten?"

Sie wandte sich langsam zu mir und blickte mich fragend an.

„Wollen Sie," fuhr ich fort, „eine kleine Weile in der Stellung

Digitized by Google

verharren, die Sie eingenommen haben, und mir gestatten, eine Skizze von Ihnen zu entwerfen?"

„Thue es, Johanna!" rief Frau von M. dazwischen.

Frau von O. willigte ein, und ich entwarf, in verhältnißmäßig kurzer Zeit, eine recht gelungene Skizze von ihr. Frau von M. war entzückt und überhäufte mich mit Lobsprüchen. Johanna prüfte die kleine Arbeit aufmerksam und sagte nur: „Die Zeichnung gefällt mir sehr. Wollen Sie mir gestatten, sie dem Baron zu zeigen?"

Ich hätte sie ihr gern geschenkt, aber ich fürchtete, daß dies vielleicht aufdringlich erscheinen möchte, und ich begnügte mich also damit, zu erwiedern, die Skizze stände zu ihrer Verfügung.

Am nächsten Morgen empfing ich in meinem Atelier den Besuch des Baron von O. Er war ein großer, vornehmer Mann, von einigen dreißig Jahren, mit einem gutmüthigen und nicht unschönen, aber unbedeutenden Gesichte. Er brachte mir die Skizze zurück, die ich am vorhergehenden Tage entworfen hatte, und sagte mir, dieselbe habe ihm so sehr gefallen, daß er mich nun bitten wollte, ein größeres Bild von seiner Frau zu malen.

„Ich habe bereits zwei Porträts von der Baronin," sagte er, „von X und Y" — er nannte zwei bedeutende Künstler — „aber keines der Bilder, obgleich sie vorzüglich gemalt sind, hat mich oder die Baronin befriedigt. Sie haben mit großem Glück den Ausdruck ihres Gesichtes wiedergegeben. Auch die Stellung ist vorzüglich. Ich erkenne die Baronin, so wie sie wirklich ist, in Ihrer flüchtigen Skizze weit besser als in den sorgfältig vollendeten Bildern, die ich von ihr besitze. Ich will sehr zufrieden sein, wenn Ihnen das Bild ebenso gelingen sollte wie die Zeichnung, die Sie gestern entworfen haben."

Wir verständigten uns darauf leicht und schnell über alle geschäftlichen Fragen. Ich war vollständig unbefangen und empfand nichts als die angenehme Aufregung, die jeder junge Künstler kennt — und als Künstler war ich noch jung —, wenn er eine Bestellung erhält, die ihm gut bezahlt wird und ihm für einige Zeit angenehme Beschäftigung sichert.

III.

Die Sitzungen fanden in der Villa O. statt, wo ein großes Zimmer mit schönem Lichte zu einem guten Atelier eingerichtet worden war. Johanna selbst hatte mit liebenswürdiger Schüchternheit, als fürchte sie zu verletzen, gefragt, ob es anginge, daß das Bild in ihrem Hause gemalt werde; und ich hatte diesem Wunsche gern gewillfahrt.

Vom ersten Tage an bemerkte ich, daß sie sowol wie der Baron jede erdenkliche Rücksicht nahmen, damit ich mich bei ihnen ganz wie zu Hause fühlen möchte. Der Baron fragte mich sogar, ob ich den Schlüssel

Digitized by Google

zum Atelier zu mir nehmen wollte, um ganz sicher zu sein, daß dasselbe in meiner Abwesenheit von Niemand betreten werde. Ich wies jedoch diesen Vorschlag zurück.

Das Atelier war im Erdgeschoß gelegen und grenzte an einen sehr großen, parkähnlichen Garten, der sich hinter der Villa ausbreitete, und in dem man zu jeder Tageszeit — es war im Monat Juli — einen kühlen, schattigen Platz finden konnte. Es hatte mehrere Thüren, die jedoch alle, bis auf die eine, welche auf den Garten hinausging, verschlossen und verriegelt worden waren. Ich gelangte demnach direct vom Garten aus, ohne das Haus zu betreten, in mein Arbeitszimmer.

Während der ersten Tage wohnte der Baron den Sitzungen einige Minuten lang bei, unter dem Vorwande, er wolle sich überzeugen, daß es mir an nichts fehle. Später vergingen Tage, ohne daß er das Atelier betrat. Er blieb gewöhnlich in seinem Zimmer, wo er sich, wie ich dies von ihm selbst erfuhr, mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigte. Die ceremonielle Höflichkeit, mit der er mich zu Anfang unseres Bekanntwerdens behandelt hatte, machte bald einer größeren Freundlichkeit Platz, die, obgleich ich mich beinah gar nicht um ihn bekümmerte, nach und nach in ein fast herzliches Entgegenkommen seinerseits überging. Er lud mich wiederholt ein, ihn des Abends zu besuchen, und ich kann nicht bezweifeln, daß ich ihm sympathisch war. — Ich nahm seine Einladungen nur selten an. Der Baron mißfiel mir nicht gerade, aber er war ein gelangweilter und langweiliger Pedant, der stundenlang gewisse wissenschaftliche Fragen besprechen konnte, über die ich gerade noch genug unterrichtet war, um zu erkennen, daß der Baron davon nicht viel mehr verstehe als ich. — Johanna mischte sich nie in diese Gespräche. Einmal glaubte ich zu bemerken, daß sie, als der Baron soeben eine sehr lange, schwer verständliche und vollständig uninteressante Abhandlung vollendet hatte, die Augen niederschlug und leicht seufzend tief aufathmete, gleichsam als wolle sie sagen: „Dies wäre überstanden; aber er wird bald wieder anfangen; und so geht es jeden Tag.“ Ich füge hinzu, daß Johanna sich vollständig unbeobachtet glauben durfte, als ich dies auf ihrem Gesichte zu lesen wähnte.

Mit dem Bilde ging es inzwischen gut vorwärts. Ich arbeite im Allgemeinen nicht schnell, und ich arbeitete diesmal sogar noch etwas langsamer als gewöhnlich; aber was ich schaffte, befriedigte mich. Die Stellung, in der ich Johanna malte, war nicht genau dieselbe, in der ich sie skizzirt hatte. Sie saß auf dem altmodischen Sessel, den ich aus Frau von M.'s Hause hatte herbeiholen lassen, und hielt sich auf demselben, leicht nach vorn gebeugt, die Arme auf den etwas hohen geraden Lehnen ruhend; aber die Hände waren nicht erhoben und aneinandergelegt, um dem Kinn eine Stütze zu bieten, sondern lagen etwas steif — so schien es wenigstens beim ersten Anblick — das Innere nach unten

Digitized by Google

gekehrt, eine über der andern, als Gegenstand der eigenthümlichen, ruhigen, gleichgültigen Betrachtung, die Johanna ihnen zu schenken pflegte. Sie hatte mich etwas verwundert angesehen, als ich sie zuerst gebeten hatte, diese Stellung, die mir am charakteristischsten und gleichzeitig natürlichsten erschien, anzunehmen; aber sie hatte sich sodann meinem Wunsche, ohne ein Wort zu sagen, gefügt und verharrte seitdem, auch während der längsten Sitzungen, in derselben Stellung, ohne je Ermüdung zu zeigen. Ich selbst forderte sie manchmal auf, sich auszuruhen. Dann antwortete sie mir: „Ich sitze so am bequemsten und fühle mich nicht ermüdet."

Der Baron war mit dem ersten Entwurfe, als ich ihm denselben zeigte, in hohem Grade zufrieden. „Da sehe ich Dich wirklich wie Du bist," sagte er auf das Bild deutend und sich an Johanna wendend. „So wie Du da sitzest, habe ich Dich hundert Male sitzen sehen."

Sie lächelte und antwortete: „Es freut mich, daß Du zufrieden bist. Ich bin es auch."

Ich gehöre nicht zu Denen, die es für ihre Pflicht halten, Diejenigen, deren Porträts sie malen, während der Sitzungen angenehm zu unterhalten. Dies würde mir auch nicht möglich sein. Ich besitze zu wenig Technik, und meine Arbeit absorbirt mich zu sehr, als daß ich neben derselben noch ein fließendes Gespräch führen könnte. Aber Johanna schien auch gar nicht zu erwarten, daß ich mich mit ihr unterhalte. Sie saß mir stumm und regungslos, wie eine Statue, gegenüber, und die tiefe Ruhe im Atelier, die durch das Rauschen der Bäume und das Zwitschern der Vögel im Garten nur noch bemerkbarer wurde, hatte etwas unbeschreiblich Wohlthuendes für mich. Ich gewöhnte mich so sehr daran, daß mich selbst das leise Oeffnen der Thür — wenn der Baron von Zeit zu Zeit hereintrat, um mir guten Tag zu wünschen und einen flüchtigen Blick auf die Leinwand zu werfen — wie ein Mißton in einer schönen Harmonie unangenehm berührte. Auch Johanna sah dann auf, und ich bemerkte an einer leichten, kaum sichtbaren Contraction der Augenbrauen, daß sie wie ich durch die kleine Störung verletzt war. — Sobald der Baron gegangen war — und er blieb selten länger als einige Minuten — versank wieder Alles in tiefe Ruhe.

Ich arbeitete seit ungefähr zwei Wochen, als ich eines Tages, von dem Bilde aufsehend, zum ersten Male einem eigenthümlichen, forschenden Blicke Johannas begegnete. Ich hatte plötzlich das Gefühl, daß sie mich bereits seit einigen Minuten beobachtet habe und fühlte mich dadurch sonderbar bewegt. Die Empfindung war keine unangenehme; ich war nur beunruhigt, verwirrt. Das Herz schlug mir schneller, und ich glaube, daß eine Veränderung in meiner Gesichtsfarbe vorging. Ich trat einen halben Schritt seitwärts, so daß mich die Leinwand vor Johanna verbarg und malte weiter. Als ich nach einer kleinen Weile wieder aufsah, saß Johanna in ihrer alten Stellung, die Augen fest auf die Hände gerichtet,

Digitized by Google

und das stille, bleiche Antlitz unbewegt und ruhig, wie ich es seit vielen Tagen vor mir sah.

Am Abend, als ich allein war, verfolgte mich der seltsame Blick der jungen Frau. Was suchte sie in meinem Gesichte? — Der Gedanke verließ mich nicht und blieb bei mir, selbst im Traume. Da sah ich Johanna. Sie näherte sich mir langsam und hielt mir die wundervollen Hände wie zum Kuß entgegen: „Siehe diese Hände," sagte sie, „sie hatten großes Glück zu verschenken. Jetzt sind sie gefesselt. Befreie mich!"

Ich wachte plötzlich auf. Es war noch dunkel. Ich sprang aus dem Bette und trat an das Fenster. Eine herrliche, ruhige Sommernacht lag über der Erde. Aus weiter Ferne ertönte Hundegebell. „Da zieht wol ein einsamer Wanderer seiner Straße," dachte ich. Es war mir, als sähe ich eine schwankende Bettlergestalt, müde am Stabe gebengt, den dunkeln Weg entlang schleichen. — Mein Herz füllte sich mit bitterer Traurigkeit. War ich nicht auch ein einsamer Wanderer? — Oede rings um mich her! Was hatte ich noch zu hoffen, was durfte ich noch erwarten? Warum ging ich weiter, da das Ziel unerreichbar und da ich doch schon so müde war? Was war mein Leben? — Ein zweckloses für mich und für Andere. — Wäre es nicht besser, ich legte es nieder und gönnte mir Ruhe? — Ruhe? — Aber hatte ich nicht Ruhe? Was bewegte mich?... Johanna? — Ich zuckte die Achseln. Was ging sie mich an und ich sie? In wenigen Monaten mußte sie wieder aus meinem Gesichtskreise verschwunden sein, und dann war ich für sie, als ob ich nie gelebt hätte, und sie für mich, als wäre sie todt. — Johanna todt!... Die Welt war leer und dunkel ohne sie.

Als ich am nächsten Morgen, etwas später als gewöhnlich, in das Atelier trat, wartete Johanna bereits auf mich. Sie reichte mir die Hand und blickte mich, ohne den etwas gesenkten Kopf zu erheben, von der Seite an.

„Was fehlt Ihnen?" fragte sie leise.

Hätte ich gesagt, was mein Herz füllte, so hätte ich geantwortet: „Alles fehlt mir. Du fehlst mir. Ich besitze Nichts." — Ich war mir nie so bettelarm vorgekommen. Und sie konnte fragen, was mir fehle! — Ich trat an die Staffelei, als ob ich ihre Frage nicht gehört hätte und bereitete mich zur Arbeit vor. Ich fühlte, daß ihre Augen jeder meiner Bewegungen folgten, aber ihr Kopf blieb gesenkt; auch wiederholte sie ihre Frage nicht.

Ich arbeitete ununterbrochen eine halbe Stunde lang; dann überkam mich eine große Ermattung.

„Gestatten Sie, gnädige Frau," sagte ich, „daß ich die Sitzung unterbreche. Ich fühle mich etwas angegriffen. Es ist sehr heiß. Ich werde einen Augenblick in den Garten gehen."

Sie nickte stumm. Ich näherte mich der Thür; als ich hinaustreten

Digitized by Google

wollte, hörte ich sie, mich beim Namen rufen. Ich drehte mich nach ihr um.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte sie wieder.

Mein ganzes Verhalten kam mir auf einmal unbeschreiblich albern vor. — War ich von Sinnen gewesen? Welch' lächerliche Komödie spielte ich da? Was ging mich die Baronin O. an? Ich malte ihr Bild, und sie bezahlte mich dafür; wir waren quitt, und damit basta. — Ich ermannte mich schnell und antwortete in gleichgültigem Tone, ich müsse mich wol erkältet haben; ich habe schlecht geschlafen, und das sei Alles.

Sie sagte darauf: „Wäre es nicht besser, Sie arbeiteten heute nicht mehr und ruhten sich aus? Das Bild hat ja nicht so große Eile. Es wird schon früh genug fertig werden.“

Ich nahm den Vorschlag gern an. Ich mußte einige Stunden allein sein, um mich zu sammeln; und wenn ich wieder ganz vernünftig geworden war, was, so meinte ich, nicht lange dauern konnte, dann wollte ich die auf unvorhergesehene Weise unterbrochene Arbeit fortsetzen.

Sie erhob sich, als ich mich anschickte, das Atelier zu verlassen und begleitete mich bis an die Gartenthür. Sie trug einen breiträndigen Strohhut in der Hand, den sie im Gehen langsam hin und her schwenkte; und dabei sang sie mit ganz leiser Stimme vor sich hin. Ich betrachtete sie von der Seite, und es kam mir vor, als ob ein Ausdruck, den ich bei ihr nie bemerkt hatte, ein Ausdruck von Befriedigung sich über ihr Gesicht gelagert habe. Sie reichte mir die Hand zum Abschied und sagte: „Pflegen Sie sich. Auf Wiedersehen!“ und dann blieb sie, sich an der Gartenthür anlehnend, stehen, während ich meines Weges ging. — Ich hätte mich gern umgedreht, um zu sehen, wie lange sie an diesem Platze verharrte, aber ich schalt mich wegen dieses kindischen Wunsches aus, und unterlag ihm nicht.

Ich ging aus der Stadt in einen alten Wald, wo ich oftmals Ruhe gefunden, wenn mir Nachgrübeln über mein zweckloses Leben das Herz schwer gemacht hatte; und dort versuchte ich, mir meine Lage vollständig klar zu machen.

Ich argumentirte mit mir selbst, so objectiv wie möglich. Ich sagte mir, daß Johanna einem Anderen angehöre und daß es mir ebenso wenig gebühre, mich um ihren Besitz zu bewerben, wie um das Vermögen eines reichen Nachbarn. In China wird Ehebruch wie Diebstahl bestraft. Das ist in Ordnung. — Ich sagte mir ferner, daß jedes Bewerben um Johanna nicht nur unehrlich, sondern, weil es selbstverständlich unnütz sein mußte, auch albern sein würde. — Um nichts unerwogen zu lassen, wollte ich annehmen, daß Johanna mich liebe. In diesem undenkbaren Falle durfte ich meine Pflicht nicht vergessen, die mir gebot, das mir im Hause des Baron O. geschenkte Vertrauen nicht zu mißbrauchen. Endlich malte ich mir aus — und diese Situation beschäftigte meine Gedanken am

Digitized by Google

meisten — wie die Möglichkeit vorhanden sei, daß die junge, schöne Frau, die in den großen Städten, die sie bewohnt hatte, Verführungen aller Art ausgesetzt gewesen sein mußte, das sogenannte „Spiel mit Herzen" als einen angenehmen Zeitvertreib zu betrachten gewohnt sein möchte, und vielleicht gar nichts im Auge hätte, als sich auf meine Unkosten zu „amüsiren", um auf diese Weise die langen und langweiligen Sitzungen so viel wie möglich zu verkürzen. Es war mir, als höre ich sie irgend einer vornehmen Freundin lachend erzählen: „Denken Sie sich, der arme Mensch verliebte sich in mich und nahm ganz tragische Mienen an. Er war in schönstem Ernste; und wäre das Bild nicht fertig geworden, so daß ich im Stande war, seinen häufigen Besuchen ein Ende zu machen, Gott weiß, zu welchen Auftritten es gekommen wäre. Gaston und ich haben herzlich über die komische Geschichte gelacht." — Bei diesem Gedanken stieg mir das Blut vor Entrüstung in die Wangen. „Nein," sagte ich, „diesen Triumph will ich ihr nicht bereiten. Ich bin ihr wenig — das ist ganz in Ordnung, und ich müßte den Verstand verloren haben, wollte ich darüber klagen — aber sie ist mir nichts als eine neue Bekanntschaft, für die ich eine Bestellung auszuführen habe und so gut wie möglich ausführen werde."

Mit diesen und ähnlichen Gedanken und Vorsätzen gewappnet machte ich mich am nächsten Tage wieder an die Arbeit. Der Blick, mit dem Johanna mich ansah, schien in meiner Seele lesen zu wollen; aber ich vermochte es, den Anschein vollständiger Unbefangenheit zu bewahren; und nachdem ich eine in gleichgültigem Tone an mich gerichtete Frage über mein Befinden in derselben Weise beantwortet hatte, nahm ich Pinsel und Palette und begann zu malen. — Es war gut, daß ich seit Beginn die Gewohnheit angenommen hatte, nicht zu sprechen. Mein Schweigen konnte mich nicht compromittiren. Ich verharrte dabei.

Die folgenden Tage gingen ruhig dahin. Dann hatte ich verschiedene Details auszuführen, zu denen ich des Modells nicht bedurfte. Ich sagte dies der Baronin und theilte ihr gleichzeitig mit, daß ich sie noch um drei oder vier Sitzungen bitten werde, und daß ich sodann, um nicht unnütz zu stören, das Bild bei mir zu Hause, wo ich genau dasselbe Licht wie in der Villa habe, fertig machen könne.

Sie antwortete: „Sie stören mich nicht; aber Sie müssen thun, was Ihnen am bequemsten ist."

Während der nächsten Tage sah ich sie nur wenig. Sie trat einige Male geräuschlos in das Atelier, nickte mir guten Tag zu, beobachtete mich eine Weile lang bei der Arbeit und verschwand dann wieder.

Das Bild war gut. Es ist das beste, was ich gemalt habe. Es war mir gelungen, dem schönen Kopf den Ausdruck tiefer Ruhe zu geben, der denselben charakterisirte und der, weil er zu dem jungen Antlitz eigentlich gar nicht paßte, beunruhigend und betrübend wirkte. Hätte ich dem

Digitized by Google

Bilde einen abstracten Namen geben wollen, so hätte ich es „Resignation" genannt.

Endlich war das Porträt so weit fertig, daß ich es nach meinem Atelier transportiren lassen konnte. Ich besorgte dies in geschäftsmäßiger Weise und hütete mich vor jedem sentimentalen Blick oder Wort. Ich überwachte die beiden Leute, die das Bild forttragen sollten, und schickte mich an, dieselben zu begleiten. Johanna stand, anscheinend theilnahmlos, dabei. Als ich mich vor ihr verbeugte, sagte sie: „Ich danke Ihnen, Herr Hansen. Auf Wiedersehen!" Sie blickte mich nicht an, und sie erschien mir trauriger und schöner als je.

Als ich in meinem Atelier allein war, übermannte mich der Jammer. Die Einsamkeit meines Lebens erdrückte mich. Es war mir, als wandere ich durch eine ausgestorbene Stadt. Alles öde und leer, wo früher schönes, volles Leben. „Hin ist hin; todt ist todt," sagte ich. Ich wußte, daß die Tage, die ich verlebt, die Nichts zurückbringen konnte, die schönsten meines Lebens gewesen seien. Ich mußte mich zusammen nehmen, um nicht zu weinen.

Ich beschloß, das Bild so schnell wie möglich zu vollenden, abzuliefern und dann auf Reisen zu gehen. „In ein paar Monaten," so sagte ich mir, um mich zu beruhigen und zu trösten, „werde ich die ganze kindische Geschichte wieder vergessen haben."

Ich ließ mehrere Tage dahingehen, ohne Johanna zu besuchen; und dies kostete mir eigentlich keinen großen Kampf. Am liebsten wäre ich gar nicht wieder zu ihr gegangen. Aber dann sagte ich mir, es müsse auffallen, wenn ich das Haus, das ich wochenlang täglich betreten hatte, plötzlich ganz meide, und so entschloß ich mich, einen Besuch in der Villa O. zu machen.

Ein eigenthümliches Gefühl ergriff mich, als ich die Gartenthür, die Pforte meines verbotenen Paradieses, öffnete. — Es war gegen neun Uhr Abends, im Monat August, und es war noch nicht ganz dunkel. Stilles, sanftes Zwielicht schimmerte durch die vergoldeten Blätter der schwarzen alten Bäume. — Ich sah zu meiner Rechten ein helles Gewand, und wußte auf der Stelle, daß Johanna dort sei; aber ich that, als ob ich nichts bemerkt hätte und ging gerade auf das Haus zu. Da hörte ich, mich rufen: „Kommen Sie hierher. Es ist Niemand im Hause!"

Johanna saß auf einer Bank unter einem Baume. Sie war allein. Ich erkundigte mich, ohne eigentlich zu wissen, was ich sprach, nach ihrem Befinden und nach dem des Barons. — Sie war ganz wohl; sie dankte mir; der Baron war nach der Stadt gegangen, um einige kleine Einkäufe zu machen; er mußte bald zurückkehren.

Ich erinnere mich, daß ich mehrere Male in ganz läppischer Weise „Das freut mich" antwortete. Dann, um meine Verwirrung zu bemänteln, fing ich an mit großer Redseligkeit von dem Bilde zu sprechen: Ich

Digitized by Google

hätte fleißig daran gearbeitet, sagte ich; es würde bald fertig sein; ich hätte eine Kleinigkeit am Hintergrunde geändert, und so fort.

Sie hörte mir stumm, gleichsam verwundert zu und dann sagte sie leise: „Sie glauben sehr weise zu sein."

Es war mir, als hätte ich einen heftigen Schlag bekommen. Ich war wie betäubt und blieb sprachlos. Sie erhob sich: „Kommen Sie; wir wollen etwas gehen; es wird kühl; geben Sie mir Ihren Arm."

Wir gingen eine Weile stumm neben einander her. Ich konnte keinen Gedanken ausdenken. Ich war vollständig verwirrt. Die Brust war mir wie zugeschnürt. Plötzlich überrieselte mich ein leichtes, schnell vorübergehendes Frösteln.

„Es geht Jemand über mein Grab," sagte ich gedankenlos.

„Was sagten Sie da?" fragte sie.

Ich fühlte mich erleichtert, das drückende Schweigen unterbrechen zu können. Der Ton meiner Stimme schon, obgleich dieselbe heiser, mir selbst fremd klang, beruhigte mich. Ich erzählte, es sei ein Ammenglaube, daß, wenn man dieses Frösteln empfinde, Jemand über den Ort gehe, in dem man einstmals begraben werden solle.

„Was Sie Deutsche immer für heitere Dinge erfinden!" sagte sie scherzend. „Meine prosaische Ansicht ist, daß Sie sich erkälten. Hier, nehmen Sie dies Tuch."

Sie reichte mir ein feingewobenes, schottisches Tuch, das sie über den Arm trug.

Ich dankte und wies es zurück. „Nehmen Sie es. Ich wünsche es," sagte sie halb bittend, halb herrisch. — Sie hatte es auseinandergenommen, und nun trat sie hinter mich und warf es mir leicht über die Schultern. — Ich drehte mich um. Sie stand einen halben Schritt vor mir. Ich dachte an Nichts; ich überlegte Nichts. Ich beugte mich zu ihr und meine Lippen berührten ihr Haar.

Sie blieb mehrere Secunden vollständig bewegungslos, wie versteinert. Dann wandte sie sich lautlos ab und verschwand hinter den dunkeln Bäumen. — Es war Nacht geworden.

IV.

Als ich zwei Tage nach jenem Abend nach der Villa O. zurückkehrte, wurde ich vom Baron empfangen.

„Die Baronin ist unwohl," sagte er mir. „Ich fürchte, sie kann das Klima hier nicht vertragen. Es ist sehr rauh. Das Thermometer macht zu wilde Sprünge in Ihrem Lande. Von zwölf bis vier Uhr ist die Luft drückend heiß; dann wird es kühl und des Abends nicht selten kalt. Meine Frau ist daran nicht mehr gewöhnt. Sie hat sich erkältet. Ich bin überhaupt seit einiger Zeit mit ihrer Gesundheit nicht recht zufrieden,

Digitized by Google

und sie selbst sieht nun auch endlich ein, daß es am besten ist, wenn wir, je eher je lieber, nach dem Süden ziehen. Es war ursprünglich meine Absicht, bis zum Winter hier zu bleiben; aber Sie kennen ja unser Sprüchwort: l'homme propose et la femme dispose."

Ich war wie zu Boden geschlagen. Der Baron bemerkte nichts von meiner Verwirrung und plauderte unbefangen weiter:

„Nun, und wie geht es mit dem Bilde? Werden Sie damit vor unserer Abreise fertig werden? Es wäre mir angenehm, es mitnehmen zu können; aber Sie dürfen sich nicht übereilen; Sie müssen die schöne Arbeit, auf die Sie stolz sein können und mit der Sie mir große Freude bereiten, in aller Muße vollenden. Wann denken Sie dieselbe abliefern zu können?"

„In acht bis zehn Tagen," antwortete ich kleinlaut.

„So lange sind wir wol jedenfalls noch hier," fuhr der Baron fort. „Johanna wollte zwar heute schon wieder aufstehen und das Zimmer verlassen; aber ich habe es nicht gestattet. Sie ist unvorsichtig wie ein Kind. Glücklicherweise bin ich vorsichtig für Zwei. — Sie wird sehr bedauern, Sie nicht gesehen zu haben."

Ich sagte, daß ich mir erlauben werde, wiederzukommen, um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Der Baron bat mich darauf, am nächstfolgenden Tage bei ihm zu essen, und ich nahm die Einladung an, obgleich mir die Zutraulichkeit des Mannes etwas peinlich war. Ich wies jedoch den Gedanken daran zurück. Ich konnte und wollte nur an Eins denken: an das Wiedersehen mit Johanna.

Als ich zur bestimmten Stunde in den Garten trat, kam mir Johanna, auf den Arm des Barons gestützt, langsam entgegen. Sie sah angegriffen aus; aber sie antwortete auf meine Frage nach ihrem Befinden, daß sie sich wieder ganz wohl fühle. — Ich hatte mich gefragt, was ich thun werde, wenn sie mir die Hand gäbe. Sie reichte mir dieselbe gar nicht. Ich hatte mir eine unnütze Sorge gemacht. Ich fühlte mich so klein, daß ich mich vor mir selbst schämte. Da stand sie vor mir, unerreichbar fern, in ihrer unvergleichlichen Schönheit. — Und wer war ich ... und was hatte ich zu thun gewagt? — Ich wünschte mich fort aus ihrer Gegenwart. Weshalb hatte ich die Schwelle ihres Hauses wieder übertreten? Was hatte ich hier zu suchen?

Während der Mahlzeit saß Johanna still und ernst, dem Baron gegenüber, neben mir. Ich suchte vergeblich ihren Blick. — Der Baron war eifrig bemüht, die Unterhaltung zu beleben; aber es gelang ihm nicht: „Der Abschied liegt schon über uns," sagte er. — Die Mahlzeit ging langsam und traurig vorüber.

Nach dem Essen begaben wir uns in den Garten. Johanna hustete, und der Baron bestand darauf, daß sie sich auf ihr Zimmer zurückzöge. Wir begleiteten sie bis zur Treppe, die in das Haus führte. Dort blieb

Digitized by Google

sie einen Augenblick stehen und schaute nachdenklich in die Höhe. Dann streifte mich ihr Blick, klagend, vorwurfsvoll: „Auf Wiedersehen," sagte sie.

Die nächsten Tage waren schlimme Tage für mich. Ich irrte oft stundenlang in der Nähe der Villa umher, ehe ich mich hineinwagte. Ich sah Johanna noch mehrere Male; aber nicht wieder allein. Die alte Vertraulichkeit, die mich gepeinigt hatte, vor der ich hatte fliehen wollen, war verschwunden. Und nun war es mir, als sei damit all mein Glück dahin. Johanna erschien niedergeschlagen. Der Baron war beunruhigt und suchte die Vorbereitungen zur Abreise so schnell wie möglich zu beenden. Er hatte bereits mit mir abgemacht, daß ich das Bild, sobald es fertig wäre, nach Paris schicken sollte. Es war mir während der letzten Woche unmöglich gewesen, daran zu arbeiten.

Am Tage der Abreise war ich frühzeitig in der Villa. Ein Wagen, mit Koffern beladen, stand vor der Thür und fuhr bald darauf ab. Dann kam eine offene Kalesche vorgefahren, und wenige Minuten später erschienen Johanna und der Baron. Dieser schüttelte mir herzlich die Hand und wiederholte mehrere Male, er hoffe mich spätestens im nächsten Jahre wiederzusehen, er bäte mich, ihn zu besuchen, wenn ich nach Paris kommen sollte, und er rechne auf baldige Uebersendung des Bildes und auf einen Brief von mir. Johanna sagte: „Leben Sie wohl; vergessen Sie uns nicht," und als sie bereits im Wagen saß und ich fast besinnungslos vor Schmerz dastand, fügte sie hinzu: „Sie finden hier unsere Adresse genau verzeichnet; schreiben Sie uns." Sie reichte mir einen zusammengefalteten Bogen Papier.

„Ich habe Herrn Hansen unsere Adresse längst gegeben," bemerkte der Baron etwas mürrisch.

In demselben Augenblicke zogen die Pferde an. Johanna bog sich aus dem Wagen. Ich sah noch eine kurze Secunde die schönen, großen, traurigen Augen. Sie winkte mit der Hand ein letztes Lebewohl — und dann war sie verschwunden.

Ich öffnete das Billet. Oben stand, groß und deutlich geschrieben, die mir bereits bekannte Pariser Adresse; dann folgten wenige Zeilen:

Den 13. September.

„Ich wünsche, daß Sie uns regelmäßig, wenigstens zweimal jährlich, schreiben; und ich wünsche, daß Sie das rothe Tuch zum Andenken an mich behalten. — Johanna."

V.

Ich habe in meinem Leben nicht viel Leute kennen gelernt und darf mich nicht rühmen, große Menschenkenntniß zu besitzen. Nach Allem, was ich gesehen, gehört und gelesen habe, glaube ich jedoch annehmen zu dürfen, daß nur wenige Männer in meinem Alter durch eine flüchtige Begegnung

Digitized by Google

mit einer Frau so tief berührt worden wären, wie dies bei mir der Fall war. Hätte ich in einer großen Stadt gelebt, neue Menschen gesehen, Zerstreuungen gesucht oder gefunden, so würde das Andenken an Johanna vielleicht bald erbleicht sein; frische Eindrücke würden die alten verwischt haben. Aber ich führte ein stilles, einsames Leben. Ich saß von früh bis spät in meinem Atelier, wie ein Mönch in seiner Zelle, und der Gedanke an das nie besessene, nicht einmal geträumte und doch verlorene Glück war der einzige, der mich beschäftigen konnte. Alles andere erschien mir werthlos, eitel. Ich war wie umgewandelt.

Meine Theorie über das Verhältniß des Mannes zum Weibe, über die Liebe, wenn Du willst, unterlag um diese Zeit einer vollständigen Umwälzung. Ich behaupte keineswegs, daß ich richtiger zu denken begann; ich will im Gegentheil zugeben, daß ich, unter dem Einfluß neuer, lebhafter Empfindungen, die es mir unmöglich machten, kaltblütig nachzudenken, unlogisch argumentirte; ich constatire nur, daß ich in bestem Glauben war, wenn ich mein ganzes zukünftiges Glück an Johanna gekettet wähnte. — Ich machte mir klar, daß ich nicht die Hoffnung hegen dürfte, ihr meine Liebe gestehen zu können, oder von ihren Lippen das Geständniß ihrer Gegenliebe zu empfangen, und ich fühlte mich in tiefster Seele unglücklich. Mein Trost war das mir von ihr geschenkte rothe Tuch. Sie hatte es mir in einer Stunde gegeben, wo ich ihr, Alles um mich her vergessend, durch eine fast bewußtlose Handlung, meine Liebe gestanden hatte. Indem sie mir schrieb: „Behalten Sie das Tuch zum Andenken an mich," sagte sie mir: „Ich wünsche, daß Sie jene Stunde nicht vergessen." Und ich sah darin das Geständniß ihrer Gegenliebe. — O, Du mein genügsames Herz! Es zehrte mit Wollust an diesem Gedanken und konnte sich daran sättigen.

Ich verlor jedes Interesse an der Außenwelt. Meine Bekannten sagten, ich sei ein Menschenfeind geworden. Sie zogen sich von mir zurück; ich vermißte ihre Gesellschaft nicht. Frau v. M. rieth mir an, ich solle reisen, mich amüsiren, mich verheirathen. Ich ließ sie sprechen. Du, der Einzige, an den ich außer an Johanna noch dachte, Du erkundigtest Dich manchmal nach der Ursache meines Mißvergnügens, wie Du meinen Gemüthszustand nanntest, und zucktest die Achseln über meine Starrköpfigkeit, weil ich Dir nicht Rede und Antwort stehen wollte.

Die Zeit ging hin: langsam die einförmigen Stunden und Tage, pfeilschnell die leeren Wochen, Monate, Jahre. — Man lebt nirgends so schnell wie im Gefängniß.

Ich schrieb jährlich zweimal an Johanna und empfing regelmäßige und ausführliche Antworten von ihr. Es waren Muster vollständig unverfänglicher, freundlicher Briefe. Aber es waren nicht geistreiche Briefe — und das tröstete mich —, es waren Briefe, wie alte Freunde, die sich durch und durch kennen und nicht vor einander zu glänzen beabsichtigen,

Digitized by Google

wie Verwandte sie sich schreiben. Sie enthielten präcise Nachrichten über persönliche Begebenheiten, über Befinden und Zukunftsprojecte. Sie richteten bestimmte Fragen an mich: „Wie steht es mit Ihrer Gesundheit? Wo gedenken Sie den Sommer oder den Winter zu verleben? Welche Bilder haben Sie gemalt? Mit welcher Arbeit sind Sie augenblicklich beschäftigt?" — Ich beantwortete alle diese Fragen gewissenhaft. Ich bemerkte, daß in keinem Briefe von einer Möglichkeit oder einem Wunsche des Wiedersehens die Rede war, und ich wagte nicht zu sagen, daß ich einen Winter in Paris zu verleben wünsche.

Eines Tages — vor achtzehn Monaten — empfing ich ein schwarzgerändertes Couvert mit dem Poststempel aus Nizza. Dasselbe enthielt die gedruckte Anzeige von dem Tode des Baron O. — Nicht eine Silbe von Johanna. Die Adresse sogar war von einer andern, mir unbekannten Hand geschrieben.

Der erste Eindruck, den diese gänzlich unerwartete Nachricht auf mich machte, war Bestürzung. Nicht der schwächste Schimmer von Freude oder Hoffnung fiel in mein Herz. Unruhe allein füllte es. Wie konnte, wie würde sich das Verhältniß zwischen Johanna und mir nun gestalten? Der Gedanke, daß sie frei sei, stellte sich mir zunächst gar nicht dar.

Mehrere Tage gingen vorüber, ohne daß ich daran dachte, daß es, vom gesellschaftlichen Standpunkte aus, meine Pflicht sei, ihr zu schreiben. Als mir dieser Gedanke zufällig, beiläufig kam, bemächtigte sich derselbe jedoch meiner vollständig. — Ich mußte an Johanna schreiben — das war mir klar. Ich konnte unmöglich erwarten, daß sie mir, dessen Liebe sie ahnen mußte, nach dem Tode ihres Mannes zuerst schreiben werde. — Aber was sollte ich schreiben? Ich sann und sann, ohne diese Frage beantworten zu können. Tage gingen vorüber. Unruhe und Aufregung verzehrten mich. Da eines Abends, wie im Fieber, ohne überlegt zu haben, was ich sagen werde, schrieb ich Folgendes:

„Ich habe die Anzeige von dem Tode des Baron O. empfangen. Ich nehme an Allem, was Sie berührt, Antheil und bin durch die Nachricht vollständig bestürzt. Ich werde Ihnen später wieder schreiben, um zu fragen, ob Sie mir Befehle zu geben haben."

Nachdem ich diesen Brief abgesandt hatte, wurde ich etwas ruhiger; auch konnte ich, ohne ungeduldig zu werden, mehrere Wochen warten, ehe ich wieder an Johanna schrieb. Während dieser Zeit gelang es mir auch, mir ein Bild von der Lage, wie sie sich nun gestaltet hatte, zu entwerfen. Meine Unruhe wurde jedoch dadurch nicht beseitigt. — Johanna war frei. So lange sie es nicht gewesen war, hatte ich gewagt, an ihre Liebe zu glauben. Jetzt schien mir dieser Glaube durch nichts begründet. — Eines gab mir Muth und Geduld: der Zweifel mußte in einer gegebenen, verhältnißmäßig kurzen Frist einer Gewißheit weichen. Mein erstes Zu-

Digitized by Google

sammentreffen mit Johanna — und ich war fest entschlossen, sie aufzusuchen und wiederzusehen. — sollte über mein Schicksal entscheiden.

Nach zwei Monaten, am 13. September, dem Jahrestag ihrer Abreise von N., schrieb ich ihr wieder: wenige Zeilen nur, in denen ich fragte, ob sie mir nun Befehle zu geben habe. Ich empfing folgende Antwort von ihr:

„Ich danke Ihnen für Ihre Briefe. Ich war Ihrer Theilnahme sicher. Schreiben Sie mir wieder zur gewöhnlichen Zeit und sagen Sie mir, wie es Ihnen geht, was Sie treiben und was Sie zu thun beabsichtigen. — Von mir kann ich Ihnen heute nicht viel sagen. Ich werde den Winter in Südfrankreich, bei Verwandten meines verstorbenen Mannes zubringen, und beabsichtige erst zum Frühjahr nach Paris zurückzukehren. — Ihre aufrichtig ergebene Johanna von O."

Endlos, unzählig waren die Commentare, die ich zu diesem Briefe machte; aber ich beschloß sofort, mich den darin gegebenen Weisungen unbedingt zu fügen. — Johanna wollte augenblicklich nicht sprechen. Ich durfte nicht versuchen, sie dazu zu zwingen. Sie wollte nicht von mir gestört sein; sie verlangte, daß ich das Verhältniß, wie es seit fünf Jahren zwischen uns bestand, als unverändert betrachtete. Der Tod des Baron O. sollte darin, dem Anscheine nach, keine Aenderung gemacht haben. Ich durfte fortfahren ihr zu schreiben, wie ich dies zu Lebzeiten des Barons gethan hatte. Nicht mehr und nicht weniger. Ich unterwarf mich diesen Bestimmungen; aber ich fühlte, daß ich etwas Außergewöhnliches unternehmen müsse, um nicht während der langen vier Monate, vor deren Ablauf ich Johanna nicht schreiben durfte, von Unruhe und Ungeduld verzehrt zu werden. — Ich beschloß zu reisen. Ich hatte noch nichts von der Welt gesehen. Das Schauspiel derselben sollte mich zerstreuen. — Ich ging nach Rom, nach Paris. Ich erblickte zum ersten Male die größten Kunstschätze der Erde. Ich sah sie mit schlechten Augen; aber das Sehen derselben zerstreute mich, tödtete die Zeit. Und dann, im Monat December, schrieb ich an Johanna, aus London, berichtete von meinen Streifzügen durch Italien und Frankreich und sagte, meine Absicht sei, nun nach Schottland zu reisen, dort bis zum Monat März zu bleiben und dann nach Paris zu gehen, um sie zu sehen, wenn sie mir dies gestatten wolle.

Um dieselbe Zeit schrieb ich Dir. Ich gab mir Mühe, in meinem Briefe an Dich nichts von dem, was mich bewegte, durchblicken zu lassen. Ich weiß nicht, ob mir dies gelungen ist.

Ich empfing Johannas Antwort in Edinburgh. Dieselbe war schlicht und einfach, dem Inhalte wie dem Stile nach. Es war nicht ein Brief, der den Leser auffordert oder ihm erlaubt, zwischen den Zeilen zu lesen. Ich legte ihn seufzend nieder. Aber ich durfte neuen Muth fassen. Der Zeitpunkt, der meinen Zweifeln ein Ende machen mußte, war nun nahe

Digitized by Google

gerückt. Ich hatte mich nur noch wenige Monate zu gedulden. Johanna theilte mir mit, sie kehre gegen Ende März nach Paris zurück und werde sich freuen, mich dort zu sehen.

Ich hielt mich während des strengen Winters an der Westküste Englands und in Schottland auf. Ich entwarf damals das Bild, welches ich Dir geschickt habe und malte es, bis auf das Boot und das Tuch, fertig. Ich arbeitete mit Lust daran, denn ich sah, daß ich nie etwas Besseres geschaffen hatte. — So, wie ich es gemalt habe, erscheint das Meer, wenn es wüthend ist, wenn es, einem in Netzen gefangenen Ungethüm gleich, schäumend und heulend gegen den Sturm andrängt, der es, wie mit ungeheuren Händen, niederpreßt. — Die Sandinsel, im Hintergrunde des Bildes, liegt einige Meilen vom Festlande. Die Schiffer verlieren sie nicht aus den Augen, wenn sie sich der gefährlichen Küste nahen und richten ihren Curs nach den hohen schwarzen Seezeichen, die ihnen in ihrer stummen Sprache den Weg durch ein Labyrinth Verderben drohender Klippen und Bänke weisen. —

Auf der öden Insel befindet sich ein kleiner Todtenacker. Er liegt in einer Versenkung, die von kahlen Sandhügeln umgeben ist. Ein niedriges, hölzernes, im Flugsande halb vergrabenes Gitter umfaßt ihn. Darauf erheben sich fünf hölzerne Kreuze, die ursprünglich schwarz waren, die aber von der Sonne, vom Sturme und Wetter schnell gebleicht worden sind, und nun fahl, verwittert dastehen. Undeutlich erkennt man darauf die Reste weißer Buchstaben und Zahlen. Es ist ein trauriger, stiller Ort, dieser Friedhof. Diejenigen, die dort ruhen, sind auf dem Meere verunglückt, und die Wellen haben ihre Leichen auf die Insel getragen. Dort haben Fischerleute, vom nahen Festlande kommend, sie gefunden und sie „Erde zu Erde" gelegt. Die verwischten Zahlen auf den Kreuzen nannten den Tag, an dem dies geschehen.

Ich fuhr manchmal, bei stillem Wetter, nach dieser Insel hinüber und besuchte die verlassenen, namenlosen Gräber. — Die Verunglückten, im nassen Sande Verscharrten, deren Gruft vom Regen gepeitscht wird und über die der Sturm mit furchtbarem Heulen und Wimmern und Schluchzen dahinzieht, ruhen, in ihrer bald vergessenen Stätte, so sanft und friedlich wie die in, Jahrtausenden trotzenden, Mausoleen bestatteten Könige. Sie, die Verschollenen, schlafen desselben Schlafes wie die Mächtigsten und Glücklichsten der Erde. — Bald ist Alles gleich. All unser Hoffen und Bangen, all unsere Unruhe wird endlich ein Ende haben.

VI.

Als der Tag herannahte, an dem ich Johanna wiedersehen sollte, wurde meine Unruhe wahrhaft peinigend. Der so sehnlichst herbeigewünschte und gefürchtete Augenblick ging ruhig vorüber. — Ich hatte Johanna

Digitized by Google

sofort nach meiner Ankunft in Paris geschrieben und hatte sie gebeten, mir zu sagen, wann ich sie besuchen dürfe. Sie hatte mir geantwortet, sie erwarte mich am nächsten Tage, um fünf Uhr.

Sie saß am Kamine, als ich in den großen, bereits halbdunkeln Salon trat. Sie erhob sich, als der Diener mich anmeldete und ging mir schnell, die Hand ausgestreckt, entgegen. Dann wies sie mir, ihr gegenüber, einen Platz am Kamine an, und sobald ich mich gesetzt hatte, begann sie mich, wie eine Mutter einen Sohn möchte ich sagen, auszufragen. Sie erschien gänzlich unbefangen; und auch ich athmete freier.

Ich hatte viel zu berichten und obgleich ich alle ihre Fragen ziemlich kurz beantwortete, so ging doch eine halbe Stunde schnell dahin. Ich wagte es, sie nur verstohlen anzublicken, während ihre Augen ruhig und freundlich auf mir ruhten. Sie hatte sich in den fünf Jahren wenig verändert. Sie war unvergleichlich schön, wie an dem Tage, an dem ich sie zum ersten Male gesehen. Das schwarze, einfache Kleid, das sie trug, ließ sie noch bleicher und ernster erscheinen als früher. — Es wurde schnell dunkel, und plötzlich stockte das Gespräch. Ich hatte von meinem Aufenthalte in Schottland, von dem letzten Bilde, das ich dort gemalt und von der öden Insel, die ich besucht hatte, gesprochen. Ich wußte nicht, was ich noch sagen sollte; und Johanna richtete keine neue Frage an mich. Ich erhob den Blick, und da sah ich vor mir, von dem flackernden Kaminfeuer halb beleuchtet, das Bild, das ich von Johanna gemalt hatte.

„Erinnern Sie sich der Zeit?" fragte ich, auf das Bild deutend.

Sie nickte stumm.

„Ich habe das rothe Tuch, das Sie mir geschenkt haben, treu bewahrt. Es ist das Theuerste, was ich auf der Welt besitze."

Sie antwortete nicht.

„Darf ich es behalten?"

„Ja," antwortete sie.

„Johanna, haben Sie bereut, mir das Tuch gegeben zu haben?"

„Es war Unrecht von mir."

„Bereuen Sie es noch heute?"

Sie blickte zur Erde und antwortete ganz, ganz leise: „Nein."

Und gleich darauf lag ihr Haupt an meiner Brust, und ich wußte, ohne es zu sehen, daß sie weinte....

Es ist mir nicht schwer geworden, bis hierher zu schreiben. Nun, da ich von meinem kurzen Glück sprechen soll, versagt mir der Muth....

Sie sagte mir, wie sie sich am ersten Tage bereits, wo sie mich bei Frau von M. gesehen, zu mir hingezogen gefühlt; daß ihr meine Ruhe, mein ganzes Wesen gefallen habe; daß sie während der langen, stillen Sitzungen, wenn sie ihre Hände betrachtete, immer und immer an

Digitized by Google

mich gedacht habe; daß sie sich gefragt, was wol in meinem Geiste vorgehe; daß sie mich angesehen, um dies auf meinem Gesichte zu lesen; daß sie sich erinnere, wie unsere Blicke sich einmal begegnet; daß sie meine Verwirrung bemerkt habe und ebenso bestürzt und beklommen gewesen sei wie ich; aber daß sie sich doch auch wieder — sie habe sich nicht zu fragen gewagt: warum? — über meine Unruhe gefreut habe. Sie sagte mir, daß sie von jenem Tage an in meinem Herzen wie in einem offnen Buche gelesen; daß sie mein Kämpfen erkannt und mich deswegen nur noch lieber gewonnen habe; daß es schlecht von ihr gewesen sei, mir dies zu zeigen, indem sie mir gesagt habe, ich glaube sehr weise zu sein; daß sie vergeblich versucht, mir für das, was ich gleich darauf gethan, zu zürnen; daß sie mir das Tuch geschenkt, weil ich ihr so unglücklich erschienen sei und weil sie selbst gewünscht, ich möge sie nicht vergessen; daß sie aber den festen Entschluß gefaßt habe, der Versuchung, ferner Unrecht zu thun, aus dem Wege zu gehen und mich nie wiederzusehen. — Der Name des Baron O. wurde nicht zwischen uns ausgesprochen.

Ich gewöhnte mich schnell an mein neues Glück, und wenige Tage bereits, nachdem ich Johanna in meinem Herzen meine Braut nennen durfte, war ich ruhig genug, um die Zukunft in das Auge zu fassen und Pläne dafür zu machen. Ich sprach mit Johanna davon: Wir wollten nach Deutschland ziehen, nach der freundlichen Residenzstadt, wo sie ihre Jugend verlebt, wo ich sie zum ersten Male gesehen und mir eine Heimat gegründet hatte. Dort wollten wir ruhig, ohne uns um die Welt zu kümmern, leben. Sie liebte das laute, bunte Treiben ebenso wenig wie ich und war mit Allem, was ich vorschlug, einverstanden. Ich fragte ängstlich, ob sie in der Zurückgezogenheit nicht vielleicht doch einmal das stets wechselnde Leben vermissen werde, das sie bisher geführt habe. Sie schüttelte lächelnd das Haupt und antwortete: „Ich habe viel stiller und zurückgezogener gelebt, als Du zu meinen scheinst. Ich hatte Niemand, den ich lieb haben konnte, in meiner Nähe. Nun habe ich Dich.“ Sie sagte niemals, daß sie mich „liebe“; sie sagte dafür nur, daß sie mich „lieb habe“ — und auch ich, obgleich Johanna meine ganze Seele füllte, obgleich ich sie von ganzem Herzen liebte, ich habe mich ihr gegenüber niemals, wenn ich ihr von meiner Liebe sprach, eines andern Ausdruckes bedienen können.

Es war beschlossen, daß die Hochzeit in den ersten Tagen des Monat August stattfinden sollte. Johanna hatte dieses Datum genannt, und ich hatte mich damit sofort einverstanden erklärt. Ich wußte, ohne daß es darüber eines Wortes der Erklärung zwischen uns bedurft hätte, daß sie, sich selbst mehr als der Welt gegenüber, den Schein vermeiden wollte, sie habe, indem sie mich heirathete, einen übereilten Schritt gethan.

Ich blieb noch vier Wochen in Paris; dann kehrte ich nach Deutsch-

Digitized by Google

land zurück, um das Haus, in das ich Johanna heimführen wollte, für sie einzurichten. — Ja, das war eine schöne Zeit!

Frau von M. war auf das Freudigste überrascht, als ich ihr die Anzeige meiner Verlobung mit Johanna machte. Sie küßte mich mit mütterlicher Zärtlichkeit und sagte: „Wie freut es mich nun, daß Sie meinem Rathe, sich früher zu verheirathen, nicht gefolgt sind!" Sie schlug vor, daß meine Braut während der letzten Wochen ihrer Verlobung bei ihr wohnen sollte; und Johanna, nachdem ihr dieser Vorschlag mitgetheilt worden war, nahm denselben gern an.

Die Hochzeit fand am 3. August statt.

VII.

Johanna hatte gewünscht, dieselbe Reise zu machen, von der ich vor meiner Verlobung zurückgekehrt war. Sie kannte Italien und Frankreich besser als ich; aber sie wollte diese Länder mit mir sehen. Wir wollten in denselben Gasthäusern absteigen, in denen ich gewohnt; dieselben Museen besuchen, die ich gesehen; und ich sollte ihr dann sagen, was ich gedacht habe, als ich allein war. Ich sollte ihr täglich, hundert Male wiederholen, daß ich überall nur an sie gedacht habe. Ich wurde nicht müde, es ihr zu sagen und sie dann zu fragen, ob sie mich auch lieb habe. „Das weißt Du ja," antwortete sie.

Die Jahreszeit machte es erwünscht, daß wir zunächst nach dem Norden gingen. Wir beschlossen, zuerst England und Schottland zu besuchen, dann Frankreich, zuletzt Italien. Gegen Ende des Jahres wollten wir nach Deutschland zurückkehren.

Wir langten am 30. August in dem kleinen Orte an der schottischen Küste an, wo ich mein letztes Bild gemalt hatte. Ich zeigte ihr die Sandinsel mit den schwarzen, unheimlichen Seezeichen und sprach ihr von dem öden Friedhof und den verlassenen Gräbern. Während des Erzählens überrieselte es mich kalt. ... Ich fühlte mich plötzlich von furchtbarer Angst gepackt. Ich sah finstere Nacht und darin ein gegen wüthenden Sturm ohnmächtig kämpfendes Schiff. Die unbarmherzigen Wellen fegten über das Deck, zerbrachen, zerdrückten, zerschlugen Boote und Masten und Planken und schleuderten Alles, was an Bord lebte, in grausigen Tod. — Es war mir, als sähe ich sie versinken, die heutigen Insassen des Friedhofs auf der Sandinsel.

„Es geht Jemand über Dein Grab," sagte Johanna. Sie sprach ruhig; sie wollte mir nur zeigen, daß sie ein Wort, das ich ihr einmal vor Jahren gesagt, nicht vergessen habe. Aber als ich nicht antworten konnte und sie mich anblickte, erbleichte sie.

„Was fehlt Dir?" rief sie.

„O, Johanna," antwortete ich, „wenn ich Dich verlieren sollte."

Digitized by Google

Sie schmiegte sich an mich und forschte zärtlich, was mich erschreckt habe. Ich sagte es ihr. Meine Stimme klang rauh und heiser; der Mund war mir wie verdorrt. Sie sah mich mit weitgeöffneten Augen, ängstlich an. Aber dann lächelte sie und sagte: „Wir wollen morgen nach der Insel fahren und den traurigen Ort zusammen besuchen und wir wollen Trost, nicht Schrecken, als Erinnerung zurückbringen. — Siehe das stille, schöne Meer, wie die Sonne goldig roth darin versinkt und wie Himmel und Wasser in unbeschreiblicher Farbenpracht prangen. — Mahnt das an Sturm und finstere Nacht? Siehe, wie glücklich wir sind. — Weshalb denkst Du an den Tod?"

Wir fuhren am nächsten Morgen in den letzten Stunden der Ebbe nach der Insel hinüber. Wir wollten mit der Fluth nach dem Festlande zurückkehren. Der alte Fischer, der mich oft gefahren, der denselben Weg wol tausend Male ungefährdet zurückgelegt hatte, saß aufmerksam und still am Steuer. Eine kühlende Brise füllte das Segel und führte uns rasch dem Ziele unserer Fahrt zu. — Wir landeten. Der Fischer bat uns, nicht länger als eine Stunde abwesend zu bleiben. Es sei heiß, sagte er, und die Wetter kämen um diese Jahreszeit schnell heraufgezogen.

Wir gingen langsam, Arm in Arm, den Strand entlang. Die Luft war schwer. Ich fühlte mich beklommen. Weder Johanna noch ich sprachen. Ruhe des Todes rings um uns her; nur leise vernahm das Ohr die tiefe, drohende Stimme der nimmer ruhenden Brandung. — Ich hörte rufen und drehte mich um. Der alte Fischer zeigte mit der Hand nach dem östlichen Himmel. Dort hatten sich plötzlich einige kleine, dunkle Wolken gebildet, die schnell wachsend den Himmel heraufzogen.

„Wir müssen eilen," sagte ich zu Johanna.

Wir schritten nun rasch vorwärts und erreichten den Friedhof. — Aus weiter Ferne ertönte dumpfes Donnern.

„Wir wollen an einem andern Tage hierher zurückkehren," sagte ich. „Komm! das Wetter wird schlecht."

Johanna warf einen Blick auf die verlassenen Gräber. „Das ist in der That ein trauriger Ort," sagte sie. Dann wandte sie sich seufzend ab, und sich fest auf meinen Arm lehnend, folgte sie mir zum Strande.

Der Fischer hatte das Segel gereefft, das jetzt, nur noch einem Fetzen Leinwand gleich, wild im Winde flatterte.

Ein Windstoß, der, dem Auge sichtbar, schnell über das Wasser herfegte, kräuselte den Spiegel des Meeres. Jetzt zog er zischend und pfeifend an uns vorüber. — Der Fischer sah bedenklich nach dem Himmel, nach der sich verdunkelnden Sonne, nach dem Wasser.

„Nun?" fragte ich.

„Ein böses Wetter, Herr," antwortete der Mann. „Ich fürchte,

Digitized by Google

wir werden naß werden. Wickeln Sie die Dame gut in das rothe Tuch ein. Und Sie, Herr, nehmen Sie meinen Regenrock."

„Wäre es nicht besser, wir blieben hier?" fragte ich.

„Nein. Das Wetter kann den ganzen Tag anhalten und immer schlimmer werden. Ich fürchte es beinah. Auf der Insel ist nirgends Schutz. Die kleine Bretterhütte, die hier stand, ist beim letzten Sturm umgeweht worden, und wir haben noch nicht Zeit gehabt, sie wieder aufzubauen. Steigen Sie nur ein. Ich bringe Sie gut hinüber."

Ich blickte Johanna fragend an.

„Der Mann muß am besten wissen, was er zu thun hat," sagte sie.

... Wir waren vielleicht eine Meile von der Insel, als der Orkan uns packte. Ein klatschender, dichter Regen erblindete uns fast. Ich sah nach dem Fischer. Sein von Wetter gebräuntes Gesicht konnte nicht mehr erbleichen, aber seine hellen Augen blickten ängstlich. Er hatte sich tief gebückt und sah, unter dem triefenden Segel durch, nach der Spitze des kleinen Bootes.

„Wir können das Land über diesen Bug nicht mehr erreichen," sagte er plötzlich. „Gegen diese See ist kein Aufkommen."

Er drehte das Boot, und gleich darauf flogen wir, vor dem Sturme, der Insel wieder zu. — Das Wetter wurde immer schlimmer. Nach einer Weile, als wir uns der Insel bis auf eine kleine Entfernung genähert hatten, sprang der Steuermann, uns ungestüm streifend, nach dem Mast und ließ das Segel fallen.

„Es ist unmöglich, in dieser Brandung zu landen," rief er. „Wir müssen hier ankern. Seien Sie unbesorgt! Es ist ein gutes, starkes Boot, in dem wir sind, und wird den Sturm ausreiten." Seine Stimme war fest und ruhig.

Eine Weile, deren Dauer ich nicht ermessen kann, lagen wir vor der Brandung. Der Fischer hatte, mit großer Kraftanstrengung, den Mast niedergelegt und sich im Vordertheile des Bootes niedergekauert. Er sprach kein Wort mehr und blickte scheu bald nach der wüthend tosenden Brandung hinter uns, bald nach den sich furchtbar aufbäumenden Wellen vor uns.

„Allmächtiger Gott, steh' uns bei!" Ich hörte den Angstschrei des Fischers durch das Geheul des Sturms — das Boot wurde haushoch in die Höhe geschleudert — Johanna klammerte sich ängstlich an mich ... ein furchtbarer Ruck und Stoß ... das Ankertau war gebrochen, das Boot inmitten der Brandung. — Ich sah, wie beim Leuchten eines Blitzes, die zusammengekauerte Gestalt des Fischers, das todtenbleiche Antlitz Johannas ... ein zweiter Stoß des Bootes auf den Sand ... eine gelbliche, ungeheure Wassermasse nahte sich mir: schäumend, heulend, ungethüm ... ich fühlte mich fortgerissen, fortgetragen ... eine unerträgliche Last erdrückte mich — ich verlor die Besinnung.

Digitized by Google

Fischer, die unmittelbar nach dem Sturme in einem großen Boote, aber immer noch mit Lebensgefahr, nach der Insel herübergekommen waren, um sich des Schicksals ihres Kameraden und seiner Fahrgäste zu vergewissern, hatten mich halbtodt am Strande gefunden, und neben mir den Leichnam des von den Wellen erschlagenen alten Fischers. — Johanna war verschwunden.

Ich erhob die Augen gen Himmel. Das schwarze Gewölk war auseinandergerissen; hie und da sah ich schnell segelnde, weiße Wolken und dahinter, in unermeßlicher Ferne, ein ungetrübtes, reines Azurfeld. Die Sonne, von einem Hof dunkler Wolken umgeben und halb verschleiert, ließ ein gelbliches Licht auf die tanzenden, weißgekämmten Wellen fallen. Und in diesem Schimmer erblickte ich das umgeworfene Boot, in dem mein ganzes Glück untergegangen war.

Das rothe Tuch, in das ich Johanna zum letzten Male eingehüllt hatte und in dem sie wol gestorben war, war von der Brandung an das Ufer getragen worden. Die Fischerleute hatten es am Strande zum Trocknen ausgebreitet. Es glitzerte und schimmerte wie flüssiges Blut.

Tage-, wochenlang suchte ich nach dem Leichnam der Geliebten. Das Meer hat ihn nicht zurückgegeben. . . .

Ich habe mich in dem Fischerdorfe, angesichts des Ortes, wo ich Johanna verloren habe, niedergelassen, und will dort mein Leben beschließen. Ich betrachte es als abgeschlossen. — Schreibe mir jetzt nicht. Wenn Du es später thun willst, so versuche nicht, mich zu trösten. Du würdest mich nur kränken können.

Den 26. December 186.. Vier Monate nach dem Tode Johannas.

Während einer langen Reihe von Jahren empfing ich alljährlich zwei, wol auch drei ausführliche, freundliche Briefe von meinem armen Freunde. Ich erfuhr, daß er sich in H. ein Haus gekauft, sich in demselben ein Atelier eingerichtet habe und dort ein beschauliches Stillleben führe. Von Johanna sprach er niemals wieder. — Mit den Jahren schien sein Interesse an der Außenwelt wieder zu erwachen. Er ließ sich Bücher von mir schicken; er erkundigte sich angelegentlich nach meinem Befinden. Aber er lud mich nicht ein, ihn zu besuchen; und ich wagte nicht, ihn zu fragen, ob er mich sehen wolle.

Der letzte Brief, den ich von ihm empfing, war vom Monat September 187.. Er war in einem friedlichen, ruhigen Tone geschrieben. „Ich befinde mich wohl," sagte er. „Meine Augen sind noch gut und ich arbeite fleißig und ohne Ermüdung. Das Land rings umher ist herrlich; das Meer immer groß und schön. Ich kann mich innig an Allem, was ich sehe, erfreuen. Mögest Du ebenso ruhig und zufrieden sein, wie ich es geworden bin."

Digitized by Google

Wenige Tage später empfing ich einen großen Brief aus H. Die Adresse war von einer mir unbekannten Hand geschrieben. Ich las darin in kurzen, trockenen Worten, daß Herr Heinrich Hansen am 13. September gestorben sei und mich zu seinem Haupterben eingesetzt habe. Ich wurde aufgefordert, mich entweder selbst nach H. zu begeben, um die Erbschaft anzutreten, oder einen Bevollmächtigten zu ernennen, der meine Interessen wahrnehmen und die mir obliegenden Verpflichtungen erfüllen könnte.

Ich reiste sofort nach H. ab und besuchte mit Andacht die Stätten, wo mein Freund die letzten Jahre seines Lebens zugebracht hatte und begraben war. Er ruhte auf dem Friedhof der Insel. Er hatte in seinem Testamente ausdrücklich den Wunsch ausgesprochen, dort beerdigt zu werden. Auf seinem Grabe war, der von ihm vorgetroffenen Bestimmung gemäß, ein einfaches, schwarzes Kreuz errichtet, auf dem in weißen Zeichen die Inschrift zu lesen war:

H. H.
† 13. September 187..

Das Wetter wird das schwarze Kreuz bald gebleicht, die hellen Buchstaben darauf verwischt haben, und derjenige, der Heinrich Hansens Grab in einem Jahre aufsuchen will, wird es kaum noch von den fünf namenlosen Gräbern, zwischen denen es liegt, unterscheiden können.

Die Wirthin des kleinen Gasthauses, des einzigen des Ortes, in dem ich abgestiegen war, eine alte, gute, schlichte Frau, wußte mir viel von Herrn Hansen zu erzählen. Er sei der Liebling des ganzen Landes gewesen, der Trost aller Bedrängten; Reich und Arm haben ihn verehrt.

„Er war ein schöner Mann," sagte sie. „Ich habe nie seines Gleichen gesehen. Man mußte, wenn man ihn sah, an die Bilder unserer alten Könige aus der Vorzeit denken. Er war groß und kräftig, und schritt bis zum Letzten gerade und stark einher. Er hatte milchweißes, dichtes Haar und einen langen, weißen Bart. Seine großen braunen Augen blickten ernst und treu. Sein Gesicht war vom Wetter gebräunt, wie das eines Fischers, denn er scheute nicht Sturm, nicht Regen, nicht Sonnenschein und war zu jeder Jahreszeit so viel im Freien wie Einer von uns.

„Er hatte sich ein schönes, kleines Boot bauen lassen, nach dem Modell des Bootes, in dem seine Frau und Harry Fletcher — Gott habe sie selig — untergegangen sind; und damit fuhr er jeden Tag, zwei Stunden vor niedrigster Ebbe, so pünktlich wie ein Uhrwerk, nach der Insel hinüber. Er war ein geschickter, starker Bootsmann, der mit Segel, Steuer und Ruder wie der Beste von uns umzugehen verstand; aber er war tollkühn. Oft, bei schlechtem Wetter, haben wir ihn angefleht, er möge nicht fahren; das kleine Boot könne in der See, in dem Sturme nicht leben. Aber er ließ sich nicht zurückhalten und segelte nach der Insel hinüber, wenn

Digitized by Google

kein anderer Mensch sich aus dem Hafen gewagt hätte. Er war gefeit. Einmal, bei einem furchtbaren Sturme, blieb er sechsunddreißig Stunden fort. Wir glaubten ihn verloren und trauerten um ihn, als er am Abend des zweiten Tages unversehrt in den Hafen gesegelt kam. Er saß am Steuer, so ruhig und unbekümmert, als kehre er von einer Spazierfahrt bei klarem, schönem Wetter heim. — Er fuhr immer allein, und Niemand von uns hat es je gewagt nachzuforschen, was er auf der Insel that. Wir vermuthen, er saß am Strande, wo seine Frau den Tod gefunden, oder auf dem Kirchhofe, wo er begraben sein wollte und nun in Frieden ruht.

„Wir haben Alle unsere Sorgen und unsern Kummer. Ein Jeder, der nicht früh abberufen wird, muß Theueres, ja oft sein Theuerstes verlieren, ehe er zu Grabe getragen und von den Seinigen betrauert wird. Ich selbst beweine meinen guten, treuen Mann, der jung starb, und meinen zweiten Sohn, der vor elf Jahren, beim Fischfang, über Bord fiel und jämmerlich ertrank. — Herr Hansen hatte vor Jahren schweres Leid erfahren; aber sein Alter war friedlich und schön.

„Wir sahen ihn noch am Abend vor seinem Tode. Er ging etwas schwerer als gewöhnlich; aber Niemand glaubte ihn krank. Er war, seitdem er hier wohnte, nie einen Tag krank gewesen. — Als er zur gewöhnlichen Zeit, zwei Stunden vor der Ebbe, nicht im Hafen erschien, begab sich der alte Mann, der sein Boot rein hielt, nach seinem Hause, um zu sehen, ob ihm etwas fehle. Und da fand er ihn auf dem Bette liegend, so friedlich und schön, als ob er einen erquickenden Schlaf schlafe. — Er war todt. — Gott habe seine Seele! Bei uns wird er nicht vergessen, und unsere Kinder und Kindes Kinder werden noch oft vom „Rothen Tuch" sprechen. Wir hatten ihn vor langen Jahren, ehe wir ihn genau kennen und liebgewinnen lernten, so getauft; und der Name ist ihm geblieben. Wir gaben ihn ihm damals, weil er, so oft er nach der Insel fuhr, ein rothes Tuch mit sich nahm. Er band es sich beim Steuern um, so daß wir ihn immer schon von Weitem daran erkannten. Herr Hansen hätte das Tuch nicht für sein Leben hergegeben, und es ist sein ausdrücklicher Wunsch gewesen, daß er darin begraben werde. — Es kam von seiner seligen Frau."

Digitized by Google

Realismus und Idealismus im Porträt.

Von

Richard Liebreich.

— London. —

Seit in dem griechischen Alterthum die Bildhauerkunst, auf ihrer Höhe angelangt, für die Darstellung der Gottheiten Typen idealer Schönheit festgestellt hatte, theilten sich die Bildhauer in solche, die ihre Werke den Schönheitsgesetzen unterordneten, welche aus der Beobachtung der klassischen Kunstwerke entnommen werden können, und solche, die, nach der Natur arbeitend, die direct beobachtete Wahrheit über die vollkommene Schönheit setzten. Schon während der Blüthezeit der griechischen Kunst trat diese Sonderung in eine realistische und eine idealistische Schule deutlich hervor. In unserer Zeit haben sich zwar durch gewisse Nüancirung noch, so zu sagen, Unterabtheilungen jeder dieser beiden Richtungen gebildet, eine eigentliche Verschmelzung derselben ist aber nicht nachzuweisen. So haben sich in der idealistischen Schule die Einen streng an die Antike gehalten; die Andern, obgleich auf dem Studium derselben fußend, dem modernen Gefühle einigermaßen in ihren Compositionen Rechnung getragen. Anderseits haben unter den Realisten die Einen, obgleich ihrer directen Beobachtung der Natur folgend, doch in der Wahl und Darstellung der Gegenstände sich noch den alten Meistern angeschlossen, während die Andern sich an die genaue Copirung von Actualitäten machten.

In der Malerei dagegen sind zwar die Idealisten von den Realisten ebenso weit entfernt, aber doch nicht so scharf von einander gesondert, weil man in den verschiedenen Individualitäten der Künstler gewissermaßen alle Uebergänge einer Richtung in die andere darstellen könnte. Daher wollen wir uns in der Betrachtung des Realismus und Idealismus im Porträt hauptsächlich an die Sculptur halten.

Digitized by Google

Bei den Griechen bildet ursprünglich das Porträt, als das reale, den Gegensatz zur idealen Schöpfung der Götterbilder. Erst viel später und namentlich seit unter den Nachfolgern Alexanders des Großen Lysistratus bis zu dem Extrem geführt wird, Gypsabgüsse von der Natur zu nehmen, mit Wachs auszugießen und zu retouchiren, trat auch im Porträt ein Gegensatz zwischen real und ideal deutlich hervor.

In der römischen Periode entwickelte sich das realistische Porträt zu einer Vollkommenheit, welche diesem Zweige der Kunst noch Werth und Bedeutung verlieh, als die Sculptur im Allgemeinen sich bereits dem Verfall näherte. Der Gegensatz zu dem idealistischen Porträt beruht in dieser Periode hauptsächlich auf einer Verschiedenheit des Zweckes der Darstellung: Der Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch, die Kaiser, ihre Familienmitglieder und Freunde, höhere Beamten, selbst ganz verdienstlose Privatpersonen als Gottheiten darzustellen, führte zu der Nachahmung der idealen Göttertypen mit einem mehr oder weniger jenem idealen Typus genäherten Porträt. Diesem stand die rein iconische, das Individuum als solches darstellende realistische Büste ursprünglich scharf gegenüber, wenn auch gelegentlich Confusion dadurch eintrat, daß ein realistischer Kopf auf einen idealistischen Körper gesetzt wurde.

Gegenwärtig existirt nun kein ähnliches Motiv für eine so scharfe Sonderung zwischen dem realistischen und dem idealistischen Porträt, und dennoch existirt die Sonderung. Worauf beruht sie? Dies wollen wir an Beispielen zu ermitteln suchen; und um dies thun zu können, muß ich diese Beispiele vor Allem in der richtigen Beleuchtung zeigen und will hierüber einige Bemerkungen vorausschicken.

Wie wichtig für den Eindruck, welchen Gemälde hervorbringen, der Hintergrund und die Beleuchtung sind, ist allgemein anerkannt. Daß aber für die Sculptur der Hintergrund noch wichtiger und die Beleuchtung eine Existenzfrage, davon scheint man sich im Publikum nicht so allgemein Rechenschaft zu geben; sonst würde man sicher auf eine Verbesserung in der Aufstellung der klassischen Kunstwerke in den Museen dringen, und in den Privatsammlungen dieselbe nicht von oft sehr nebensächlichen Umständen abhängen lassen. So sehen wir im Louvre in Paris das größte Juwel, die Venus von Milos, schlecht beleuchtet. Im Kensington-Museum in London sind die höchst interessanten Büsten der Florentiner Schule des 15. Jahrhunderts so aufgestellt, daß die Höhe, die Farbe des Hintergrundes und die Beleuchtung ihre Besichtigung so gut wie unmöglich machen, während sehr triviale Materialien vorzügliche Stellungen und Beleuchtung haben. In der National-Porträt-Gallerie in London stehen die Büsten 9 Fuß hoch dem Fenster gegenüber, so daß man sie nur von unten her sehen kann, während sie voll von vorne und unten beleuchtet sind. Mit zu den schlechten Aufstellungen von Werken der Sculptur gehört auch die in der Royal Academy; und ich bin überzeugt,

Digitized by Google

daß, wenn sich das Publikum hierüber erst einmal klar geworden ist, dieser Uebelstand beseitigt werden wird. Hierzu ist besonders nöthig, daß die Gelegenheit geboten werde, den Effect einer guten Aufstellung zu constatiren.

Die absolute Abhängigkeit der Sculptur von der Beleuchtung könnte als ein Mangel in der Kunst erscheinen und die Behauptung bestärken, als eigne dieselbe sich überhaupt nicht für das Porträt. Um in dieser Beziehung gerecht zu sein, gehe man auf die Gründe genauer ein. Maler, Zeichner, Photographen, wenn sie ein Porträt machen wollen, wählen sorgfältig die richtige Beleuchtung aus und sind überzeugt, daß das Gelingen des Porträts wesentlich von derselben abhänge. Haben sie dieselbe einmal in ihrem Bilde fixirt, so ist der Effect, der Hauptsache nach, ein für allemal gesichert und wird durch das Licht, in dem man das Bild betrachtet oder durch seine Umgebung nur wenig modificirt. Der Bildhauer dagegen formt einen Körper, welcher allen jenen verschiedenen Beleuchtungen ausgesetzt werden kann, welchen das Original ausgesetzt wird, und, unter andern, auch allen denjenigen, unter welchen jeder Maler es absolut unmöglich erklären würde, das Original zu malen. Welcher Maler würde darein willigen, ein Porträt zu malen mit voller Beleuchtung von vorne und unten? Die für das menschliche Gesicht charakteristischen Schatten und Lichter verschwinden vollkommen bei solcher Beleuchtung. Nun male man einmal ein menschliches Gesicht weiß an, und beleuchte es von vorne und unten, und man wird finden, daß seine Züge völlig verschwinden — und doch setzt man Marmorbüsten solcher Beleuchtung aus.

Der eigentliche Grund, weshalb das menschliche Gesicht nur in einer mehr oder weniger von oben kommenden Beleuchtung vortheilhaft und sein Abbild nur in solcher Beleuchtung ähnlich erscheint, ist ein sehr tief liegender. Die Natur und Bestimmung des Menschen, sein aufrechter Gang, die Richtung seines Blickes, Alles, was ihn in seiner Erscheinung von dem zur Erde gebeugten Thiere unterscheidet, bedingt diejenige Formation der Stirne, der Nase, des Mundes ꝛc., welche für das menschliche Gesicht charakteristisch ist. Und diese tritt nur in derjenigen Beleuchtung wirklich hervor, für welche die Form speciell geschaffen, das heißt: für die Beleuchtung von oben. Daher ist es durchaus keine so abnorme Forderung, wenn die Sculptur in dem Lichte betrachtet zu werden verlangt, in welchem auch das Original am besten betrachtet wird und welches jedem Maler, Zeichner, Photographen erlaubt ist, auszuwählen und zu fixiren. In der plastischen Darstellung des Körpers bei Statuen wird sich wenigstens das Gröbere und Allgemeine auch bei falscher Beleuchtung noch ziemlich deutlich zeigen, da das stereoskopische Sehen hierbei zu Hülfe kommt. Für die Züge des Gesichtes aber spielt der stereoskopische Eindruck, wegen des geringen Tiefenunterschiedes der charakteristischen Theile, nur eine sehr untergeordnete Rolle. Der richtige

Digitized by Google

Eindruck hängt daher fast ausschließlich von dem Spiel von Licht und Schatten ab, welches dem einfarbigen Material das gewünschte Ansehen gibt. Licht und Schatten kann aber nur richtig angebracht werden, wenn das Porträt auch wirklich so nahezu als möglich bei derselben Beleuchtung und in derselben Richtung betrachtet wird, für die es gearbeitet wurde. Näheres Eingehen auf die technischen Details lehrt, daß dies nicht etwa nur für die speciell auf einen malerischen Effect hin gearbeitete Sculptur, sondern auch für die sich streng an die Form haltende richtig ist. Je feiner die Modellirung, je ausdrucksvoller die Züge, je reicher das Detail in den Porträt-Büsten, um so mehr hat sie freilich bei einer richtigen Beleuchtung zu gewinnen, bei einer falschen zu verlieren. Daher finden wir denn auch bei Ausstellungen, die ohne jede Berücksichtigung der richtigen Beleuchtung gemacht sind, jenen nivellirenden Einfluß, der das Beste dem Schlechtesten fast gleichstellt und dadurch jenen unendlich langweiligen Eindruck vollendet, den die auf einem Brette neben einander aufgereihten blassen ausdruckslosen Marmorköpfe auf den schnell zur Bildergallerie vorübereilenden Besucher der Londoner Ausstellung machen. Vergleichen wir bei schlechter (falscher) Beleuchtung eine realistische und eine sogenannte idealistische Büste mit einander, die wir vorher bei guter Beleuchtung betrachtet, so finden wir, daß der idealistisch, stilistisch, klassisch, unbestimmt arbeitende, oder wie man es nennen will, bei ungünstiger Beleuchtung gegenüber dem realistischen Künstler im Vortheil ist. Er könnte sich dadurch in seiner Richtung bestärkt fühlen, indem er darauf rechnet, daß seine Büsten ja doch nur bei unbestimmter Beleuchtung gesehen zu werden Aussicht haben. Anderseits könnte für die realistische Tendenz die Ueberzeugung, daß ihre Vorzüge nur bei einer absolut richtigen Beleuchtung gewürdigt werden, den Künstler dazu bringen, Details wiederzugeben, die nicht mehr als charakteristische Eigenthümlichkeiten des Individuums, sondern als unwesentliche Zufälligkeiten zu bezeichnen sind.

Was ist nun zufällig und was ist wesentlich in einem Gesichte? Diese Frage wird jeder Künstler verschieden beantworten, und die Art, wie er sie auffaßt, wird für seine ganze Richtung charakteristisch sein und im gegebenen Falle die Natur seiner Arbeit bestimmen. Danach könnte es scheinen, als ob über diese Frage überhaupt nichts Allgemeingiltiges gesagt werden könne. Dem ist jedoch nicht so: bis zu einem gewissen Grade kann man analysiren, was als wesentlich zu betrachten ist; und diese Analyse dürfte sowol für den Künstler als für den Beschauer nicht ohne Nutzen sein. Wir haben hierbei anatomisch vorzugehen und beginnen mit den Knochen.

In Beziehung auf den Schädel und die Knochen des Gesichts und Oberkörpers ist die Beantwortung dieser Frage sehr einfach und absolut: Nichts in dem Knochengerüste des Kopfes ist als nebensächlich und zu-

Digitized by Google

fällig zu betrachten. Sowol die Verhältnisse im Ganzen, als jedes Detail der Form muß als für die Individualität charakteristisch respectirt und im Porträt ohne jede Modification nachgeahmt werden. Es ist durchaus nicht nöthig, diesen Grundsatz durch phrenologische oder physiognomische Principien zu stützen; es genügt, auf die unleugbaren Thatsachen hinzuweisen, daß, wo sich selbst in einem übrigens vorzüglich ausgeführten Porträt auch nur die leisesten Aenderungen im Knochenbau finden, sich ein Mangel an Aehnlichkeit unabweisbar herausstellt. So finden wir denn, daß alle Maler, welche gute Porträts liefern, welcher Manier sie immer huldigen, ob sie der idealistischen oder der realistischen Richtung angehören mögen, diesen Gesetzen bewußt oder unbewußt stets strenge gehorchen.

Nicht so die Bildhauer, wenigstens nicht die einer gewissen Richtung angehörenden. Die Stirne des Olympischen Zeus, der Hals des Apoll von Belvedere, der Brustkorb des Hercules-Torso mag ihrer Phantasie vorschweben, wenn sie sich in dem Knochenbau eines Sterblichen, dessen Porträt sie liefern sollen, Modificationen erlauben, welche sich das klassische Alterthum in seinen Porträts nie zu Schulden kommen ließ. Der Erfolg hiervon ist nicht nur, daß die Porträtähnlichkeit verloren geht, sondern daß sogar eine Bildung zu Stande kommt, welche der Naturforscher bei genauer Betrachtung und Messung, als nicht die species humana in ihrem gegenwärtigen Bildungsstadium repräsentirend, erklären muß. Die Bürgertugenden, die Freigebigkeit und Leistungen für das öffentliche Wohl, deren Andenken durch Gemälde und Büsten geehrt wird, liefern uns eine reichliche Gelegenheit, Vergleiche anzustellen zwischen den von Malern und Bildhauern gelieferten Porträts derselben Personen; und dabei überzeugt man sich am besten, zu welchen Fälschungen der Individualität (ich kann mich keines andern Ausdruckes bedienen) die sogenannte klassische oder modern-idealistische Tendenz in der Sculptur führt. Es ist dies meistens so ausgesprochen, daß zur Beurtheilung der Frage: ob der Maler oder der Bildhauer im Recht waren, wenn sie von derselben Person so absolut verschiedene Porträts lieferten, es gar nicht nöthig ist, die Person gekannt zu haben, da die Formen und speciell die Schädelbildung, die Verhältnisse der Gesichtsknochen in der Büste anatomische Unmöglichkeiten enthalten. Denn man bilde sich ja nicht ein, daß es leicht, um nicht zu sagen, daß es möglich sei, den menschlichen Schädel willkürlich ein wenig zu modificiren und dabei doch in den Grenzen des Naturwahren zu bleiben.

Viel schwieriger und complicirter als in Beziehung auf den Knochen ist die Beantwortung der Frage: „Was ist wesentlich und was ist zufällig?“ in Beziehung auf die Haut. Während unter den Malern die einen nur einen allgemeinen Farbeneindruck wiedergeben, wie er der „Complexion“ des Individuums entspricht, copiren die eigentlichen Realisten alle kleinen Unregelmäßigkeiten der Haut auf's Genaueste. Auch unter

Digitized by Google

den Bildhauern finden sich dieselben Gegensätze, auch hier ahmen die einen jedes kleinste Detail in der Haut genau nach, während andere, der Beschaffenheit der Haut ebenso wenig wie irgend einem andern anatomischen Element Rechnung tragend, die Oberfläche des Marmors so gleichmäßig glatt wie möglich arbeiten und dadurch ihren Büsten allerdings das Ansehen eines durch schöne Behandlung gleichartig weich erscheinenden Steines, nicht aber ein Aussehen geben, welches an die menschliche Natur erinnert. Haare, Knochen, Gewand und Piedestal machen alle denselben Substanz-Eindruck. Dies ist wieder vielleicht herzuleiten aus der irrthümlicher Weise auf das Porträt angewandten Thatsache, daß die Griechen in ihren idealen Schöpfungen die Muskeln und Venen nicht markirten. In den griechischen sowol als in den römischen Porträts jedoch finden wir, namentlich bei allen älteren Männern, nicht nur den Charakter der Haut deutlich ausgeprägt, sondern auch alle jene charakteristischen Linien, welche als die nachhaltige Wirkung bestimmter, in dem entsprechenden Individuum häufig wiederkehrender mimischer Bewegungen zurückbleiben. Um diese Linien und Falten genauer kennen zu lernen, müssen wir diejenigen mimischen Muskelwirkungen in Betracht ziehen, durch welche dieselben hervorgebracht werden. Beginnen wir mit der Stirne.

Die Muskeln derselben sind äußerst dünn und flach ausgebreitet; im Ruhezustande verändern sie daher durch ihre Substanz nur sehr wenig die durch den Knochen bedingte Form der Stirne. Für die mimische Bewegung dagegen sind sie von größter Wichtigkeit, einerseits durch die Falten, welche sie in der Stirnhaut, anderseits durch die Lage und Formveränderung, welche sie bei den Augenbrauen hervorbringen. Der breiteste unter diesen Muskeln, der Frontalis, hebt mit seiner Hauptportion die Augenbrauen gerade in die Höhe und bildet dabei in der Stirn parallele Falten, die mit leichten Schwingungen horizontal über die ganze Stirn laufen und sich zu beiden Seiten bogenförmig in die Schläfen herabsenken. Je nach der Dicke der Haut und namentlich je nach dem größern oder geringern Fettpolster unter der Haut sind diese Falten mehr oder weniger zahlreich, schmaler oder breiter; am zahlreichsten bei magern alten Leuten mit dünner Haut.

In den Abhandlungen über Mimik und Physiognomik wird von dieser horizontalen Faltung der Stirnhaut und dem Hinaufziehen der Augenbrauen gewöhnlich angegeben, daß es den Ausdruck der Aufmerksamkeit, des Erstaunens oder der Heiterkeit hervorbringe. Dies gibt einen Beleg dafür, wie unzweckmäßig es sei, für solche Bewegungen der Gesichtsmuskeln den Ausdruck isolirt anzugeben, da sie je nach der Combination mit verschiedenen Bewegungen anderer Theile des Gesichtes die ganz entgegengesetzte physiognomische Bedeutung erhalten können. So drücken die horizontalen Falten und gehobenen Augenbrauen allerdings Aufmerksamkeit und Erstaunen aus, wenn die Augen weit geöffnet sind;

Digitized by Google

sind dagegen die obern Lider nur unvollkommen gehoben, so entsteht durch jene Action der Stirnmuskeln gerade umgekehrt der Ausdruck der Ermüdung und Schläfrigkeit. Selbst ohne wirkliches Vorhandensein von Schläfrigkeit oder Ermüdung findet man diesen Ausdruck constant in allen Fällen, in welchen derjenige Muskel, welcher das obere Augenlid aufhebt, zu schwach geworden ist, oder wo, was auf dasselbe hinausläuft, durch Verlängerung der Lidhaut die Last zu schwer für ihn geworden ist. In solchen Fällen ist sogar die materielle Wirkung auf die Physiognomie viel stärker als bei den rein mimischen Bewegungen, da letztere, wenn auch noch so häufig oder zur Gewohnheit geworden, doch nicht einen so starken mechanischen Effect auf die Haut hervorbringen können, als jene constanten Contractionen, welche ohne irgend eine physiognomische Bedeutung nur als Aushülfe für den unzureichenden Augenmuskel auftreten. Einen sehr charakteristischen Beleg hierfür bietet eine Marmorbüste aus dem 15. Jahrhundert, welche sich in dem Museo Nazionale zu Florenz befindet. Sie ist von Benedetto da Majano und in der für jene Zeit und für die Florentinische Schule charakteristischen Weise gearbeitet. Man sieht dort deutlich, daß die sehr ausgebildeten und streng nach der Natur copirten horizontalen Stirnfalten durchaus nicht den Ausdruck des Erstaunens, der gespannten Aufmerksamkeit, der Heiterkeit geben, und daß mit denselben überhaupt nicht ein plötzlich auftretender und schnell vorübergehender mimischer Zug gegeben ist, wie er sich für das Porträt nicht eignen würde, sondern offenbar ein dauernder und für das Aussehen des Individuums unbedingt charakteristischer Zustand der Stirne. Messungen weisen dies leicht positiv nach. Die Augenbrauen sind an ihren äußersten Enden durch die Contraction der Stirnmuskeln $^1/_4$" über ihre ursprüngliche Lage in die Höhe gezogen. Obgleich die Haut zwischen den Augenbrauen und dem Rande der obern Lider dadurch bedeutend auseinander gezogen, bildet sich doch noch über dem Lidknorpel eine breite Falte; und da dabei die Lidspalte nur sehr mäßig geöffnet ist, so ist es klar, daß die Haut des obern Lides so bedeutend verlängert war, daß sie ohne die Anstrengung des Stirnmuskels und die Hebung der Augenbrauen über den Liddeckel hätte herüberhängen und das Aufmachen des Auges dem hierzu bestimmten Muskel viel zu sehr erschweren müssen.

Denkt man sich diese Büste mit glatter Stirn, ohne jene Falten, so würde die Aehnlichkeit vollkommen verschwinden, die Erscheinung eine völlig andere werden. Daher dürfen solche Hautfalten natürlich nicht als Zufälliges, sondern müssen als Wesentliches betrachtet werden. Dasselbe gilt von den verticalen Stirnfalten. Dieselben entstehen durch Contraction zweier von der Mitte des untern Stirnrandes in horizontaler Richtung nach außen zu den Augenbrauen verlaufender Muskeln. Diese ziehen die beiden Augenbrauen gegen einander und bilden dadurch in der Mitte der Stirnhaut, dicht über der Nasenwurzel, eine oder mehrere

Digitized by Google

verticale Falten; und, wenn sie sich sehr energisch contrahiren, noch eine Reihe kurzer, ebenfalls senkrechter Falten über der innern Hälfte der Augenbrauen. Der mimische Ausdruck des Ernstes, der Anstrengung, des scharfen Nachdenkens, des Zornes ist dadurch vorübergehend gegeben. Andauernde Anspannung, die aus irgend einem individuellen Grunde durch Gewohnheit veranlaßt ist, läßt bleibende senkrechte Linien und Falten zurück, wie sie z. B. an einem aus derselben Zeit wie die eben erwähnte Büste herrührenden Kopfe des Bischofs von Fiesole (von Mino) zu sehen sind. Nur äußerst selten finden wir auf der Stirne als bleibenden Zug jene Form von Falten, welche durch gleichzeitige Spannung aller Stirnmuskeln erzeugt wird und den Ausdruck des tiefsten Schmerzes hervorbringt; bei dieser Faltenbildung sind die Augenbrauen mit den einander zugekehrten Enden näher aneinander gezogen und zugleich stark aufwärts gebogen, wie dies so schön am Laokoon dargestellt ist. Als bleibendes physiognomisches Merkmal ist, wie gesagt, eine solche Faltung der Stirnhaut und Stellung der Augenbrauen nur äußerst selten und kommt daher für das Porträt kaum in Betracht.

Eine constante Falte bildet dagegen die Haut in einem mit dem Alter an Schärfe zunehmenden Grade, zu beiden Seiten des Mundes von den Nasenflügeln herabsteigend. Auf den Wangen und unter dem Kinn kommen regelmäßige Falten, wie an dem Kopfe von Benedetto di Majano erst im spätern Alter, und auch dann selten so stark markirt vor. Dagegen zeigen sich schon viel früher die zahlreichen feinen Fältchen an derjenigen Stelle der Gesichtshaut, an welcher dieselbe am dünnsten ist, das heißt: über dem obern und untern Lide bis zu den Rändern der Augenhöhlen. Hier markiren sich Veränderungen in der Quantität des Fettes unter der Haut so deutlich, daß sie selbst für verschiedene Tageszeiten, wechselnde Zustände des Allgemeinbefindens deutlich hervortreten. Die Art der Faltenbildung in diesem Theile der Haut hat auf den Gesichtsausdruck einen sehr großen Einfluß.

Die Adern haben für den Maler große Bedeutung, insofern sie die Farbe der Haut in den verschiedenen Theilen des Gesichtes bedingen. Für den Bildhauer kommen dagegen hauptsächlich einzelne große Venen in Betracht, welche namentlich bei Männern in späterer Lebenszeit an der Stirn, den Schläfen und am Halse stark genug hervortreten, um sich in ihrer Form an der Oberfläche zu markiren.

Während am Körper, z. B. an den Extremitäten, sich die Muskeln selbst im nicht contrahirten Zustande einzeln geltend machen, treten die Gesichtsmuskeln nicht einzeln hervor; erstens, weil sie so dünn sind, und zweitens, weil sie mit einer verhältnißmäßig dicken Fettschicht und mit Haut so bedeckt sind, daß man nur ihre Wirkung auf die Form und Bewegung der bedeckenden Masse wahrnimmt. Durch starke Contraction dieser Muskeln werden alle diejenigen Bewegungen des Gesichtes hervor-

Digitized by Google

gebracht, welche zum Ausdruck der verschiedensten Leidenschaften und Affecte erforderlich sind. Diese liegen außerhalb unseres Gegenstandes, da irgend welcher sehr leidenschaftliche Ausdruck, als etwas unmöglich Andauerndes, selbstverständlich überhaupt in einem Porträt nicht ausgedrückt werden darf. Die kleinen Schwankungen in den Spannungsverhältnissen der oben genannten Muskeln sind dagegen von wichtigem Einfluß auf das Porträt. Sie bedingen jene feinen Formveränderungen in den Augen, Lippen und Wangen, deren genaueste Beobachtung für den Künstler von so großer Wichtigkeit ist und ihn vor der namentlich für den Bildhauer sehr großen Gefahr schützt, dem Gesichte, statt der Ruhe, die dem Porträt eigenthümlich sein soll, Starrheit, Leblosigkeit, Ausdruckslosigkeit zu geben.

Die Verhältnisse sind bei Mund und Augen ähnlicher als man bei oberflächlicher Betrachtung glauben sollte. Vor Allem muß man sich klar machen, daß das, was man den „Ausdruck" der Augen nennt, nur zum allergeringsten Theile von den Augen selbst, d. h. von dem Augapfel, zum bei weitem größern Theile vom Verhalten der umgebenden Theile, namentlich der Augenlider, abhängt. Die Bewegungen und Formveränderungen der Augenlider aber sind in der analogsten Weise wie die der Lippen hervorgebracht, durch die Contraction eines kreisförmigen Muskels, des Orbicularis palpebrarum, und seiner Antagonisten, nämlich eines besondern, in der Tiefe gelegenen und daher durch den Orbicularis verdeckten Hebemuskels des obern Lides und der die Hirnhaut und Augenbrauen verschiebenden Muskeln.

In derselben Weise wie der ringförmige Muskel des Mundes kann auch der der Lider sich im Ganzen oder nur in seinen einzelnen Theilen contrahiren, oder den einen Theil mehr, den andern weniger spannen, und dies mit mehr oder mit weniger Ueberwindung der Opponenten. Der Effect, welcher dabei mechanisch auf die Stellung der Lidränder und die Form der ganzen Lidspalte zu Stande kommt, ist allerdings weder so extensiv noch so vielfältig, wie der analoge Effect des viel complicirteren Apparates der Wangen- und Lippenmuskeln auf die Form des Mundes. Dennoch ist der Effect auf den Ausdruck bei den Augen ein noch größerer, da die geringste Aenderung in den Lidrändern auf das Aussehen des Augapfels schon einen bedeutenden Effect hervorbringt. Um uns hiervon Rechenschaft zu geben, müssen wir alle übrigen Einflüsse ausschließend an einem Auge, bei Verdeckung aller übrigen Gesichtstheile und bei vollkommener Unbeweglichkeit des Augapfels und der geradeaus gerichteten Pupille, den Einfluß der leisesten Veränderungen in der Lidspalte auf den Ausdruck dieses Auges studiren. Wir sehen dann, daß das obere Lid wie ein Vorhang sich über dem dahinter befindlichen Augapfel auf und nieder bewegt, aber nicht in einer Ebene, sondern indem es sich überall der Oberfläche des Auges anschmiegt.

Digitized by Google

Dieser Vorhang ist, von den Augenwinkeln ab, mit dem, wenn auch viel weniger beweglichen, doch ebenfalls auf und nieder gehenden untern Lide verbunden, verdeckt immer den bei weitem größern Theil des Augapfels und läßt nur einen annähernd ovalen Abschnitt desselben sichtbar werden. Dieser Abschnitt allein ist es, welchen wir, vom ästhetischen Standpunkt aus, als das Auge zu betrachten gewohnt sind und dessen Größe und Form die scheinbare Größe und Form des Auges bedingt; ich sage die „scheinbare", denn in der Wirklichkeit unterliegt dieselbe natürlich keinerlei Veränderungen. Wenn wir für gewöhnlich von großen oder kleinen Augen sprechen, so meinen wir damit nur diese scheinbare Größe, die von der Weite der Lidspalte und dem Verhalten der Augenhöhle abhängig ist. Die wirkliche Größe des Auges ist nur bei gewissen Anomalien, z. B. bei sehr hochgradiger Kurzsichtigkeit, verändert, und in allen andern Fällen, bei scheinbarer Verschiedenheit, immer dieselbe. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Umgebung allein und der Augapfel gar keinen Effect auf den Ausdruck hervorbringt; vielmehr wollen wir dem vorher gemachten Experiment, bei welchem die Lider sich bewegen, während der Augapfel unbeweglich bleibt, jetzt eines entgegenstellen, bei welchem die Lider und Augenbrauen im Ruhestande gedacht sind, während der Augapfel sich um sein Centrum von rechts nach links dreht. Dann bewegt sich also auch die Pupille innerhalb der Lidspalte von einem Ende zum andern und verändert dadurch schon in einem isolirten Auge den Ausdruck bedeutend; noch mehr aber, wenn diese Bewegung an beiden Augen gleichzeitig beobachtet wird, und am allermeisten, wenn sie nicht nur eine seitliche, sondern mit Aufwärtsrollung verbunden ist und dann nothwendig eine Formveränderung in der Lidspalte mit sich bringt. Es bildet diese Veränderung das, was man den Blick nennt.

Auf die Blickrichtung haben die Maler sowol in ihren Compositionen als in ihren Porträts ganz besonderes Gewicht gelegt. Bei vielen der alten Meister ist mir's aufgefallen, daß sie für gewisse Blickrichtungen eine besondere Vorliebe hatten; so Murillo für den verklärten Blick gerade nach oben, während Guido Reni einen schräge nach oben und seitwärts gedrehten Augapfel darzustellen liebt, und dieser Blickrichtung durch eine dem Laokoon oder der Niobe nachgeahmte Kopfhaltung, Lid- und Augenbrauenstellung einen besondern Charakter gibt. Im Porträt zeichnet sich Van Dyk durch eine eigenthümliche, in seinen zahllosen Porträts fast durchweg vorkommende Blickrichtung aus: seine Porträts sehen etwas zur Seite des Beschauers hinaus in die Ferne, und zwar so, daß die nach rechts gedrehten Köpfe die Augen nach links und umgekehrt die nach links gedrehten Köpfe die Augen so weit nach rechts drehen, daß die Iris nahe dem rechten Winkel der Lidspalte zu liegen kommt. Schwieriger ist die Darstellung des Blickes in der Sculptur. Hier fehlt (in unserer Zeit wenigstens) vor Allem die Farbe, welche durch die Darstellung der

Digitized by Google

Pupille und der sie umgebenden Iris die Stellung des Augapfels genau bezeichnet. Dennoch erkennt man selbst in den idealen Compositionen des klassischen Alterthums ungefähr die Blickrichtung aus dem Verhalten des Augenlides und der Stellung des Augapfels. Im Porträt aber, namentlich in den rein iconischen Darstellungen, wurde schon bei den Griechen die Pupille durch eine kleine Abflachung auf dem Augapfel angedeutet, durch welche der Schatten des obern Lides sich verbreiterte. In den realistischen Büsten der römischen Zeit wurde die Pupille durch eine Schatten gebende Vertiefung, und der Rand der Iris oder Hornhaut durch eine feine eingeschnittene Kreislinie bezeichnet. Diesem besonders für ein aus der Nähe zu betrachtendes Porträt durchaus richtigen Verfahren sind denn auch fast alle späteren gefolgt; und es muß wol auch in diesem Punkte als ein Mißverständniß betrachtet werden, wenn Bildhauer einer gewissen Richtung die Antike im Porträt nachzuahmen glaubten, indem sie die Augen völlig ausdruckslos, mit schematisch gebogenem Lide und schematisch gewölbtem, pupillenlosem Augapfel darstellten, und dadurch die Leblosigkeit der übrigen Gesichtszüge noch um ein Beträchtliches erhöhten.

Die Nützlichkeit anatomischer und physiologischer Kenntnisse für Künstler ist wiederholentlich in Abrede gestellt worden. Als Hauptbeweis hat man angeführt, daß die Griechen keine Anatomie wußten, und daß anderseits die anatomischen Kenntnisse die Künstler der Renaissance und Neuzeit zu übertriebener Darstellung der Muskeln und zur Wahl complicirter und ungewöhnlich schwieriger Stellungen geführt haben. Dagegen ist jedoch anzuführen, daß die Griechen allerdings nicht dieselbe Leichtigkeit hatten wie die Künstler der Gegenwart, anatomische Studien zu machen, daß sie nichts desto weniger eine vollkommenere Kenntniß des für sie Wesentlichsten in der Anatomie besaßen. Sie kannten das Skelett. Ein in Erz gegossenes befand sich im Tempel zu Delphi, welchem es Hippokrates geweiht hatte. Sie besaßen Beschreibungen der Anatomie, sie secirten Thiere, und sie konnten die so gewonnene Kenntniß für ihren Zweck durch das Studium des Nackten, nicht im ruhigen oder ermüdeten Modell, sondern in der, das Muskelspiel frei zeigenden Bewegung des Ringenden, des Gymnasten, vervollständigen.

Ohne solche Vervollständigung kann freilich anatomisches Studium unrichtige Uebertragungen des an der Leiche Studirten auf das Leben herbeiführen. Das wäre aber kein Einwand gegen die möglichst vollkommene Erwerbung anatomischer Kenntnisse, sondern würde nur die Nothwendigkeit einer physiologischen Vervollständigung derselben beweisen. Für das Porträt wird sich der vortheilhafte Einfluß einer gründlichen Kenntniß der Anatomie und einer auf dieselbe gegründeten Physiognomik in jeder Richtung geltend machen. Der Realist wird dadurch vor einer kleinlichen Nachahmung von Zufälligkeiten bewahrt werden; in der

Digitized by Google

bewußten Beobachtung der für den Ausdruck charakteristischen physiognomischen Bewegung wird er seine Werke durch die geistige Belebung zu veredeln lernen und sich so dem wahren Idealismus zuwenden. Denn in einer solchen Verfeinerung der Materie durch die möglichst klare Auffassung der Individualität sehen wir den wahren Idealismus für das Porträt, und nicht in einer schmeichelnden, rein materiellen Verschönerung der Farbe oder der Form. Noch wichtiger aber ist das Studium der Anatomie für den der klassischen Richtung Ergebenen. Leider wird diese Ansicht von Vielen nicht getheilt, welche den Studienplan von Kunstschulen zu reguliren haben; und so sehen wir die künstlerische Erziehung von vielen Studirenden fast ausschließlich auf die Copie der Antike basirt. Nachahmung gewisser Aeußerlichkeiten ohne Verständniß des Wesentlichen; Unfähigkeit, die Wirklichkeit unbefangen zu beobachten, sind die Folgen davon. So entwickelt sich eine Richtung unter den Bildhauern, welche jene fälschlich als idealistisch betrachteten Porträts hervorbringt, deren Werthlosigkeit aus Mangel an unbefangener Kritik noch nicht genug erkannt ist. Da ist weder Schönheit und Kunst, noch Wahrheit und Kraft, nur Manier und kein Inhalt. Da dient die Prätension der Klassicität nur als Deckmantel der Unbestimmtheit und Leere. Darin aber sehen wir nicht nur eine Gefahr für den Künstler und seine Richtung, sondern zugleich eine Gefahr für den Geschmack und die Theilnahme des Publikums. Daher wollen wir Denjenigen, welche auf solchen Abweg gerathen, zurufen: Kehrt zurück zur Natur, zu ihrer treuen und bewußten Beobachtung. Nur mittelmäßige Künstler fürchten, durch die Klarheit der Wissenschaft in ihrer poetischen Begabung, in der Inspiration ihres Genies gehindert zu werden; die großen Künstler aller Zeiten haben einen solchen Standpunkt nicht gekannt, sondern das sorgsamste Studium der Natur allen ihren Leistungen zum Grunde gelegt, welche Ideale sie auch später verfolgt haben mögen; denn sie alle wußten, daß keine Schönheit existire ohne Wahrheit.

Digitized by Google

Rembrandt van Ryn.

Von

Wilhelm Lübke.

— Stuttgart. —

Unter den freundlichen und sauberen Städten Hollands ist Leiden eine der freundlichsten und saubersten, und zugleich eine der alterthümlichsten. Rings in saftiges Wiesengrün gebettet, dem das feuchte Klima jene unvergleichliche Frische verleiht, die der Fremde schon aus den Bildern der niederländischen Meister kennt, durchzogen von dem sogenannten „Alten Rhein" und seinen Kanälen, in deren stiller Fluth sich die alterthümlichen schmucken Giebelhäuser spiegeln, macht die breit und bequem angelegte Stadt, die ehemals das Dreifache der heutigen Einwohnerzahl umschloß, mit ihren sonnigen Straßen und ihrer sabbathlichen Stille einen Eindruck wie jene alten Bilder der stattlichen holländischen Matronen, die mit den rosigen Gesichtern und den klugen Augen so gemüthlich aus den tellergroßen Spitzenkragen hervorschauen. Nach der patrizischen Grandezza Amsterdams, nach dem lärmenden Handelsgewühl Rotterdams, nach der aristokratisch reservirten Haltung des Haag weht den Wanderer aus den Plätzen und Straßen dieser Stadt das gemüthliche Behagen bürgerlicher Sonntagsruhe an. Verstärkt wird dieser Eindruck durch die alterthümliche Architektur der schmalen hochgiebeligen Häuser, in deren schon stark barocker Renaissance sich bürgerliche Tüchtigkeit, kräftig derber Lebensgenuß ausspricht. Der Glanzpunkt dieser stattlichen Profanbaukunst ist das Rathhaus, ohne Frage die opulenteste Schöpfung dieses Stils in ganz Holland, zum Andenken an die heldenmüthige Vertheidigung der Stadt gegen die fünfmonatliche Belagerung durch die Spanier (October 1573 bis März 1574) errichtet. Und aus demselben Anlaß ward zu gleicher Zeit die berühmte Universität gestiftet,

Digitized by Google

an welcher Männer wie Hugo Grotius, Carteſius, Skaliger, Salmaſius, Ruhnkenius, Boerhave wirkten. Und dieſer Geiſt gelehrter Sammlung und Beſchaulichkeit ruht noch jetzt auf der ſtillen Stadt.

Hier wurde, wahrſcheinlich am 15. Juli des Jahres 1607, dem Müller Harmen Gerritszoon und ſeiner Frau Neeltge Willemsdochter als ſechſtes Kind der große Meiſter geboren, durch welchen die holländiſche Malerei ihren Höhepunkt erreichen und ſich ebenbürtig in die Reihe der gleichzeitigen Schulen Flanderns, Italiens und Spaniens hinſtellen ſollte. In der Taufe erhielt der Knabe den Namen Rembrandt und nach holländiſcher Sitte den Beinamen Harmenszoon (d. i. Hermannsſohn) und da die Mühle der Eltern am Rheine lag, den Zuſatz van Ryn. Daß er den Vornamen Paul geführt habe, iſt ebenſo irrig wie die poetiſche Fiction, welche ihn in der Mühle ſelbſt geboren ſein läßt. Die Eltern wohnten vielmehr in einem Hauſe, das von einem Garten umgeben war und der auf dem Walle am ſogenannten Weißenthor gelegenen Windmühle ſchräg gegenüber ſtand. Das Geburtshaus iſt jetzt nicht mehr genau nachzuweiſen und die Mühle iſt ſpäter an einen andern Platz verſetzt worden. Wol aber mag der Knabe, der ſich nach Kinderart gern und viel in der Mühle aufhielt, an den durch die Luken einfallenden Sonnenſtrahlen, die geheimnißvoll in die dunkeln mehldurchſtäubten Räume drangen, den erſten Eindruck jener zaubervollen Helldunkelwirkungen erfahren haben, die er ſpäter zu einem neuen Element in der Kunſt ausbilden ſollte.

Die Familie des Knaben war in bürgerlichen Gewerben aufgewachſen. Rembrandt als der jüngſte Sohn ſeiner Eltern ſollte ſich dem Gelehrtenſtande widmen, ſei es, daß die Mutter ihn gern im Talar des Predigers, oder in der Robe des Rechtsgelehrten ſehen wollte. Der Knabe ward daher in eine Lateinſchule geſchickt und mag dort ſich eine gewiſſe Grundlage klaſſiſcher Bildung angeeignet haben. Aber beſonders weit und tief ſind dieſe Studien nicht geweſen. Früh ſcheint in ihm ein unbezwinglicher Hang zur Kunſt hervorgetreten zu ſein. Jedenfalls war derſelbe ſtark genug, um ſelbſt gegen das Widerſtreben der Eltern ſich durchzuſetzen, und wir haben hier wieder ein Beiſpiel von der elementaren Gewalt, mit welcher bahnbrechende Naturen ſich den ihrem Genius entſprechenden Weg durch alle Hinderniſſe hindurch zu öffnen wiſſen.

Wollen wir indeß Rembrandts große Bedeutung nach Gebühr würdigen, ſo müſſen wir ihn im geſchichtlichen Zuſammenhange zu erkennen ſuchen: es bedarf eines kurzen Rückblicks auf die Entwickelung der holländiſchen Malerei.

Die erſten Spuren einer ſelbſtändigen Blüthe dieſer Kunſt in Holland finden wir nicht vor der Mitte des 15. Jahrhunderts. Und zwar iſt es die flandriſche Schule der Brüder van Eyck, welche auch nach Holland ihre Verzweigungen treibt und eine Anzahl tüchtiger Künſtler aus den

Digitized by Google

nördlichen Provinzen aufweist. Dahin gehören Albert van Oudewater und Gerard van Haarlem, Dierick Boots, ebenfalls aus Haarlem, und Gerhard David van Ondewater. Die letzten Ausläufer dieser Schule, die in ihren Anschauungen noch auf dem kirchlichen Boden des Mittelalters steht, damit aber das sorgfältige Studium der Natur, den scharfen Realismus und das lebensvolle Colorit jener Schule verbindet, sind die beiden Leidener Künstler Cornelius Engelbrechtsen und Lucas van Leiden. Die Hauptwerke beider sieht man im Museum der Tuchhalle ihrer Vaterstadt: zwei Flügelaltäre in mittelalterlicher Anordnung, im Wesentlichen noch den Charakter der alten Schule verrathend, obwol sich bereits bei Engelbrechtsen, dem älteren Meister, ein Streben nach vollerer Wirkung zeigt, während bei seinem Schüler Lucas schon durch die Anwendung schillernder Farbentöne sich die Auflösung der alten Schule ankündigt.

Inzwischen war in den Niederlanden der alten Kunst durch das Eindringen der Reformation der Boden unter den Füßen geschwunden. Und zwar war es der bilderfeindliche Calvinismus, der trotz der scharfen Edicte Karls V. und der blutigen Verfolgungen, welche noch mehr unter Philipp II. das Land verwüsteten, sich immer siegreicher durchsetzte. Wie nunmehr die Geschicke der südlichen Landestheile, des heutigen Belgien, sich von denen der nördlichen, holländischen Provinzen trennten, ist allgemein bekannt. Während Flandern und Brabant sich schließlich der spanischen Herrschaft und dem Katholicismus wieder unterwarfen, wobei die Mischung mit romanischen, französischen und wallonischen Elementen vielleicht entscheidend war, setzen die hartnäckigen Bewohner der reingermanischen nördlichen Provinzen den Kampf gegen die spanische Weltmacht um politische Unabhängigkeit und religiöse Freiheit fort. Die fünf nördlichen Provinzen verbinden sich 1579 zu der Union von Utrecht, zu welcher bald noch zwei weitere hinzutraten, kündigen dem Könige von Spanien als einem Tyrannen den Gehorsam und errichten die Republik der vereinigten Niederlande. Es war das erste freie Gemeinwesen, das dem alternden Europa das Vorbild politischer und religiöser Freiheit aufstellte. Durch eine Reihe siegreicher Schlachten werden die Feinde auf allen Punkten zurückgeschlagen, so daß der zwölfjährige Waffenstillstand (1609) die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten von Holland anerkennen mußte. Und wenn auch erst durch den westfälischen Friedensschluß das neue Staatswesen definitiv gesichert wurde, so hatte dasselbe sich doch inzwischen nach innen und außen befestigt. Mit ihrer Flotte von etwa hundert Kriegsschiffen wurden die Holländer bald die erste Seemacht der Welt, und ihre Seehelden Tromp und Ruyter, letzterer in Rembrandts Geburtsjahr geboren, machten die holländische Macht in allen Meeren gefürchtet. Als Hort politischer und religiöser Freiheit wird das Land die Zuflucht tausender um ihres Glaubens willen verfolgter Protestanten, die namentlich aus Flandern und Brabant in ganzen Schaaren

Digitized by Google

einwandern und ihren Fleiß und Unternehmungsgeist, ihre Intelligenz und ihre Capitalien dem neuen Vaterlande zuführen. Der Ueberschuß der Volkskraft muß sogar schon darauf sinnen, in fremden Ländern neue Stätten des Wirkens zu gewinnen; überseeische Colonien werden gegründet, die ostindische Gesellschaft erobert seit 1602 in Asien ausgedehnte Länderstrecken, ganze Inseln und Königreiche; selbst China und Japan wird von den Holländern ausgebeutet; durch ihre unablässige Thatkraft reißen sie den Handel von Antwerpen, Lissabon und Cadix an sich, und so erblüht aus dem Samenkorn politischer und religiöser Unabhängigkeit eine reiche Ernte nationalen Wohlstands, der sich mit stolzem Freiheitsgefühl paart.

Mit dieser materiellen Wohlfahrt geht ein Aufschwung des gesammten geistigen Lebens Hand in Hand. Die neugegründete Universität Leiden bildet den Mittelpunkt einer großartigen wissenschaftlichen Blüthe, und man braucht nur an die Reihe stolzer Namen zu erinnern, um Tiefe und Umfang dieser universellen Geistesentfaltung sich zu vergegenwärtigen. An der Spitze steht die Philosophie mit glänzenden Erscheinungen wie Descartes und später Spinoza, daneben blüht die klassische Sprach- und Alterthumskunde durch Skaliger, Meursius, Vossius, Heinsius, Hugo Grotius, Gronovius und Andere. Nicht minder nehmen die gesammten Naturwissenschaften, befreit von mittelalterlichen Fesseln, einen staunenswerthen Aufschwung; bedeutende Mathematiker, Physiker, Chemiker, Anatomen wetteifern mit tiefen Forschungen und neuen Entdeckungen; folgenreiche Erfindungen wie das Mikroskop, das Fernrohr, das Thermometer, gehen aus diesem Streben hervor. Endlich gewinnt unter dem begeisternden Antriebe patriotischer Gesinnung der niederländische Volksdialekt seine Ausbildung zur Schriftsprache. Noch im 16. Jahrhundert bildet sich, durch Coornhert und Marnix angeregt, die Rederykerkamer in liefde bloeyende (in Liebe blühende) als Mittelpunkt der literarischen Bestrebungen; Pieter Corneliszoon Hooft, Joost van den Vondel und Constantin Huyghens sowie der volksthümliche Jacob Cats führen die holländische Dichtung zu ihrem Höhenpunkt. Das Kraftgefühl einer großen Zeit, die Begeisterung der Freiheitskämpfe beseelt die Werke dieser goldenen Epoche, und Geschichtschreiber wie Hooft und der Friese Ubbo Emmius geben dem nationalen Geiste in ihren Darstellungen ergreifenden Ausdruck.

Getragen von dem stolzen Gefühl selbsterrungener Unabhängigkeit und nationaler Kraft, sollte nun auch die Malerei sich zu höchster Vollendung entfalten. War sie im 15. Jahrhundert im Schlepptau der flandrischen Schule gegangen, hatte sie sich wie überall im Kreise der kirchlichen Anschauungen des Mittelalters bewegt, so war sie nunmehr bestimmt, das völlig veränderte geistige Leben, den Bruch mit den alten kirchlichen Traditionen in Form und Farbe auszusprechen. Hier zum

Digitized by Google

ersten Mal in dem freien protestantischen Staatsleben eines rein germanischen Stammes wird sie völlig säcularisirt, wird mit einem Worte Profankunst. Der puritanische Geist der reformirten Kirche Hollands hatte die Kunst aus den Gotteshäusern verbannt, und die Bilderstürmerei war nicht blos den vorhandenen Kunstwerken verderblich geworden, sondern die in ihr sich tumultuarisch aussprechende Volksgesinnung erstickte für alle Zeiten im Keime jeden Versuch einer kirchlichen Kunst. So vollzieht sich hier die in der ganzen Kunstgeschichte unerhörte Thatsache einer rein profanen Kunstblüthe, die mit Allem, was ideale, spiritualistische Anschauung heißt, gebrochen hat. An die Stelle der religiösen Anschauung tritt das politische Bewußtsein, die Gestalten der Himmlischen und der Heiligen werden durch das profane Individuum verdrängt, die kirchliche Kunst dankt ab zu Gunsten der einfachen Porträtmalerei.

Auf den ersten Blick scheint dies ein gewaltiges Herabsteigen, ein wahres Depossedirtwerden: der reiche und tiefe Horizont der kirchlichen Kunst schrumpft ein zu der localen Enge des bloßen Bildnisses. Aber es ist ein naturnothwendiger Zug der gesammten neueren Entwickelung, daß sie sich liebevoll in's bescheidenste Einzelleben versenkt, das Individuum naturwissenschaftlich und psychologisch erforscht und von diesem Mittelpunkte aus die ganze Welt der Erscheinungen erobert. Die große Bewegung der Renaissance beginnt, wie Jacob Burckhardt schön sagt, mit der Entdeckung der Natur und des Menschen; aber zu ihren letzten Consequenzen gelangt sie erst da, wo in der Kunst das Conventionelle der überlieferten religiösen Typen und die zweite Convention des antiken Schönheitsideals abgestreift, das profane Individuum in ganzer Schlichtheit der Natur, aber auch mit der vollen Tiefe der Innerlichkeit und mit der scharfen Bestimmtheit seiner unabsehbar mannigfaltigen Formen aufgefaßt wird. Diese Mission war dem reichen Individualismus des germanischen Geistes vorbehalten. Zuerst tritt sie in dem größten deutschen Meister, in Albrecht Dürer hervor. Mit instinktiver Sicherheit verschmäht er den conventionellen Wohllaut, die rhythmische Cadenz südlicher Formenschönheit, und obwol er sich seine Aufgaben meistens auf religiösem Gebiete sucht, so ist er in der Form doch völlig revolutionär und knüpft ausschließlich, nicht selten bis in's Herbe und Unschöne gerathend, an die Erscheinungen der ihn umgebenden Wirklichkeit an.

Diese Richtung mußte da ihre letzte Consequenz erreichen, wo aller ideale, vor Allem also der religiöse Inhalt abgestreift ward, und dies geschah zuerst in Holland. Das Individuum bleibt aber nicht in seiner Vereinzelung Aufgabe der Malerei; es steht in Verbindung mit seinen Zunftgenossen, seinen Mitbürgern, vor Allem geeinigt durch die Brüderschaften der Schützengilden, die sich in mannhafter Tüchtigkeit im Gebrauch der Waffen üben und ebenso in heitrer Tafelrunde nach vollbrachtem Tagewerk sich zusammenfinden. Aber auch die Rathsversamm-

Digitized by Google

lungen der Obrigkeit oder der Vorsteher öffentlicher, namentlich milder Stiftungen, der sogenannten „Regenten" gehören dahin. In solcher Gemeinsamkeit sich durch die Kunst des Malers verewigen zu lassen, wird schon früh ein Gegenstand des Wetteifers. Seit den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts tauchen diese der holländischen Kunst eigenthümlichen Schützen- und Regentenstücke massenhaft auf, und so groß ist noch jetzt ihre Zahl, daß allein das alte Rathhaus von Amsterdam ihrer weit über hundert bewahrt. In den ältesten Werken zeigt sich Auffassung und Anordnung noch wenig belebt; die Aufgabe, eine Anzahl von Personen, in engen Raum zusammengedrängt, zur Erscheinung zu bringen, enthält für die Künstler jener Zeit noch zu große Schwierigkeiten; doch sieht man bald die Versuche sich mehren, größere Lebendigkeit der Anordnung, Mannigfaltigkeit des Ausdrucks zu gewinnen. Am ersten gelingt dieses, wie leicht begreiflich ist, in der Darstellung der geselligen Zusammenkünfte beim Schützenmahl.

Daß eine Kunst, welche solche Ziele verfolgte, am allerwenigsten von der italienischen Malerei gewinnen konnte, liegt auf der Hand. Während daher die flandrische Schule, deren Hauptaufgaben immer noch kirchlicher Art waren, im weiteren Verlauf des 16. Jahrhunderts dem italienischen Manierismus erlag, bis endlich dem großen Rubens eine Verschmelzung südlicher Schönheit mit nordischer Kraft gelang, sind in Holland die Einwirkungen Italiens nur vereinzelt. Und als in den späteren Decennien des 16. Jahrhunderts mancherlei von den technischen Errungenschaften der italienischen Kunst auch in Holland die freiere Entfaltung förderte, vollzog sich dieser Einfluß zumeist durch Vermittelung der rascher fortgeschrittenen flandrischen Schule. Diese wird dadurch zum zweiten Male die Lehrmeisterin ihrer jüngeren nördlichen Schwester. Die Darstellung wird dadurch freier, lebensvoller, die Composition ungezwungener, die Farbenskala reicher und blühender. Beispiele dieser Entwickelungsstufe bieten das Schützenmahl von Cornelis Corneliszoon aus dem Jahre 1583 im Museum zu Haarlem, das umfangreiche Schützenstück des Jakob Wilhelm Delff vom Jahre 1592 im Rathhaus zu Delft, sodann vom Anfang des 17. Jahrhunderts die vier Schützenbilder von Frans Pietterszoon Grebber im Rathhaus zu Haarlem und ungefähr auf derselben Stufe die drei großen Gemälde von C. W. Eversdyck im Museum von Rotterdam. Hier ist namentlich das Bild vom Jahre 1616 bemerkenswerth, welches in nicht weniger als zwanzig Figuren den Magistrat der Stadt Goes in Berathung um einen Bauplan versammelt zeigt. Wie es denn überhaupt bezeichnend für diese Epoche ist, daß die Maler immer mehr danach streben, diesen früher so monotonen Zusammenstellungen von Einzelfiguren durch irgend eine gemeinsame Handlung, sei es Schmausen und Zechen, oder Berathen und Rechnen, ein lebensvolleres, selbst dramatisches Interesse zu geben.

Digitized by Google

Immer mannigfaltiger und reicher gestaltet sich auf dieser schlichten realen Basis der Glanz der holländischen Malerei. Jede Stadt hat ihren besonderen Maler für diese Aufgaben, und es ist erstaunlich, mit welcher Freudigkeit und Selbstgenügsamkeit immer wieder jenes in der kampfdurchtobten Zeit der Freiheitskriege herangewachsene Geschlecht kraftvoller, in des Lebens Stürmen erprobter Männer uns vorgeführt wird. Ein gehobenes Selbstgefühl im Bewußtsein der errungenen Unabhängigkeit leuchtet klar und sicher aus diesen Gestalten; man sieht, daß sie ganz auf sich selber ruhen und mit berechtigtem Stolz alles Fremde von sich weisen. Sie sind politisch und religiös wahrhafte Independenten, und eine Independentin ist auch diese Kunst. Sie stellt sich, nachdem sie den Aether der Transcendenz verlassen hat, mit festen Füßen auf die Erde und erkennt nur den Boden der Wirklichkeit an. Sie ist darin weit unabhängiger als die gleichzeitige holländische Dichtkunst, die überwiegend noch nach Inhalt und Form den Einfluß der italienischen Renaissance und das Gepräge des Humanismus verräth.

Den Abschluß dieser ersten Entwickelungsstufe bezeichnet das mächtige Bild von Michael Miereveld vom Jahre 1611 im Rathhaus zu Delft, weiter die bedeutenden Werke des Johann van Ravesteyn in der städtischen Sammlung des Haag, das älteste vom Jahre 1616, endlich aber die frühesten unter den Meisterwerken des großen Haarlemer Malers Frans Hals, den man mit nicht weniger als acht mächtigen Schützen- und Regentenstücken im Museum seiner Vaterstadt bewundern lernt. Diese Bilder umfassen den Zeitraum von 1616 bis 1664 und repräsentiren die verschiedenen Entwickelungsstadien eines halben Jahrhunderts. Hals knüpft in seinen früheren Werken an jene blühende coloristische Behandlung an, welche mit ihrer reichen Farbenskala den Eindruck frischen, kraftstrotzenden Lebens macht, damit aber den Reiz einer vollkommenen Luftperspective und fein abgewogenen Helldunkels verbindet. Sprühende Gewalt des Lebens, heitere Genußfähigkeit und ernste männliche Würde leuchten aus diesen Bildern, in welchen die holländische Malerei zur höchsten Freiheit, zur vollen Herrschaft über alle Mittel coloristischer Wirkung sich erhebt.

Auf diesem Standpunkt war die Malerei in Holland angelangt, als Rembrandt, noch in den Knabenschuhen, den Versuch machte, sich den aufgedrungenen gelehrten Studien zu entziehen und das Banner der so fröhlich sich entfaltenden Malerei zu ergreifen. Vergeblich indeß versucht man sich die ersten Stufen seines künstlerischen Entwickelungsganges klar zu machen. Wir wissen nur, daß er zuerst bei Jacob Isaakszoon van Swanenburch in die Lehre kam. Dieser war noch in späten Jahren in Italien gewesen, aber von seiner Kunstrichtung haben wir keine Anschauung, obwol man vielleicht annehmen darf, daß die effectvolle Manier der italienischen

Digitized by Google

Naturalisten, vor Allem des Caravaggio, ihn wie andere gleichzeitige Niederländer am meisten angezogen habe. Rembrandt blieb drei Jahre bei seinem Meister in der Lehre, begab sich dann aber zu Pieter Lastman nach Amsterdam, um sich dort in der Kunst zu vervollkommnen. Ueber das Wesen dieses Künstlers können wir uns aus mehreren Arbeiten eine klare Vorstellung machen. Lastman gehörte zu dem nordischen Künstlerkreise, der sich in Rom an Adam Elzheimer angeschlossen hatte. Dieser war bekanntlich unter den nordischen Malern (wenn man das vereinzelte Beispiel Hans Holbeins in dem Freiburger Altare ausnimmt) der erste, welcher auf künstliche Lichteffecte ausging. In seinen seltenen kleinen miniaturartig ausgeführten Bildern erkennen wir zugleich die landschaftliche Richtung Dürers, verbunden mit dem Streben, durch nächtliche Beleuchtungseffecte ein neues Element poetischer Stimmung für die Malerei zu gewinnen. Lastman hat diese Richtung seines Meisters aufgenommen; die wenigen Bilder, die wir von ihm kennen (Rotterdam, Braunschweig, Haarlem, Berlin), zeigen dies deutlich. Ohne Zweifel war es diese Richtung, welche den jungen Rembrandt mit voller sympathischer Macht berührte und ihn veranlaßte, Lastmans Schule aufzusuchen. Wer mochte damals ahnen, daß der jugendliche Leidener Kunstjünger das, was bisher nur ein Spiel gewesen war, mit der vollen Macht einer fast dämonisch wirkenden Subjectivität zu einem neuen großartigen malerischen Stil zu erheben berufen war.

Es heißt, daß Rembrandt, nachdem er noch ein halbes Jahr den Unterricht Lastmans genossen, nach Leiden zurückgekehrt sei. Dies mag um 1624 gewesen sein; der junge Meister zählte zwar erst 17 Jahre, muß aber bereits solche Zeichen hervorragender Bedeutung gegeben haben, daß er unter seinen Schülern schon damals einen namhaften Künstler, Gerhard Dow, zählte. Aus diesen ersten Jahren seiner selbständigen Thätigkeit besitzen wir ein Oelbild vom Jahre 1627, das aus der Galerie von Pommersfelden in die Sammlung von Stuttgart übergegangen ist. Es stellt den heiligen Paulus im Gefängniß lesend dar. Die Durchführung zeigt namentlich in den nackten Theilen, im Kopf, den Händen und den unbekleideten Füßen, eine detaillirende Sorgfalt der Behandlung, welche man dem Nachfolger Elzheimers und Lastmans wol zutrauen kann, vollends wenn man sich ihn als zwanzigjährigen jungen Mann im Beginn seiner Laufbahn vorstellt. Der durch ein hohes Fenster seitwärts einfallende Lichtstrom beweist, wie schon damals die Tendenz auf eine effectvolle Beleuchtung das Ziel seiner Kunst bildete. Aus dem folgenden Jahre kennt man, abgesehen von einigen zweifelhaften Werken, zwei Bildnisse der Mutter Rembrandts in Radirungen: die ersten unter den zahlreichen Zeugnissen der kindlichen Pietät, welche den Künstler so oft zum Pinsel oder zur Nadel greifen ließ, um diese geliebten Züge festzuhalten.

Mit diesen Arbeiten schließt die erste jugendliche Epoche Rembrandts

Digitized by Google

ab. Im Jahre 1630 vertauscht er das stille gelehrte Leiden mit dem mächtig aufstrebenden Amsterdam. Die gewaltige Stadt, in weitem halbmondförmigem Bogen sich am Ufer des Y ausdehnend, hatte bald nach der Unabhängigkeitserklärung sich zu staunenswerther Größe und Macht aufgeschwungen. Als 1585 Antwerpen wieder in die Hände der Spanier gefallen war und darüber seinen Welthandel einbüßte, trat Amsterdam dies Erbtheil an und ward in kurzer Zeit die erste Handelsstadt der Welt. Schon 1622 zählte die Stadt hunderttausend Einwohner, und vorher bereits hatte sie sich nach Westen durch Anlage der „Neuen Stadt" vergrößern müssen. Sie war der Markt, auf welchem alle Producte des fernen Ostens und des äußersten Westens zusammenströmten, und das Gewimmel auf ihren Plätzen und Straßen, das Gedränge der Seeschiffe in ihrem Hafen bezeugte die Regsamkeit eines Verkehrs, in welchem alle Nationen vertreten waren. Die Mannigfaltigkeit dieses Völkergewimmels, unter welchem die große Anzahl jüdischer Einwohner einen noch jetzt in der Physiognomie Amsterdams hervortretenden malerisch interessanten Charakterzug ausmacht, mußte die Phantasie eines Künstlers mächtig anziehen. Wie ähnliche Bedingungen zwei Jahrhunderte früher in den Straßen Brügges und Gents den großen Begründer der flandrischen Malerei zur Darstellung des wirklichen Lebens in seiner ganzen Mannigfaltigkeit begeistert und den Sinn für das Malerische angeregt hatten, so erkennen wir jetzt verwandte Einflüsse in noch stärkerem Maße bei Rembrandt. Zudem gewann damals die Stadt auch in ihrer Architektur jenen lebensvollen Charakter, der nicht minder geeignet war, den malerischen Sinn zu nähren. Die derben Barockformen jener schmalen, hochgegiebelten Häuser, die mit ihren dunklen Backsteinmassen und den kräftigen Hausteingesimsen sich in der trüben Fluth der Grachten spiegeln und mit dem frischen Grün der sich vor ihnen hinziehenden Baumreihen und dem sanften Blau des Himmels jenen reichen Farbenaccord bilden, wie wir ihn jetzt noch in schönster Wirkung in Danzigs Straßen bewundern, während das moderne Amsterdam durch Oelfarbe und nüchternes Nivelliren der Formen viel von seinem ehemaligen Reiz eingebüßt hat, — das Alles mußte eine jugendlich aufstrebende Künstlernatur reizen. Und in diesen Häusern, auf diesen Straßen bewegte sich ein Leben, das nicht blos in Handel und Wandel, in Verkehr und Gewerbe, sondern auch in geistigem Schaffen, in Architektur, Bildnerei und Malerei, in Literatur, Poesie und Geschichtschreibung die großen politischen und religiösen Bewegungen spiegelte, deren Schauplatz es war.

Auf diesen Boden verpflanzt konnte erst die Kunst Rembrandts zur vollen Entfaltung kommen. Wie schon sein frühestes Gemälde vom heiligen Paulus zeigt, war er keineswegs gewillt, gleich der Mehrzahl seiner Zeit- und Landesgenossen, sich auf Bildnißdarstellungen zu beschränken. Vielmehr sucht er für seine Kunst den möglichst freien und weiten Horizont und zieht namentlich die religiöse Darstellung mit in sein Bereich. Aber

Digitized by Google

er gibt sie in einem ganz anderen neuen Sinne, oder vielmehr er erneuert die ältere echt germanische Kunstweise, indem er an das anknüpft, was Dürer und Lucas van Leiden geschaffen haben. Daß er beide Meister hoch verehrte, wissen wir, besaß er doch nicht blos Dürers Proportionslehre, sondern sammelte auch die Kunstblätter dieser seiner Vorläufer, wie er denn für einen Stich des Lucas van Leiden einmal achtzig Thaler gegeben haben soll, eine für jene Zeit enorme Summe. Das Eigenthümliche an den religiösen Darstellungen dieser nordischen Meister ist aber, daß sie die heiligen Geschichten des traditionellen kirchlichen Pomps entkleiden, die gesammte ideale Schönheit, welche die italienische Kunst, begeistert vom Hauch der Antike, ihnen verliehen hat, über Bord werfen und an die Stelle glänzender Pracht, festlichen Rausches die bescheidene Innerlichkeit und Anspruchslosigkeit des germanischen Gemüthes setzen. Keinen größeren Gegensatz kann man sich denken, als die glanzvolle aristokratische Kunst des neubelebten Katholicismus, wie sie uns im Farbenrausch Rubens'scher Bilder entgegentritt und die streng protestantische, ja demokratisch-puritanische Kunst eines Rembrandt. Dort die kolossalen Altarbilder, die in ihren riesenhaften Dimensionen, ihrer herausfordernden Farbenpracht und üppigen Sinnlichkeit, ihren rauschenden Apotheosen und ergreifenden Martyrien den Triumph einer siegreichen Kirche feiern, die nicht selten alle Wahrheit und Innerlichkeit der Empfindung einem blendenden Scheine opfert; hier Bilder meist kleinerer Dimension, ohne Formenreiz und selbst ohne den Glanz einer reicheren Coloristik, aber in aller Herbheit der Form sich hervorringend aus den Tiefen des subjectiven Gemüths, Zeugnisse einer echt protestantischen Gesinnung, die im stillen Kämmerlein mit dem Höchsten ringt. Ihr Gebiet ist das alte und neue Testament, wobei mit besonderer Vorliebe die heldenhaften Geschichten des ersteren in den Gestalten eines Simson, Moses u. s. w. nach der Sinnesrichtung des Puritanismus zur Geltung kommen. Niemals strebt Rembrandt in diesen Darstellungen nach einer geläuterten Form; selbst der Gestalt Christi mangelt meist jeder Zug idealer Schönheit, wie sie dem Gottessohn sonst herkömmlich ist. Aber um so mehr trägt dafür die schlichte Gestalt die Spuren leidvollen Sorgens, schmerzlicher Bekümmerniß, Zeugnisse der Kämpfe, unter welchen „des Menschen Sohn" in der Knechtsgestalt, voll erbarmenden Mitleids, für das Heil der nachtumstrickten Welt gelebt und gelitten hat. Schon bei Dürer finden wir denselben Grundzug; Rembrandt verstärkt ihn noch, indem er das demokratisch Volksthümliche in der Gestalt des Zimmermannssohnes heraushebt. Und diese ganze Welt von Gestalten, die er oft im figurenreichen Gedränge bei seinen heiligen Geschichten ausbreitet, wie zeigt sie uns das niedere Volk in all seinen Schattirungen, markig und häßlich, aber überströmend von jenem leidenschaftlichen Ausdruck, der jenseits der Grenzen conventionell gezügelter Lebensformen liegt. Dazu kommt dann als neues Ele-

Digitized by Google

ment und zugleich als jüngste Ausgeburt des phantastischen Zuges, der von jeher der germanischen Kunst im Blute stack, eine Fülle orientalischer Figuren und Kostüme, zu denen besonders das Judenviertel der Weltstadt seine charaktervollen Typen stellen mußte.

Gewiß mangelt dieser Kunst Alles, was Schönheit und Adel der Form, was rhythmischer Schwung plastisch durchgebildeter Gestalten heißt. Auch selbst die reiche Farbenskala eines blühenden, von heitrem Tageslicht gesättigten Colorits darf man nicht suchen. Die Palette ist von Haus aus einfacher und vereinfacht sich noch zusehends im weiteren Lauf der Entwickelung. Das eigentliche Element, auf dem die Wirkung dieser wundersamen Werke beruht, ist das Helldunkel, in dessen Ausbildung Rembrandt die höchste Stufe erreicht hat. Und zwar ist auch dies in ganz anderer Weise aufgefaßt, als es bei dem größten Helldunkel-Meister Italiens der Fall ist. Bei Correggio umfluthet ein Strom holden Tageslichts die wonnigen genußfrohen Gestalten, zart gedämpft durch klare Halbschatten, wie sie etwa das dichte Laub des sommerlichen Waldes über die schwellenden Glieder ruhender Nymphen zaubert, so daß bis in die fernsten Winkel die Reflexe des goldigen halbgebrochenen Lichtes hineinzittern. Bei Rembrandt dagegen liegt Alles auf den ersten Blick wie von nächtlicher Finsterniß verschlungen da; nur einzelne grelle Lichter fallen auf die hervorragenden Theile der Composition. Man sieht, daß Rembrandt seine Beleuchtungsstudien im geschlossenen Raume gemacht hat, in welchen ein scharfer Lichtstrahl durch künstliche Vorrichtung schräg einfällt. Princip seiner Darstellung ist es nun, das Licht so zu concentriren, daß es auf die Hauptgestalten mit voller Macht sich ergießt, während in dem durch alle Kunst der Luftperspective magisch vertieften Raum alles Nebensächliche wie in nächtlicher Finsterniß gehüllt daliegt. Je weniger er seine Gestalten plastisch durchbildet, desto mächtiger ist dies specifisch malerische Herausarbeiten, diese Vertiefung des Raumes für die Wirkung seiner Kunst. Daher verlegt er auch am liebsten die Scene in geschlossene Räumlichkeit, die Keiner vor ihm mit der vollen Poesie häuslichen Behagens geschildert hat. Doch auch darin ist er ein bewußter Nachfolger Dürers und ein charaktervoller Vertreter nordischer Sitte, die den Menschen schon durch klimatische Einflüsse an die traulichen Enge des Hauses fesselt, während der Süden lieber das freie Himmelslicht oder die luftigen Hallen von Tempeln und Palästen aufsucht. Es geht uns daher vor diesen Bildern Rembrandts wie es in Wirklichkeit geschieht, wenn wir in einen halbdunklen nur theilweise scharf beleuchteten Raum treten. Das Auge, anfangs durch den scharfen Lichtstrahl geblendet, gewöhnt sich allmählich an die Dunkelheit und gewahrt nun, daß aus dem halbnächtlichen Hintergrunde eine Gestalt nach der andern auftaucht. Dieses Helldunkel ist die Poesie der Rembrandtschen Kunst; gegenüber der strengen Objectivität einer mehr plastischen Kunst vertritt sie die verschleierte Innerlichkeit sub-

Digitized by Google

jectiven Empfindungslebens und bringt in die Malerei jene träumerische Wirkung, die wir als musikalische Stimmung bezeichnen können. Sowol in seinen Gemälden wie in seinen zahlreichen Radirungen bringt Rembrandt diese Richtung zu höchster Vollendung. Und zugleich gewährt er durch das trauliche Halblicht, mit dem er seine Bilder erfüllt, den besonderen Eindruck des gemüthlichen Behagens, welches dem Nordländer die Enge seiner geschlossenen Räume als Schutz gegen die Rauhheit des Klimas so anheimelnd erscheinen läßt. Dies specifisch germanisch-gemüthliche Element hat schon Dürer bei Compositionen wie dem berühmten Hieronymus in der Zelle vorbildlich ausgesprochen.

Indeß bleibt Rembrandt nicht ausschließlich im Kreise religiöser Darstellungen; wir werden ihn vielmehr daneben sowol im Einzelbildniß wie in den großen Collectivporträts der Schützen- und Regentenstücke als einen der Größten kennen lernen; wir haben von ihm Genrescenen, Historienbilder, Stillleben und landschaftliche Darstellungen zu verzeichnen, und nur das Gebiet der antiken Mythologie hat er blos gelegentlich und zwar mehr karikirend als ernsthaft gestreift. Die gesammte humanistische Bildung der Zeit, obwol er ihr nicht fern stand und sogar italienische und antike Kunstwerke schätzte und sammelte, hat er in seinen Werken ausgeschlossen, um so reiner dagegen das volksthümliche Element in seiner germanischen Besonderheit zum Ausdruck gebracht.

Was wir von den äußeren Lebensverhältnissen des Meisters wissen, ist leider nicht eben viel. Die Anekdotenjägerei der früheren Kunstschriftsteller hat diese Lücken mit allerlei Histörchen auszufüllen gesucht, wie sie Neuigkeits- und Klatschlust immer als trübe Nebel um die leuchtenden Gestalten großer Menschen ausbreiten. Wir verzichten auf diesen Kleinkram und halten uns ausschließlich an das thatsächlich Ermittelte. Wir erfahren zunächst, daß Rembrandt ein Miethsquartier auf der Blumengracht bezog und daß alsbald Schüler sich bei ihm einfanden. Zu den ersten derselben gehörten Jan Georg van Vliet und Ferdinand Bol, der dem Meister in seinen Lichteffecten bald sehr nahe kommen sollte. Ihnen schlossen sich Govaert Flinck aus Cleve, Jacob Backer, Willem de Porter, Jan de Weth, weiterhin Jan Victor, Gerbrand van den Eeckhout, Philipp Koninck und viele Andere an. Der Glanz des neuen jugendlichen Gestirns, der Eindruck seiner hocheigenthümlichen gewaltig ergreifenden Kunst zog in der Folgezeit eine immer größere Anzahl von Schülern an, so daß Rembrandt bald der Mittelpunkt der holländischen Schule wurde, wie Rubens es für die flandrische war. Durch alle Schöpfungen des jugendlichen Rembrandt weht ein Zug von Frische und fröhlichem Lebensmuth, der nicht selten in's Kecke und Uebermüthige umschlägt.

Digitized by Google

Und diesem äußeren Glück des jungen Meisters sollte auch das innere zur Seite treten. In der Familie des verstorbenen Raths und Bürgermeisters Rombert Ulenburgh von Leenwarden machte er die Bekanntschaft mit dessen Tochter Saskia. Ihr Vater war 1584 als Gesandter von Friesland zum Prinzen Wilhelm von Oranien geschickt worden und zufällig, als er am 10. Juli im Familienkreise mit dem Fürsten speiste, Zeuge der Ermordung desselben geworden. In seinen letzten Lebensjahren war er Mitglied des friesischen Rathes. Seine drei Söhne befanden sich in angesehenen Stellungen und von seinen sechs Töchtern waren vier ebenfalls mit angesehenen Männern verheirathet, während die fünfte schon 1622 dem talentvollen Maler Wybrand de Geest ihre Hand gegeben hatte. Rembrandt trat also nicht blos in eine weitverzweigte Familienverbindung, sondern erhielt auch durch seine Frau ein nicht unbedeutendes Vermögen. Inzwischen war 1632 Rembrandts Vater gestorben, und seine Mutter, die der Sohn so oft in Gemälden und Radirungen dargestellt hat, folgte ihm 1640. Rembrandt bezog mit seiner jungen Frau nun eine neue Wohnung in der Breed Straat. Ein glückliches Leben voll frohen Schaffens und glänzender Erfolge bezeichnet die acht Jahre dieser Ehe, die schon 1642 durch den Tod der jungen Frau aufgelöst wurde. Und dieser frühe Todeskeim sollte von der zarten Frau sich auf die Nachkommenschaft vererben: drei Kinder starben eines frühen Todes; erst das vierte, der 1641 geborne Sohn Titus, blieb am Leben, aber nur um ebenfalls schon mit 25 Jahren noch vor des Vaters Tode heimzugehen.

Doch vermochten diese einzelnen Schatten das Glück des jungen Ehepaares nur vorübergehend zu trüben. Der Künstler selbst hat in Gemälden und Radirungen immer wieder Zeugniß abgelegt von dem Behagen seiner häuslichen und ehelichen Existenz, am köstlichsten in den Porträts seiner Saskia, die man in den Galerieen von Cassel, Dresden (1641), Antwerpen (kurz vor ihrem Tode 1642 gemalt) u. a. besitzt. Besonders in dem berühmten Casseler Bilde, wo uns das nicht gerade schöne, aber feine und sinnige Gesichtchen von goldigem Licht umflossen im Profil entgegentritt, leicht beschattet von dem breitkrämpigen Hut mit weißer Feder, der zarte Hals von köstlichem Geschmeide umschlungen, das mit dem rothen Sammtkleide, den Perlenschnüren und dem goldenen Armband eine prächtige Wirkung macht. Im vollen Jubel des Glücks zeigt sich dann der Künstler auf jenem Dresdener Bilde, wo er in flotter Kriegertracht, voll übermüthiger Lust ein Champagnerglas hoch emporhaltend, die reich geschmückte junge Frau auf dem Schooße hält. Doch ist nicht zu leugnen, daß ihm der Ausdruck des Lachens nicht so ungezwungen und glücklich gelungen ist, wie der lustige Frans Hals ihn zu geben weiß.

Damals begann auch für Rembrandt die Zeit des eifrigen Sammelns

Digitized by Google

von Kunstwerken und Alterthümern aller Art, wie sie Auge und Herz eines Malers erfreuen. Gewänder von Sammt und Seide, kostbare Waffen und Geschmeide, phantastische Kuriositäten, werthvolle Stiche und Radirungen, Gemälde, und zwar nicht blos eigene und von anderen holländischen Meistern, sondern auch von Italienern. Das später aufgenommene Inventar des Rembrandtschen Hauses gibt ein lebendiges Bild von dem Reichthum und dem malerischen Reiz dieser Einrichtung, sowie von der Vielseitigkeit seiner künstlerischen Interessen. Um die häufigen lästigen Umzüge zu vermeiden, kaufte er sich um 1640 ein eigenes Haus in der Jodenbreedstraat. Es lag im Judenviertel, Zeugniß genug, wie frei der Künstler von den Vorurtheilen seiner Zeit war und wie sehr ihn wahrscheinlich das Malerische seiner Nachbarschaft für manche Unannehmlichkeiten derselben entschädigte. Aber auch sonst scheint er sich um Vorurtheile wenig gekümmert zu haben. Wir ersehen das aus gerichtlichen Streitigkeiten, welche sich 1638 durch Verwandte seiner Frau, seinen Schwager Doctor van Loo und dessen Gattin gegen ihn erhoben. Diese hatten die Beschuldigung ausgesprochen, daß Saskia ihr väterliches Erbtheil durch Prunksucht verschleudere. Rembrandt verklagte darauf seinen Schwager wegen Verleumdung und erklärte, unterstützt von einem anderen Schwager, dem Anwalt Ulrich Ulenburgh, daß er und seine Frau überreich mit Glücksgütern gesegnet seien, wofür sie dem Allmächtigen nicht genug danken könnten. Sie verlangten die Bestrafung der Beleidiger. Diese wiesen jede Absicht zu verleumden und zu beleidigen zurück, erklärten sich aber bereit, anstatt der geforderten Buße von 64 Goldgulden deren 8 zu zahlen, in Anbetracht, daß die Kläger nur ein Maler und eine Malersfrau, also Privatpersonen wären. Rembrandt befand sich damals ohne Frage in günstigen Vermögensverhältnissen. Die zahlreichen Kunstwerke, die er in fleißigem Schaffen hervorbrachte, scheinen ihm gut honorirt worden zu sein; von seinen Schülern, deren jeder ihm jährlich 100 Gulden Lehrgeld zahlen mußte, hatte er ein Einkommen von über 2500 Gulden; beim Tode der Mutter 1640 erhielt er seinen Antheil an der nicht unbedeutenden Erbschaft und als Saskia zwei Jahre darauf starb, wurde sein Vermögen gerichtlich auf 40,750 Gulden geschätzt. In ihrem Testament setzte sie zwar ihren Sohn Titus zum Erben ihres beträchtlichen Vermögens ein, aber mit der Bedingung, daß ihr Gatte bis zu seiner Wiederverheirathung oder, falls diese nicht einträte, bis zu seinem Tode im Vollbesitz und in Nutznießung aller ihrer nachgelassenen Güter verbleiben solle.

Werfen wir einen Blick auf die Thätigkeit des Meisters während dieser ersten Epoche seines Wirkens, so finden wir den ganzen Reichthum und die Mannigfaltigkeit seiner Kunst bereits entwickelt; aber es überwiegt noch eine schlichte, objectiv und naiv den Erscheinungen der Wirklichkeit sich hingebende Auffassung. Am meisten erkennt man dies im Porträt,

Digitized by Google

wo die Klarheit der Töne, die frische Lebenskraft wetteifert mit der gesunden Auffassung von Meistern wie Miereveld, Ravesteyn und mit den früheren Bildern von Frans Hals. Doch zeichnet ein wunderbar goldiges Leuchten Rembrandts Bildnisse schon damals vor allen anderen aus. So die beiden köstlichen Pendants eines männlichen und weiblichen Bildnisses im Belvedere zu Wien, die um 1632 entstanden sein müssen; so mehrere treffliche Bildnisse in der Galerie zu Cassel, namentlich der Dichter Croll vom Jahre 1634, von sorgfältigster Ausführung mit meisterhaft gemalter Hand. Aus demselben Jahre ein männliches Brustbild, das den Künstler selbst mit einer Sturmhaube darzustellen scheint, ebenfalls von großer Feinheit und Vollendung; das Bildniß des Schreibmeisters Copenol, im Begriff sich eine Feder zu schneiden, in goldig klarem Helldunkel; das überaus feine poetisch aufgefaßte Porträt einer jungen Dame in gelbgrünlich schillerndem Gewande und dunkelgrünem pelzverbrämtem Ueberwurf, in der Hand eine Nelke haltend; sodann der angebliche Bürgermeister Six vom Jahre 1639, edel und vornehm aufgefaßt, in warmem Ton, und endlich das schon erwähnte Bildniß der Saskia, vielleicht in der Zeit ihrer Verlobung gemalt, eins der köstlichsten Frauenbildnisse, duftig und zart, von seelenvoller Anmuth.

Wie fröhlich der junge Meister damals in's Leben blickte, erkennt man am besten aus den beiden Selbstporträts des Berliner Museums, das eine vom Jahre 1634, in schwarzem Pelz und schwarzer Sammtmütze, das andere, offenbar aus derselben Zeit, mit schwarzem Sammtbarett und weißer Feder, um den Hals eine stählerne Halsberge und eine schwere goldene Kette. Der nicht eben schöne Kopf zeigt in seinen breiten, echt niederländischen Formen und dem üppigen krausen Haar jugendliche Vollkraft, die in übermüthiger Lust aus den geistreich kecken Zügen hervorleuchtet. Köstlich ist auch im Louvre das Selbstporträt vom Jahre 1633, von goldiger Feinheit des Tons; weiter eben dort eins vom Jahre 1634, nicht ganz so klar, dabei flüchtiger behandelt, und noch breiter und kecker, in einem glühenden Colorit eins aus dem Jahre 1637. Man sieht an all diesen Bildern, welche Freude der Künstler daran fand, sich und die geliebte Frau stets von Neuem darzustellen, und wie er aus seinem Kostümvorrath stets neue Varianten für Bekleidung und Schmuck dabei schöpfte.

Eins der Hauptwerke dieser Epoche ist aber die Anatomie des Professors Tulp, in der Galerie des Haag, vom Jahre 1632. Auch diese Gattung von Bildern, welche berühmte Anatomen am Secirtisch, umgeben von einer Schaar Zuhörer, darstellen, waren in Holland beliebt. Rembrandt aber schuf in seinem Werke das berühmteste und bedeutendste Bild dieser Gattung. Der gelehrte Professor steht demonstrirend vor einer männlichen Leiche, indem er das Ader- und Muskelgeflecht des linken secirten Armes darlegt. Sieben Zuhörer, nicht Jünglinge, sondern Männer in reifem

Digitized by Google

Alter, drängen sich in mannigfaltigem Ausdruck gespannter Erwartung von der andern Seite um den Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit. Der Zwang, welchen bei solchen Collectivbildern die Forderung einer möglichst gleichmäßigen Deutlichkeit in der Darstellung sämmtlicher Betheiligten dem Künstler aufnöthigt, ist auch hier, wie man an den beiden Figuren an der äußersten Linken bemerken kann, nicht ganz überwunden. Im Uebrigen aber welch freies mannigfaltiges Leben, welch vollendete Kraft der Charakteristik in allen diesen Köpfen! Wie ist jeder auch im Fleischton individuell behandelt, und wie sind sie alle im Licht abgestuft! Die größte Masse des Lichtes fällt auf den in wohlberechneter Verkürzung dargestellten Leichnam. Aber auch da zeugt es von hoher künstlerischer Einsicht, daß die unteren Partien von einem kräftigen Schlagschatten verhüllt werden. Das Bild ist mit jener liebevollen detaillirenden Sorgfalt gemalt, welche allen früheren Schöpfungen Rembrandts eigen ist, ohne daß darum die Gesammtwirkung an schlagender Kraft Einbuße erlitte. Es ist die Art, wie ein jugendliches Gemüth, voll Pietät für jedes Sonderleben naiv und objectiv der Welt der Erscheinungen sich hingebend, seine Werke gestaltet.

Geben uns diese Schilderungen einfacher Wirklichkeit eine klare Vorstellung von dem Ausgangspunkt der Rembrandtschen Kunst, so gewähren die zahlreichen religiösen Compositionen dieser ersten Epoche einen tiefen Blick in die reiche Welt seiner Phantasie. Er beginnt hier mit einer Reihe kleiner fast miniaturartiger Bilder, in denen die zierliche Sorgfalt der Ausführung wol noch an Elzheimer und Lastman erinnert, während die wunderbare Feinheit des Helldunkels, die Poesie des Lichtes und das subjectiv Stimmungsvolle weit über seine Vorgänger hinausgehen. Eins der köstlichsten Bilder dieser Art ist die Darstellung im Tempel von 1631 in der Galerie des Haag. Ein mystisches Halbdunkel erfüllt den Tempelraum, in dessen Mitte das mächtig hereinfluthende Licht die Gruppe der glückseligen Mutter mit dem Kinde, umgeben von staunenden und theilnehmenden Zuschauern, erkennen läßt; darunter die feierliche Gestalt der greisen Hanna und der im Uebermaß der Erregung auf die Kniee gesunkene Simeon, dessen ergreifender Ausdruck uns die Worte empfinden läßt: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn seine Augen haben deinen Heiland gesehen! Nicht minder köstlich ist in der Casseler Galerie die sogenannte Familie des Holzhackers, offenbar nichts anderes, als eine Darstellung der heiligen Familie, wie Rembrandt sie sich dachte. Hier ist, im Trotz gegen alle conventionelle Schönheit und typische Bedeutung, die schlichte Häuslichkeit des Zimmermanns Joseph geschildert. Die Mutter sitzt mit dem sie liebkosenden Kinde am behaglichen Kaminfeuer, wobei die sich wärmende Hauskatze nicht fehlt. Im Hintergrunde rechts sieht man einen Mann mit Holzspalten beschäftigt. So trivial diese Auffassung dem an die italienische Kunst gewöhnten Auge auf den ersten

Digitized by Google

Blick erscheinen mag, so poetisch wirkt doch auch hier der Zauber des darüber ausgegossenen Helldunkels, die Gemüthlichkeit eines von Glück verklärten Familienlebens. Ein drittes Bildchen dieser Art ist jenes vom Jahre 1640 im Louvre, eine geistvolle Variante desselben Themas. Hier sitzt die Mutter an der Wiege des Kindes, das sie eben herausgenommen hat, um es zu tränken, während eine alte Frau ihm liebkost. Ein volles Sonnenlicht fällt durch das breite Fenster, durch welches man draußen den Zimmermann bei seiner Arbeit erblickt. Noch köstlicher vielleicht ist ebendort das Bildchen vom Jahre 1637, welches die Familie des Tobias bei der Erscheinung des Erzengels darstellt. Auch das Bildchen des in Betrachtung versunkenen Philosophen vom Jahre 1633 in derselben Sammlung gehört in diese Reihe.

In all diesen Werken setzt Rembrandt das von Dürer Begonnene fort: er rückt die heiligen Gestalten auf den Boden alltäglicher Wirklichkeit, zwingt sie zu voller Menschwerdung, und zwar so, daß er sie in die scheinbar trivialen Formen des ihn umgebenden Lebens kleidet. Aber das ist dabei — wie in Dürer — das Große, daß er im zeitlich Begrenzten, local Bedingten das Ewige, für alle Zeiten Gültige enthüllt, durch die Kraft, Innigkeit und Wahrheit der Auffassung und durch die Poesie des Lichts und Helldunkels. Wie ergreifend diese Kunst zu wirken vermag, erkennt man namentlich an einer Reihe von Darstellungen aus der Passionsgeschichte, von denen die Kreuzabnahme aus dem Jahre 1633 in der Pinakothek zu München den Anfang macht. Wie im bewußten Gegensatz zu dem berühmten Rubensschen Bilde ist hier jeder Anklang an idealere Formgebung vermieden, aller Nachdruck auf die gewaltige Anspannung der fünf recht ordinär aussehenden Männer gelegt, welche den in sich zusammenknickenden Leichnam herablassen. Aber welche Poesie des Lichtes und welch erschütternde Wahrheit des Vorgangs, und wie hebt sich der Christuskopf, edler als sonst bei Rembrandt, von seiner Umgebung ab. In dem theilnehmenden Ausdruck der Zuschauer und in der Sorge um die ohnmächtig hingesunkene Mutter spiegelt sich die schmerzliche Tiefe des Ereignisses. Das Bild, von welchem sich eine größere Wiederholung mit einigen Varianten aus dem Jahre 1634 in der Ermitage (vormals in der Casseler Galerie) befindet, gehört zu einer Reihenfolge von Gemälden, welche er für den Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien ausgeführt hat. Rembrandt konnte die dafür ausgesetzte Summe, welche mäßig genug war, nur schwer erhalten. In den Briefen an den geschäftsführenden Secretär des Prinzen, den Dichter Constantin Huygens, spricht der Künstler bei allem Selbstbewußtsein doch mit einer Bescheidenheit von seinen Arbeiten und ist so mäßig in seinen Forderungen, daß dadurch allein gewisse Anschuldigungen auf Geiz und Habsucht, welche die Lästerchronik gegen ihn aufgebracht hat, in's Nichts zurückgewiesen werden. Zuerst ist von der Kreuzabnahme und der Kreuzaufrichtung die Rede,

Digitized by Google

welche 1633 vollendet wurden. Dann folgt die Grablegung, die Auferstehung und Himmelfahrt Christi, welche 1639 hinzukamen. Er sagt selbst, wie er sich bemüht habe, darin die natürlichste Bewegung zum stärksten Ausdruck zu bringen. Was den Preis betreffe, so meine er, für jedes Bild tausend Gulden beanspruchen zu dürfen, sollte aber der Prinz die Summe zu hoch finden, so sei er auch mit einem geringeren Honorar zufrieden, und werde wie für die früheren Bilder, so auch für diese sich mit einem Preis von sechshundert Gulden begnügen. Man solle die Bilder aber in ein recht starkes Licht und in eine gewisse Entfernung vom Auge hängen, dann würden sie schon ihre Wirkung thun. Aus Dankbarkeit für den ihm befreundeten Vermittler bietet er diesem ein Bild von 10 Fuß Länge und 8 Fuß Höhe an. Die ganze Reihenfolge, zu der als sechstes Bild noch die Geburt Christi kommt, befindet sich jetzt in der Münchener Pinakothek.

Andere bedeutende Arbeiten dieser Zeit sind, meistens aus der Casseler Galerie, durch den Napoleonischen Kunstraub nach Paris und von da in die Ermitage nach Petersburg gelangt. Zu den kleinen, mit großer Feinheit durchgeführten gehört der ungläubige Thomas vom Jahre 1634 und die Parabel vom Weinberge von 1637. Auch Abraham, der die drei Engel bewirthet, und Hanna, die ihren Sohn Samuel lesen lehrt (eine Wiederholung im Museum zu Berlin), sind Bilder, welche ungefähr derselben Zeit entstammen. Alles, was Rembrandt damals geschaffen, zeichnet sich durch große Bestimmtheit der Form, sorgfältige Durchführung und einen goldig klaren Ton aus. Das Sonnenlicht, das im Besitz der geliebten Frau sein Leben verklärte, leuchtet uns in schönem Wiederschein aus all seinen damaligen Schöpfungen entgegen.

Daneben gibt es nun aber eine Reihe von Bildern großen Maßstabes aus derselben Zeit, in denen der Meister zum ersten Male die Löwenklaue herausstreckt und mit gewaltiger, selbst dämonischer Macht die Leidenschaften entfesselt, die mit elementarer Wucht den Beschauer ergreifen. Den Stoff zu diesen Bildern nimmt er meistens aus dem alten Testament, und überwiegend ist es ein düsterer, puritanischer Geist, der sich in ihnen offenbart. Besonders scheint ihn die Geschichte Simsons zu solchen Schöpfungen angeregt zu haben. An der Spitze dieser Bilder steht die Blendung Simsons durch die Philister vom Jahre 1636 in der Casseler Galerie, ein Werk furchtbaren, ja kraß leidenschaftlichen Ausdrucks, von mächtigem Effect, das heroisch Trotzige einer ungebändigten Naturkraft noch im Unterliegen gegen brutale Gemeinheit, wahrhaft ergreifend. Dann aus dem folgenden Jahre 1637 im Museum zu Berlin das dämonische Bild, wo Simson seinem Schwiegervater droht, der das Haus vor ihm verschlossen hat. Der gemeine, hämische Kopf des Alten, der höhnisch aus dem Fenster blickt, der furchtbare Zorn in dem breiten, muskulösen, von einer wilden Lockenfluth umstarrten Kopfe des Ausgewiesenen, der die nervige Faust

Digitized by Google

drohend gegen ihn schüttelt, das sind Gegensätze von einer fast erschreckenden Kühnheit. Fälschlich hat man früher diese an einen Richard III. erinnernde dämonische Gestalt als Herzog Adolph von Geldern bezeichnet, der seinem alten, von ihm eingekerkerten Vater drohe. Was für ein Interesse hätte Rembrandt haben können, einen solchen Gegenstand zu behandeln! Die Zeit der profanen Geschichtsmalerei im modernen Sinne war damals noch nicht gekommen, und als Gegenstände der Historie kannte man nur die Bibel und die Antike.

Aus dem folgenden Jahre 1638 haben wir wieder eine Scene aus der Geschichte Simsons in dem großen, poesievollen Gemälde der Dresdener Galerie, in welchem man früher das Gastmahl von Ahasverus und Esther zu erkennen meinte. Es ist vielmehr das Hochzeitsmahl des Simson, bei welchem dieser den Philistern seine Räthsel aufgibt. Man erkennt deutlich an dem reichlichen Haarschmuck den Helden, und neben ihm die poetische, wie im traumhaften Glücksgefühl dasitzende Gestalt der jungen Frau, welcher der Künstler die Züge der Saskia geliehen hat. Ihr goldiges, mit einer phantastischen Krone bedecktes Köpfchen leuchtet als glänzender Mittelpunkt aus der Tiefe des halbdunklen Raumes hervor. Man sieht aus alledem, daß Simson mit seiner trotzigen Kraft damals eine Lieblingsfigur Rembrandts war. Auch das große Bild derselben Sammlung aus dem Jahre 1641, das Opfer Manoahs und seiner Frau, denen ein Engel die Geburt Simsons verkündigt hat, mit dem gewaltig packenden Lichteffect, gehört noch in diesen Cyclus.

Wie sehr inzwischen das Helldunkel und die Lichtwirkung um jeden Preis bei dem Meister die frühere, mehr objective Darstellungsweise verdrängt hatte, erkennt man an keinem Bilde so sehr wie an der berühmten Nachtwache des Museums zu Amsterdam (1642). Schon die wunderliche, völlig unpassende Benennung, welche an diesem Werke haftet, beweist, daß der fahlgelbliche Lichtschimmer, der die Gestalten umfließt und sie aus dem Dunkel des hohen, hallenartigen Raumes, in welchem sie uns vorgeführt werden, heraushebt, etwas Erkünsteltes haben muß. In Wahrheit handelt es sich keineswegs um eine Nachtwache, sondern um den einfachen Auszug einer Schützengesellschaft, unter Führung des Capitäns Frans Banning Cock. Schwerlich gibt es in der gesammten neueren Malerei ein Werk, das diesem Bilde an schlagender Wirkung gleichkommt. Schützenauszüge zu malen war nichts Neues mehr in der holländischen Malerei. Man suchte dadurch das stets wiederkehrende Thema der Schützenbilder mannigfacher zu gestalten. Auch Frans Hals hat solche Werke gemalt, namentlich jenes große Bild vom Jahre 1639, das ebenfalls eine Schützengenossenschaft im Begriff des Ausmarsches darstellt. Aber bei all diesen älteren Bildern ist die Anordnung eine seitliche, in der Profilstellung, so daß der Zuschauer den Eindruck gewinnt, als ob der Zug an ihm vorbei zöge. Ganz anders bei Rembrandt. Die Gestalten

Digitized by Google

kommen aus der Tiefe der Halle in vehementer Bewegung gerade auf den Beschauer los, und da das Bild in seiner jetzigen Aufstellung die ganze Höhe des Raumes füllt, so daß der untere Rand auf den Fußboden stößt und der Fußboden des Bildes wie eine Fortsetzung desjenigen erscheint, auf welchem man sich befindet, so ist die Wirkung eine so frappante, daß man unwillkürlich zurückweicht, um dem heranmarschirenden Haufen Platz zu machen. Und welche fast tumultuarische Lebendigkeit hat diese Menschen ergriffen! In der Mitte schreitet, vornehm in Schwarz gekleidet, der Hauptmann, lebhaft gesticulirend in der Unterhaltung mit seinem Lieutenant, einer etwas verkümmerten, ganz in Gelb gekleideten Figur. Während sodann an der einen Seite ein Trommler lebhaft seine Schlägel rührt, andererseits der Sergeant seine Muskete ladet und den Hintergrund ein dichtes Gewimmel von Gestalten füllt, unter denen der Fähnrich mit hoch emporgehaltenem Banner sich besonders geltend macht, fehlt es auch nicht an Figuren, deren Action und Bestimmung schwer zu erklären ist. Das ganze Bild ist nur auf Lichtwirkung componirt, diese aber von so schlagender Gewalt, daß das Auge zuerst wie geblendet ist und erst allmählich die in dem Dunkel fast verschwindenden Figuren erkennen lernt. Vergleicht man das Bild mit der zehn Jahre früher entstandenen Darstellung des Anatomen Tulp, so erkennt man sofort, wie bei Rembrandt die ruhige Objectivität seines früheren Realismus sich zu einer völlig phantastischen Stimmungsmalerei umgewandelt hat. Auf diesem Wege sollte fortan die Kunst des Meisters immer rücksichtsloser fortschreiten und bis an die äußersten Grenzen eines kühnen Subjectivismus gelangen. Andererseits aber ist nicht zu verkennen, daß dieses fast dämonisch glühende Licht, das frappant Momentane der Bewegungen, die concentrirte Gewalt der gesammten Erscheinung eine Wirkung hervorbringen, wie sie kein Anderer solchem Gegenstande zu entlocken vermochte, und zwar einfach deshalb, weil hier ein großer Poet, ein Zauberer im Reiche des Lichtes, der nicht blos wie seine Vorgänger und Genossen im engen Kreise des einfach Zuständlichen sich bewegt, sondern in dem weiten Gebiete des alten und neuen Testaments, in Landschaft und Menschenleben sich umgethan, die ganze Tiefe seiner Anschauung, den Reichthum seines Geistes in das schlichteste Alltagsthema ergossen hat. Die malerische Behandlung zeigt jene höchste Vollendung, welche jedes Einzelne mit seiner specifischen Localfärbung aufgehen läßt in dem Alles überfluthenden Gesammtton. Eine höhere Verklärung des rein Stofflichen der Farbe läßt sich nicht denken. — Wol aber kann man sich vorstellen, daß den wackeren Bürgerschützen Hollands es weit weniger auf solche künstlerische Eigenschaften ankam, als auf möglichst klare und möglichst gleichbedeutsame Darstellung jedes einzelnen Bürgerwehrmannes. Diese Tendenz fand in solchen Bildern, wie dem berühmten Schützenmahl van der Helsts von 1648, das der Nachtwache Rembrandts in demselben Raume gegenüberhängt, eine ganz

Digitized by Google

unvergleichliche Erfüllung. Kein Wunder, daß beinahe zwanzig Jahre vergingen, ehe Rembrandt mit einer ähnlichen Aufgabe betraut wurde.

Das Jahr 1642 bildet mit Saskias Tode einen scharfen Einschnitt im äußern wie im innern Leben des Meisters. Die ungetrübte Heiterkeit der Jugend, die noch nichts von den Schmerzen des Lebens weiß, hat ein Ende. Finstere Schatten ziehen heran und lagern sich immer dichter um ihn. Zwar vermögen sie die Lust am künstlerischen Schaffen nicht zu ersticken, vielmehr werden wir sehen, daß selbst in den trübsten Tagen und bei den schwersten Schlägen des Geschicks seine trotzige Kraft sich aufrecht hält und seine fleißige Hand unablässig neue bedeutende Werke hervorbringt. Aber es fällt etwas von den düstern Schatten seines äußeren Lebens auch in seine Werke, der ehemals so goldig klare Ton wird allmählich trüber und schwerer.

In seinem großen Hause lebte Rembrandt, mit 35 Jahren Wittwer, allein mit dem einzigen Kinde, dem letzten Zeugen seines kurzen ehelichen Glückes. Leider erfahren wir lange Zeit von seinem häuslichen Leben so gut wie nichts. Um den Ausgang der vierziger Jahre verkehrte er vielfach mit dem jungen, reichen Kunstliebhaber, Jan Six, der nachmals Bürgermeister von Amsterdam wurde. Im Jahre 1647 hatte er ihn in jener köstlichen Radirung dargestellt, am Fenster stehend in das Lesen eines Schriftstücks vertieft, die Gestalt und der ganze Raum vom klarsten Sonnenlicht durchfluthet. Rembrandts Haus auf der Breedstraat zeugte von der Wohlhäbigkeit eines stattlichen, gediegenen Bürgerhauses. Seine Kunstwerke, Gemälde wie Radirungen, waren allgemein begehrt und wurden zu immer höheren Preisen bezahlt. Dennoch finden wir den Meister schon 1653 in bedrängter Lage, so daß er gezwungen ist, Summen von über 8000 Gulden aufzunehmen. Es ist schwer, die Gründe dafür klar zu ermitteln. Allerdings mag seine Sammlerlust ihn oft zu bedeutenden Ausgaben verführt haben, wie er denn einmal auf einer Versteigerung für vierzehn Stiche des Lucas von Leiden 1400 Gulden gab. Auch war er gewiß als echte Künstlernatur nicht sehr praktisch in ökonomischen Dingen. Und dies mag für ihn um so verhängnißvoller geworden sein, als seinem Hauswesen seit Saskias Tode die sorgliche Aufsicht einer Hausfrau fehlte. Dennoch kann dies Alles nur in zweiter Linie gewirkt haben, denn sonst hätten schwerlich die mütterlichen Verwandten seines Sohnes Titus eingewilligt, daß er das Vermögen desselben auch ferner verwaltete. Entscheidender war wol der 1652 ausgebrochene Krieg mit England, der trotz der Anstrengungen Tromps und de Ruyters das Land an den Rand des Abgrunds brachte und eine der schlimmsten Handelskrisen herbeiführte. Wie einfach die Lebensbedürfnisse Rembrandts waren, wird ausdrücklich durch Houbraken bezeugt, der von ihm sagt, daß er kein Mann war, der

Digitized by Google

viel im Wirthshaus und in Gesellschaft verzehrte und noch weniger daheim, da er nur bürgerlich lebte und bei der Arbeit oft nur mit einem Stück Brod und Käse oder nur mit einem Pökelhäring seine Mahlzeit hielt.

Man sieht auch daran, daß ihm die Pflege einer sorglich liebenden Gattin fehlte, dagegen wirft eine andere Nachricht aus dem Jahre 1654 ein schmerzliches Licht auf seine häuslichen Zustände. Im Juni nämlich wurde seine Haushälterin Hendrickie Jaghers durch den Kirchenvorstand der reformirten Gemeinde vor das geistliche Gericht geladen, weil sie mit ihrem Herrn in einem anstößigen Verhältnisse lebte. Sie stellte sich erst auf die vierte Mahnung, bekannte sich schuldig, wurde darüber „ernstlich gestraft, zur Bußfertigkeit ermahnt und zum Tisch des Herrn nicht zugelassen". Im Herbst kam ein Mädchen zur Welt, welches in der Taufe den Namen Cornelia erhielt und von Rembrandt anerkannt wurde. Schlimmer als alles dieses brach im Juli 1656 der völlige finanzielle Ruin über Rembrandt herein. Im folgenden Jahre fand die gerichtliche Versteigerung seines Mobiliars und der reichen Sammlungen statt. Mit welch bittrem Schmerz mochte der Meister Alles, was er in langen Jahren mit Lust und Liebe zusammengebracht, in alle Winde zerstreuen sehen. Wie herb mußte für ihn, den unabläßig Schaffenden, rastlos Arbeitenden, die Erfahrung sein, daß er trotz allen Fleißes die Katastrophe nicht abzuwenden vermochte. Dennoch hat der schwere Schlag keinen Augenblick seinen stolzen Nacken gebeugt, selbst da nicht, als all die reichen Schätze, welche sein Haus umschloß, nur die verschwindend geringe Summe von 4664 Gulden bei der Versteigerung eintrugen. Und doch waren über fünfzig Bilder von seiner eignen Hand dabei! Vergleicht man dies kümmerliche Ergebniß mit den Hunderttausenden, welche für den Rubens'schen Nachlaß erzielt wurden, so erkennt man deutlich die Spuren der allgemeinen Calamität, unter der das Land seufzte und die auch Rembrandt so weit gebracht hatte. Und doch blieb er unverzagt. Wie wir aus den schlimmsten Zeiten dieser Krisis eine Reihe der herrlichsten Werke von ihm besitzen, so faßte er auch für das äußere Leben rasch seine Entschlüsse. Er bezog mit seinem Sohn Titus eine bescheidene Wohnung, und so energisch arbeitete er, daß er bei sparsamster Lebensführung binnen zehn Jahren seine Schulden getilgt und seinem Sohn das mütterliche Vermögen ersetzt hatte. Sein Haus war am 1. Februar 1658 für 11,218 Gulden verkauft worden.

Es ist interessant, aus dem gerichtlichen Inventar, welches über seine gesammte Habe aufgenommen wurde, die reiche Ausstattung des Hauses sich zu vergegenwärtigen. Im Vestibul befanden sich unter andern 24 Gemälde, darunter 14 von Rembrandt. Im Vorzimmer waren wiederum, unter vielen andern, 16 Bilder des Meisters. Ebenso war es im Saal, wo namentlich ein Giorgione, ein Rafael, ein Palma vecchio und andere

Digitized by Google

italienische, aber auch holländische Bilder angeführt werden. Dazu kam ein reiches Mobiliar, Tische, Sessel, Spiegel, von Nußbaum und Ebenholz, prächtige Teppiche und Sammtkissen. In der Kunstkammer befanden sich Statuetten in Porzellan, Marmor und Gips, Büsten von römischen Kaisern, von Homer, Sokrates, Aristoteles, ferner Globen, Mineralien, Muscheln, Vögel, chinesische und japanische Porzellane, Waffen und Rüstungen aller Art, venetianische Gläser u. s. w. Ferner nicht weniger als 60 Mappen mit Zeichnungen und Stichen, darunter nicht blos Werke von Lucas von Leiden, Schongauer, Holbein, Rembrandt, Rubens, van Dyck, sondern auch von Rafael, Michelangelo, Tizian, den Caracci, Guido Reni und andern Italienern. Man sieht, daß Rembrandt vielseitig genug war, um auch das ihm Fremdartige, ja Entgegengesetzte zu schätzen. Auch Dürers Buch von den Proportionen wird erwähnt. Von seinen eignen Bildern sind besonders hervorzuheben die große Kreuzabnahme und die Danae, jetzt beide in Petersburg, sowie die merkwürdige Allegorie von der Eintracht des Landes, seit 1867 im Museum zu Rotterdam. Fernerhin sah man im Kunstkabinet antike, indische, türkische Waffen, musikalische Instrumente, kostbare Teppiche und Prachtstoffe, Abgüsse nach der Antike, worunter namentlich der Laokoon. Erwägt man, daß über 50 Bilder Rembrandts sich im Hause befanden, so wird man wol annehmen müssen, daß in den letzten Jahren seine Einnahmen nur dürftig gewesen waren. Nicht minder illustriren die 3 Hemden, 6 Taschentücher und 12 Servietten seine häuslichen Zustände.

Im Jahre 1665 wurde Rembrandts Sohn Titus für mündig erklärt, heirathete im folgenden Jahre seine Base Magdalena van Loo und ließ sich als Kunsthändler nieder. Aber nach zwei Jahren bereits hatte der Vater den Schmerz, diesen einzigen Sohn, das letzte Vermächtniß aus seinen glücklichen Zeiten, beerdigen zu müssen. Immer düstrer, so scheint's, und einsamer werden die letzten Tage des Meisters. Wenn man seine Selbstporträts aus dieser Zeit, z. B. dasjenige im Louvre von 1660 oder jenes sorgfältiger ausgeführte im Belvedere zu Wien, mit denen seiner früheren Jahre vergleicht, welche tiefe Furchen von Gram und Mühsal, welche düstere Schatten, welch trotziger, fast wilder Ausdruck spricht hier von den gewaltigen Veränderungen, welche die eiserne Faust des Schicksals auf diese Züge gedrückt. Nur spärliche Nachrichten sind uns von seinem Leben aus den letzten Jahren erhalten. Er verkehrte, so erzählt Houbraken, im Herbste seines Lebens wol meist mit gemeinen Leuten und solchen, welche die Kunst ausübten. Vielleicht hat er Gratians Regeln der Lebenskunst gekannt, denn der sagt irgendwo: Es ist gut mit hervorragenden Personen zu verkehren, um so wie sie zu werden; aber wenn man das geworden ist, muß man sich zum Mittelmäßigen halten. Und er gab als Grund an: Wenn ich meinen Geist ausspannen will, dann suche ich nicht Ehre, sondern Freiheit.

Digitized by Google

In den letzten Jahren scheint er sich noch einmal verheirathet zu haben, denn er hinterließ eine Wittwe, Katharina van Wyck, mit zwei Kindern; aber wir wissen nichts von dieser zweiten Frau, denn das Dunkel, welches mehr und mehr Rembrandt umhüllt, umgibt auch ihre Gestalt, so daß sie erst kürzlich durch eine neuerdings entdeckte Urkunde an's Licht getreten ist. Als der Meister, mehr von Arbeit und Sorgen als von den Jahren aufgerieben, am 8. October 1669 in seiner Wohnung auf der Rosengracht, gegenüber dem Doolhof, starb, deutete kein Akt der öffentlichen Theilnahme an, daß Holland seinen größten Künstler verloren hatte. Die Begräbnißkosten betrugen fünfzehn Gulden, eine für jene Zeit keineswegs geringe Summe; aber welch ein Abstand, wenn man dieses Ende mit dem Hinscheiden von Rubens vergleicht. Dort beim Verlöschen eines fürstengleichen Künstlerdaseins die allgemeine Theilnahme, die weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinausging; hier das stille Verlöschen einer unscheinbaren demokratisch-bürgerlichen Existenz, die gleichwol in der Kunst eine neue Welt entdeckt und mit großartiger, nimmer ermüdender Kraft Wunderwerke dieses neuen Stiles hervorgebracht hatte. Amsterdam hat seinem großen Mitbürger 1852 ein ehernes Standbild errichtet. Bedeutender aber ist das Denkmal, das der Meister sich selbst in der großen Arbeit seines Lebens geschaffen hat.

Wir können aus der fast unabsehbaren Reihe seiner späteren Werke nur einige der wichtigsten hervorheben; aber selbst eine kurze Uebersicht des Bedeutendsten wird von dem Reichthum seiner Phantasie und dem Fleiße seiner Hand genügendes Zeugniß ablegen. Abgesehen von den später zu erwähnenden Radirungen, ist auch die Reihe seiner größeren und kleineren Oelgemälde, deren man über dreihundert zählt, eine überaus beträchtliche. Die Ermitage in Petersburg besitzt allein 40 Bilder seiner Hand, die Galerie in Cassel trotz der französischen Beraubung noch immer 29, die Dresdener Galerie 20, die Münchener Pinakothek 16, das Wiener Belvedere 9, die Sammlung des Louvre 16, die Berliner Galerie 9 (denn von den Erwerbungen aus der Suermondt'schen Galerie vermag ich nur das Bildniß eines Rabbiners von 1645 ihm zuzuschreiben), die Galerie zu Braunschweig 10, die Londoner Nationalgalerie 10. Am wenigsten ist heut zu Tage von seinen Werken in Holland zu finden; doch besitzt die Sammlung im Haag 5, das Museum in Amsterdam nur 2, aber dafür auch Hauptwerke des Meisters. Von den Privatsammlungen Hollands bewahrt die der Familie van Six die trefflichen Porträts des Bürgermeisters Six und seiner Gemahlin. Rembrandt hat seine Werke sehr häufig nicht blos mit seinem Namen, sondern auch mit der Jahreszahl bezeichnet, so daß man bei wenigen Meistern so sicher über den Entwickelungsgang unterrichtet ist wie bei ihm. Wir fanden nun in der

Digitized by Google

ersten Epoche schon das Fortschreiten von der ruhig klaren, mehr objectiven, porträtartigen Darstellung zu einer völlig subjectiven, stimmungsvollen Auffassung, welche in der Anwendung eines künstlich gesteigerten Lichtes und eines magisch wirkenden Helldunkels ihren Ausdruck suchte. In freien Compositionen mußte diese Richtung, die sich immer schärfer, ja man darf sagen einseitiger herausbildete, im Ganzen anziehender und ergreifender wirken, als in Bildnissen, wo die Gefahr nahe lag, der einfach schlichten Wirklichkeit dadurch zu nahe zu treten. In der sogenannten „Nachtwache" hatte diese Auffassung bereits ihren Höhepunkt erreicht. Aber seit den vierziger Jahren sehen wir den Meister in dieser Tendenz immer energischer vorgehen. Statt der zumeist noch sorgfältigen, bis in's Einzelne dringenden Ausführung der früheren Zeit, die nicht selten eine fast miniaturhafte Feinheit erreicht, tritt nunmehr eine breitere, derbere Behandlung immer entschiedener hervor. Es ist gegenüber der liebevollen, jugendlichen Freude an allem Detail die ernstere Auffassung des reiferen Mannesalters. Mit markiger Wucht tritt hier nur das Wesentliche vor uns hin in gewaltiger Kühnheit und freier Sicherheit der Hand, in pastosem Auftrag der Farbe, in einer Wirkung, bei welcher die mächtige Gluth der Lichtmassen noch gehoben wird durch die immer mehr in's Düstere strebende Nacht des Helldunkels.

Wo Rembrandt in dieser Zeit Bildnisse malt, erreicht er selten mehr den zarten Schmelz der wundervollen Frauenporträts der früheren Zeit. Mit Saskias Hinscheiden ist aus seinem Leben der holde Reiz weiblicher Anmuth verschwunden. Um so gewaltiger dagegen wirkt er in der Darstellung männlicher Kraft, deren Charakteristik nicht selten bis in's Herbe und Düstere sich steigert. Wir wollen nur an das herrliche Porträt eines alten Rabbiners vom Jahre 1654 in der Galerie zu Dresden und an das andere ungefähr aus derselben Zeit stammende Greisenporträt in derselben Sammlung erinnern; ferner an mehrere effectvolle, breit und kühn gemalte Bilder der Galerie zu Cassel, an eine Anzahl von Bildern der Ermitage, an mehrere Werke in der Sammlung des Louvre, im Belvedere u. s. w.

Aus dem Kreise der biblischen Darstellungen gehört hierher die heilige Familie vom Jahre 1645 mit den wunderlichen sechs Engeln, in der Ermitage, eine der gemüthlichsten Schilderungen dieses Themas; sodann der barmherzige Samariter vom Jahre 1648 in der Sammlung des Louvre, ein Bild von energischer Lichtwirkung; ferner in der Galerie zu Cassel das große Meisterstück vom Jahre 1656, Jakob, der die Söhne Josephs segnet, voll Wahrheit und Innigkeit des Ausdrucks, aber in den Schatten schon grau und trüb; aus demselben Jahre das prächtige Bild im Städelschen Institut zu Frankfurt, welches die Parabel vom Weinberge darstellt. In den späteren Jahren zeigt sich eine zunehmende Düsterkeit des Colorits, dessen früher so goldig klare Töne sich in's

Digitized by Google

Schmutzige verwandeln; immer ergreift aber der Meister noch durch die erstaunliche Wahrheit und Tiefe des Ausdrucks. In diese Reihe gehören Joseph, der durch Potiphars Frau angeklagt wird, aus dem J. 1654, in der Galerie der Ermitage; Christus von zwei Soldaten ergriffen, um gegeißelt zu werden, aus dem folgenden Jahre, im Museum zu Darmstadt; Moses, der die Gesetztafeln zerschmettert, vom Jahre 1659, in der Galerie zu Berlin, und ebendort Jakob mit dem Engel ringend, ungefähr aus derselben Zeit. Es ist gewiß bezeichnend, daß gerade in den Jahren seiner schweren ökonomischen Krisis eine große Anzahl trefflicher Werke in Gemälden und namentlich auch in Radirungen entstanden sind. Wenn aus der Umdüsterung seiner äußeren Lage immer schwerere Schatten in seine Schöpfungen fallen, wer wird sich darüber wundern.

In seinen letzten Lebensjahren wagt die Kunst Rembrandts jenen äußersten Schritt, den um dieselbe Zeit ungefähr auch Frans Hals gethan hat: ein Schritt, den niemals die Jugend in ihrer ungebrochenen Lebens- und Farbenfreude, den immer erst das ernstere Alter findet. Es ist das Abthun jener bestechenden Farbenpracht, das Zurückführen all der im fröhlichen Lichte des Tages spielenden coloristischen Lust zu entsagungsvoller Einfachheit, mit einem Worte, der Uebergang, wenn man den Ausdruck gestatten will, von Polychromie zur Monochromie. Solche Werke muthen uns an, wie die Resignation des ernsten, in des Lebens Schule schwer geprüften Mannes. Noch ist er kräftig genug, um die Welt der Erscheinungen scharf und sicher zu erfassen, ja mit wuchtigerer Gewalt sie zu schildern als je zuvor. Aber die bunte Fülle des Lebens, die ihn in jüngeren Tagen fesselte und mit deren farbenfrischer Darstellung er uns entzückte, sie hat für ihn den Reiz verloren. Mit dem Salomonischen „Alles ist eitel" wendet er sich von dem heitern Tand hinweg zu einer fast ascetischen, puritanisch ernsten, selbst düstern Auffassung. Zu Hülfe kommt dieser Richtung das Schwarz der damaligen Männertracht, aus welcher nur das Weiß des breiten Kragens hervorleuchtet, dies wieder als Einfassung des Kopfes, dessen derbe, oft unschöne, aber stets charaktervolle Züge in einem glühenden Goldtone vor uns hintreten. Oft scheint aus diesem unendlich einfachen, aber warmen und intensiven Fleischton es wie von innerlich mühsam verhaltener Leidenschaft hervorzublitzen. Das tiefe Schwarz der Gewänder und das Dunkel des Hintergrundes läßt diese Carnation noch frappanter erscheinen.

Mit solcher äußersten Vereinfachung der Farbenskala geht eine nicht minder große Reduction in der darstellenden Technik Hand in Hand. Der früher bei aller Freiheit doch sorgfältig detaillirende Pinsel fegt jetzt, von einer verwegenen Meisterfaust geführt, wie ein Sturm über die Leinwand und schleudert in unglaublich pastosem Auftrag mit wenigen breiten Würfen etwas hin, das in der Nähe betrachtet wie ein Schneegestöber von wilden Klexen aussieht, in der richtigen Entfernung aber das Antlitz

Digitized by Google

mit seinen charakteristischen Zügen voll unnachahmlicher Lebensgewalt uns enthüllt. Die Kunst ist hier auf dem Punkte angelangt, wo sie ohne Umschweif, mit souverainer Verachtung jedes nebensächlichen Details direct auf's Wesen der Sache losgeht, dieses dann aber mit ungeheurer Wucht in's Herz trifft. Ein unglaublicher Reiz höchster malerischer Vollendung, die stimmungsvolle Kraft einheitlichen Tones, die Poesie des vollendeten Helldunkels liegt oft mit magischer Anziehung auf diesen grandiosen Schöpfungen.

Meistens sind die Werke dieser Gattung mäßigen Umfanges, und in der Regel schildern sie uns die Vorsteher der Gilde oder auch die Regenten einer Wohlthätigkeitsanstalt in ernster Berathung. Wir fühlen vor diesen Bildern, daß die Zeit selbst anders geworden. Die tapferen Männer, die ehedem auf den Schützenstücken sich uns in frischer Jugendlust als Helden thatkräftigen Handelns und Genießens zeigten, sie wurden älter und ernster. Sie versammelu sich jetzt, schon etwas gebeugt von der Last der Erfahrung, wie der Jahre, nicht mehr zum fröhlichen Auszug, zu heiterem Gelage, sondern zu stillem Rathschlagen. Dazu stimmt denn auch das ehrbare Schwarz der Gewänder, der ernste Ton des Ganzen. Aber in den Köpfen blitzt oft etwas auf, das uns daran gemahnt, daß wir in dieser Wandlung vielleicht einen künstlerischen Rückschlag jener heftigen politischen und religiösen Parteikämpfe zu erkennen haben, welche schon in der Blüthezeit seiner Macht das Land zerrissen und dem starren calvinistischen Geist auf lange den Sieg über die milderen Auffassungen verschafften.

Dieser Art sind nicht blos die beiden Regentenstücke von Frans Hals aus dem Jahre 1664, in Haarlem, sondern vor Allem das wunderbare Bild der Staalmeister im Museum zu Amsterdam, welches Rembrandt im Jahre 1661 schuf. Nur ein ruhiges Beisammensein würdiger Männer zu geschäftlicher Berathung; aber eine Großartigkeit der Charakteristik, ein schlichter Ernst des Ausdrucks, daß man auf die wichtigsten Staatsverhandlungen schließen möchte, Alles in größter Breite, Kraft und Freiheit hingestellt, die Gestalten wie von Licht umfluthet, wie in Luft getaucht; die schwarzen Gewänder, die weißen Kragen, die klaren Köpfe voll individuellen Lebens, dazu der rothe Teppich, das ist ein Ganzes voll markiger Tiefe, von souverainer Macht festgeschlossener Wirkung. Vor solchen Werken erkennt man, daß dies die eigentlichen Historienbilder der holländischen Kunst sind. Es ist Rembrandts Einfluß, zu dem sich der von Frans Hals gesellt, daß jene Vereinfachung der malerischen Mittel, jenes Vorherrschen eines aus wenigen Farben zusammengestimmten Accordes voll ruhiger Würde und Feierlichkeit fortan den Grundzug der holländischen Malerei bildete. Auch in den späteren Werken van der Helsts (Museum und Rathhaus zu Amsterdam) ist dieser Einfluß unverkennbar.

Am wenigsten erfreulich ist Rembrandts Kunst in den Darstellungen

Digitized by Google

der nackten menschlichen Gestalt, die er bisweilen gewagt hat. Hier predigt er das Evangelium der Häßlichkeit meist bei Gelegenheiten, wo weder geistige Bedeutung noch seelischer Ausdruck für das, was an sinnlicher Schönheit fehlt, entschädigen. Es ist als ob er hier mit Vorliebe, besonders bei weiblichen Körpern, die Gemeinheit unschöner und verbrauchter Formen in's Licht setzen wollte. Solchen Darstellungen gegenüber steht selbst die große Fortuna von Dürer fast wie eine Schönheit da. Bisweilen nimmt er dabei als Vorwand irgend eine klassisch mythologische Scene. Wo dies in so unzweideutig humoristischer Auffassung geschieht, wie bei dem Ganymed der Dresdener Galerie, dem bei der Entführung durch den Adler nicht blos dicke Thränen das häßliche Gesicht noch mehr entstellen, sondern auch sonst etwas Menschliches oder Kindliches passirt, läßt man sich die Parodie gern gefallen. Aber bei andern Werken, wie der Danae in der Ermitage, gehören allerdings die ganzen Wunder Rembrandtschen Helldunkels dazu, um die Darstellung erträglich zu machen. Anziehender ist die badende Susanna vom Jahre 1637 in der Galerie des Haag, die noch die feinere und sorgfältigere Behandlung der früheren Zeit verräth. Einmal hat Rembrandt auch zu allegorischer Composition gegriffen, um ein Ereigniß der zeitgenössischen Geschichte zu schildern: in der höchst merkwürdigen genialen Skizze des Museums von Rotterdam vom Jahre 1648, welche die Einigung der verbündeten Provinzen („de eendracht van het land") verherrlicht. Links sieht man einen ruhenden Löwen, von zwei Ketten gefesselt, davon die eine in eine Mauer festgeschmiedet ist, auf welcher das Wappen von Amsterdam prangt, mit der Devise: Soli deo gloria, während die andere Kette am Thron der Gerechtigkeit befestigt ist. Den Löwen umgeben die Wappen der vereinigten Provinzen. Im Vorder- und Mittelgrund Krieger zu Fuß und zu Roß, welche sich zum Unabhängigkeitskampf vorbereiten; im Hintergrunde tobt die Schlacht, und der Feind beginnt zu fliehen. Also selbst ein Rembrandt greift bei solchem Thema zu einem emblematischen Allegorisiren, wie es jener Zeit eigen war; aber die gewaltig hinreißende Kühnheit, die geniale Kraft und frappante Lichtwirkung machen den Eindruck zu einem hochbedeutenden. Einen Auftrag aber zur Ausführung der Skizze hat er nie erhalten, und bei der Versteigerung seiner Kunstsachen befand sich der Entwurf in seiner Wohnung.

Von höchster Poesie ist endlich die Kunst des Meisters, wo sie sich landschaftlicher Schilderung zuwendet. Hier steht er nicht blos ebenbürtig neben Rubens als einer der Ersten, welche die landschaftliche Schilderung aus der erstickenden Ueberfülle botanischen Details zur vollen Poesie einheitlicher Stimmung erhoben haben, sondern Rembrandt geht darin noch einen Schritt über Rubens hinaus, indem er aus den einfachsten Elementen holländischer Flachlandschaft durch die Poesie des Helldunkels Stimmungsbilder von ergreifender Innigkeit gestaltet. Die Casseler

Digitized by Google

Galerie besitzt nicht weniger als fünf Landschaften des Meisters; darunter eine kleine originelle Winterlandschaft mit einigen Schlittschuhläufern, ein feines Bild von tiefem Ton. Hochpoetisch ist eben dort eine andere Landschaft, die auf einer Anhöhe die Ruinen eines Schlosses zeigt. Dunkel setzt sich die Landschaft gegen einen vom Sturm reingefegten Abendhimmel ab; vorn sieht man die letzten schwarzen Wolken abziehen. Dies Bild sowie ein anderes, wo eine Felsenhöhle die Durchsicht auf eine Landschaft gewährt, deuten auf Studien in den gebirgigen Gegenden der benachbarten Rheinlande, welche Rembrandt wol einmal durchwandert hat. Noch zwei andere Landschaften befinden sich in Cassel, von denen die eine ebenfalls eine Gebirgsgegend schildert. Ein Bild von reicherer Composition ist die Landschaft der Galerie zu Braunschweig, wo die durch Gewitterwolken hervorbrechende Sonne eine hochgelegene Stadt und einen prächtigen Wasserfall bescheint, während ein Gebirge den Horizont schließt. Hier ist das Walten der elementaren Mächte mit fast dämonischer Kraft geschildert. Kaum hat je ein anderer Künstler ergreifender die gleichsam leidenschaftlichen Stimmungen des Naturlebens aufgefaßt. Eine gebirgige Gegend mit kraftvoller Beleuchtung sieht man auch in der Ermitage. Im Vordergrunde ist Christus mit den beiden Jüngern auf dem Wege nach Emmaus als Staffage dargestellt. Von sonniger Klarheit ist ebendort das Seestück mit vier Booten, die das leicht bewegte Element beleben.

Wie es für die Kunst des Meisters nichts zu Geringfügiges gab, beweisen zwei Bilder im Louvre, wo er mit genialer Keckheit einmal (1633) ein geschlachtetes Schwein, das andere Mal (1655) einen geschlachteten Ochsen dargestellt hat: Wunder einer breiten machtvollen Pinselführung.

Es bleibt noch übrig, nachdem wir den Maler kennen gelernt, auch dem Radirer Rembrandt einige Bemerkungen zu widmen. Es war seit den Tagen Martin Schöns und Albrecht Dürers die besondere Eigenthümlichkeit der nordischen Kunst, bei dem Mangel an öffentlichen Aufträgen, durch welche im Gegensatz zum Norden die italienische zur Entfaltung einer großräumigen monumentalen Malerei geführt wurde, die Fülle ihrer inneren Anschauungen und den Reichthum ihrer Phantasie mit den bescheidenen Mitteln des Grabstichels und der Radirnadel zu enthüllen. An Stelle der mühsameren Arbeit des Grabstichels trat schon durch einzelne Versuche Dürers die leichter und rascher arbeitende Radirnadel, die mit Beihülfe der Aetzung durch Scheidewasser ihre zauberhaften Wirkungen gewann. Je mehr die Malerei coloristisch wurde, je höher sie in der Entwickelung der Luftperspective, des Tons, des Helldunkels gelangte, desto siegreicher erhob sich die Radirung. Sie wetteifert in der Poesie des Lichtes mit den Wirkungen der Gemälde, die bei Rembrandt

Digitized by Google

im Laufe der Entwickelung ja ebenfalls dahin streben, die Localfarben gleichsam von Luft und Licht auflösen und verzehren zu lassen. Während die farbenreichen und formgewaltigen Bilder eines Rubens durch eine ganze Schule von Kupferstechern mit dem Grabstichel wiedergegeben wurden, hatte Rembrandt unabläßig zu thun, die Welt seiner äußern und innern Anschauungen durch die Radirnadel zu vollem Leben zu entbinden. Man zählt nicht weniger als 377 Blätter von seiner Hand, und mit Recht gelten diese Werke seines intimsten Schaffens zu den köstlichsten und kostbarsten Erzeugnissen dieser Gattung. Alle Zweige der Darstellung, die ihn auch in seinen Gemälden beschäftigen, altes und neues Testament, Porträts, Genreſcenen, Studien aller Art, Landschaftliches breiten sich hier in mannigfaltigem Wechsel aus. Schon in den frühesten Radirungen sieht man seine Nadel bald mit größter Feinheit und Sorgfalt den einfachen Erscheinungen des Lebens nachgehen, wie in den drastischen Bettlerstudien, bald in Darstellungen wie Simeon im Tempel, der Beschneidung Christi und dem zwölfjährigen Christus unter den Schriftgelehrten, aus dem Jahre 1630, die biblischen Geschichten in dem der nordischen Kunst eigenen schlichtbürgerlichen Ton vortragen. Unabsehbar mannigfaltig ist die Art, wie er seine Nadel bald zu den zartesten Wirkungen, wie in dem berühmten Blatt des Bürgermeisters Six, bald zu derbsten Effecten in kühn hingeworfenen Schattenlagen verwendet. Häufig läßt er — und dies oft in den bedeutendsten Compositionen — einen Theil des Blattes unvollendet, um durch die nur im Umriß skizzirten Partien desto größere Gegensätze gegen die tiefen Schattenmassen der ausgeführten Theile zu gewinnen.

Am wenigsten darf man gerade in diesen Arbeiten mit Rembrandt dem Zeichner rechten. Mehr als sonstwo herrscht hier sein seltsames, phantastisches, capriciöses Naturell, und kaum ist je ein anderer Künstler von Bedeutung so willkürlich, ja liederlich mit Wahrheit und Richtigkeit der Formen umgesprungen. Viele von seinen Gestalten sind, wenn man sie auf ihren Organismus hin prüft, kaum für lebensfähig zu halten, besonders sind Hände und Füße oft unglaublich verzeichnet. Und welchem andern Künstler würde man z. B. bei der Austreibung der Verkäufer aus dem Tempel (v. J. 1635) solche unwahrscheinliche Rinder und Hunde zu Gute halten! Und dennoch welche dramatische Wucht, welche herausplatzende Wahrheit und Plötzlichkeit der Handlung! Beiläufig bemerkt ist hier der Christus ein Beweis von dem Eifer, mit welchem Rembrandt die Kupferstiche Dürers studirt hat. In nackten Figuren sieht man auch in den Radirungen das Unglaublichste, so in dem halbentblößten Weibe beim Ofen (Bartsch 197), in der Venus (B. 201) und besonders in der scheußlich aufgedunsenen nackten Frau am Ufer eines Flusses (B. 200), wo außerdem der liederlich verkürzte linke Arm ebensoviel zu kurz wie der rechte zu lang ist. Wenn man dann wieder Blätter sieht, wie das

Digitized by Google

köstliche Brustbild seiner Mutter von 1628, oder seine zahlreichen Selbstporträts (er hat sich nicht weniger als vierunddreißig Mal in Radirungen und wie oft in Oelbildern dargestellt!) oder den prachtvollen Judenkopf mit dem Turban von 1637, oder endlich die sorgfältig durchgeführten Porträts des Goldschmied Lutma, des Predigers Uytenbogaerd, des Predigers Johannes Silvius, des Schreibmeisters Copenol, des Advocaten Tolling, des Bürgermeisters Six u. A., so vergißt man sofort alle seine Sünden. Und wie groß und herrlich ist gerade in den Radirungen die Poesie seiner landschaftlichen Bilder, die oft mit den bescheidensten Mitteln aus dem dürftigsten Naturmotiv den höchsten poetischen Zauber entfalten!

Von den bedeutenderen dieser Arbeiten kann hier nur Weniges angeführt werden. Wir nennen vor Allem die große Auferweckung des Lazarus, wo Christus in wahrer göttlicher Herrlichkeit als mächtiger Wunderthäter hoch über allem Volk emporragend dasteht und durch sein beschwörendes Wort die Schrecken des Todes überwindet. Nicht minder ergreifend in seiner Art ist der Vorgang der Verkündigung bei den Hirten geschildert. Tiefe Nacht ruht auf der Landschaft, in deren Mitte man die Hirten bei ihren Heerden erblickt. Da durchbricht ein Glanz die Finsterniß und vom Himmel ertönen die Worte der frohen Botschaft. Panisches Entsetzen ergreift die Menschen und Thiere, die in wildem Getümmel auseinander fahren und sich zur Flucht wenden. Man kann das Plötzliche eines solchen überirdischen Vorgangs nicht schlagender schildern. Mit 1633 ist ferner das Blatt des barmherzigen Samariters bezeichnet, das in gemüthvoller Weise darstellt, wie der Verwundete eben mit aller Sorgfalt vor der Herberge vom Pferde seines Retters herabgehoben wird. Die Grablegung und Kreuzabnahme, das Glückschiff und der Rattengifthändler, Joseph bei Potiphars Frau und die Pilger in Emmaus, Landschaften, Porträts und Studienköpfe bezeugen in gedrängter Folge aus den dreißiger Jahren die Fruchtbarkeit des Meisters und die Vielseitigkeit seines Schaffens. Vom Jahre 1639 datirt der Tod der Maria, ferner folgen jene kühnen Löwenjagden, in welchen man eine Anregung durch Rubens'sche Bilder vermuthen kann, köstliche Landschaften, in denen die Poesie aus den dürftigen Linien nordischer Natur um so heller hervorleuchtet, sodann etwa um 1650 das berühmte Hundertguldenblatt: Christus die Kranken heilend, ein Werk von großartiger Wirkung, dabei durchweg in den Gestalten, namentlich im Christustypus ungewöhnlich edel. Seine Christusfiguren erinnern in solchen Compositionen deutlich an Dürers Kupferstiche. Einen Abdruck dieses Blattes soll Rembrandt einem Kunsthändler gegen einen Stich von Marcanton überlassen haben, der hundert Gulden kostete. In neuesten Zeiten sind gute Abdrücke dieses hochgeschätzten Blattes bis auf 29,000 Frs. gestiegen.

Werfen wir einen Rückblick auf das Leben und Wirken Rembrandts,

Digitized by Google

so liegt der Anlaß nahe, das Haupt der holländischen Schule mit dem führenden Meister der flandrischen Kunst zu vergleichen. Beide gehören zu den größten Herrschern im Gebiete frei entwickelter malerischer Darstellung, beide haben ihre Kunst zum Gipfel höchster Vollendung geführt, beide haben als wahrhaft schöpferische Naturen einen neuen malerischen Stil geschaffen, in unablässiger Thätigkeit ihr künstlerisches Glaubensbekenntniß in zahlreichen Werken ausgesprochen und dadurch weit über ihre unmittelbare Umgebung hinaus auf ihre Zeitgenossen bestimmend eingewirkt. Und wie in Rubens universaler Kraft alle Einzelgattungen der späteren flandrischen Kunst bereits vorgedeutet liegen, so ist auch in Rembrandt die gesammte Entwickelung der holländischen Malerei in Porträt, Genrebild, Landschaft, Seestück und Stillleben schon enthalten.

Aber nicht minder groß sind in Leben und Wirken dieser beiden Meister die Gegensätze. Während Rubens bis an's Ende seines Lebens ein Schooßkind des Glückes war, das seine verschwenderischen Gaben unablässig über ihn ausstreute, während ein heller Sonnenglanz rauschender Freude in seinen Werken ausklingt und er den Pomp der katholischen Kirche sowie den Glanz fürstlichen Lebens in einer Kunst verherrlicht, in welcher das Schönheitsgefühl des Südens einen Bund mit der charaktervollen Kraft des Nordens eingeht, der Zauber der Renaissance dem Norden gewonnen wird, steht Rembrandt als trotziger Vertreter eines herben, ausschließlich germanischen Sinnes da, keine fürstliche, sondern nur eine schlicht bürgerliche Existenz, durch Naturanlage und Schicksal früh aus sonnigen Anfängen in düster schwere Verhängnisse geworfen, in seiner ganzen Kunstrichtung ein Mann des Nordens, das individuelle Sonderleben in einseitiger Schärfe bis zum Unschönen, ja selbst zum Barocken verfolgend, innerhalb dieser Schranken aber eine Welt von Poesie, Tiefe und Kraft der Empfindung enthüllend. So ist er selbst mit seinen Fehlern und Einseitigkeiten ein Vertreter specifisch germanischer Gesinnung und als solcher ein Markstein in der Entwickelung des künstlerischen Geistes.

Digitized by Google

Zur Entwicklungsgeschichte der Goethe'schen Faustdichtung.

Von

Karl Biedermann.

— Leipzig. —

Die neuere Faustkritik hat ihr Bestreben vorzugsweise mit darauf gerichtet, das Verhältniß der verschiedenen Theile dieser gewaltigen Dichtung zu einander nicht blos in Bezug auf Inhalt und Form, sondern auch in Bezug auf Zeit und Art der Entstehung jedes einzelnen derselben zu erörtern und festzustellen. Man hat eingesehen, daß ein wesentlich verschiedener Stil oder eine Abweichung im Grundgedanken bei den einzelnen Theilen auf eine verschiedene Entstehungszeit hindeutet, eine verschiedene Entstehungszeit ihrerseits die Vermuthung einer Veränderung im Geiste oder in der Form des Entstandenen begründet.

Früher begnügte man sich damit, die beiden Haupttheile des Faust, den 1808 und den 1832 erschienenen (den sog. Ersten und Zweiten Theil) auseinander- und einander gegenüber zu halten. Die Unterschiede hier waren markant, die verschiedenen Entstehungszeiten (in der Hauptsache wenigstens) notorisch. Dagegen flossen die Ausgabe von 1790 und die von 1808, das „Fragment" und die „Tragödie", meist ununterschieden in der Betrachtung und Schätzung nicht blos der gewöhnlichen Leser, sondern selbst der Kritiker und Commentatoren in Eins zusammen. Die „Tragödie" erschien nur als weitere Ausführung und Ergänzung des Torso von 1790. So wird sie fast in allen größeren Literaturgeschichtswerken behandelt. Auch von den neueren Commentatoren haben manche in den „nachgedichteten" Partien der „Tragödie" zwar wol kleine Modificationen des Früheren entdecken wollen (wie Köstlin, welcher meint, die Gretchenscenen, die ursprünglich nur ein „idyllischer Ruhepunkt" sein sollten, seien später, erweitert und verstärkt, zu einer „idyllischen Tragödie" geworden), oder hier

Digitized by Google

und da den früheren Schwung vermißt (wie Vischer in Bezug auf den Monolog Fausts nach Wagners Abgang), doch ohne darin eine Abwandlung des Grundgedankens, des leitenden Motivs zu finden. Andere, wie Kreyßig, sahen in gewissen Scenen der Bearbeitung von 1808 schon Hindeutungen auf den Zweiten Theil, die in der ersten Anlage nicht gewesen (namentlich in dem so grell tragischen Ausgange des Gretchenidylls, durch den eine sittliche Wiedererhebung und Sühnung Fausts zur poetischen Nothwendigkeit werde); noch Andere, wie Weiße, nahmen eine Verkümmerung des ersten, großartigeren Wurfes in einzelnen Punkten wahr, z. B. in Bezug auf die Figur des „Erdgeistes", dem der Dichter „ursprünglich eine größere Rolle zugedacht". Umgekehrt hat neuerlichst Bodenstedt (in einem Aufsatz über die Faustaufführungen von Hermann Müller in Hannover, in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, Nr. 95 von 1877, Beilage) die Behauptung aufgestellt: „erst durch den Prolog im Himmel verstehe man den ersten Monolog Fausts recht" — wodurch also das seiner äußeren Entstehung nach notorisch Spätere (eben jener Prolog) als das in der Oekonomie des Gedichts und folgerichtiger Weise auch in der Conception des Dichters Frühere dargestellt wird. Genug, die Meinungsverschiedenheit, um nicht zu sagen Confusion, in Bezug auf alles Dieses ist so groß wie nur möglich.

Uebrigens hat diese ganze Frage von der chronologischen Aufeinanderfolge und dem dadurch bedingten Charakter der einzelnen Theile des „Faust" neuerdings insofern eine noch strengere Formulirung erhalten, als man nicht mehr blos zwischen dem, was 1790, und dem, was 1808 fertig war oder doch in die Oeffentlichkeit trat, sondern bestimmter noch zwischen dem, was bis zu Goethes Abgange nach Weimar (Ende 1775), also in der eigentlichen „Sturm- und Drangperiode" des Dichters, zu Stande kam, und dem unterscheidet, was erst später entstand, ebenso wieder zwischen den einzelnen nach 1790 fallenden Partien. Namentlich Düntzer hat mit dankenswerthestem Forschereifer und wol zumeist richtig, wenn auch bisweilen mit Hülfe etwas gewagter Conjecturen, fast Scene für Scene das allmähliche Entstehen des „Fragmentes" und der „Tragödie" klarzustellen unternommen.

Nach alledem gliedert sich auf dem gegenwärtigen Standpunkte der Faustkritik die Frage nach der Entstehungsweise dieser Dichtung folgendermaßen. Zunächst rein chronologisch: Wann hat Goethe am Faust zu dichten angefangen? Wie weit war er damit, als er nach Weimar übersiedelte? Was hat er von da bis 1790 hinzugedichtet? Was von da bis 1808? Was endlich und in welchen Zwischenräumen nach 1808? Sodann aber — was für die Auffassung und Beurtheilung des Geistes der Dichtung die Hauptsache ist —: inwieweit sind alle diese zeitlich in so großen Pausen entstandenen Scenen des „Faust" innerlich organisch verbunden durch einen einheitlichen Plan, sei es daß dieser Plan dem

Digitized by Google

Dichter schon vor der Seele stand, als er überhaupt die Faustidee dichterisch zu behandeln anfing, sei es daß sich ein solcher erst im Fortgange der Dichtung aus einer treibenden Nothwendigkeit des Grundgedankens allmählich entwickelte?

Ueber diesen letzten Punkt nun sind gerade in allerjüngster Zeit zwei einander diametral entgegengesetzte Ansichten laut geworden. Nach der einen dieser Ansichten wäre der ganze Faust vom ersten bis zum letzten Buchstaben — „Fragment", „Tragödie" und „Zweiter Theil" — nach einem durchaus einheitlichen, organischen, fest in sich zusammenhängenden Plane entstanden, somit auch als ein streng einheitliches Kunstwerk, und zwar als ein „Drama" im vollen Sinne des Wortes, zu beurtheilen. Nach der anderen Ansicht hat der „Faust" seiner Entstehungsweise nach Aehnlichkeit mit der Bildungsgeschichte der Erde; es lassen sich bei ihm einzelne Schöpfungsperioden und danach einzelne Schichten unterscheiden, die gleichsam eine über der anderen gelagert sind und die mehr oder weniger einen verschiedenen Charakter in Bezug auf die Art ihrer poetischen Ablagerungen zeigen.

Als Hauptvertreter dieser beiden ganz verschiedenen Anschauungsweisen stehen einander gegenüber: auf der einen Seite G. v. Löper und H. Grimm, auf der andern Julian Schmidt. G. v. Löper in seinem Buche „Goethes Faust, herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet", oder „Goethes Werke", 12. Bd. (Berlin, Hempel, 1876), und H. Grimm in seinem „Goethe, Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Berlin" (Berlin, W. Hertz, 1877) sind Anhänger der Einheitstheorie; Julian Schmidt in einem Aufsatze: „Goethes Faust. Ein Versuch", in den Preußischen Jahrbüchern (1877, April, S. 361 ff.) entwickelt und vertheidigt das, was ich die Schichtentheorie nennen möchte. Den stärksten und einen fast schroffen Ausdruck hat der Einheitstheorie Grimm gegeben, indem er (a. a. O. 2. Bd., S. 273) sagt: „Für das Verständniß des «Faust» halten wir vor allen Dingen fest, daß er ein Ganzes bildet. Erster und Zweiter Theil, Prolog, Vorspiel, kurz, was als «Faust» heut zusammengedruckt wird, muß als Einheit angesehen werden. Goethe sagt, das Gedicht sei ihm seinem ganzen Umfange nach vor den Blicken aufgestiegen, als seine Phantasie zum ersten Male davon berührt wurde."

Sogar das Gretchen, wie sie als una poenitentium in der Schlußscene des Zweiten Theiles, bei der „Rettung" Fausts, erscheint, ist Grimm nicht abgeneigt schon in der allerersten Auffassung des Gretchencharakters beim Dichter (1772) präformirt zu finden. „Goethe war gerade in seiner Jünglingszeit in mystisch-religiösen Anschauungen so wohl zu Hause, daß diese letzte versöhnende Scene ebenso gut in der ersten Anlage vorhanden gewesen sein kann, als sie für eine Ausgeburt seiner letzten Tage ausgegeben werden dürfte. Denn, wenn Fausts Existenz gleich in der ersten Anlage des Gedichts ihre Versöhnung fand, was anzunehmen wir ge-

Digitized by Google

nöthigt sind, warum die letzte Begegnung mit Gretchen hier ausschließen?" (a. a. O. S. 281).

Im vollsten Gegensatze dazu sagt Julian Schmidt (a. a. O. S. 373): „Uebersehen wir, was in der Ausgabe von 1790 fehlt, so ergibt sich folgende sehr merkwürdige Betrachtung. Die drei charakteristischen Stellen, die jetzt recht eigentlich den Gedanken der Handlung tragen, die Wette (des Mephistopheles mit Gott), der Vertrag (eben desselben mit Faust) und der endliche Ausgang (Fausts Ende) sind in der ursprünglichen Version nicht vorhanden; sie sind nicht der Stamm, aus dem diese bunte Mannigfaltigkeit von Blüthen aufschoß, sondern die nachträglich untergeschobene Stütze"... „Die leitende Stimmung dort (im „Fragment") war wilde Sehnsucht, Hangen und Bangen in schwebender Pein, Trotz gegen die Weltmacht." ... „Die erste Version war tragisch gedacht, wie der Werther; sie schloß ab mit einer ungelösten Frage wie eine schreiende Dissonanz." In der „zweiten Version", fährt Jul. Schmidt fort, werde dagegen Faust zum „Repräsentanten der strebenden Menschheit". Der Grundgedanke sei hier: „Der Beruf der Menschheit ist, unablässig nach den Ideen zu streben — mit dem Gefühl, sie nie völlig erreichen zu können", ein Gedanke, in dem Goethe mit seinem inzwischen gewonnenen großen Freunde Schiller und dessen Kantianismus zusammentraf (a. a. O. S. 383).

Wenn ich zwischen diesen beiden Theorien, der „Einheits-" und der „Schichten"-Theorie, wählen soll, so entscheide ich mich unbedingt für die letztere. Allerdings theilweise noch in etwas anderem Sinne als Julian Schmidt. In Bezug auf die „erste Version" oder das „Fragment" stimme ich letzterem vollkommen bei; nur gehe ich noch einen Schritt weiter. Ich glaube nämlich (obschon dies ketzerisch klingen mag), daß die Gruppe von Scenen, welche das „Fragment" bildet, überhaupt ohne einen eigentlich vorbedachten und im Voraus nach allen seinen Theilen im Geiste des Dichters feststehenden Plan entstanden ist. Es waren „Lebenserfahrungen" (wie auch Jul. Schmidt sagt) des noch in voller Gährung begriffenen Jünglings, „Stimmungen", die er, wie das seine Art war, aus sich herausarbeitete, von denen er sich durch dichterische Objectivirung befreite.

Schon in Leipzig hatte er, wie er selbst uns erzählt, beim Dichten sich mehr und mehr daran gewöhnt, „in seinen Busen zu greifen", d. h. seine eigenen Erlebnisse und Empfindungen dichterisch zu gestalten. Was er in seinem Alter einmal im Gespräche mit Eckermann vom „Werther" äußerte: „es sei das ein Product, das er gleich dem Pelikan mit dem Blute seines eigenen Herzens gefüttert habe", das gilt wesentlich auch vom „Faust". Ueber letzteren sprach er sich gegen Eckermann so aus: „Der Erste Theil ist ganz subjectiv, Alles aus einem befangeneren, leidenschaftlicheren Individuum hervorgegangen, welches Halbdunkel dem Menschen so wohlthun mag." Ein anderes Mal sagte er: „Man muß bedenken,

Digitized by Google

daß der Erste Theil aus einem etwas unklaren Zustande des Individuums hervorgegangen."

In der letzten Zeit seines Leipziger Aufenthalts, als ein plötzliches schweres Unwohlsein ihn befiel und ihn lange an's Zimmer fesselte, hatte er sich mit speculativ-religiösen Betrachtungen beschäftigt, oder, wie er es ausdrückt, „die Lebhaftigkeit seines Geistes, von irdischen Dingen abgesondert, den himmlischen zugewendet". Im Elternhause zu Frankfurt, nach seiner Rückkehr dahin, gerieth er in die mystisch-kabbalistischen Kreise des Fräulein von Klettenberg und ihres Vertrauten, des den Wunderthäter spielenden Hausarztes. Wir wissen, wie er damals mit allerhand alchymistischen Experimenten sich beschäftigte, wie er ferner auf eigene Hand eine Art mystischer Theo-Kosmogonie sich ausdachte, in welcher die Dreieinigkeit, die Elohim, Lucifer, der Mensch und andere Erdenwesen, Sündenfall und Erlösung kraft eines gewissen pantheistischen Entwicklungsprocesses Eines nach dem Andern aus einem göttlichen Urwesen hervorgingen. Auch bei seinem dritten Frankfurter Aufenthalte (nach Straßburg) kam er auf solche transscendente Materien, auf Theologie, Bibelstudium, Evangelienkritik und Aehnliches zurück.

Hätte man eine Andeutung in einem Briefe Goethes an Zelter vom 1. Juni 1831 wörtlich zu nehmen, so wäre der allererste Anfang des „Faust" schon in den zweiten Frankfurter Aufenthalt, also in die Zeit von 1769/70 zu setzen. Denn er sagt dort, er habe die Idee zum „Faust" bereits in seinem zwanzigsten Jahre gefaßt. Daß in Straßburg diese Idee schon bei ihm „eingewurzelt" war und sich „zu poetischer Gestalt ausbilden wollte", lesen wir in „Dichtung und Wahrheit", und wir haben keinen Grund, hier an einen Gedächtnißfehler zu denken, wie das allerdings beim „Götz" der Fall ist, den er gleichzeitig mit dem „Faust" als schon in Straßburg entstanden nennt. Denn daß die Puppenspielfabel vom Faust (die er als Kind in Frankfurt kennen gelernt hatte) „vieltönig in ihm wiederklang und summte", mögen wir ihm wohl glauben, wenn er hinzusetzt: „Auch ich hatte mich in allerlei Wissen umhergetrieben und war früh auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden, hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen." Trieb er doch in Straßburg noch immer ab und zu seine mystisch-kabbalistische Chemie; hatten doch auch die anatomisch-medicinischen Studien, denen er dort eine Zeit lang so eifrig oblag, für ihn hauptsächlich nur den Zweck und Reiz, dem geheimnißvollen Zusammenhange nachzuspüren, der zwischen dem physischen und dem psychischen Theile des Menschen, zwischen Materie und Geist besteht, hier den „Mikrokosmus", wie dort in der Magie den „Makrokosmus", also hier wie dort den Weltgeist und sein wunderbares Walten in den Tiefen der Natur zu ergründen. Auch an Lebenserfahrungen, süßen und schmerzlichen, fehlte es ihm in Straßburg nicht.

Digitized by Google

Aus solchen Erlebnissen und Stimmungen heraus mochte schon in Straßburg dieses und jenes Stück vom „Faust" krystallisirend sich ansetzen, das dann in Frankfurt festere Gestalt gewann. „Faust war schon vorgerückt," erzählt er an der Stelle von „Dichtung und Wahrheit", wo er von dem Darmstädter Kreise spricht, den er von Frankfurt aus öfter besuchte und dem er seine Arbeiten vorlas. Zunächst gilt dies wol von jener metaphysischen Partie des Faustfragments, welche sogleich in dem ersten, gewaltigen Monologe Fausts culminirt.

Von der Faustsage selbst entnahm er dabei nur mehr Aeußerliches, „das Kostüm der Fabel". Was ihn an dem Inhalte sympathisch ansprach und was ihn zur poetischen Production trieb, das war jener dunkle Drang des „Magiers" und „Speculirers" Faust (wie ihn mehr noch das „Faustbuch", das Goethe gewiß auch kannte, als das Puppenspiel, schildert), jener Drang, „Adlerflügel zu nehmen," „alle Gründ' im Himmel und auf Erden zu erforschen," daneben auch die „Freuden der Welt epikureisch zu genießen".

Solch' dunkler, überquellender Drang entsprach so ganz Goethes damaliger subjectiver Empfindung, so ganz den Stimmungen der neuen Zeit, die dem Geschlechte der jungen „Genies" aufdämmerte und aus der jene von Goethe selbst in seinen biographischen Aufzeichnungen so treffend geschilderte „literarisch-sociale Revolution" entsprang, in welcher Rousseauscher Haß gegen die beengenden Schranken der Civilisation mit Hamannschem „Alleinheits"-Streben und Herder'schen Theorien von Völkerjugend und Menschheitsideal, endlich mit dem Gefühl der Oede und Leere im äußern, bürgerlichen Leben auf seltsame Weise zusammenfloß.

Diesen ganzen quellenden, schäumenden, tobenden Inhalt subjectiver Empfindungen nun goß der jugendliche Dichter in die sagenhafte Gestalt des Faust, wobei es ihn wenig kümmerte, ob dieser sein Faust im Uebrigen dem Faust der Sage glich oder nicht. Hatte er doch selbst bei der viel mehr historischen Gestalt des „Götz" sich nicht bedacht, dem biderben Ritter des 16. Jahrhunderts so manche Tendenz des 18. Jahrhunderts anzudichten — wie sollte er hier ängstlicher sein, wo der Stoff von Haus aus ein vorwiegend sagenhaft-phantastischer war?

Neben diesen metaphysischen Grundstock des „Faust" lagerte sich dann die „Gretchentragödie", gleichfalls ein Stück eigener Lebenserfahrung, und zwar einer noch ganz frischen, jenes so lieblich begonnenen und so schmerzlich gelösten Verhältnisses zu Friderike Brion. Das Eine wie das Andere waren also lediglich Stimmungsbilder — voll tragischer Spannung zwar, aber ohne eigentliche Lösung; denn selbst die Zuspitzung der Gretchentragödie zu der Wahnsinnscene im Kerker fehlte damals noch.

Zwischen diese beiden Hauptpartien des ursprünglichen „Faust" flochten sich, Arabesken gleich, allerhand humoristisch launige und satirische Scenen: das Gespräch Fausts mit dem gelehrten Pedanten Wagner, das

Digitized by Google

Mephistos mit dem Schüler, Auerbachs Keller. Auch das waren Reminiscenzen aus Goethes eigenem Jugendleben, zumeist aus seiner Leipziger Studentenzeit. Wir hören von ihm selbst, wie fremdartig ihn der logische Vortrag angemuthet, den er dort gehört, da er „diejenigen Geistesoperationen, die er von Jugend auf mit der größten Bequemlichkeit verrichtet, so auseinanderzerren, vereinzeln und gleichsam zerstören sollte, um den rechten Gebrauch derselben einzusehen" — („Dann lehret man Euch manchen Tag, daß, was Ihr sonst auf Einen Schlag getrieben, wie Essen und Trinken frei, dazu Eins, Zwei, Drei nöthig sei"); wie er in der Metaphysik zu bemerken geglaubt, daß es bei dem Lehrer selbst „an mehr als Einer Stelle gewaltig hapere" („Denn eben, wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein"), wie „sein erst hartnäckiger Fleiß im Nachschreiben nach und nach erlahmte" („Denn, was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen" und — „Daß er nichts sagt, als was im Buche steht") u. s. w.

Ergibt sich so aus dem überwiegend subjectiven Inhalt des Faustfragments die innere Wahrscheinlichkeit, daß dasselbe weit mehr aus solchen spontanen lyrischen Ergüssen hervorgegangen, als aus einem vorbedachten eigentlich künstlerischen Plane, so sprechen dafür ebenso sehr auch äußere Gründe. Wir wissen von Goethe, wie er in seiner Jugend gewohnt war, dramatische oder epische Compositionen rasch, gleichsam in Einem Guß, fertig zu machen. So war es beim Götz, beim Werther, beim Clavigo. Ganz anders beim Faust! Hier dichtet er so zu sagen ruckweise, mit großen Pausen dazwischen, heut eine Scene, nach längerer Zeit wieder eine, wahrscheinlich nicht einmal in der Reihenfolge, in der sie jetzt stehen — wie er eben die Stimmung hat, wie eben die eine oder die andere Scene aus Erinnerung oder Empfindung sich hervor- und an's Licht herausarbeitet. Ueber den relativ wenigen Scenen, die das „Fragment" umfaßt, hat Goethe, wenn wir den Anfang nur von Straßburg an rechnen, mindestens volle fünf Jahre (von Anfang 1771 bis Ende 1775) gedichtet!

Endlich möchte ich zur Bestätigung der Ansicht, daß das allererste Stück des „Faust" (mindestens was davon vor Weimar fertig ward) mehr gleichsam impulsiv, als nach einem geordneten Plane zu Stande gekommen sei, des Dichters eigenes Zeugniß anführen, und zwar gerade dieselbe Stelle, aus welcher Grimm den Hauptbeweis für seine Einheitstheorie zu führen versucht hat. Ich meine jene Worte in dem Briefe an W. v. Humboldt vom 17. März 1831:

„Es ist über sechszig Jahre her, daß die Conception des «Faust» bei mir jugendlich, von vornherein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich, vorlag."

Grimm interpretirt, wie es scheint, das „von vornherein" als gleichbedeutend mit: „vom Anbeginn an", so daß sogleich bei der ersten Erfassung der Idee auch das Ganze der Ausführung klar vor des Dichters

Digitized by Google

Seele gestanden hätte. Er übersieht dabei nur zwei andere Stücke dieses Satzes, die mir zum vollen Verständniß desselben höchst wichtig scheinen, nämlich erstens das Wort „jugendlich", und zweitens den Nachsatz: „die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich". Das „jugendlich" deutet treffend an, wie in der noch ungeübten Dichterphantasie ein poetischer Stoff zwar wol rasch im Allgemeinen Gestalt gewinnt und zur dramatischen oder epischen Ausprägung drängt, wie jedoch dann leicht, weil die jugendliche Ungeduld des Dichters ihn nicht warten läßt, bis er das Ganze sich zurechtgelegt, an die Ausarbeitung selbst ohne eigentlichen Plan, so zu sagen auf gut Glück, gegangen wird. Auch den „Götz" hatte Goethe, wie er selbst in „Dichtung und Wahrheit" gesteht, „ohne Plan und Entwurf" begonnen, indem er sich „blos der Einbildungskraft und einem innern Triebe überließ". Also schon aus dieser Andeutung möchte ich eher alles Andere, als eine vorüberlegte „Einheitlichkeit" der Composition des „Faust" folgern. Aber noch bedeutsamer sind die Worte: „die ganze Reihenfolge weniger ausführlich." Darin liegt offenbar das Geständniß, daß der jugendliche Dichter zwar wol die ersten, nächsten Stadien seiner Dichtung so weit klar übersah, um zu wissen, was er da ausdrücken wolle und müsse, daß ihm dagegen die weiter folgenden, ferneren nur etwa in dämmernder Ahnung (wie das ja wol geht) vorschwebten. Das „von vornherein" erhält dann, wenn man es im Zusammenhange mit jenem „jugendlich" und diesem „weniger ausführlich" betrachtet, statt der Bedeutung, die Grimm ihm beilegt: „vom Anbeginn an", vielmehr den Sinn: „ihrem Anfange nach" oder „in ihren nächsten Theilen"; die Bedeutung der Worte ist so zu sagen eine räumliche, keine zeitliche.

So, meine ich, entstand der „Faust", wie er im „Fragment" vorliegt (zum allergrößten Theile zwischen 1770 oder 1771 und 1775), als eine Reihe von Scenen, die zwar durch die Einheit und Gleichheit der Grundstimmung innerlich verbunden waren, auch einen gewissen äußeren Zusammenhang und Fortgang hatten, nicht aber als organische Theile einer nach festem Plane entworfenen, zu einem im Voraus bestimmten Ziele hin fortschreitenden, also einer wirklich „dramatischen" Handlung gelten konnten.

In dieser Gestalt blieb das Manuscript, das auf einzelnen „losen Blättern" geschrieben war (selbst das ist bezeichnend), längere Zeit unberührt (so weit es nicht etwa einmal vorgelesen ward), jedenfalls nicht weitergeführt oder umgestaltet, liegen. In all den vielen Briefen an Frau von Stein, die ein fast vollständiges fortlaufendes Tagebuch von des Dichters Thun und Treiben in Weimar bis zur italienischen Reise enthalten, wird eines Fortarbeitens am „Faust" nicht ein einziges Mal gedacht. Als Goethe dann das Manuscript auf die Reise nach Italien mitnahm, da mutheten ihn selbst die „vergilbten, an den Ecken abgestoßenen Blätter" seltsam, wie ein Stück weitentschwundener Vergangenheit, an.

Digitized by Google

Zu einer Ergänzung oder Weiterführung dieser Bruchstücke fand sich indeß in Italien die Stimmung nicht; nur die „Hexenküche" entstand im Garten der Villa Borgheſe. Auch nach der Rückkehr aus dem Süden konnte Goethe sich lange nicht entschließen, den „Faust" wieder vorzunehmen. Dem Dichter der „Iphigenie" und des „Tasso", dem Bewunderer und Nachbildner der heitern Formenschönheit der Antike war die norddeutsche Nebelwelt der Romantik fremd geworden und erschien ihm jetzt nahezu wie „barbarisch". Um davon loszukommen, entschloß er sich, die fertigen Stücke des „Faust", gleichviel ob in sich zusammenhängend oder nicht, als „Fragment" herauszugeben. So erschien dasselbe als 7. Band von „Goethes Schriften" 1790.

Selbst in dieser unvollendeten Form erregte die Dichtung natürlich das größte Aufsehen. War sie doch — nachdem Einzelnes daraus bereits in den 70er Jahren durch mündliche Mittheilung weitergetragen worden — längst mit Spannung erwartet!

Jedenfalls fehlte es nicht an mannigfachem Drängen und Mahnen von Seiten der Freunde und Verehrer des Dichters, das Unfertige fertig zu machen. Einer der lebhaftesten und beharrlichsten unter diesen Drängern war der Buchhändler Cotta. Aus dem unlängst erschienenen Schiller-Cotta'schen Briefwechsel erfahren wir manches Neue über das allmähliche, nur langsame Fortrücken des „Faust", auch Manches, was zu den bisherigen Berechnungen über die Entstehungszeit der späteren Partien kaum recht zu stimmen scheint. Im Jahre 1795 schreibt Schiller an Cotta: er hoffe, Goethe zu bereden, daß er ihm „einige noch ungedruckte Scenen des «Faust» für seine «Horen» gebe". Diese Hoffnung ging indeß nicht in Erfüllung. Erst 1798 kommt Goethe an die Fortsetzung des „Faust". Cotta bittet Schiller, zu vermitteln, daß Goethe ihm den „Faust" in Verlag gebe. Schiller dringt in den Freund, das Werk zu beendigen. Am 16. December 1798 schreibt er an Cotta: Goethe habe „noch viel Arbeit" am „Faust", ehe er fertig werde. Den Umfang des Ganzen schlägt er, jedenfalls nach Mittheilungen Goethes, auf „20—30 Bogen weitläufig" an. Am 24. März 1800 schreibt er sogar: wie Goethe ihm gesagt, werde der „Faust", wenn er fertig, „zwei beträchtliche Bände, über zwei Alphabete, betragen", wobei er hinzusetzt: „Ich fürchte, Goethe läßt seinen «Faust», an dem schon so viel gemacht ist, ganz liegen." Das wäre etwa so viel, wie jetzt der Erste und der Zweite Theil zusammen ausmachen, und danach müßte Goethe bereits damals, acht Jahre vor dem Erscheinen der „Fausttragödie", auch von dem Zweiten Theil ein sehr bedeutendes Stück mindestens schon disponirt gehabt haben. Damit steht freilich im Widerspruch, daß noch 1802 Schiller schreibt: es sei zweifelhaft, ob Goethe dieses Gedicht jemals vollende, und daß er 1804 an Cotta berichtet: Goethe werde in die zu veranstaltende Ausgabe seiner Werke von dem „Faust" so viel geben, als er fertig habe, „wenn er auch nicht dazu komme,

Digitized by Google

ihn ganz zu vollenden". Was 1808 wirklich erschien, beträgt kaum die Hälfte von dem, was Schiller schon 1800 als den muthmaßlichen Umfang des Ganzen angibt.

Doch das mag einstweilen auf sich beruhen! Ohnehin bleibt in Bezug auf die Entstehungszeit des Zweiten Theils noch Manches zu erörtern, da, auch abgesehen von der „Helena", jene Stelle in dem Briefe Goethes an Boisserée vom Jahre 1815, an die hier Julian Schmidt erinnert („das Ende ist auch schon fertig; es ist sehr gut und grandios gerathen: aus der besten Zeit"), darauf hinzudeuten scheint, daß Goethe nicht, wie man gewöhnlich annimmt, erst nach 1815 wieder an den „Faust" gegangen ist.

Zunächst handelt es sich aber um das Verhältniß des „Fragments" von 1790 zur „Tragödie" von 1808. Und da drängt sich die Frage auf: ist die „Tragödie" eine wirkliche organische Weiterbildung des „Fragments"? Mit anderen Worten: war der Grundgedanke des „Fragments" ein solcher, daß er durch sich selbst zur Weiterführung und zur Ausfüllung der im „Fragment" unvollendet und lückenhaft gebliebenen Handlung trieb, so daß der Dichter, der zuerst nur eine Reihe subjectiver Stimmungsbilder aus sich herausgearbeitet, die kaum durch einen losen Faden unter einander verbunden waren, jetzt, indem er sich in jene Stimmung zurückversetzte, von dem dadurch geschaffenen Boden aus nur vorwärts zu gehen, nur gleichsam den Faden, den er dort angeknüpft, wieder aufzunehmen und fortzuspinnen, nur die Consequenzen der dort gemachten Voraussetzungen zu ziehen brauchte, um zu einem wirklich dramatischen Aufbau und Abschluß zu gelangen?

Daß ihm selbst die Zurückversetzung in jene Stimmung, aus welcher heraus er das „Fragment" gedichtet hatte, nicht leicht ward, bezeugt sein langes und wiederholtes Zögern, ehe er wirklich an die Fortsetzung ging, bezeugen Aeußerungen von ihm wie die: der „Faust" werde doch immer „Fragment" bleiben, und es komme daher nur darauf an, „die einzelnen Theile darin anmuthig und unterhaltend zu gestalten", bezeugen endlich jene schönen Verse in dem „Vorspiel auf dem Theater": „So gib mir auch die Zeiten wieder, da ich noch selbst im Werden war"! ꝛc.

Es begreift sich das. Der Goethe von 1798 war nicht mehr der Goethe von 1775. Zwischen damals und jetzt lag nahezu ein volles Vierteljahrhundert. Aus dem gährenden Jüngling voll „Sturmes und Dranges" war ein gereifter, abgeklärter, beruhigter, sich selbst beschränkender Mann geworden. Er hatte zuerst, in seiner amtlichen, geschäftlichen Thätigkeit in Weimar, ein Stück praktischen Lebens kennen gelernt und selbst durchgemacht. Er hatte dann in Italien sich in den reinen Aether antiker Formenschönheit getaucht und wardadurch der uebelhaften, düstern Romantik des Nordens entfremdet worden. Endlich hatte er auch bereits begonnen, sich mit voller Hingebung in das Studium der Natur zu versenken und

Digitized by Google

auf dem Wege der Forschung und des Experimentes durch die genaue Erkenntniß des Einzelnen zu der des Ganzen vorzudringen — insgesammt Richtungen, welche von dem Faustischen Drange der Unersättlichkeit, der unbefriedigten Abkehr von allem Einzelnen im Wissen wie im Leben, wie solcher den Grundton des „Fragments" bildete, weit ablagen. Es bekundet Goethes unendlich reiche Dichterkraft, daß er sich gleichwol in dem Maße in jene frühere Stimmung zurückzuversetzen vermochte, wie das in der „Tragödie" fast durchweg der Fall ist.

Allein, wenn ihm auch dies gelang, so blieb noch immer die andere, schwierigere Frage zu lösen: ob überhaupt jener Charakter des Faust, wie ihn das „Fragment" aufwies, zu mehr als einem bloßen Stimmungsbilde, ob er zum Träger einer wirklich dramatischen, fortschreitenden und schließlich an einen bestimmten Abschluß gelangenden Handlung sich eignete.

Vergegenwärtigen wir uns zu dem Ende den Charakter des Faust, wie er uns im „Fragment" von 1790, wie er uns namentlich sogleich in dem ersten großen Monologe entgegentritt! Es ist kein positiv handelnder und durch das Handeln sich entwickelnder Charakter. Eher könnte man ihn einen negativen nennen. Faust ist unbefriedigt durch alles Wissen, weil es ein endliches, beschränktes ist. Ihn dürstet nach einer geträumten Unendlichkeit des Erkennens oder vielmehr des unmittelbaren Schauens, das ihm mit einem Male alle Tiefen der Natur, alle Höhen und Weiten des Universums erschlösse. Er wähnt, dahin zu gelangen durch zauberische Kräfte, durch Magie, weil ihm das eigene Forschen dazu ungenügend erscheint. Er möchte „der Menschheit Krone erringen, nach der sich alle Sinnen dringen"; allein er „fühlt", daß er „vergebens alle Schätze des Menschengeistes auf sich herabgerafft" hat, daß er gleichwohl „dem Unendlichen nicht näher" ist. Er hat allem Streben entsagt, wie auch aller Befriedigung über das schon Erstrebte, und sucht zuletzt nur noch im Taumel des Genusses — mehr Betäubung und Selbstvergessenheit, als wirkliche Befriedigung. Dieser Drang, der immer nur nach dem Unerreichbaren verlangt (dem „Höchsten und Tiefsten"), während er alles Erreichbare als ein Nichtiges, Ungenügendes verschmäht — die wahre Ausgeburt und der treueste Spiegel jener Zeit, die, wie Goethe selbst in „Dichtung und Wahrheit" sie so treffend schildert, „von unbefriedigten Leidenschaften gepeinigt, zu bedeutenden Handlungen von außen keineswegs angeregt", an dem ganzen Leben Ueberdruß empfand, — dieser Drang war ein herrlicher Vorwurf eines tiefergreifenden Stimmungsbildes, und ein solches hatte Goethe in dem „Fragment" mit unnachahmlicher Meisterschaft der Seelenmalerei geschaffen; aber, freilich, den Keim und Anstoß zu äußeren Handlungen oder selbst nur zu einer inneren Fortentwicklung des Charakters, wie solche das Drama verlangt, schien er kaum in sich zu bergen.

Wie also aus dieser thatenlosen und, streng genommen, rein negativen Stimmung heraus zu einer dramatischen Handlung und Vorwärtsbewegung.

Digitized by Google

gelangen? Vielleicht — ich sage nur: vielleicht — war eine Weiterführung des „Faust" von jener ursprünglichen Grundlage aus (im „Fragment") nicht unmöglich. Und zwar in doppelter Weise. Der Dichter konnte seinen Helden wirklich, wie Mephistopheles ihm vorschlägt, erst „die kleine", dann „die große Welt" sehen und durchkosten lassen. Faust mußte zuerst die ganze Ueberfülle leidenschaftlichen Dranges nach Lebensgenuß — des Dranges, der, wie Mephistopheles spottet, „der Erde Freuden überspringt" — in jener „kleinen Welt" individueller Verhältnisse ausströmen und erschöpfen, in der die Gretchentragödie sich abspielt. Er konnte etwa mit seinem poetischen Vetter, dem Don Juan, die Rollen tauschen (wie denn die Wahlverwandtschaft dieser beiden Charaktere von mehreren Dichtern, von Lord Byron, von Lenau, von Grabbe, dadurch anerkannt worden ist, daß sie entweder dieselben neben einander oder in wechselseitiger Verschlingung mit einander poetisch behandelten, oder daß sie, wie Lord Byron, im eigenen Leben diese Doppelnatur entfalteten). Faust mußte aber aus allen diesen Verhältnissen (die eine gewisse dramatische Steigerung und Verbreiterung wol zuließen) immer wieder unbefriedigt, mit sich zerfallen, enttäuscht zurückkehren, nachdem er vielfaches Lebensglück um sich her zerstört und ertödtet hatte. Dann mußte er — Trotz bietend jenem vernichtenden Spruche des Erdgeistes, der ihn aus der Sphäre des „Schaffens am sausenden Webstuhl der Zeit" streng zurückwies — sich in die „große Welt" wagen und dort Befriedigung suchen, freilich auch ohne sie zu finden. Die verzehrende Liebesleidenschaft, die nur einzelnen Individuen das Herzblut vampyrartig aussaugt, mußte sich verkehren in den grandiosen, Alles um sich her verheerenden Egoismus des mächtigen Welteroberers, der ganze Völker-Hekatomben, der das Glück und die Ruhe eines ganzen Erdtheiles seinem unersättlichen Ehrgeize opfert, oder des blutigen Tyrannen, der mit schauerlicher Lust über das Menschengewürm zu seinen Füßen wie ein Gott hinwegschreitet. Man könnte hier an eine jener typischen dämonischen Gestalten der Weltgeschichte denken, an einen Nebucadnezar, Holofernes, Nero, Attila oder — aus der neueren Zeit — einen Napoleon I.*) Der enge Rahmen des Drama würde freilich für eine solche Dichtung von weltgeschichtlichen Dimensionen wol kaum ausreichen; eher taugte dazu der breitere und freiere Gang des Epos. Lord Byron wäre vielleicht der Mann für eine solche Faustiade im großen historischen Stile gewesen; Goethe war dazu nicht angelegt, schon darum nicht, weil ihm die „große Welt", die Welt der historischen

*) Vischer möchte Faust in einer revolutionär-politischen Rolle, etwa als einen der Anführer im Bauernkriege (um die Zeitfärbung zu wahren), auftreten sehen. Hier fehlt nur, selbst bei einem noch so extremen Radicalen, jenes Kriterium absolut gar nichts achtender Unersättlichkeit, ohne das wir uns einen rechten Faust nicht denken können.

Digitized by Google

Thaten und Begebenheiten, nicht sympathisch war, aber auch darum nicht, weil, als er an die Fortsetzung des Faustfragmentes ging, er von dem Titanenthum seiner Jugend sich eigentlich schon abgewandt und in dem schönen Ebenmaß griechischer Kunst- und Lebensanschauung ein ruhiges Genüge gefunden hatte.

Noch einen zweiten Weg gab es, auf welchem der ursprünglich nur gleichsam um seine eigene Axe kreisende Charakter des Faust zu einem fortschreitenden seelischen Processe entwickelt werden konnte. Dieser zweite Weg lag in ganz entgegengesetzter Richtung. Schiller hat, wenn ich nicht irre, etwas Aehnliches von dem, was ich meine, im Sinne gehabt, wenn er in einem Briefe an Körner sagt, Faust müsse aus der schwärmerischen, überschwänglichen Jugend zur Männlichkeit geführt werden. Deutlicher hat es Gervinus bezeichnet in den Worten: „Statt jenen Brand dunkler Leidenschaften in uns zu nähren, sorgen wir lieber, uns zu klarer Ergreifung und Behandlung der wirklichen Verhältnisse zu erheben! Sind erst diese so eingerichtet, wie sie dem Culturzustande des deutschen Volkes anpassend, seiner Ehre genügend sind (Gervinus schrieb dies vor der Neugeburt des deutschen Volkes und des deutschen Reichs), dann haben wir auch neuen Boden für eine neue Dichtung gewonnen, dann kann sich auch die Dichtung vom Faust organisch fortsetzen, nicht blos mechanisch wiederholen."

Veranschaulichen wir uns einmal recht deutlich jene Zeit unserer vaterländischen Geschichte, die wir gewohnt sind mit dem Namen der „Sturm- und Drangperiode" zu bezeichnen, jene Zeit, deren größter Prophet Goethe, deren gewaltigster poetischer Ausdruck der „Faust" war! Das öffentliche Leben war erstorben; statt einer freien, großen Nation gab es nur eine Masse von Individuen, die sich in beengten, kleinstaatlichen, philisterhaften Verhältnissen, in einem aller höheren Interessen, alles werkthätigen Gemeinsinns baaren bürgerlichen Leben hinschleppten. Kein Wunder, wenn gerade die begabtesten und hochstrebendsten Geister aus Ekel vor dieser schaalen Alltäglichkeit sich entweder in kosmopolitische Träume verloren, oder in einer ihnen erhaben dünkenden Verachtung aller Wirklichkeit — bisweilen bis zum völligen Ueberdruß am Leben selbst — schwelgten und schwärmten; wenn ihnen das als höchste Gesundheit und Kraftfülle des Individuums erschien, was doch nur das Symptom einer tiefen Erkrankung des Nationalkörpers im Großen und Ganzen war, eben diese Abwendung von allen realen Interessen, von aller Thätigkeit für's Allgemeine, diese Zurückziehung in das eigene Selbst und die Aufblähung des eigenen Selbst zum Gegenstande eines mit fieberhafter Ungeduld ersehnten All- und Alleingenügens. „Wir mußten durch diese Verzerrungen gehen, weil wir keine Nation waren," — gesteht unumwunden einer der wildesten jener „Stürmer und Dränger", Klinger, in seinem späteren, männlich gereiften Alter, und von Goethe selbst besitzen wir eine Menge Aussprüche,

Digitized by Google

welche bekunden, wie tief er den Mangel eines kräftigen Nationallebens, ganz besonders auch für den deutschen Dichter, empfand und beklagte.

Aus diesem Boden heraus erwuchs der „Faust", eine der kostbarsten, farbenreichsten Perlen unserer und aller Literatur — aber ist nicht auch die Perle das Product eines Krankheitsprocesses der Muschel?

Nun wohl! Wäre es nicht denkbar, an diesem Individuum, als dem Mikrokosmus, einen ähnlichen Um- und Rückbildungsproceß poetisch zu vollziehen, wie er sich an dem Makrokosmus, unserer Nation, in der Wirklichkeit vollzogen hat? Wäre es nicht möglich, den „Faust" aus jenem „unklaren Zustande des Individuums", dem, wie Goethe selbst sagt, dieser Charakter seine Entstehung verdankte, allmählich sich heraus- und zu dem Bewußtsein hindurcharbeiten zu lassen, daß jener hochgespannte Drang des Geistes, der alles Irdische übersliegt, alles Streben auf ein bestimmtes Ziel hin als ein ungenügendes und nichtiges verachtet und von sich weist, doch nur ein unnatürlicher, krankhafter Zustand sei? Wäre es nicht möglich, auf diese Weise allmählich Faust selbst von diesem unnatürlichen Drange zu heilen und ihn statt dessen zu jener Thätigkeit hinzuleiten, „die" (um mit Goethes edlem Freunde Schiller zu sprechen) „zu dem großen Bau der Zeiten zwar Sandkorn nur an Sandkorn reicht, doch von der Schuld der Ewigkeiten Minuten, Tage, Jahre streicht"?

Freilich durfte das nicht im Wege bloßen Reflectirens und Speculirens geschehen wie im Ersten Theil (für die Darstellung des „Uebermenschen" Faust war dieser Weg der angezeigte), sondern dadurch, daß Faust wirklich in solche Verhältnisse hineingestellt und von ihnen gleichsam vorwärts getragen wurde, welche geeignet waren, seinen metaphysischen Drang der Unthätigkeit und der Abwendung vom realen Leben in den entgegengesetzten Drang nach realer Thätigkeit im Leben und für's Leben zu verwandeln. In einer Zeit wie die unsrige, wo wieder große Interessen das Denken und Thun des Einzelnen ausfüllen, wo ein starker Zug gemeinnütziger, culturschaffender Thätigkeit durch die ganze Nation geht, der auch dem Einzelnen, sobald er nur will, allzeit eine Stelle fruchtbaren Eingreifens in das Getriebe dieses allgemeinen National- und Culturlebens anweist und sichert, in einer solchen Zeit ist ein Faustischer Charakter und ein Faustischer Drang als wirkliche Lebenserscheinung kaum mehr recht denkbar, jedenfalls nur eine Seltenheit, während in jener Zeit nationaler Oede und Verkümmerung im vorigen Jahrhundert er eine gewisse beinahe typische Berechtigung hatte.

Allein eben darum, weil ein solcher Umbildungsproceß in einer ganzen Nation und damit zugleich in ihren einzelnen Individuen nur durch große weltgeschichtliche Wandlungen sich vollzieht, konnte derselbe auch poetisch nicht anticipirt werden, selbst nicht von einem so gewaltigen Genius wie Goethe — in einer Zeit, wo diese geschichtliche Wandlung noch nicht begonnen hatte, vielmehr nur kaum erst sich vorbereitete. Die blos

Digitized by Google

individuelle Abwendung und Entwöhnung von jener überfliegenden Faust'schen Geistesrichtung, wie sie die Kräftigeren der „Stürmer und Dränger" an sich selbst vollbrachten (Goethe erst durch geschäftliche Berufsthätigkeit, dann durch Versenkung in die Antike, Klinger durch Ergreifung einer praktischen Lebensstellung), würde als Vorwurf einer Weiterführung der Faustdichtung im hohen Stile (sei es dramatisch, sei es episch) nicht ausreichen. Denn eben, weil jene Faust'sche Geistesrichtung zu ihrer Zeit etwas Typisches, etwas durch allgemeine Zeitverhältnisse, nicht blos durch die Eigenart eines Einzelnen Bedingtes war, so mußte auch die Umkehr davon zu einer entgegengesetzten Richtung sich als ein gleichermaßen Allgemeingültiges, durch einen Umschwung des ganzen Zeit- und Volksgeistes mit Nothwendigkeit Herbeigeführtes darstellen.

So waren also dem Dichter des „Faust" die beiden Wege, auf denen *vielleicht* eine Fortsetzung dieser Dichtung von innen heraus möglich gewesen wäre, theils durch sein eigenes Wesen, theils durch die Zeitverhältnisse verschlossen.

Und doch *wollte* Goethe aus dem bloßen Stimmungsbilde ein „Drama", aus dem „Fragment" eine „Tragödie" machen. So mußte er wohl oder übel in den ursprünglichen Charakter des Faust, der an sich keiner Entwicklung fähig war (wenn nicht etwa in einer von jenen beiden oben angedeuteten Richtungen), etwas *Neues* hineintragen, gleichsam ein Ferment, wodurch derselbe aus seiner Passivität heraus zu einem wirklichen Handeln und Vorwärtsschreiten getrieben würde. Oder, wie Julian Schmidt es ausdrückt, er mußte ihm „nachträglich eine Stütze unterschieben". Dies geschah durch den „Prolog im Himmel", durch die Wette, die Gott-Vater mit Mephistopheles eingeht. Denn hier wird Faust charakterisirt als ein „strebender", wenn auch in seinem Streben „irrender" Mensch, als ein Mensch, der „in seinem dunklen Drange sich des rechten Weges wohl bewußt" sei, als ein „grünendes Bäumchen", dem „Blüth' und Frucht die künft'gen Jahre zieren".

Die Frage ist nur, ob sich ein solches völlig neues Motiv — denn das war es — dem alten, ursprünglichen so leicht anpassen ließ oder, um in Julian Schmidts architektonischem Bilde zu bleiben, ob eine solche „nachträglich untergeschobene Stütze" nicht entweder den Bau, dem man sie unterschob, auseinandersprengen, oder aber durch die Wucht dieses Baues selbst zerdrückt oder doch verschoben werden mußte.

Das Letztere ist denn auch in der That geschehen. In der „Tragödie" von 1808 überwuchert und erdrückt das ursprüngliche Motiv so sehr das neuhinzugethane, daß dieses letztere nirgends recht zur Geltung gelangt. Sogleich in dem zweiten Monologe Fausts (nach Wagners Abgang) kommt die alte Unersättlichkeit und Unbändigkeit Fausts, die jedes ruhigen „Strebens" spottet, wieder zum Durchbruch. Wenn im ersten Monolog vorzugsweise das wissenschaftliche Forschen es ist, dem

Digitized by Google

Faust, als einem unbefriedigenden (weil es ihm nicht die absolute Wahrheit bietet), absagt, so ist es hier der Ekel vor dem thätigen Wirken, der zum Ausdrucke gelangt. „Ach, unsre Thaten selbst, so gut wie unsre Leiden, sie hemmen unsres Lebens Gang." Julian Schmidt findet zwar hierin die Andeutung eben jenes „Strebens", das „sein Ideal nie verwirklicht sieht", und die weitere Stelle: „Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen, drängt immer fremd' und fremder Stoff sich an" scheint diese Deutung zu begünstigen. Allein das wirkliche „Streben", auch wenn seine Erfolge hinter seinen Idealen zurückbleiben, wird doch nicht aufhören, immer von Neuem und nur beharrlicher zu streben; Faust dagegen, nachdem er nochmals nahezu denselben Ideengang durchlaufen hat, wie im ersten Monolog (indem er sich vom praktischen Thun zurückwendet zum theoretischen Forschen), langt endlich an bei dem Gedanken des Selbstmordes — dem baaren Gegentheil alles thatkräftigen Strebens.

Auch in diesem wunderbar schönen Selbstmordmonologe (wenn ich so sagen darf) spielen die beiden Faustschen Naturen, die ursprüngliche und die ihm „untergeschobene", auf die merkwürdigste Weise in einander über. Faust wähnt, durch den Selbstmord eine große That zu begehen, seine ganze Vollkraft zu bekunden („Hier ist es Zeit, durch Thaten zu beweisen, daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht"), während doch im Grunde es nur die Unlust wirklichen Schaffens im Leben ist, was ihn treibt, aus dem Leben zu entfliehen, um durch diesen Act entweder „in's Nichts dahin zu fließen", oder — ein Gott zu werden („dies neue Leben, diese Götterwonne") und so, frei von den Schranken der Endlichkeit, mit einem Male, ohne die Mühen und Hemmnisse, die mit jedem irdischen „Streben" verbunden sind, Das zu erlangen, was er auf Erden vergebens ersehnt hat — („auf neuer Bahn den Aether zu durchdringen zu neuen Sphären reiner Thätigkeit").

Das Gleiche ist der Fall in der großen Scene mit Mephistopheles, bei dem Pact und der Wette. Wenn hier scheinbar von einem thätigen Streben Fausts die Rede ist („Ward eines Menschen Geist in seinem hohen Streben von Deinesgleichen je gefaßt?" — „das Streben meiner ganzen Kraft ist gerade das, was ich verspreche"; „nur rastlos bethätigt sich der Mann"), so ist damit doch, näher besehen, immer nur jenes ungeduldige Sehnen gemeint, welches „der Erde Freuden überspringt", wie Mephistopheles sagt, welches, da ihm die erträumte Vollbefriedigung im Wissen, im Anschauen der Natur, in Wunderthaten versagt ist („Der große Geist hat mich verschmäht, vor mir verschließt sich die Natur, des Denkens Faden ist zerrissen, mir ekelt lange vor allem Wissen"), nun das Letzte versuchen will, die Betäubung durch einen rastlosen Wechsel und Taumel des Genusses („Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit uns glüh'nde Leidenschaften stillen!" „Dem Taumel weih' ich mich" u. s. w.), also ganz im Sinne jener noch aus dem ursprünglichen „Frag-

Digitized by Google

ment" herrührenden Stelle: „Was der ganzen Menschheit zugetheilt ist, will ich in meinem innern Selbst genießen" u. s. w. Auch der „Fluch" drückt ebenfalls nur das Gefühl aus, daß Alles, was der Mensch ist, besitzt, genießt, begehrt, nichtig sei. Das spricht der „Geisterchor" aus, wenn er klagt: „Weh', weh', Du hast sie zerstört, die schöne Welt." Wenn derselbe Geisterchor dann weiter mahnt: „Baue sie wieder, in Deinem Busen baue sie auf! Neuen Lebenslauf beginne mit hellem Sinne!" — so würde dies allerdings, wenn wir in diesem „Geisterchor" (etwa wie im Puppenspiel „Faust") die Stimme des „guten Engels" zu erkennen hätten, der den Faust vom Pact mit dem Teufel abzuhalten sucht, dahin zu deuten sein, daß Faust aus jener thatenlosen und verzweifelten Stimmung, in welcher Alles ihm zuwider ist, sich herausreißen und durch ernstes Streben eine Welt schaffen solle. Allein Mephistopheles verkehrt dieses Geisterwort sogleich in sein Gegentheil, nämlich in eine von den ihm untergebenen, dämonischen Geistern ausgesprochene Lockung „zu Lust und Thaten", das heißt in seinem Sinne: zum lustigen Hinausschweifen in die Welt, zu Sinnenlust und wildem Taumel — „hinaus aus der Einsamkeit, wo Sinne und Säfte stocken". Und Faust gibt dieser Lockung, nicht jener Mahnung nach: das zeigt die bald darauf folgende wildleidenschaftliche Stelle, wo er sich „dem Taumel weiht, dem schmerzlichsten Genuß".

Selbst die Wette mit Mephistopheles ist nur in dem Sinne zu verstehen, daß Faust sich vermißt, Mephistopheles werde durch keinen einzelnen Genuß seine, Fausts, Unersättlichkeit stillen, ihm volle Befriedigung schaffen können. Das geht am deutlichsten hervor aus dem nachfolgenden Monolog Mephistos, wo dieser triumphirend sagt: „Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben, der ungebändigt immer vorwärts dringt und dessen übereiltes Streben der Erde Freuden überspringt; den schlepp' ich durch das wilde Leben, durch flache Unbedeutendheit; er soll mir zappeln, starren, kleben, und seiner Unersättlichkeit soll Speis' und Trank vor gier'ger Lippe schweben" u. s. w. Auch hier ist nicht von einem eigentlichen thätigen Streben, sondern immer nur wieder von einer Unbändigkeit und Unersättlichkeit des Verlangens nach Genuß die Rede. Genug, auch in der erweiterten Faustdichtung von 1808 bricht überall das ursprüngliche Faustmotiv, der Drang nach bloßem Haben und Genießen, wieder hindurch, und von einem wahrhaften „Streben" ist zwar wol Mancherlei zu hören, aber nirgends so recht in Wahrheit Etwas zu sehen.

Es ist fast wunderbar, wie Goethe, der jener jugendlich brausenden Stimmung, aus welcher das Stimmungsbild „Faust" entsprungen, eigentlich längst entwachsen war, dennoch, nachdem er sich darangegeben, in „jene Zeiten, wo er noch im Werden war", nochmals hingebend sich zu versenken, die „schwankenden Gestalten, die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt",

Digitized by Google

und die jetzt wieder „aus Dunst und Nebel um ihn steigen", „noch einmal festzuhalten" — wie er nun auch wieder ganz „sein Herz jenem Wahn geneigt" und „seinen Busen jugendlich erschüttert fühlt vom Zauberhauch, der ihren Zug umwittert", wie er selbst wieder Faust wird, der ächte Faust von 1775, der ächte Typus des „Sturmes und Dranges", so zwar, daß er darüber das neue Programm, welches er im „Prolog im Himmel" ausgegeben hatte, gänzlich vergißt. Und in der That ist ja jenes alte Faustmotiv in seiner titanisch-pantheistischen Ueberschwänglichkeit unendlich poetischer, als das im „Prolog" angeschlagene neue, welches einen etwas trocknen moralisirend-lehrhaften Beigeschmack hat und fast einer bloßen dichterischen Versinnbildlichung des bekannten Themas von Kant ähnlich sieht: „Der Kampf des guten mit dem bösen Princip im Menschen."

Aber, freilich, in Bezug auf die eigentliche Handlung sind wir auch mit dieser neuen Gestaltung des „Faust" (der „Tragödie") noch immer nicht eigentlich weiter gekommen. Nur die Gretchenpartie hat durch Hinzufügung der Schlußscene im Kerker sich mehr tragisch zugespitzt. Im Uebrigen sind es wesentlich doch nur theils Variationen des ursprünglichen Motivs (wie der zweite Monolog, der Spaziergang, die Bibelübersetzung), — die meisten wunderbar schön, nur einzelne etwas abgeschwächt, auch hier und da etwas dissonirend — theils Ergänzungen und Ausfüllungen von Lücken (z. B. die ersten Scenen mit Mephistopheles, der Pact, die Wette), theils endlich Zusätze, an sich von dramatischer Wirkung, nur aber in den Gang der Handlnng nicht recht passend (wie die Valentinsscene), welche zu dem Früheren neu hinzugekommen. Die Handlung im Ganzen jedoch ist nicht fortgerückt: wie im „Fragment", so reißt sich auch jetzt Faust eben nur unbefriedigt und angewidert von seiner bisherigen Lebensweise los, läßt sich vom Mephistopheles zunächst in die „kleine Welt" einführen, spielt die Liebestragödie mit Gretchen durch und wird zuletzt vom Mephistopheles mit seinen Feuerrossen aus dem Kerker hinweggeführt, ohne daß man recht weiß, ob Letzterer dies nur darum thut, um Faust vor dem „Blutbann" zu retten, oder um mit ihm zur Hölle oder wohin sonst abzufahren.

So übermächtig aber war der Zauber, den eben jenes erste Faustmotiv auf Leser und Zuschauer übte, daß die längste Zeit hindurch wol nur sehr wenige von diesen an dem mangelnden Abschluß des Stückes Anstoß nahmen oder nach einer Weiterführung desselben bis zu einem wirklichen „Ende Fausts" Verlangen trugen. Die vielfachen Versuche von „Faust-Fortsetznngen" datiren meines Wissens alle erst aus der Zeit, wo Goethe selbst durch seinen kundgewordenen Plan einer Weiterführung des „Faust" (eines „Zweiten Theils") dazu gleichsam das Signal gegeben hatte.

Zum Theil kam dies daher, weil der Ausgang der „Tragödie" das sympathische Interesse der Zuschauer ganz vorzugsweise auf das unglückliche Gretchen und deren Schicksal concentrirte, so daß darüber der eigent-

Digitized by Google

liche Held beinahe in den Hintergrund trat. Ohnehin ward man, da der „Prolog im Himmel" nicht mit zur Aufführung gelangte, an den veränderten Charakter, den nach diesem eigentlich Faust entwickeln sollte, nicht erinnert. So hat die „Fausttragödie" — trotz ihrer nicht streng dramatisch geschlossenen Handlung und trotz des Mangels an einem eigentlich tragischen Abschluß in Bezug auf die Person des Helden — durch ihre bald großartigen, bald lieblichen, bald ernsten und tiefsinnigen, bald komischen und satyrischen Schönheiten immerfort auf dem Theater wie beim Lesen durchschlagend, packend, erschütternd gewirkt, wirkt so auch heut noch, wenn schon heut die Zeitstimmung eine wesentlich andere ist, als die, in welcher eigentlich die Faustdichtung athmet und webt, und wird wahrscheinlich zu allen Zeiten so wirken.

Indessen hatte nun einmal der Dichter mit der „Wette im Himmel" einen Wechsel auf sich selbst ausgestellt, der, so lange er unhonorirt war, sein dichterisches Gewissen bedrückte, an den er doch wol auch bisweilen von Anderen gemahnt wurde. Und so nahm er denn nochmals einen neuen Anlauf und beschloß, nunmehr den „Faust" wirklich nach dem Programm im Himmel weiter- und zu Ende zu führen — nämlich als die Entwicklungsgeschichte eines Menschen, der „durch ein kräftiges Beschließen" sich dazu ermannt, „zum höchsten Dasein immerfort zu streben".

So entstand der Zweite Theil, in welchem von jenem ursprünglichen Faustdrange, der den ganzen Ersten (die „Tragödie" wie das „Fragment") durchweht, fast nichts mehr zu spüren ist. Freilich auch von dem „kräftigen Beschließen" und seiner Frucht, dem „immerfort Streben" viel weniger, als man nach dieser so emphatischen Ankündigung erwarten durfte! Denn, ist es schon eigenthümlich, daß Faust zu diesem neuen Lebensgange geschickt gemacht, gestählt und gleichsam gefeit wird — nicht durch einen innern seelischen Proceß, sondern auf übernatürliche, mystische Weise, „durch kleiner Elfen stille Größe" (oder, wenn man dies symbolisch fassen will, durch die heilende und verjüngende Kraft der Natur, die aber doch nicht ohne Weiteres alles Frühere in Fausts Seele austilgen kann), so werden wir noch mehr überrascht, da wir in all den folgenden Scenen diesen so verjüngten, gekräftigten und zu den höchsten Thaten entschlossenen Faust in Situationen erblicken, wo er entweder geradezu bloßer stummer Statist ist (wie in der ersten Scene „am Kaiserhofe"), oder nur in einer mystisch-allegorischen Vermummung auftritt (beim „Mummenschanz"), oder (in der zweiten Scene mit dem Kaiser) nichts weiter thut, als: diesem den Nutzen des Papiergeldes anpreisen — eine immerhin mehr als zweifelhafte Vorstufe auf dem Wege „zum höhern Dasein"! Was die Commentatoren hier zu sagen und zu preisen wissen von der „höhern Gesellschaft", in die Faust eingeführt werde, um sich zu bilden, erscheint mir wenig überzeugend, denn diese „höhere Gesellschaft" (der Kaiserhof) ist selbst so geschmacklos und steif als möglich und nur als Satyre (was sie ja auch

Digitized by Google

großentheils sein soll) ergötzlich; vom Faust aber erfahren wir kein Wort, wie er sich in die „höhere Gesellschaft" hineinlebe und ob er dadurch wirklich an Bildung gewinne. In dem „Plutus" erblickt der eine Commentator den „Vertreter des Schönen", ein anderer den des „materiellen Wohlstandes", ein dritter wieder die Verkörperung der Idee des „höhern Staatsmannes" — jedenfalls aber haben wir hier eine bloße Allegorie, keine lebensvolle und im Leben selbst handelnd auftretende Person vor uns.

Nun wendet sich Faust — und darin hat man den Hauptfortschritt in seiner „Entwicklung" gesehen — der „Helena", dem Typus antiker Schönheit, zu. Nur ist es sonderbar, daß auch dazu der erste Anstoß nicht von Fausts eignem hochstrebenden Geiste ausgeht, sondern daß (ganz wie in der alten Faustsage, an die sich Goethe hier, man weiß nicht recht, warum, mit einem Male enger anschließt) der Kaiser die Helena zu sehen begehrt, und Faust, um diesem kaiserlichen Verlangen zu entsprechen, sich an Mephistopheles wendet. Später vermählt sich allerdings Faust mit der Helena und vollzieht damit symbolisch jenes Bündniß moderner und antiker Lebensanschauung, welches Goethe selbst im Verein mit Schiller so eifrig anstrebte. Aber plötzlich, ohne ersichtliche Vermittlung, geht Faust von diesem Streben nach der höchsten Formschönheit wiederum ab und über zu der Neigung für materielle Culturarbeit. Dabei ist nun zwar auch wieder die Rede von der „Kraft", die Faust „zu kühnem Fleiße fühlt", davon, daß die That Alles sei, nichts der Ruhm; allein schließlich ist es doch auch hier, wie in allem Bisherigen, nicht Faust, welcher handelt, sondern Mephistopheles, d. h. nicht menschliches „Streben", sondern übermenschliche Zauberthat, und Faust genießt nur die Früchte eines fremden Thuns. Faust setzt dem Mephistopheles seinen Plan, dem Meere ein Stück Land abzugewinnen, auseinander, und herrscht ihm dann zu: „Das ist mein Wunsch, den wage (Du) zu befördern!" Und so geschieht es. Durch Teufelskünste gewinnt Faust für den Kaiser den Sieg über den Gegenkaiser und erhält dafür das Land am Meeresufer zum Lohne; durch Teufelskünste wird das Meer eingedämmt, das Land verbreitert und urbar gemacht. Wir hören von den beiden Alten, die in der Nähe wohnen: „Es ging nicht zu mit rechten Dingen." „Tags umsonst die Knechte lärmten, Hack' und Schaufel, Schlag auf Schlag, wo die Flämmchen nächtlich schwärmten, stand ein Damm am andern Tag." Und selbst inmitten dieser Thätigkeit, die Faust wenigstens durch Andere vollziehen läßt, erwacht in ihm noch einmal jene Unersättlichkeit des Habens und Genießens, die wir längst verschwunden glaubten; der weitgestreckte reiche Landbesitz genügt ihm nicht, weil das kleine Stückchen Erde nicht sein ist, welches die beiden Alten bewohnen! Aus dieser egoistischen Regung heraus befiehlt er wiederum seinem höllischen Diener: „So geht und schafft sie mir bei Seite", begeht also einen Gewaltact, denn das ist es, auch

Digitized by Google

wenn er die beiden Alten nur wider ihren Willen anderswohin versetzen läßt.

Und nun endlich, nach dieser Handlung grellsten Egoismus, aber auch jetzt nicht aus eigener innerer Umkehr, sondern erst, nachdem der gespenstische Tritt der „Sorge" ihn „erschüttert" hat, empfindet Faust plötzlich eine Regung des Ueberdrusses an seiner alten, ihm jetzt erst wieder zum Bewußtsein kommenden, unbändigen Faustnatur. „Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen, die Zaubersprüche ganz und gar verlernen, ständ' ich vor Dir, Natur, ein Mann, allein (d. h. nur auf meine Kraft gestützt), dann wär's der Mühe werth, ein Mensch zu sein."

Und nun endlich, — am Ausgange jenes „neuen Laufs", den er im Zweiten Theil „beginnen" sollte, entwirft Faust eine Art von Programm einer Umkehr von der Bahn, die er im Ersten Theil betreten. Vorwurfsvoll sagt er zu sich selbst: „Ich bin nur durch die Welt gerannt, ein jed' Gelüst' ergriff ich bei den Haaren, was nicht genügte, ließ ich fahren — ich habe nur begehrt und nur vollbracht (d. h. mühelos erhascht und genossen), und abermals gewünscht und so mit Macht mein Leben durchgestürmt — erst groß und mächtig, nun aber geht es weise, geht bedächtig" — „Thor, stehe fest und sehe hier Dich um! Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm. Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen? Was er erkennt, läßt sich ergreifen. Er wandle so den Erdentag entlang, im Weiterschreiten find' er Qual und Glück — er, unbefriedigt jeden Augenblick!"

Hier stehen sich der alte und der neue Faust, der unbändige, unersättliche, und der wirklich strebende, der von That zu That stetig „weiterschreitende", gleichsam Aug' in Auge einander gegenüber. Aber freilich erst jetzt, nachdem den ganzen Zweiten Theil hindurch, am Kaiserhofe, in der Gewinnung und Vertheidigung der Helena, in der Schlacht und selbst in der Schaffung friedlicher Cultur Faust immer nur durch „Magie", durch des Mephistopheles Zauberkünste sich geholfen, nicht durch eigene Kraft! Jetzt, erblindet, ein hülfloser Greis, will er in Einem Schlage vollbringen, was nur das Werk lang andauernden, nie rastenden, nie ermattenden Bemühens sein konnte. Es klingt ganz schön, wenn Faust jetzt ausruft: „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß", wenn er den Wunsch — freilich immer wieder nur einen Wunsch — ausspricht: „auf freiem Grund mit freiem Volk zu steh'n", wenn er, in der Hoffnung, daß „die Spur von seinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehen könne", zum Augenblicke sagen zu dürfen glaubt: „Verweile doch, du bist so schön!" Aber dieser bloße Wunsch, diese so spät erst gewonnene Erkenntniß, daß nur ein thätiges, zugleich sich selbst beschränkendes Streben des Menschen wahre Bestimmung sei, kann unmöglich ausreichen, um Faust trotz seiner formell verlorenen Wette mit

Digitized by Google

Mephistopheles nun mit einem Male als der „Rettung", und zwar durch so außerordentliche Mittel, würdig erscheinen zu lassen.

Ueber das Unbefriedigende dieser „Rettung" selbst — mit dem ganzen mystisch-katholisirenden Apparate von Heiligen und Engeln, zuletzt sogar der mater dolorosa — sind wol auch die wärmsten Verehrer Goethes, wenige ausgenommen, einverstanden. Die Losung der Engel: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen", überzeugt uns nicht, denn von einem wirklich „strebenden Bemüh'n" Fausts, durch thatkräftiges Schaffen oder auch nur durch stetige Selbstveredlung den Bann zu brechen, der ihn an Mephistopheles band, haben wir auch in diesem zweiten Theile doch gar zu wenig wahrgenommen!

Fasse ich noch einmal alles Gesagte zusammen, so muß ich als meine Anschauung von der Faustdichtung Folgendes aussprechen: Der „Faust" mit den erhabenen metaphysischen Partien des Ersten Theils, mit der unvergleichlichen Schilderung eines titanenhaft gegen die ganze Weltordnung sich auflehnenden Charakters, ist, wie Goethe selbst es in berechtigtem Vollbewußtsein der Größe dieser seiner Schöpfung aussprach, „etwas ganz Incommensurables" und wird dies stets bleiben. Er ist und wird immer bleiben eine der gewaltigsten Dichtungen nicht blos unserer, sondern aller Literaturen, ja ein Unicum, wie keine andere Literatur es hat, keine vielleicht es haben konnte. Denn nicht nur, daß kaum eine Literatur einen Seelenmaler von der packenden Naturwahrheit und der gewaltigen Kraft eines Goethe besaß, sondern es fehlte auch den anderen Literaturen der Stoff, der sich diesem großen Seelenmaler darbot in den eigenthümlichen Zuständen seines Volkes und der dadurch bedingten Stimmung seiner Zeit. Mögen jene Zustände uns immerhin vom höheren culturgeschichtlichen und nationalen Standpunkte aus als verbildete, mag jene Stimmung uns als eine krankhafte erscheinen — dem Werthe der Dichtung und dem Ruhme des Dichters geschieht damit kein Abbruch, denn des Dichters hoher, göttlicher Beruf ist ja, wie Shakespeare es so schön ausgedrückt: to show the very age and body of the time, its form and pressure.

Und neben dieser gigantischen Größe der metaphysischen Partien des „Faust" wird die Geschichte des lieblichen, unglücklichen Gretchens ebenfalls für alle Zeit ein unerreichtes Muster bleiben halb des anmuthigsten Idylls, halb des tieferschütterndsten tragischen Pathos.

Dies Alles gilt in erster Linie vom „Fragment" von 1790, in welchem noch die ganze Gluth der Empfindung und der Phantasie des jugendlichen Goethe der siebenziger Jahre pulsirt; es gilt aber im Wesentlichen auch noch von der „Tragödie" von 1808, wennschon hier Einzelnes etwas abgedämpft oder dem Grundtone fremdartig anklingt.

Will man jedoch dieses unübertrefflich wahrheitsgetreue Zeitbild zu einem „Weltbild" umdeuten, unternimmt man es, die Fausttragödie

Digitized by Google

zu einer poetisch-philosophischen „Entwicklungsgeschichte des Menschen schlechthin oder der Menschheit", Faust selbst gleichsam zum Normalmenschen zu stempeln (so daß jeder wahre, ganze Mensch eigentlich ein Faust sein müßte), dann, fürchte ich, legt man in diese Dichtung Etwas hinein, was der Dichter selbst mindestens von Haus nicht hineingelegt hat und nicht hineingelegt wissen wollte. Geht man aber vollends so weit, den Versuch, den der schon alternde Dichter machte, den Ersten Theil des „Faust" durch den Zweiten zu ergänzen, für eine wirklich organische Fortsetzung, wol gar für eine Potenzirung des ursprünglichen Gedichts zu erklären und zu dem Ende alle möglichen und unmöglichen Züge poetischer Schönheit und philosophischer Weisheit aus ihm heraus- oder in ihn hineinzudeuten, dann thut man nach meiner Ueberzeugung dem gesunden Sinne unseres Volkes Gewalt an und führt seinen Geschmack auf künstliche Abwege. Ich halte daher auch das Beginnen, diesen Zweiten Theil — ganz oder verkürzt — auf die Bühne zu bringen, für ein verfehltes. Durch solche theoretische und praktische Experimente — die doch immer nur Experimente bleiben werden — könnte es am Ende dahin kommen, daß das Interesse der Nation von dem vollen, ungeschwächten und unverbildeten Genusse an dem eigentlichen Kunstwerke, wie es im Ersten Theile vor uns steht, ab- und auf jenes künstliche Beiwerk hingelenkt würde, mit welchem Goethe — leider! — die klassische Schönheit seines Faust-Torso, statt, wie er wol meinte, sie zu heben, nur entstellend umkleidet hat. Denn ein Torso war „Faust" seiner ganzen ursprünglichen Entstehung nach; ein „Torso" hätte er bleiben müssen (wenigstens in der Form der „Tragödie" von 1808), wofern es nicht möglich war (und nach den gegebenen Verhältnissen war es nicht möglich) ihn in wirklich organischer Anknüpfung an seine Grundidee entweder fort- oder umzubilden.

Ist etwa nicht auch der Torso des Hercules eines der größten Kunstwerke aller Zeiten, obschon er ein Torso ist?

Digitized by Google

Gemeinwirthschaft und Privatwirthschaft.

Von

J. Baron.

— Berlin. —

An dem geflügelten Worte, daß künftige Ereignisse ihren Schatten voraus werfen, kann ich keinen Gefallen finden; bei allem Respect vor dem Dichter, der es zuerst gesprochen, und vor dem anderen, der es als Motto seinem Werke vorgesetzt hat, will es mir doch scheinen, als wenn es einen richtigen Gedanken unrichtig formulirte.

Nicht körperlose Schatten sind es, an denen unser Auge haften muß, um die Zukunft zu erkennen; sondern greif- und faßbar, kurz wahrnehmbar mit allen Sinnen sind die Uebergänge, welche zu den großen geschichtlichen Erscheinungen hinführen; wer den Schatten übersieht, bleibt vorwurfsfrei; die Vorläufer der großen geschichtlichen Erscheinungen aber sind selbst Gestaltungen, an denen sich Jeder stößt, der unvorsichtig in ihre Nähe tritt; sie bereiten den Boden, sie machen gleichsam den Raum frei, in dem das Große sich abspielen soll.

Denn das Gesetz der natürlichen Welt gilt nicht minder für die geistige: es bedarf des langsamen und allmählichen Wachsthums, damit die Reife eintrete. Zugleich mit dieser allmählichen Entwickelung verbreitet sich eine gewisse geistige Atmosphäre, welche das Verständniß des historischen Ereignisses ermöglicht; sie ist seine Lebensluft; wo sie fehlt, tritt eine Früh- und Fehlgeburt ein.

Die religiöse Legende läßt Christus durch Johannes ankündigen; die Reformatoren vor der Reformation werden immer mehr in wissenschaftlichen Untersuchungen behandelt; und haben wir es nicht selbst erlebt, daß die Herrlichkeit des Deutschen Reiches erstand, nachdem die Verbindungen der Burschenschafter, der Zollverein und gewisse gemeinsame deutsche Gesetze vorausgegangen waren?

Digitized by Google

Jene Zeit der allmählichen Entwickelung bildet eine Uebergangsperiode, genauer eine Zeit des Kampfes. Noch stürzt das Alte nicht, noch ist es lebenskräftig, j'y suis et j'y reste ist die Devise des Bestehenden. Aber das Dasein ist ihm verleidet, es wird ihm das Recht der Existenz bestritten und einem Neuen vindicirt; es muß kämpfen, um sich zu erhalten. Dieses Neue hinwiederum tritt zunächst in mehr oder weniger schwachen Formen auf; aber es wächst, und es lenkt die Blicke auf sich; es erhebt Widerspruch und es fordert ihn heraus.

Ungefähr das waren meine Gedanken, als ich mir neulich folgende Zusammenstellung machte.

Die staatlichen Posten sind Institutionen, über deren segensreiches Wirken Eine Stimme herrscht; kein Privatmann wagt es, mit ihnen zu concurriren; sie befördern mit einer erstaunlichen Pünktlichkeit und mit einer kaum zu vermehrenden Billigkeit; sie sind „coulant" wie irgend ein Kaufmann; an ihnen brechen selbst büreaukratische Formen zusammen; den Zeitgeist erkennend verzichten sie immer mehr auf die Privilegien, welche sie aus der Vergangenheit überkommen haben; was sie hiervon (an Privilegien) noch besitzen, wird sicherlich in naher Zeit verschwinden, ohne daß damit ihrem Wesen und ihren Functionen Abbruch geschehen wird; kurz, sie werden sich zu rein gewerblichen Unternehmungen entwickeln, welche einerseits dem Unternehmer (dem Staat) einen „schönen Nettogewinn" abwerfen, andererseits die Kunden (das Publikum) auf's Beste befriedigen. Die Ueberzeugung hiervon war es, welche die Ablösung der Thurn und Taxisschen Postrechte in Gebietstheilen des Norddeutschen Bundes 1867 unter allgemeinem Beifall geschehen ließ.

In den Großstaaten besteht überall eine Reichsbank, welche das Bankgeschäft in großartigem Umfange betreibt. Sie gibt Darlehne auf gewisse Börsenpapiere und Waaren, die ihr verpfändet werden; sie discontirt Wechsel; sie vermittelt durch den sogenannten Giroverkehr die Zahlungen selbst von Leuten, welche an verschiedenen Orten wohnen, ohne daß es der Uebersendung des Geldes bedarf; sie nimmt Depositen von Geldern entgegen; sie bewahrt Papiere und Kostbarkeiten auf. Und wer mit einer Reichsbank zu thun hat, macht die Erfahrung, daß er viel besser von ihr „bedient" wird, als von dem privaten Bankier; namentlich behandelt sie den „kleinen" und (wenn der Ausdruck gestattet ist) den „mittleren" Mann billiger, und sie bietet ihm (bei Creditgeschäften) eine ausnehmende Sicherheit. Daher der verbreitete Wunsch, daß sie ihre Geschäftsthätigkeit ausdehnen möchte; wie dankbar würde man z. B. in Deutschland der Reichsbank sein, wenn sie nicht blos von ihren Deponenten, sondern von All und Jedem Aufträge zum An- und Verkauf von Börsenpapieren übernähme! — Freilich besitzen alle diese Reichsbanken ein immenses Privilegium: das zur Emission ungedeckter Noten; sie schaffen sich dadurch ein ungeheures Capital ohne Gegen-

Digitized by Google

leistung, ohne Zinsen. Aber schon hat man in den Staaten von guter finanzieller Lage begonnen, dieses Privilegium zu begrenzen, entweder indem man ein Maximum der ungedeckten Noten vorschrieb oder indem man sie einer Steuer unterwarf. Es zeigt sich hierin ein Uebergangsstadium; ich zweifle nicht, daß in nicht allzuferner Zeit auch dieses Privilegium fallen wird, ohne der Wirksamkeit der Reichsbanken Eintrag zu thun.

In vielen Provinzen und Städten Preußens bestehen Provinzial- oder städtische Feuersocietäten. Sie beziehen sich blos auf Grundstücke, nicht auch auf bewegliche Sachen. Sie beruhen auf dem Grundsatz der Gegenseitigkeit; die Mitglieder leisten nicht einen quantitativ festbestimmten Beitrag, sondern es wird alljährlich ein den vorgekommenen Feuerschäden und den Verwaltungskosten angepaßter Beitrag ausgeschrieben. Daß dieser Beitrag geringer ist als derjenige welcher von den privaten Versicherungsgesellschaften erhoben wird, liegt auf der Hand; letzterer wirft unglaublich hohe Dividenden für die Actionäre ab und hat den Courswerth der Actien selbst auf eine Höhe hinaufgetrieben, die allen Krachjahren widerstanden hat. Nach einem mir vorliegenden Courszettel der Berliner Börse vom 20. September 1877 gab die Leipziger Feuer-Versicherungsgesellschaft 1876 eine Dividende von 100% (Courswerth per Stück von 1000 Thlr. mit 200 Thlr. Einzahlung 8100 ℳ), die Aachen-Münchener 75% (Courswerth 8400 ℳ), die Colonia 55% (Courswerth 6450 ℳ), die Dresdner sowie die Düsseldorfer Transport-Versicherungsgesellschaft jede 50% (Courswerth 1500 und 1410 ℳ), die Aachener Rückversicherungsgesellschaft 45% (Courswerth 2010 ℳ), die Elberfelder und die Niederrheinische Feuer-Versicherungsgesellschaft 40% (Courswerth der ersteren 3660 ℳ), und so fort herunter bis 5½%; unter 10% gaben blos 7 von 39; eine einzige Gesellschaft gab keine Dividende. Dabei ist hervorzuheben, daß die privaten Gesellschaften strenger in ihren Bedingungen sind als die provinziellen oder städtischen; letztere versichern jedes Gebäude, auch das aus Lehm gebaute und mit Schindeln gedeckte; erstere weisen ein solches zurück — aus Rücksicht auf die Dividende. Nach welchen Grundsätzen und — wenn der Ausdruck gestattet ist — in welcher Gesinnung diese Gesellschaften verwaltet werden, erhellt aus ihrem Verhalten zu den städtischen Feuerwehren. Die letzteren haben die Feuerschäden auf ein Minimum reducirt, sie kosten den Communen große Summen, aber keine einzige Gesellschaft hat die Prämienhöhe herabgesetzt oder einen Beitrag zu den Kosten der Feuerwehren übernommen. Ist es zu verwundern, daß der socialdemokratische Reichstagsabgeordnete Rittinghausen im August dieses Jahres in einer Versammlung seiner Partei in Cöln den Antrag gestellt hat, für die Errichtung einer Reichs-Feuerversicherungsanstalt zu agitiren, und auf diese Weise der Finanznoth des Reiches ein Ende zu machen?

Digitized by Google

Der Streit über Privateisenbahnen und Staatseisenbahnen hat in den letzten Jahren ganz Deutschland bewegt; nicht auf ihn will ich eingehen, weil er stark in's Politische schillerte; es handelte sich mehr um die Frage, ob das gesammte Eisenbahnwesen in den Händen des Reiches oder der Particularstaaten concentrirt werden sollte. Ich will blos die Thatsache constatiren, daß eine große Anzahl von Bahnen sich bereits in den Händen der Particularstaaten befinden, theils in ihrem Eigenthum, theils in ihrer Verwaltung; in Baiern gibt es gar keine Privatbahnen mehr, in Sachsen fast keine. Dann die andere Thatsache, daß eine Menge Bahnen, darunter auch sehr wohl situirte, sich danach sehnen, vom Staate angekauft zu werden, — eine Sehnsucht, welche bekanntlich fortlaufend zu Börsenmanövern benutzt wird. Dann die dritte Thatsache, daß die Verwaltung der Staatsbahnen in keiner Weise hinter der der Privatbahnen zurückbleibt; wir fahren auf beiden gleich theuer und gleich billig; die Waarentransporttarife sind auf beiden gleich vernünftig und gleich willkürlich; die Beförderung geschieht auf beiden gleich schnell und gleich langsam; büreaukratisches Wesen ist auch in die Verwaltung der Privatbahnen eingekehrt, kaufmännische Coulanz haben auch die königlichen Directionen angenommen. Endlich die letzte Thatsache, daß der Staat mannigfach Bahnen gebaut hat, welche nimmermehr einen Privatunternehmer gefunden hätten; er that es, um einer armen Gegend aufzuhelfen, um sie dem Verkehr zu erschließen, und er benutzte dazu die Gewinne, welche ihm das Eisenbahnwesen abwarf. Gewiß sind schlechtrentirende Bahnen auch von Privatunternehmern gebaut worden, dies geschah aber nicht aus Gründen des öffentlichen Wohls, sondern aus Irrthum, aus Zwang, aus Betrug. Aus Irrthum, wenn sie die Rentabilität einer Bahn überschätzten; aus Zwang, wenn die Staatsbehörden an den Bau der einen Strecke den Bau einer anderen als Bedingung knüpften; aus Betrug in den Jahren vor dem Krach.

Ich erinnerte mich endlich noch des Markthallenprojectes in Berlin; der Minister des Innern verweigerte der Gesellschaft, welche sich für dieses Project gebildet hatte, die Genehmigung, und erklärte zugleich, daß er sie nur der Berliner Stadtgemeinde ertheilen werde. Ich erinnerte mich, daß die englische Wasserleitung in Berlin durch die Stadt, daß die Dampfschifffahrtsgesellschaften auf dem Bodensee durch süddeutsche Staaten, daß die Privattelegraphen in England vom Staat ausgekauft worden sind. Ich erinnerte mich der unzähligen Staatsgarantien, welche Preußen, Oesterreich, Rußland den Anleihen von Eisenbahngesellschaften ertheilt haben.

Das Alles: Posten, Reichsbanken, provinzielle und städtische Feuersocietäten, Staatsbahnen, städtische Markthallen, staatliche Dampfer, Telegraphen und Anleihegarantien stellte ich mir zusammen, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß unsere gesammte Volkswirthschaft

Digitized by Google

in den letzten Jahrzehnten einen gewissen gemeinwirthschaftlichen Charakter erlangt, und wo er schon vorhanden war, ihn gesteigert hat.

Zur Hälfte ist diese Anschauung schon von Lassalle ausgesprochen worden, und zwar nicht etwa in einer seiner agitatorischen Arbeiterschriften, sondern in einem strengwissenschaftlichen Werke: dem System der erworbenen Rechte.

„Der culturhistorische Gang aller Rechtsgeschichte (schreibt er) besteht darin, immer mehr die Eigenthumssphäre des Privatindividuums zu beschränken, immer mehr Objecte außerhalb des Privateigenthums zu setzen;... es ist natürlich, daß der Mensch am Anfang der Geschichte, wie das Kind noch heute, nach Allem seine Hände ausstreckt, Alles als sein setzt und keine Grenze kennt für seine Privatwillkür; erst spät und in immer vorschreitendem Maße lernt er dieselbe finden." War doch, so lange als die Sclaverei bestand, der Mensch selbst Gegenstand des Privateigenthums! Wurde doch in früheren Zeiten (und heut noch bei uncivilisirten und gar bei wilden Völkern) die Ehefrau vom Manne gekauft! Hatte doch der Vater bei gewissen Völkern einige Rechte an seinen Kindern, die entschieden auf Eigenthum hinweisen; er konnte sie verkaufen, tödten, aussetzen! Und hatte nicht früher der Gläubiger das Recht, den zahlungsunfähigen Schuldner zu verkaufen oder zu tödten oder als Geisel zu behalten?

Das sind die Lassalleschen Beispiele, und gewiß erweisen sie seine Behauptung, daß im Fortschritt der Zeiten immer mehr Objecte außerhalb des Privateigenthums gesetzt werden.

Aber ich behaupte noch mehr, nämlich daß ein anderer Zug der Rechtsgeschichte dahin geht, eine Anzahl von Objecten blos deshalb dem Privateigenthum zu entziehen, um sie dem öffentlichen Eigenthum zu unterwerfen; das sollte durch die von mir im Eingange dargestellten Einrichtungen bewiesen werden; es sollte bewiesen werden, daß die Gemeinwirthschaft immer mehr an Stelle der Privatwirthschaft tritt.

Gemeinwirthschaft und Privatwirthschaft: Wort und Begriff findet man erst bei den Nationalökonomen der jüngsten Zeit, bei den Katheder-socialisten. Die ältere Volkswirthschaftslehre ist wenig mehr als eine Lehre des rein privatwirthschaftlichen Systems; sie gründet die gesammte Volkswirthschaft auf das wirthschaftliche Selbstinteresse des Individuums; sie ist deshalb einmal Tauschlehre genannt worden, und in der That ist diese Bezeichnung für ihre Charakterisirung durchaus treffend: in ihrem Sinne besteht die Volkswirthschaft in Leistung und Gegenleistung; Leistung wie Gegenleistung aber werden von dem Selbstinteresse des Leistenden und Gegenleistenden hervorgerufen. Wo die Bekenner der alten Schule consequent waren, haben sie sich gegen die private Wohlthätigkeit wie gegen den unentgeltlichen Unterricht in der Volksschule erklärt — in beiden Fällen, weil es an der Gegenleistung fehlt, und nur als unterstützendes

Digitized by Google

Moment führten sie noch an, daß das Almosen oftmals einem Unwürdigen zu Theil werde, und daß der freie Unterricht von den Eltern und Kindern nicht gehörig gewürdigt werde.

Hand in Hand damit geht eine bestimmte Auffassung der öffentlichen Institutionen, namentlich des Staates. Der Staat schuldet danach der Volkswirthschaft nichts als Herstellung einer freiheitlichen Rechtsordnung; wo diese besteht, hat das Selbstinteresse freien Spielraum, sich geltend zu machen; wo sie gestört ist, ist auch das Selbstinteresse gehemmt. Ein Eingreifen des Staates in wirthschaftliche Dinge wird von diesem Standpunkte aus perhorrescirt; der moderne Staat solle anerkennen, daß die wirthschaftlichen Dinge durch die eigene Einsicht der Betheiligten und durch das lebendige, im freien Verkehr waltende Naturgesetz sicherer und besser geregelt werden als durch des Staates Einmischung und Bevormundung mit ihrer menschlichen Kurzsichtigkeit. Für den Staat passe nur das „laissez faire et passer, le monde va de lui même!" Die einzig richtige Wirthschaftspolitik des Staates bestehe in dem Gewährenlassen der freien Concurrenz; denn die Volkswirthschaft sei nur ein Nebeneinander von Einzelwirthschaften, von denen jede für sich selbst zu sorgen hat; das einzige Organ, welches diesen als Verknüpfung diene, sei der Markt; hier werde abgerechnet und auseinandergesetzt, aber keine weitere Gemeinschaft gebildet; nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage erhalte hier Jeder seinen richtigen Preis für seine Leistung und damit seinen gerechten Ersatz; die freie Bewegung auf dem Markte dürfe ein Jeder beanspruchen, und deshalb müsse der Staat die Zünfte aufheben, die Freizügigkeit einführen, die Zollschranken gegenüber anderen Staaten möglichst zu beseitigen suchen; jedes Mehr sei vom Uebel. Den Höhenpunkt dieser Anschauungsweise bildet der Satz, daß im freien Marktverkehr Keiner den eignen Nutzen fördern könne, ohne gleichzeitig den Nutzen Anderer mit zu fördern; sie gelangt hiermit zu der berühmten „Harmonie der Interessen"; nur scheinbar stünden sich die Interessen der Einzelnen gegenüber, der freie Markt versöhne sie und gleiche sie aus.

Ist diese optimistische Auffassung richtig, so müßte jede Thätigkeit des Staates, die über die Herstellung der freiheitlichen Rechtsordnung hinausgeht, verworfen werden. Verworfen müßte werden, daß die Polizeibehörde einen einheitlichen Droschkentarif aufstellt; daß der Staat die ständige Beschäftigung von Kindern in den Fabriken verbietet; daß die Polizeibehörden verwässerte Milch ausgießen u. s. w. Verworfen müßte namentlich jede gemeinwirthschaftliche Thätigkeit des Staates und der staatlichen Unterabtheilungen (Städte, Kreise, Provinzen) werden.

Allein die neuere Nationalökonomie widerspricht; sie weist dem Staate nicht blos die Aufgabe zu, das Recht zu verwirklichen, sondern zugleich die Staatsangehörigen in der Verfolgung der Lebensaufgaben, der physischen, wirthschaftlichen, geistigen, religiösen Interessen mittelbar oder un-

Digitized by Google

mittelbar zu fördern, mittelbar durch Beseitigung von Hindernissen, welche die Selbständigkeit der Bürger aufhalten (z. B. durch Wasserbauten, um eine Gegend vor Ueberschwemmung zu schützen, durch Straßenanlagen, um eine Gegend dem Verkehr zu erschließen, durch sanitäre Vorkehrungen), unmittelbar durch Herstellung von Einrichtungen und Anstalten, welche von den Bürgern sofort zur Bedürfnißbefriedigung benutzt werden können. Der moderne Staat wird immer mehr Cultur- und Wohlfahrtsstaat; auch in der Einleitung zur Verfassung des Deutschen Reiches wird als das Ziel des Bundes nicht blos die Aufrechterhaltung des Rechts, sondern auch die Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes angegeben. Die Leistungen des modernen Staates auf dem Gebiet des Cultur- und Wohlfahrtszweckes mehren sich beständig und gewinnen immer mehr einen reicheren und mannigfaltigeren Inhalt; durch sie erlangt der moderne Staat einen gemeinwirthschaftlichen Charakter in immer ausgeprägterer Form.

Es ist natürlich von Interesse, die Gründe aufzusuchen, welche den Staat immer mehr in die geschilderte Richtung hineintreiben. Die Antwort darauf liegt in der unzulänglichen Natur des privatwirthschaftlichen Systems.

Es ist einmal das Eigenthum als ein Amt bezeichnet worden, und so paradox der Ausspruch auf den ersten Augenblick erscheint, so ist er doch tief begründet. Ja, das Eigenthum gewährt Rechte, es verschafft dem Inhaber eine sorgenlose Lage (beati possidentes); aber das Gewissen der Einzelnen und die Volksstimme verlangen eine gewisse Verwendung des Eigenthums, und die Rechtsvorschriften entziehen Demjenigen, welcher in unverantwortlicher Weise diese Gewissenspflicht verletzt, die Verfügung über das Eigenthum, indem sie gestatten, ihn zum Verschwender zu erklären.

Ich sprach von einer „gewissen" Weise, in welcher das Eigenthum zu verwenden ist. Näher ist diese Weise dahin zu fassen, daß der Eigenthümer sein Vermögen so verwende, wie dies seinem Interesse entspricht; darüber aber, was das dem Interesse des Einzelnen Entsprechende sei, hat in der Regel dieser Einzelne selbst zu entscheiden.

Man wird diese Erklärung für nichtssagend oder widerspruchsvoll bezeichnen. Was (so wird man einwenden), was ist das für eine Pflicht des Eigenthümers, über deren Erfüllung er selbst und allein zu wachen hat! Denn er allein soll entscheiden dürfen, was seinem Interesse zusagt; er ist demnach berechtigt, nach Lust und Laune über das Eigenthum zu verfügen; und nimmermehr also ist mit dem Eigenthum eine Pflicht (ein Amt) verbunden.

Aber bereits habe ich oben eine Folgerung aus dieser Charakterisirung des Eigenthums gezogen: Derjenige, von dem es in dem Kreise der Verwandten und in der öffentlichen Meinung feststeht, daß er bei der Verwaltung des Eigenthums das eigene Interesse verletzt, Derjenige,

Digitized by Google

von dem alle Welt erklärt, daß er nicht blos mit dem ihm anvertrauten Pfunde nicht zu wuchern verstehe, sondern daß er es sinnlos verschleudere: er verliert eines der wesentlichsten Rechte über das Eigenthum, er kann (als Verschwender) darüber nicht verfügen; jetzt darf er nicht mehr entscheiden, was das seinem Interesse Entsprechende sei; sein Vormund tritt an seine Stelle.

Aus dieser Auffassung des Eigenthums ergeben sich noch andere Folgerungen, und diese führen mich wieder zu dem Gegensatz von Gemeinwirthschaft und Privatwirthschaft zurück.

Wenn nämlich das Eigenthum dazu da ist, um dem Selbstinteresse des Einzelnen zu dienen, wenn das ganze Eigenthum von einem schrankenlosen Egoismus getragen wird, so können diejenigen Dinge, welche ihrem Wesen nach über das Selbstinteresse der Einzelnen hinausreichen, unmöglich dem Eigenthum unterworfen werden, es muß ihnen eine andere Rechtsstellung zukommen; denn auch die Dinge verlangen ihr Recht, sie sollen im Verkehrsleben der Völker so fungiren, wie es ihrer Natur entspricht.

Wiederum erinnere ich hier den Leser zunächst an die von Lassalle zur Bekräftigung seines Satzes aufgeführten Fälle. Es ist nicht die Bestimmung eines Menschen, im Selbstinteresse eines Anderen aufzugehen; das Wesen des Menschen ist, Persönlichkeit zu sein; mag sich diese Persönlichkeit auch selbst dahin bestimmen, lediglich für einen Anderen zu wirken und zu leben; nimmermehr aber darf ihr diese Bestimmung von außen auferlegt werden; dies wäre Vernichtung der Persönlichkeit. Mit anderen Worten: die Sclaverei mußte beseitigt werden, die eheliche und väterliche Gewalt mußten einen anderen Inhalt empfangen, als welcher ihnen in alten Zeiten innewohnte; an die Stelle der Schuldknechtschaft mußte ein grundsätzlich von ihr geschiedener Zwang treten.

Während nun der Mensch völlig aufgehört hat, Object des Eigenthums zu sein, ist bei den Sachen (der unfreien Natur) die Rechtsentwickelung selbstverständlich eine andere. Sie werden dem Eigenthum nicht völlig entzogen, sondern hier tritt das öffentliche Eigenthum an die Stelle des Privateigenthums, die Gemeinwirthschaft an die Stelle der Privatwirthschaft.

Daß Straßen nicht im Eigenthum von Privaten sein können, und daß derjenige, der ein Stück Land besiedelt (z. B. in einer großen Stadt ein neues Häuserviertel baut), wenn er dasselbe dem öffentlichen Verkehre anschließen will, auf das Eigenthum der darin befindlichen Straßen verzichten und es dem Gemeinwesen übertragen muß: das Alles ist bekannt und bedarf kaum einer Begründung; Straßen sind für den Verkehr der Menschen bestimmt; sie zum Besten eines oder mehrerer Einzelnen bestehen lassen, heißt ihre Natur und Function verkennen; die gemeine Landstraße ist „des Königs" Straße, nicht aber die eines Privaten. Die

Digitized by Google

Durchführung dieses Grundsatzes war bis in unser Jahrhundert hinein leicht, da Straßen keinen Gewinn abwarfen. Als aber plötzlich die Eisenstraßen aufkamen und einen Gewinn versprachen, vergaß man den altjuristischen Grundsatz, genehmigte eine Unzahl von Privatbahnen, und macht jetzt die Erfahrung, daß Privatbahnen immer nur so verwaltet werden, wie es das Interesse der Actionäre verlangt, und daß öffentliche Interessen hundertfältig verletzt würden, wenn nicht die staatliche Aufsicht jeden Augenblick hemmend dazwischenträte. Daraus hinwiederum entspringen unzählige Reibungen; auf beiden Seiten verbittert man sich das Leben; es gibt eben keine Versöhnung zwischen dem Streben nach größtmöglichstem Gewinn und der Durchführung öffentlicher Interessen. Da aber die letzteren stärker und mächtiger sind, so kann das Ende nur darin bestehen, daß die Privatbahnen in das öffentliche Eigenthum (des Staates, des Reiches) übergehen. Daß der Anfang dieses Endes bereits eingetreten ist, wird Niemand bestreiten. Die Zwischenzeit aber bildet jenes Uebergangsstadium, worin (wie immer) eine Unzahl Interessen verletzt werden und alle Welt sich am Kampf betheiligt. Hier genehmigt die Regierung einen Tarif nicht, hier knüpft sie die Genehmigung zu dem Bau einer rentablen Strecke an den Bau einer unrentablen; hier verlangt sie die Einrichtung gewisser Straßenübergänge. Kurz, es läßt sich nicht leugnen, daß die Regierung eine Vormundschaft ausübt, und welcher selbständige Mensch läßt sich fortwährende Geltendmachung einer Oberaufsicht gefallen?

Was ich aber von den Eisenbahnen ausführte, das läßt sich von allen Verkehrsanstalten behaupten, welche die Aufgabe haben, das Zerstreute zu verbinden: Post und Telegraph. Sie verlangen eine einheitliche, den ganzen Consumentenkreis durchziehende Organisation, gleichartige Verzweigung bei Centralisation des Gesammtdienstes; sie verlangen Einfachheit des Dienstes (daher eine gewisse Nivellirung ungleichartiger Leistungen im Kreise: Einheitsporto!), gleichmäßige Entwickelung und Bedienung der Gesammtheit des Landes, längere Opfer bis zur Erzielung einer Rente. Das kann nur vom Staat verlangt und geleistet werden. Würde die Privatconcurrenz, wenn man sie bei der Post und dem Telegraphen zuließe, ebenso das ganze Land gleichmäßig in's Auge fassen, und ihrem Betriebe jene Ausdehnung geben, durch welche die Post, nach kurzen Opfern für den Uebergang, auch wieder den Bevölkerungsmittelpunkten sich nützlich erwiesen hat? Dasselbe läßt sich aber mutatis mutandis von allen Einrichtungen behaupten, bei welchen öffentliche Interessen befriedigt werden sollen. Oeffentliche Interessen dürfen nicht dazu benutzt werden, um „Vermögen zu machen"; es ist Bürgerpflicht, Opfer zu bringen, um die Anforderungen des öffentlichen Wohls zu erfüllen. Daher sind wir ja gewöhnt an eine Unzahl von Ehrenämtern, und daher zahlt der Staat nur dann einen Gehalt, wenn die Thätigkeit im Interesse des

Digitized by Google

öffentlichen Wohls den ganzen Mann in Anspruch nimmt; dieser Gehalt übersteigt niemals den Lebensbedarf des Beamten, und bleibt in den meisten Fällen hinter demselben zurück. Hiermit ist es unverträglich, daß Actiengesellschaften, welche ihre Capitalien der Verfolgung öffentlicher Zwecke widmen, eine sogenannte Superdividende vertheilen; so lange dies geschieht, so kann man mit Sicherheit behaupten, daß die öffentlichen Zwecke irgend einen Abbruch erfahren haben. Da aber die Superdividende das höchste Ziel des Actionärs ist, so ergibt sich, daß eine Actiengesellschaft zur Verfolgung öffentlicher Interessen Ziele verfolgt, welche genau genommen mit einander unvereinbar sind.

Und ich constatire die Erscheinungen, in denen sich die Erkenntniß der Regierungen und der Privaten ausspricht, daß Privatunternehmungen nur für private Zwecke geschaffen sind, und daß, wenn sie sich mit öffentlichen Interessen beschäftigen, entweder sie selbst oder die letzteren darunter leiden. Die Unvereinbarkeit der Privatunternehmung mit dem öffentlichen Zweck ist es, welche uns immer mehr in die Gemeinwirthschaft hineintreibt; je größere Anforderungen an den Staat und die Gemeinde gestellt werden, je mehr Aufgaben sich dieselben unterziehen, um so weiter werden auch die Grenzen der gemeinwirthschaftlichen Eigenthumsform gezogen.

Das eben Gesagte enthält die allgemeine und dauernde Basis der Gemeinwirthschaft; es ruht darauf ihre unbestreitbare Berechtigung. Daneben gibt es noch eine Reihe von Utilitätsgründen, welche in gewissen Fällen die Form der Gemeinwirthschaft anrathen. Wie immer bei Nützlichkeitsgründen, so läßt sich darüber streiten, und es ist eine genaue Erwägung des einzelnen Falles nöthig, um die richtige Entscheidung zu treffen. Auch sind die Gründe in jedem einzelnen Falle verschieden.

Es gibt Bedürfnisse, deren Befriedigung nur auf monopolistische Weise erfolgen kann. Wenn heut in einer kleinen Stadt die Versorgung mit Wasser durch Wasserleitung, die Entfernung der unreinen Stoffe mittelst Canalisation, vielleicht auch die Einrichtung einer Gasbeleuchtung hergestellt werden soll, so kann dies nur in der Weise erfolgen, daß dem Unternehmer ein Monopol ertheilt wird; denn mehrere Unternehmungen dieser Art können sich nicht neben einander halten. Ja, wenn das Monopol dem ersten Unternehmer nicht von Rechtswegen eingeräumt wird, so genießt er es factisch; kein vernünftig denkender, wirthschaftlich geschulter Mensch wird neben einer bereits bestehenden Unternehmung der gedachten Art in einer kleinen Stadt noch eine zweite einrichten. Es ist aber bekannt, zu welchen Mißbräuchen ein juristisch oder factisch bestehendes Monopol Anlaß gibt; hier, wo der freie Kampf fehlt, welchen sonst die Tauschconcurrenz, das Angebot und die Nachfrage auf dem Markte organisirt, pflegt sich der Egoismus schrankenlos geltend zu machen; die Production geschieht nachlässig und ohne Benutzung der technischen Fortschritte; die Verwaltung geschieht nachlässig und ohne Berücksichtigung

Digitized by Google

berechtigter Wünsche der Consumenten; die Preise bleiben stabil und veranlassen eine Ausbeutung des Publikums. Gewiß ist ein Monopol in der Hand einer Stadt nichts Erstrebenswerthes, aber doch auch nichts Gefährliches; denn es machen sich hier zwei Factoren geltend, welche gegenüber dem Monopol in Privathänden fehlen: die Amtspflicht der Leiter (Behörden der Stadt) und die Controle durch die Vertretung der Bürgerschaft (Stadtverordnete). Die Amtspflicht der Behörden steht im schneidendsten Gegensatz zu dem Streben nach möglichst hohem Gewinn, welcher die Aufgabe eines Privatunternehmers ist; gewiß liegt es in jener Amtspflicht, dafür zu sorgen, daß die in der Unternehmung angelegten Capitalien des Gemeinwesens (der Stadt) verzinst werden; aber ebenso gestattet sie keinen darüber hinausgehenden Ertrag, es sei denn, daß dieser mit Leichtigkeit von der Bürgerschaft aufgebracht und zur Befriedigung anderer Gemeindebedürfnisse verwendet wird; denn keine Stadt ist verpflichtet, Capitalien aufzusammeln. Wo aber die Amtspflicht nicht zureicht, findet überall eine öffentliche Controle statt; die Bürgerschaftsvertreter sind in der Lage, die Privatinteressen gegenüber der Nachlässigkeit der Stadtbehörden jeden Augenblick geltend zu machen und durch Wahl neuer Personen ernstlich durchzuführen — lauter Dinge, welche gegenüber einem Privatunternehmer nicht Platz greifen. Wo dies unerwogen geblieben ist, wo in den angegebenen Materien nicht von Anfang an Gemeinwirthschaft eingerichtet worden ist, da findet in kurzer Zeit der Uebergang von der Privatwirthschaft zur Gemeinwirthschaft statt. Die Stadt Berlin hat neben der englischen Gasbeleuchtungsgesellschaft eine eigene Gasbeleuchtung eingerichtet; sie war berechtigt, die englischen Wasserleitungswerke, wenn sie noch einige Jahre gewartet hätte, für den Taxpreis zu übernehmen; sie hielt aber den Uebergang zur Gemeinwirthschaft für so dringend, daß sie die englische Gesellschaft vor Ablauf der Zeit mit schwerem Gelde auskaufte; sie hat die Canalisation von Anfang an mit eigenen Mitteln unternommen, und es ist vorauszusehen, daß sie aus eigenen Mitteln in nicht allzuferner Zeit Markthallen einrichten wird; die Verfügung des Ministers des Innern, welche der Markthallenactiengesellschaft die Genehmigung versagte, halte ich für durchaus gerechtfertigt.

Es gibt Bedürfnisse, deren Befriedigung dem Unternehmer unbedingt einen Gewinn abwerfen, vorausgesetzt nur, daß er nicht geradezu mit unverantwortlicher Unüberlegtheit handelt. Ich rechne dazu das auf eine ziemliche Anzahl von Kunden ausgedehnte Versicherungsgeschäft. Der oben angegebene Auszug aus dem Berliner Courszettel — gewiß die beste Statistik — zeigte, daß im Jahre 1876 eine einzige Versicherungsgesellschaft keine Dividende gezahlt hat, die Dividende der übrigen schwankte zwischen 5½ und 100%, unter 10% gaben blos 7 von 39. Der Grund für diese ungemein hohe Lucrativität liegt darin, daß wir allmählich zu einer Statistik gewisser Unfälle (der Feuerschäden, der Verhagelungen, der

Digitized by Google

Todesfälle) gelangt sind, und daß die Versicherungsgesellschaften die Prämie im Anschluß an die durch die Statistik nachgewiesenen Schäden unter Zuschlag eines Beitrags zu den Verwaltungskosten und eines anderen zum Zweck des Gewinnes der Gesellschaft normiren. Bei solcher Sachlage wird eine Gesellschaft nur dann keinen Gewinn erzielen, wenn es an der einzigen Voraussetzung der Wirksamkeit eines jeden statistischen Gesetzes ermangelt: an einer gehörigen Anzahl von Betheiligten (das wahrscheinlich ist der Fall jener Gesellschaft, von der oben berichtet wurde, daß sie 1876 keine Dividende gegeben habe; es ist dies eine ganz junge Gesellschaft). Die Betheiligten (Versicherten) zu sammeln, ist Sache der Gesellschaftsbeamten, die Actionäre thun nichts, ja, sie laufen keine Gefahr außer derjenigen, welche aus der geringen Ausbreitung des Versicherungsgeschäfts entspringt. Ist es nun zu rechtfertigen, daß gerade jenen Actionären die höchsten Dividenden zufließen? Man darf den Unterschied von Actionären bei Versicherungsgesellschaften und von Actionären bei Eisenbahnen, Banken, industriellen Unternehmungen nicht vergessen; diese tragen immer ein bedeutendes Risico; die letzten Jahre haben erwiesen, daß die besten und solidesten Eisenbahnen in ihren Erträgnissen unsäglich viel verlieren können; an den Versicherungsgesellschaften sind selbst die Krachjahre ohne Spuren einer Einwirkung vorübergegangen, — vorübergegangen ohne daß dies der besonderen Klugheit der Directoren, Verwaltungsräthe oder Actionäre in Rechnung zu setzen ist. Wo die Privatwirthschaft zu solchen Resultaten gelangt, wird man zu der Frage gedrängt, ob die Gemeinwirthschaft nicht besser am Platze wäre. Es ist bereits oben erwähnt, daß die Cölner Socialdemokraten die Frage bejaht, und ich kann nicht umhin, ihnen beizutreten. Die Versicherung müßte vom Reich ausgehen; dieses ist sicher im Stande, die Gefahr der geringen Geschäftsausdehnung zu vermeiden; nicht Wenige würden es als eine Anforderung an ihre Reichsanhänglichkeit betrachten, beim Reiche eine Versicherung zu nehmen; der Großstaat Preußen, überhaupt alle jene Staaten von bedeutenderem Umfange, bei deren Unterthanen eine wärmere Anhänglichkeit für ihren Particularstaat vorhanden ist, sind, falls das Reich auf das Unternehmen verzichtet, gleichfalls im Stande, es auszuführen. Das Reich würde gewiß alle bestehenden Versicherungsgesellschaften verdrängen, und darin läge kein Unrecht, sondern umgekehrt die Beseitigung eines Auswuchses der Privatwirthschaft. Der Gewinn, welcher dem Reiche zuflösse, würde von diesem zur Minderung seiner Finanznoth oder (wenn dieser Ausdruck mißfällt) zur Befriedigung seiner finanziellen Bedürfnisse verwendet werden; er würde also dem ganzen Volke und nicht einzelnen Bevorzugten zu Gute kommen.

Eine gewisse Art der Gemeinwirthschaft ist uns aus vergangenen Jahrhunderten überkommen; ich meine die Staatswaldungen und die Staatsbergwerke.

Was die Waldungen betrifft, so gab es nach einer Statistik von

Digitized by Google

1862 in Deutschland etwa 50 Millionen Morgen, wovon dem Staate $17\frac{1}{3}$ Millionen, den Gemeinden 9 Millionen, den Privaten $23\frac{1}{3}$ Millionen gehörten. Gewisse Nationalökonomen sind nun der Ansicht, daß wir uns von dieser Gemeinwirthschaft befreien und die Staatsforsten veräußern sollen. Ihr Hauptgrund ist die geringere Ergiebigkeit der Staatsforsten im Vergleich mit den Privatwaldungen; bei Staatsforsten, meinen sie, sei das Personal zu kostspielig, der Eifer der Beamten zu gering, der Geschäftsgang zu schwerfällig, Nebennutzungen allzusehr vernachlässigt. Allein von allen diesen Gründen ist blos ein einziger thatsächlich richtig: die Schwerfälligkeit des Geschäftsganges ist ein Erbtheil unseres alten büreaukratischen Regiments, und es wird wol noch eine Weile dauern, ehe die neuen Formen des Staatslebens auch den Geschäftsgang ergreifen werden. Alle sonst angeführten Gründe beruhen auf Einbildung: das deutsche Beamtenthum zeichnet sich von jeher durch Pflichteifer aus, und daß dies auch dort gilt, wo es seine Verwendung im Verkehr des Volks gefunden hat, beweist unsere Postverwaltung auf's Schlagendste; warum sollte die Forstverwaltung zurückstehen? Im Gegentheil: der staatliche Forstbeamte besitzt technische Kenntnisse, die dem einfachen Privatmann fehlen; will aber der letztere den Wald durch Fachleute bewirthschaften, so kommt ihm dies theuer zu stehen, weil er die Arbeitskraft dieser Personen nicht vollständig ausnutzt. — Die Besoldung des Beamtenthums ist zu allen Zeiten hinter der der Privatangestellten zurückgeblieben; dies gilt auch noch jetzt trotz der Erhöhungen, welche die Besoldungen in den letzten Jahren erfahren haben. — Die Statistik der Einzelstaaten ergibt denn auch, daß die Einkünfte aus den Staatsforsten zum großen Theil nicht hinter denen aus den Privatwaldungen zurückbleiben; wo dies stattfindet, hat es in besonderen Umständen seinen Grund, z. B. darin, daß die dem Staat gehörigen Waldungen vielfach entlegen oder auf Sand- und feuchtem Boden, im Innern der Gebirge, auf felsigen Höhen und Abhängen, in menschenleeren Gegenden belegen sind.

Wenn hiernach die Gemeinwirthschaft bei Waldungen selbst vom Gesichtspunkte des Erwerbes aus nichts Verwerfliches zeigt, so ist sie andererseits von großer Bedeutung für die gesammte Volkswirthschaft.

Es ist bekannt, daß der Wald eine kleine Revenue, und auch diese erst allmählich abwirft; um so größer ist die Versuchung, durch völlige Abholzung den Gewinn von Jahren vorauszunehmen. Es ist ebenso bekannt, wie oft Privatleute dieser Versuchung erliegen und daß dadurch der Waldbestand stark gemindert worden ist. Es ist endlich bekannt, welchen großen Einfluß der Wald auf das Klima übt; das zwar steht nicht fest, daß das Vorhandensein von Wäldern die absolute Regenmenge im Jahre vermehre; sicher aber ist, daß das planlose Ausroden der Wälder nachtheilig auf die Vertheilung des Regens über das Jahr wirkt; die örtlichen Niederschläge finden in waldlosen Gegenden nur in gewissen

Digitized by Google

Zeiten statt; daher in der einen Zeit Ueberschwemmungen, in der andern übermäßige Trockenheit. Vor solchen Schäden behütet uns allein die Gemeinwirthschaft der Staatswaldungen; der Staat allein vermöge seines (anscheinend) ewigen Bestandes kann auf die langsam heranreifende Rente warten, er wird den kommenden Generationen nichts entziehen, um die Lebenden zu bevorzugen; er besitzt zahlreiche Organe mit Amtspflicht und andere mit dem Recht der Controle. Man hat in neuerer Zeit vorgeschlagen, eine weitgehende staatliche Oberaufsicht über nichtstaatliche Waldungen einzuführen, um die Devastirung der Wälder im Interesse der zeitigen Eigenthümer zu verhindern. Aber der Geist unserer Zeit und unserer Gesetzgebung widerstrebt einem solchen Eingriffe in das Eigenthum, einer fortwährenden Bevormundung der Eigenthümer; in Preußen hat ein Gesetz vom 14. August 1876 nur die sog. Corporationswaldungen, d. h. die Wälder der Gemeinden, Kirchen, Schulen und Stiftungen der Staatsaufsicht unterworfen. Man hat deshalb andererseits den Vorschlag gemacht, die Staatsforsten nicht blos festzuhalten, sondern durch Ankauf von Privatwaldungen noch auszudehnen, und ich sehe, daß auch auf diesem Gebiete uns die Zukunft eine Vermehrung der Gemeinwirthschaft bringen und daß die Privatwirthschaft, insofern sie von kurzsichtigem Egoismus getragen die Anforderungen des öffentlichen Wohls nicht erfüllt, in den Hintergrund treten wird.

Was die Bergwerke betrifft, so sei es mir gestattet, mich auf Preußen zu beschränken, welches sehr bedeutende Kohlen- und Salz-, aber auch Eisenstein-, Blei- und Silberbergwerke besitzt. Vor mir liegt eine amtliche Denkschrift: „Die wirthschaftlichen und finanziellen Betriebsergebnisse auf den bedeutenderen fiscalischen Berg-, Hütten- und Salzwerken im Jahre 1875", worin die Ergebnisse des letzteren Jahres mit denen aus dem Jahre 1869 verglichen werden. Die Denkschrift kommt zu dem Resultat, daß der Ertrag der Saarbrücker Gruben (Kohlen) sich mehr als verdoppelt hat (15½ Mill. Mark gegen 7⅕ Mill.), derjenige der Grube Ibbenbüren hat sich mehr als verdreifacht (419,000 gegen 129,000 Mark); auf den fiscalischen Steinkohlengruben in Oberschlesien berechnet sich die Steigerung des Ertrages zu 88 Procent (4⅕ Mill. Mark gegen 2¼ Mill.) u. s. w. Was vermögen gegenüber solchen Zahlen die Behauptungen derer, welche der Ansicht sind, daß in den Privatbergwerken größere Betriebsamkeit, Sparsamkeit, bessere kaufmännische Leitung herrschen, und daß deshalb die Gemeinwirthschaft auch in den Bergwerken zu beseitigen sei, d. h. daß der Staat die Bergwerke an Private veräußern solle? Ich habe bereits früher einmal auf die ausgezeichneten Eigenschaften unseres Postpersonals hingewiesen; daß unser Bergverwaltungspersonal ihm die Wage hält, beweisen die angeführten Erträgnisse, und mit Recht schließt die Denkschrift mit den Worten: „Diesen Zahlen gegenüber wird sich nicht bestreiten lassen, daß der Betrieb der größeren Staatswerke auch im Jahre 1875

Digitized by Google

noch ein sehr gewinnbringender gewesen ist." Dieser Gewinn kommt jetzt dem gesammten Volke zu Gute, bei einer Veräußerung würde er (denn der Kaufpreis würde sicherlich weit unter der zwanzigfachen Capitalisirung des Gewinns zurückbleiben) in die Tasche müßiger Actionäre fließen. Ich will übrigens nicht verhehlen, daß nach der gedachten Denkschrift bei den Eisensteingruben, den Silber- und Salzwerken eine Abnahme im Ertrage gegen 1869 eingetreten war; allein dies hatte überall in besonderen Zeitverhältnissen seinen Grund: bei den Eisensteingruben in der äußerst gedrückten Lage der Eisenindustrie, bei den Silberwerken in dem allgemeinen Fallen des Silberpreises (in Folge der Einführung der Goldwährung in Deutschland), bei den Salzwerken in dem allgemeinen Fallen des Salzpreises (in Folge der Aufhebung des Salzmonopols im Jahre 1868).

Und nun vergegenwärtige man sich, wie der preußische Bergwerksfiscus die sociale Lage der Bergarbeiter zu heben sucht. Hunderttausende von Thalern schießt er ihnen vor behufs Ankauf von Ländereien und Erbauung von Häusern; in mäßigen Summen läßt er sie sich zurückzahlen; er sorgt für Gründung von Consum-, Spar- und Vorschußvereinen, er richtet ihnen Bibliotheken, Abend- und Sonntagsschulen ein. Kurz, hier zeigt sich eine neue Seite der Gemeinwirthschaft, welche ich nicht anstehe, den anderen gemeinwirthschaftlichen Etablissements unseres Staates als ein Muster vorzuhalten; unsere Staatsindustrie darf sich nicht blos darauf werfen, dem Staat möglichst große Einnahmen zuzuführen; sie hat den Beruf, zu zeigen, daß das Eigenthum in der Hand des Staates einen gleichsam idealeren Inhalt empfängt, daß es nicht vom Staat egoistisch ausgebeutet, sondern zum Nutzen aller derjenigen verwaltet wird, die an seiner Vergrößerung mitarbeiten.

Bereits betonen neuere Nationalökonomen diese socialen Bestrebungen der bergwerklichen Staatsindustrie, und sie weisen ihnen gegenüber auf gewisse Ausschreitungen der Privatindustrie hin, welche geradezu beweisen, welche Gefahren sich mit der letzteren einstellen können. Wir haben es nämlich voriges Jahr erlebt, daß durch eine Convention der sog. Petroleumprinzen der Preis des Petroleum innerhalb eines Vierteljahrs von $2^1/_2$ Sgr. auf 6 Sgr. getrieben wurde; wie nun, wenn Aehnliches sich bei der Kohle ereignen sollte? Einem modernen Nationalökonomen scheint dies nicht unmöglich, und er hält es „bei der ganz zufälligen geographischen Verbreitnng der Kohlenlager im Lande und bei der universalen ökonomisch-technischen Bedeutung der Kohle in der hentigen Zeit" für zweckmäßig, unter Umständen für nothwendig, daß der Staat gerade die Kohlenfelder, wenigstens die hauptsächlichsten, in Eigenthum und Betrieb habe.

So sehe ich auf den verschiedensten Gebieten einen Zug der Zeit, die Gemeinwirthschaft, wo sie besteht, zu erhalten, wo sie nicht vorhanden ist, sie einzuführen. Nicht dem Communismus gehen wir entgegen, die

Digitized by Google

Forderung der Abschaffung des Grund- und Capitaleigenthums, welche heut die Socialdemokratie unablässig verlangt, wird ewig eine Utopie bleiben; aber unser Eigenthum wird immer mehr aus der Privatwirthschaft herausfallen, und die gemeinwirthschaftliche Gestalt annehmen. Bedeutende Anfänge hierzu sind bereits gegeben, so bedeutende, daß selbst die Wissenschaft der Nationalökonomie, welche als Erfahrungswissenschaft den Dingen viel mehr nachhinkt als vorauseilt, den Gegensatz der Privat- und Gemeinwirthschaft zum Gegenstand ihrer Betrachtung macht.

Und liegt hierin nicht ein ungemein tröstlicher Gedanke? Liegt hierin nicht der Beweis für den Fortschritt unserer Civilisation? Man verkennt unsere Zeit, wenn man behauptet, daß wir blos nach Freiheit dürsten; wir streben mit gleicher Kraft nach Befriedigung, und bei einer auf dem Eigenthum basirenden gesellschaftlichen Ordnung ist die Befriedigung des Einzelnen nicht möglich, ohne daß er Antheil am Eigenthum hat. Und wie gering ist dieser Antheil bei der Masse des Volks! In welchem Maße fehlen ihr die Mittel, um die Freiheit zu gebrauchen! Mit zunehmender Gemeinwirthschaft wird das Eigenthum immer mehr der Gesammtheit dienstbar gemacht; wir Alle nehmen daran in gleicher Weise Theil; der Unterschied der Stände und des Privatbesitzes hat darauf keinen Einfluß; die Gemeinwirthschaft bewirkt die Gleichheit auf dem Gebiete des Gütergenusses. Es ist ein Grundsatz der Ethik, daß die Sittlichkeit des einzelnen Menschen nach dem Grade zu bemessen, in welchem er sich den Interessen der Allgemeinheit hingibt; ich möchte dies auf das Eigenthum übertragen und behaupten, daß das gemeinwirthschaftliche Eigenthum ein sittlicheres Ziel verfolgt als das privatwirthschaftliche; denn jenes dient der Gesammtheit, dieses ist egoistisch gestimmt.

Da freilich jede Medaille ihre Kehrseite hat, so will ich nicht diejenige der Gemeinwirthschaft verhehlen. Je mehr die Gemeinwirthschaft Platz greift, um so größere Kreise der Bevölkerung werden in eine gewisse Abhängigkeit von der Staatsgewalt gebracht. Noch vor wenigen Jahrzehnten brauchte man in Deutschland das Gespenst der zunehmenden Regierungsgewalt vorzuhalten, und man konnte sicher sein, allgemeinen Schrecken und Entsetzen hervorzurufen. Aber nachgerade sind wir auch hierin zur Besonnenheit gelangt; das Verfassungsleben bürgert sich immer mehr ein; die regierenden Factoren erkennen täglich mehr, daß nicht Zwang und Abhängigkeit, sondern Verdienste um das Land, die sich fortdauernd erneuern müssen, die Grundlage bleibender Macht bilden.

Und wenn es auch anders wäre, und wenn wir die allgemeine Theilhaberschaft am Eigenthum mit einer Einbuße an unserer Freiheit erkaufen müßten: darf dies wirklich in's Gewicht fallen gegenüber den argen Mißständen, die oftmals mit der Privatwirthschaft verbunden sind? Auf Einen davon will ich aufmerksam machen, weil er mit einem Eigenthumsobject Hand in Hand geht, soweit es gegenwärtig privatwirth-

Digitized by Google

schaftlich verwaltet wird; ich meine die Börsenspeculation in Eisenbahnpapieren.

Das ist Thatsache, daß die Börsenspeculation in unsern Tagen an den Eisenbahnpapieren großgezogen worden ist; vor den vierziger Jahren kannte man sie nicht; mit dieser Zeit erschien sie und zwar sofort in einer Ausdehnung, welche die Erscheinungen des letzten Jahrzehnts vorausahnen ließ; die Speculation in fremden Staatspapieren, Banken, Bergwerken, industriellen Unternehmungen ist nichts als eine Erweiterung, vielleicht sogar ein bloßes Annexum derjenigen in Eisenbahnen. Wieviel Vermögen sind dadurch gemacht worden, wieviel Unglück ist dadurch hereingebrochen! Und mit welchen Empfindungen sieht hierauf derjenige, welcher sich zu dem Satz bekennt, daß die Arbeit die Quelle aller Güter ist! Die Staatseisenbahnen stehen mit jenen unwürdig erworbenen Reichthümern wie mit dem selbstverschuldeten Ruin in keiner Verbindung.

Digitized by Google

Wilhelm Lübke.

Von

Ludwig Pietsch.

— Berlin. —

Vor fünfundzwanzig Jahren bildete das gastliche Haus Franz Kuglers in Berlin den Vereinigungspunkt eines Kreises von jungen Männern, die, im Alter nur wenig von einander verschieden, durch eine gewisse Gemeinsamkeit der Anschauungen und der ästhetischen Interessen und Bestrebungen, wie durch persönliche Freundschaft eng unter einander verbunden waren.

Wie unter den Genossen jedes derartigen Jugendbundes hatte sich unter ihnen eine Art „Argôt" herausgebildet. Sie bezeichneten Gegenstände und Personen mit Namen, deren geheimer Sinn und Ursprung nur ihnen selbst, den Eingeweihten, bekannt und vertraut war. Die Verbindung selbst hatte sich den Namen „Ellora" gegeben. Kuglers Haus hieß „der Herd"; er selbst und seine Gattin — „der Herdpriester" und „die Herdpriesterin"; jeder der Freunde war selbstverständlich umgetauft und hatte seinen erblich angestammten Familiennamen gegen einen neuen, durch Beschluß des Bundes ihm zuerkannten austauschen müssen.

Jene Bezeichnung für den Schöpfer oder Bahnbrecher dessen, was wir heut „Kunstgeschichte" nennen, für Franz Kugler, war nicht übel gewählt. Das Feuer auf dem Herde seines Hauses, um welches sich diese seine jungen Freunde und Verehrer sammelten, war nicht nur die „gesellige Flamme", wie sie den gerngesehenen gewohnten Gästen in so vielen anderen Häusern leuchtet, die Besucher mit seiner gemüthlichen Wärme und seinem munteren Licht behaglich anregt und erfreut, und zumeist durch eine kluge, gütige, heitere Hausherrin gepflegt und genährt wird. Der Kuglersche „Herd" hatte eine entschiedene Aehnlichkeit mit einem Altar. Und er, der dieses „heilige Feuer" entzündet hatte und unterhielt, trug nicht mit Unrecht den Titel einer Priesterwürde, welchen ihm jene Jünglinge dankbaren Herzens verliehen hatten.

Digitized by Google

Kaum Einer aus ihrem Kreise, der nicht seinen ehrenvollen Weg gemacht hätte, der nicht „angelangt" wäre („arrivé", wie die Franzosen es nennen). Kaum Einer der damals um diesen Herd versammelt Gewesenen, der sich später Leben und Laufbahn durch eine große Jugendthorheit, einen falschen, verhängnißvollen Schritt verdorben hätte. Eine seltene ästhetische und gesellige Bildungsreife war ihnen gemeinsam. Es ist charakteristisch, daß das bei ihren Symposien genossene einzige Lieblingsgetränk — der Kaffee war. Aber der geist- und phantasievolle, frische und übermüthige Humor, der sich glänzend auch in musikalischer wie in poetischer Form kundzuthun wußte, verlor nichts dabei. Friedrich Eggers, der leider zu früh dahingeschieden, war der älteste, damals schon fertigste der Genossen und bildete das vermittelnde Glied zwischen seinem noch älteren Freunde Kugler und jenem jüngeren Nachwuchs. Zu diesem gehörten Zöllner, der jetzige Geheime Rath und Secretär der Akademie der Künste, der heutige Geheime Rath und Director der Banakademie R. Lucä, Otto Roquette, Theodor Fontane, Paul Heyse, der später Kuglers Tochter zur Gattin gewann, und der, welchen man im Bunde „Irus" nannte. Seinen wahren Namen, der durch ihn seitdem zu einem der ganzen gebildeten Welt bekannten klang- und ruhmvollen geworden ist, nennt die Ueberschrift dieser Skizze: Wilhelm Lübke. Unter allen jenen Genossen ist keiner so vollständig wie er der Erbe des Kuglerschen „Priesteramts" geworden; keiner hat so wie er die von Jenem entfachte Flamme fort und fort genährt, und zur weithin wirkenden, immer geklärteren und zuverlässigeren Leuchte, nicht allein für sein eigenes Volk, gemacht.

Als ich ihn kennen lernte, im Sommer 1853, war er ein blühender, stattlicher, kraftvoll gebauter junger Mann von siebenundzwanzig Jahren, mit schlichtem, dunkelbraunem, ungelocktem Haar, braunem Vollbart, mit ziemlich tiefliegenden, ernsten, blaugrauen Augen unter einer breiten, stark gewölbten Stirn. Er besaß in vollem Maße schon jenen Zauber der Rede, des frei und reich strömenden Vortrags, der sich ihm jederzeit bewährt hat, in der geselligen Unterhaltung wie im Hörsaale. Sein tief, voll, stark und doch weich und einschmeichelnd klingendes Organ war ihm das nie versagende Instrument seiner Wirkungen. Und noch ein anderes Mittel derselben auf die Seelen der Menschen war ihm gegeben: sein musikalisches Talent. Er behandelte das Klavier, so ist es mir damals wenigstens erschienen, technisch als ein Meister, und vor Allem als ein echter Poet, ob er die Werke der großen Tondichter spielte, oder sich dem Strom der eigenen musikalischen Phantasien überließ.

Lübke ist 1826 am 17. Januar zu Dortmund geboren. Er hatte sich im Kampf um's Dasein frühe schon kräftig zu üben gehabt und gestählt. In Bonn und Berlin studirte er Philosophie. Hier aber wendete er sich, und ich glaube nicht erst durch Kugler persönlich dazu angeregt, mehr und mehr kunstwissenschaftlichen Studien zu. Im Vorgrunde derselben standen für ihn die architektonischen und architekturgeschichtlichen. Mit seinem

Digitized by Google

jüngern Bruder, einem Bautechniker, hatte er damals bereits seine heimatliche Provinz von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf durchwandert, zu dem Zweck, überall die vorhandenen Baudenkmale der Vergangenheit gründlich und mit strenger Gewissenhaftigkeit zu erforschen. Unermüdlich wurden von Beiden Messungen und Aufnahmen derselben gemacht und den Quellen ihrer Geschichte nachgespürt. Ein außerordentlich reiches, selbst erworbenes Material zu einer Geschichte der mittelalterlichen Kunst in Westfalen lag so bei Lübke angesammelt. Noch ehe er mit dessen Bearbeitung an die Oeffentlichkeit trat, hatte er (1852) in Broschürenform ein kleines Erstlingswerk herausgegeben, welches gleichsam die Einleitung zu seinen folgenden großen baugeschichtlichen Arbeiten bildet: die „Vorschule zur Geschichte der Kirchenbaukunst". Sie hat seitdem sechs oder sieben neue Auflagen erlebt und ist allerdings durch diese immer erneuerten Bearbeitungen schließlich zu einem an Inhalt und Form gänzlich von seiner ersten Gestalt abweichenden Buch herangereift und gewachsen. Für die Verbreitung der ersten und unentbehrlichsten Vorkenntnisse zum Verständniß der mittelalterlichen Kirchenbaukunst und ihrer Geschichte auch außerhalb der fachkünstlerischen und fachwissenschaftlichen Kreise hat nie eine literarische Arbeit mehr gewirkt, als diese des jungen Kunsthistorikers. Sie bereitete seinen späteren Werken erst den Weg.

Theodor Fontane hat einmal in der Kritik der Aufführung, ich weiß nicht welches historischen Schauspiels auf der Königlichen Bühne zu Berlin, die ihm gerechten Grund zum Tadel einer schlecht gewählten, anachronistischen Decoration bot (es handelte sich um einen Palast in viel zu modernem Stil), das hübsche Wort gebraucht: dergleichen Mißgriffe wären höchstens in „vor-Lübkeschen Zeiten" zu dulden gewesen. In Bezug auf das Maß des allgemeinen Wissens von architektonischen und baugeschichtlichen Gegenständen und mehr noch des allgemeinen Empfindens dafür bei dem „gebildeten deutschen Publikum" unterscheiden sich allerdings jene „vor-Lübkeschen Zeiten" sehr scharf und bestimmt von den gegenwärtigen. Zu dieser Wandlung zum Bessern aber hat der Genannte das Beste und Meiste gethan während dieser fünfundzwanzig Jahre der kunstwissenschaftlich-literarischen und lehrenden Wirksamkeit, seit er jenes treffliche kleine Handbuch, die „Vorschule" in die Welt schickte.

Die Kunstgeschichte ist bekanntlich eine der jüngsten unter den „Wissenschaften". Winckelmann, den man als den ersten Begründer derselben in Deutschland preist, hat in seiner „Geschichte der Kunst des Alterthums" 1764 den ersten kühnen Versuch einer solchen in Bezug auf eine bestimmte Periode der gesammten Kunstentwickelung der Menschheit gemacht. Er unternahm denselben in einer Zeit, als von der Masse des von der antiken Kunst Geschaffenen dem großen begeisterten Forscher selbst so gut wie der übrigen Welt kaum ein einziges wirkliches Erzeugniß *hellenischer* Kunst vor Augen gekommen und bekannt geworden war. Um so staunenswerther erscheint die geniale Kraft seines wahrhaft seherischen

Digitized by Google

Blickes, welche ihn trotzdem befähigte, durch Ahnen, Erkennen und Schließen aus den erhaltenen römischen Kunstdenkmalen der alten Welt die weiten Lücken der positiven Anschauung zu ergänzen und die Grundzüge der Charakteristik wie des historischen Entwickelungsganges der antiken Kunst so sicher und treffend zu zeichnen, daß sie auch heut trotz der so sehr bereicherten und so viel genauer gewordenen Kenntniß von ihr, ihren früheren und ihren vollkommensten und erhabensten Gebilden, noch immer nicht eigentlich als irrthümliche gelten und verworfen werden können.

Kunstgeschichtliche Einzelforschungen und Fragmente, Künstlerbiographien und Monographien über hervorragende Meister und Schulen sind während der ersten 40 Jahre des Jahrhunderts nicht selten von deutschen Forschern und gebildeten Kunstfremden veröffentlicht worden. Aber Niemand hatte sich daran gewagt, das ganze bisher erworbene ungeheure Material des vorhandenen Wissens von dem durch alle bildenden Künste in allen Perioden der Menschheitsgeschichte und bei allen Völkern der Erde Erzeugten zusammenzufassen, und die Geschichte der Entwickelung der ersteren von den Urzeiten bis zur Gegenwart, gestützt auf die Anschauung ihrer erhaltenen Denkmale und auf die Nachrichten von den untergegangenen, zu schreiben. Franz Kugler war der Erste, der diesen Gedanken faßte und rasch und rüstig in's Werk setzte.

Nachdem er 1837 seine „Geschichte der Malerei" in 2 Bänden herausgegeben hatte, führte er jenen großen Plan in dem „Handbuch der Kunstgeschichte" (erschienen 1842) durch. Gleichzeitig mit diesem, aber unabhängig von Kugler, begann Karl Schnaase in Düsseldorf sein in weit größerem Stil und Maßstab angelegtes vielbändiges Werk, die „Geschichte der bildenden Künste", welches diese und ihre Entwickelung im engen Zusammenhange mit der aller menschlichen Cultur überhaupt darzustellen bezweckte. Die ersten Bände erschienen 1843. Während der weitern Ausführung wuchs das Werk mehr und mehr über die Linien des ursprünglichen Plans hinaus; und dreißig Jahre der Arbeit daran haben nicht genügt, es zum Abschluß gelangen zu lassen. Als Schnaase 1872 starb, hinterließ er es als einen großartigen Torso; eine wissenschaftliche Schöpfung, die allerdings auch in dieser Gestalt von unerreichter und entscheidender Bedeutung für die Behandlung der Kunstgeschichte geworden ist und bleiben wird.

Diese beiden Männer und ihr Werk sind die Pfadfinder auf dem Gebiet der letztern gewesen. Ihr Beispiel, die mächtige Anregung, welche von ihnen geistig und persönlich ausging, führten Lübke auf die Richtung, in welcher er sich um die deutsche Bildung der Gegenwart so große Verdienste erwerben sollte.

Im Winter 1853—54 trat er mit jenem Product der ernsthaften, gründlichen, durchaus originalen Forscherarbeit an die Oeffentlichkeit, für welches er auf seinen Wanderungen durch die heimatliche Provinz mit seinem Bruder die Studien gemacht und sich in opfervollem hingebendem

Digitized by Google

Fleiß das Material erworben gehabt hatte: „Die mittelalterliche Kunst in Westfalen“ (Leipzig 1853). Selbst die Risse und Pläne, sowie die Contouren von alten kirchlichen und klösterlichen Wandgemälden, welche das Buch illustriren, mit eigner Hand zu zeichnen, hatte er nicht die Mühe gescheut. Lübke war mit dieser Monographie würdig eingeführt in die wissenschaftliche Welt. Der Schüler, der bescheiden zu des „Herdpriesters“ Füßen gesessen, war in die Reihe der erwählten Männer und Meister der Kunstwissenschaft aufgestiegen, ihnen fortan ein Gleichberechtigter.

Der um Kugler und Schnaase gruppirte Kreis derselben hatte damals bekanntlich in Berlin ein Organ begründet und zu seiner Verfügung, in welchem seine Genossen wie von einem Katheder herab der durch ganz Deutschland verstreuten Gemeinde der Bekenner ebenso in kunstwissenschaftlichen, historischen, kritischen, antiquarischen, ästhetisch-philosophischen Vorträgen, Specialuntersuchungen, Detailforschungen und Erörterungen über ältere Meister, Kunstwerke und allgemeine Fragen, als in simpeln Recensionen und Charakteristiken der künstlerischen Erscheinungen des Tages, einmal in jeder Woche „ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten“, dies Organ war das von Friedrich Eggers redigirte „Deutsche Kunstblatt“, welches bis 1854 bei T. O. Weigel in Leipzig, dann bei Heinrich Schindler in Berlin erschien, 1857 in den Verlag von Ebner und Seubert in Stuttgart überging und dort, nach kurzer Existenz als Monatsschrift, eines sanften Todes entschlafen ist.

Unter den Mitarbeitern desselben gehörte Lübke jedenfalls zu den fleißigsten, rüstigsten und wirksamsten. Seine blühende Sprache, die zündende Wärme, der Schwung seiner Schilderungen, die schöne ehrliche Enthusiasmusfähigkeit und andererseits die männliche Schneidigkeit in seinem Urtheil verfehlten nie des Eindrucks in weiten Kreisen, während die auf's Sorglichste und Delicateste ausgearbeiteten kritisch-ästhetischen Essays des feinsinnigen, geistvollen Herausgebers, Friedrich Eggers, immer nur von einer ganz kleinen Gemeinde nachdenklicher Gemüther völlig gewürdigt werden konnten.

Neben der Thätigkeit am Deutschen Kunstblatt und der an seinen, damals schon vorbereiteten, größeren kunstgeschichtlichen Werken gewann Lübke noch immer genügende Muße, um die Tageskritik über das ganze Gebiet der bildenden Künste für die damalige Haude und Spenersche Zeitung, über die neueren literarischen Erscheinungen in dem mit dem Kunstblatt verbundenen „Deutschen Literaturblatt“ zu üben, und in größere Zeitungen seiner Heimatprovinz sehr hübsche und amüsante Berliner Feuilletons zu schreiben.

Außerdem hatte er für die Verlagshandlung von Ebner und Seubert in Stuttgart damals die Herausgabe einer Fortsetzung jenes Bilderatlas zur Kunstgeschichte übernommen, welcher unter dem Titel „Denkmäler der Kunst“ von A. Voit und Merz begonnen, von dem Kunstgelehrten

Digitized by Google

Guhl und dem Stecher Caspar weitergeführt worden war. Nun sollte eine neue Folge dieser im reinen Contour ausgeführten kleinen Nachbildungen alter charakteristischer Hauptwerke der bildenden Künste bei allen Nationen die bisherigen ergänzen und dem ganzen Atlaswerk seinen Abschluß geben, welche die neueste Epoche bis zum Jahre 1850 umfaßte. Lübke führte die Aufgabe der Redaction dieses Werkes mit bestem Erfolg durch, indem er mit großem Geschick und zäher Ausdauer der mannigfachen Schwierigkeiten Herr zu werden wußte, welche sich ihm in der Beschaffung der ausgewählten Originale, wie bei der Ueberwachung der zeichnerischen und stecherischen Reproduction derselben entgegenstellten. Persönlich als Zeichner an diesem Atlas mit arbeitend habe ich damals sehr häufig Gelegenheit gehabt, dies ausgesprochene Redactionstalent, den Geschmack, den sichern Takt und die Beharrlichkeit Lübkes zu bewundern, Eigenschaften, deren Besitz ihm in seiner später immer ausgebreiteteren Thätigkeit in ähnlicher Richtung vortrefflich zu statten gekommen sind, um derselben jederzeit das Gelingen zu sichern.

Oft hatten die ihm Befreundeten während dieser ersten fünfziger Jahre von seinem Plane, eine „allgemein verständliche" Geschichte der Architektur zu schreiben, und von dem allmählichen Fortschreiten derselben Kenntniß erhalten; waren auch wol durch die vertrauliche Vorlesung einzelner Abschnitt-Einleitungen erfreut worden. 1855 erschien das Werk bei Graul in Leipzig in einem starken, reich mit Illustrationen geschmückten Bande. Es ist später in den Verlag von Seemann ebendaselbst übergegangen, ist an Umfang und Inhaltsreichthum wie in Bezug auf die Fülle und den Werth der beigegebenen Holzschnitte fort und fort gewachsen, hat bis 1875 fünf Auflagen erlebt, ist in die meisten Sprachen der Culturnationen übersetzt und immer mehr zu einem kaum entbehrlichen Handbuch der Künstler wie der gebildeten oder nach echter Bildung strebenden Laien geworden. Der Autor erhob hier nicht den Anspruch darauf, die Resultate neuer Originalforschungen zu veröffentlichen. Er hielt sich an das vorhandene Material, an den von der wissenschaftlichen Gesammtarbeit der Völker bis dahin eroberten Stoff. Aber die geschickte Gruppirung, Sichtung, Einordnung desselben, die Charakteristik der verschiedenen Entwickelungsepochen und der Stile der Architektur, die sinnvolle, gedankenreiche, überzeugende und im besten Sinne volksthümlich gemeinverständliche Darstellung ihres innigen Zusammenhanges mit dem eigensten Geist und Wesen der Epochen und der einzelnen Völker, — das ist Lübkes ganz persönliche, höchst dankenswerthe Arbeit. Der große Erfolg derselben hat bewiesen, wie sehr dieselbe dem vorhandenen Bedürfniß entgegenkam und entsprochen hat.

Für des Autors Lebensgang wurde das Erscheinen dieses Buches von entscheidender Wichtigkeit. Er sah sich zu Anfang 1857 als Lehrer der Architekturgeschichte an die Berliner Baukademie berufen. Aber gerade in dieser Stellung machten sich ihm die Lücken in seiner sinnlichen

Digitized by Google

Anschauung der Kunstdenkmale der großen Vergangenheit, besonders auf der damit am reichsten gesegneten klassischen Erde Italiens, bald sehr fühlbar. Lübke hatte bis dahin noch nicht eine Studienreise außerhalb Deutschlands gemacht. So nahm er Urlaub und begab sich mit seiner, ihm nicht lange zuvor vermählten, Gattin zu längerem Aufenthalt nach dem gepriesenen und ersehnten „Lande der Schönheit". Für einen so gründlich vorbereiteten und verständnißvollen Reisenden mußte diese italienische Wander- und Studienzeit einen besonders reichen geistigen Ertrag ergeben. 1858 nach Berlin zu seinem Lehramt zurückgekehrt, benutzte er die großen Sommerferien zu einer neuen derartigen Reise zum Zweck der Erweiterung des Kreises seiner realen Kunstanschauungen. Das Ziel war diesmal Paris und andere Städte Frankreichs. Ohne daß wir Beide es damals ahnen konnten, sollte diese Sommer- und Herbstfahrt Lübkes bedeutungsvoll und folgenreich weit mehr noch für mich, als irgend für ihn selbst werden. Während des September und October jenes Jahres fand in Berlin die gebräuchliche große akademische Kunstausstellung statt, wie in jedem Jahre mit „gerader Zahl". Durch seine Reise verhindert, der übernommenen kritischen Berichterstattungspflicht auch diesmal bei der Haude und Spenerschen Zeitung zu genügen, wie vordem, ersuchte er mich, für ihn einzutreten. Ich erfüllte seinen Wunsch — und so sah ich mir durch ihn die Feder des Kunstkritikers und Feuilletonisten in die Hand gedrückt, welche bis dahin nur den Stift und Pinsel geführt und nie „des Bogens Kraft gespannt" hatte, um kritische Pfeile auf meine bisherigen Collegen abzuschnellen. Und wie so mancher Andere habe ich es an mir selbst erfahren müssen, daß man sich meistens täuscht, wenn man glaubt, diesem Teufel des Journalismus den einmal gereichten „kleinen Finger" nach Belieben wieder ohne Schaden entziehen zu können. Ach, er hat mir nach und nach die ganze Hand und den ganzen Menschen dazu für sich in Beschlag genommen!

Von während seines italienischen Aufenthalts verfaßten, im Druck erschienenen Arbeiten wüßte ich nur einige mit warmer Begeisterung geschriebene Biographien und Charakteristiken großer alter Meister, des Tizian, Michelangelo und Paolo Veronese, zu nennen, Texte zu den von Gustav Schauer in Berlin herausgegebenen kunstgeschichtlich-photographischen Bilder-Albums.

Mit einem durch diese Studienreisen reich vermehrten Wissen von dem vorhandenen künstlerischen Gesammterbe der Gegenwart ausgerüstet, ging Lübke in Berlin an die Ausführung eines neuen kunstgeschichtlichen Werkes, seines „Grundriß der Kunstgeschichte". Dies vortrefflich bewährte Handbuch brachte er bis 1860 zum Abschluß, wo es bei Ebner und Seubert in Stuttgart, überreich mit den besten Holzschnittillustrationen ausgestattet, in erster Auflage erschienen ist. Der praktische Erfolg hat den der „Architekturgeschichte" noch übertroffen. Bis zum Jahre 1876 hat der „Grundriß" sieben Auflagen erfahren, die letzte in zwei Bänden

Digitized by Google

mit nahezu 600 Holzschnittbildern (immer im Verlage der ersten Herausgeber). Der Verfasser hatte gewünscht, ein Buch zu schreiben, das auf das Studium der umfassenden Werke Kuglers und Schnaases vorbereiten, zugleich aber auch Denen, welche nicht die genügende Muße für jene erschöpfende Betrachtung besitzen, den Kern kunstgeschichtlicher Thatsachen in gedrängter und doch anregender Erzählung darbieten sollte. Als Resultat dieser Pläne und Erwägungen entstand der „Grundriß der Kunstgeschichte". — Seinen Gesichtspunkt bei der Arbeit präcisirt Lübke dahin: er wollte „dem gebildeten Leser zu einem tiefern Verständniß der Kunst und ihrer Werke verhelfen, ihm einen Ueberblick des ganzen Entwickelungsganges gewähren, ihm den historischen Verlauf der Kunstbewegung in übersichtlichem Grundriß zeigen, aber zugleich das Hauptgewicht durchweg auf das ewig Gültige, wahrhaft Schöne legen, also die einzelnen Höhenpunkte der Kunstentfaltung in volles Licht setzen und in ausgeführter Darstellung betonen, während die Vor- und Zwischenstufen des Ueberganges, der Vorbereitung, der Verbindung nur in allgemeineren Zügen angedeutet werden sollten." Besonders aber ist er bestrebt gewesen, „in den künstlerischen Schöpfungen der verschiedenen Epochen, wie sie in fast unabsehbarer Reihe sich von den Zeiten der ägyptischen Pyramiden bis auf unsere Tage erstrecken, den inneren geistigen Zusammenhang nachzuweisen, die großen Ideen der Culturentfaltung des Menschengeschlechts in ihnen zur Erscheinung zu bringen".

Es ergeht der Kunstgeschichte ähnlich wie allen anderen sogenannten „Wissenschaften", auch manche vermeintlich viel „positiveren", z. B. Physik und Chemie, nicht ausgenommen, welche nicht ausschließlich auf dem Einmaleins, als der einzigen unbedingt feststehenden und zuverlässigen Wahrheit, welche dem Menschengeschlecht gegeben ist, basiren: die immer fortschreitende Forschung förderte bisher immer noch Thatsachen an's Licht, welche frühere Bearbeiter nicht kannten und nicht ahnten. Damit aber werden Letztere genöthigt, so manche Folgerungen, die sie ohne Berücksichtigung dieser ihnen noch verborgenen Facta, d. h. in diesem Fall wirklicher Kunstdenkmale, gezogen, als falsch zu erkennen und aufzugeben, manches luftige Gebäude, welches sie auf ihre bisherige Kenntniß von jenen gegründet hatten, selbst wieder einzustürzen und auf gesicherten Fundamenten ein neues aufzuführen. Auch Lübke ist diese Erfahrung während der gerade an Entdeckungen, überraschenden Enthüllungen, Rectificationen vordem gültiger Ueberzeugungen so ungemein reich gewesenen zwanzig Jahre nicht erspart geblieben. Eine Vergleichung der verschiedenen Ausgaben seiner Werke, besonders der siebenten mit der ersten seines Grundrisses, gibt den Beweis dafür.

Berlin, wo seine Existenz bereits so feste Wurzeln geschlagen zu haben schien, gab Lübke dennoch — und wol selbst kaum in der Meinung, daß es für so lange Zeit, wie es geschehen ist, sein würde, — im Jahre 1861 auf. Einer kleinen Schrift, der letzten hier von ihm verfaßten Arbeit, sei hier

Digitized by Google

noch gedacht: der Herausgabe der unter einer Lage alter Tünche an der Wand einer Vorhalle der Berliner Marienkirche entdeckten Bilder eines Todtentanzes, ziemlich rohe, vielfach geschädigte Malereien aus dem 15. Jahrhundert, die aber als mittelalterliche Kunstproben in unserer an dergleichen so überaus armen Mark immerhin interessant und wichtig erschienen. Die Schrift ist mit einer von mir vervielfältigten Umrißzeichnung der Gestalten dieses seltsam steifen Todeszuges damals in Berlin bei Riegel erschienen.

Was uns Lübke in jenem Jahr entführte, war eine sehr schmeichelhafte und ehrenvolle Berufung an das Polytechnikum in Zürich als Professor der Kunstgeschichte. Er fand dort als Collegen einen Meister, dessen mächtige künstlerische Persönlichkeit wol kaum ohne Einfluß auf seine ästhetischen Meinungen und Anschauungen besonders in Bezug auf die Architektur geblieben ist: G. Semper. Die sechs Jahre Aufenthalts dort in der schönen Stadt an der grünen Limmat und dem weiten prächtigen See sind für Lübke mannigfach fruchtbar gewesen. Italien und Frankreich lagen so nahe vor ihm, so schnell und leicht erreichbar da. Er konnte seine vor einigen Jahren begonnenen Studien der Kunstdenkmäler beider Länder wieder in voller Muße fortsetzen. In der Schweiz selbst und in dem benachbarten deutschen Süden fand er andererseits gewisse Specialgebiete der kunstwissenschaftlichen Forschung, die er mit lebhaftem Interesse durcharbeitete. Literarische Früchte dieser letzteren Studien sind: seine Schrift „Ueber die alten Glasgemälde in der Schweiz" (Zürich 1866), die über die alten Oefen in der Schweiz; die Veröffentlichung und der Beweis der von ihm gemachten Entdeckung, daß die meist berühmten und bewunderten Prachtrüstungen französischer Könige der Mitte und zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nicht, wie es so lange als zweifellos gegolten hatte, nach Zeichnungen italienischer, sondern süddeutscher, Münchener und Augsburger Meister, vor allen des Münchener Hofgoldschmieds Mielich ausgeführt worden sind.

Das größte in Zürich vollendete, wenn auch früher bereits geplante Werk Lübkes war seine (1863 bei Seemann in Leipzig, 1871 in zweiter Auflage) erschienene „Geschichte der Plastik". Außer auf jenen wiederholten Reisen durch Italien, Frankreich und Deutschland hatte er seine Vorstudien, besonders die der antikhellenischen und der orientalischen Sculptur, dort gemacht, wo sich Gelegenheit und Stofffülle dazu wie an keinem zweiten Ort der Welt, auch nicht auf dem Boden von Hellas, und Asien selbst bietet, im British Museum zu London. Die Monumente der plastischen Kunst aller Zeiten mit eigenen Augen sehen, danach beurtheilen und auf diese eigene Anschauung seine Darstellung stützen, war ein leitender Grundsatz bei seiner Arbeit gewesen. Dennoch mochte er, wie er in der Vorrede zur ersten Auflage sagt, den darin gemachten „Versuch nicht ohne Bedenken der Oeffentlichkeit übergeben". Zum ersten Mal war es hier unternommen, eine Geschichte der gesammten plastischen

Digitized by Google

Kunst zu schreiben. Vorarbeiten anderer Kunsthistoriker lagen, außer für die Geschichte der antiken, griechisch-römischen Sculptur, nur für wenige besondere Partieen der mittelalterlichen und der italienischen Renaissance vor. Aber trotz, oder vielleicht eben wegen dieses Umstandes will es mir so erscheinen, als sei gerade die Bearbeitung der Geschichte der Plastik während der christlichen Jahrhunderte die bedeutendere, meisterlichere Leistung des ganzen Werks. Man spürt es derselben an, wie der Autor hier erst wirklich festen Boden unter seinen Füßen gefühlt hat. Alle gelehrten „Vorarbeiten" Brunns, Overbecks u. A. vermögen denselben für die Geschichte der plastischen Kunst der klassischen Epochen doch nicht zu geben. Die unzulänglichen, unklaren Mittheilungen, Schilderungen, verstreuten Andeutungen bei den antiken Schriftstellern — noch weniger. Aus den Schätzen des Britischen Museums, des Louvre, Münchens, den zu Athen, in Sicilien und neuerdings auf dem Boden Olympias wieder an's Licht geförderten Resten mögen wir über den Charakter einiger Hauptentwickelungsstufen hellenischer Kunst zu einer vielleicht richtigen Anschauung gelangen. Aber in Bezug auf alles Detail dieser Entwickelung und besonders auf die schöpferische Thätigkeit der einzelnen Meister bleibt der Historiker immer noch auf Tasten und Vermuthen beschränkt; und die große Schaar der „klassischen" Sculpturen, der doch immer nur vermeintlichen Nachbildungen altberühmter hellenischer verloren gegangener Originale gewährt ihm nur einen sehr unsichern Halt und Führer.

Es waren an Thätigkeit und Ergebnissen reiche Jahre, welche Lübke in Zürich verlebte. Als ich ihn 1864 am Morgen des 30. August dort besuchte (der Tag ist mir unvergeßlich; eben war in Zürich die Nachricht von der tödtlichen Verwundung Ferdinand Lassalles eingetroffen) und mit dem verehrten Mann in seinem Arbeitszimmer saß, aus dessen Fenstern wir weit drüben jenseits des Sees die schneeglänzenden Gipfel der Alpenkette wie eine unirdische Lichterscheinung sich hoch aus dem Duft der Ferne heben sahen; als ich ihn die Annehmlichkeiten seiner Stellung und des Züricher Lebens schildern hörte, bekehrte ich mich fast zu der früher nie gehegten Meinung, es wäre dort für ihn zu gut sein, er würde Zürich und die Schweiz ihn nicht mehr lassen wollen. Aber zwei Jahre später nahm er den neuen Ruf an: nach Stuttgart als Professor am Polytechnikum und an der Kunstschule.

Dort ist nicht nur sein wissenschaftlicher, literarischer Ruhm seitdem beständig gewachsen. Auch seine ganze Position im Staat und in der Gesellschaft ist, wenn ich recht berichtet bin, eine jeden Ehrgeiz befriedigende. In allen Angelegenheiten der Kunstpflege und der künstlerischen und kunstgewerblichen Erziehung übt er eine Ausschlag gebende entscheidende Autorität. Seitens des Königlichen Hauses und im gebildeten Publikum erfreut er und sein segensreiches theoretisches und praktisches Wirken sich einer, durch jedes Zeichen dafür bekundeten und allerdings nur wohlverdienten,

Digitized by Google

Anerkennung und Hochschätzung. Die allgemeinste Theilnahme kam ihm tröstlich entgegen, als ihn 1869 ein beklagenswerthes Mißgeschick betraf. Auf einer Studienreise nach Norddeutschland, in Schwerin, hatte einer seiner Bekannten, der ihn auf einem Gange oder einer Ausfahrt begleitete, das Unglück, ihm mit der Spitze seines unter dem Arme getragenen Stockes das eine Auge so zu verletzen, daß dessen Sehkraft verloren ging. Seiner geistigen Frische, rüstigen Lebenskraft und leidenschaftlichen Arbeitslust hat diese schlimme Schädigung am Besitz des wichtigsten Instruments eines Kunstforschers dennoch nie merkbaren Abbruch zu thun vermocht.

Manche neue kunstwissenschaftliche Arbeit ist während der Stuttgarter Jahre von ihm neben seiner vielumfassenden Amtsthätigkeit ausgeführt. Ich citire den „Abriß der Geschichte der Baustile" (Leipzig 1868), „Kunsthistorische Studien" (Stuttgart 1869), die immer wieder nöthig gewordenen Neubearbeitungen seiner verschiedenen Handbücher; vor allen aber das bedeutsamste Werk: seine theilweise Fortführung von Franz Kuglers „Geschichte der Baukunst".

Das 1856 begonnene, groß angelegte Unternehmen des Freundes, Lehrers und Vorgängers Wilhelm Lübkes blieb unvollendet zurück, als letzterer 1858 zu Berlin verstarb. Bis zum Schluß des dritten Bandes war es gediehen. Dessen Inhalt bildet die Geschichte der Gothik. An Lübke und J. Burckhardt, den Verfasser des „Cicerone" und der „Cultur der Renaissance in Italien", trat 1866 die Einladung, die weitere Fortführung des Werkes bis zur neueren Zeit zu übernehmen. Beide theilten diese Arbeit in der Weise unter sich, daß Burckhardt die Geschichte der italienischen Baukunst im Zeitalter der Renaissance, Lübke die der französischen und deutschen schrieb, die sich nun in der Form und unter gemeinsamem Haupttitel jenen Kuglerschen Bänden anreihen. In der Zeit von 1867—73 ist diese Arbeit von Beiden ausgeführt. Wenn Lübke für die Baugeschichte der Renaissance in Frankreich durch die Kunsthistoriker dieses Landes reichlich vorgearbeitet war, so galt es bei der der deutschen Renaissance, sich das ganze Terrain erst selbständig zu erobern. Von der bisherigen architekturgeschichtlichen Forschung war die Kunst der deutschen Renaissance mit einer unverhehlten leichten Geringschätzung behandelt worden. Für unsere officiellen Lehrinstitute existirte sie einfach nicht. Nie wäre es bis vor etwa fünfzehn Jahren noch einem Docenten der Architektur an einer deutschen Bauakademie beigekommen, seine Hörer und Schüler auf die Werke jenes doch so kunst- und erfindungsreichen glänzenden Zeitalters auch im Vaterlande hinzuweisen. Lübke war es, der fast von Beginn seiner wissenschaftlich-literarischen Thätigkeit an immer wieder dem gegenwärtigen Geschlecht „das gründliche Studium der Renaissance an's Herz gelegt" hatte, „weil wir gerade aus den Schöpfungen jener Epoche lernen können, wie eine über den bloßen Eklekticismus hinausreichende Architektur mit hoher Freiheit die Summe klassischer Formenüberlieferung nur dazu verwendet, um dem geistigen Wesen und

Digitized by Google

den praktischen Bedürfnissen der eigenen Zeit und des eigenen Volkes das wohlangepaßte, ausdrucksvolle Kleid zu schaffen".

Aehnlich wie er damals in seinen Jugendtagen die heimatliche Provinz durchzog, um die Denkmale der mittelalterlichen Kunst in deren Städten aufzusuchen und zu studiren, so hat er nun auch alle Gauen des deutschen Landes durchwandert, um allen, ob auch noch so versteckten und wenig gekannten, Spuren der Arbeit der deutschen Baukunst und der ihr eng verbundenen Künste und Kunstgewerbe während des Jahrhunderts der — gegen Italien verspäteten — Blüthe der Renaissance nachzuforschen. Mit der großen Bewegung in der Literatur und in der Malerei, welche während der Humanisten- und Reformationsperiode der Wandlung des architektonischen Geschmacks in Deutschland voraufging und den Sieg der Renaissance auch in der Baukunst vorbereitete und herbeiführen half; mit den vorhandenen Quellen und den Forschungsresultaten Anderer über einzelne Objecte und Abschnitte dieses weiten Gebietes konnte Niemand vertrauter sein, als er. Jene eigenen Specialforschungen an den Denkmalen traten ergänzend hinzu, um ihm die volle Beherrschung seines Stoffes zu geben, die, sich in jedem Stück jenes in seiner Art einzigen, nicht genug zu schätzenden Werkes „die Geschichte der deutschen Renaissance" bekundend, den Leser desselben so wohlthuend berührt. Das große farbenreiche, lebens- und charaktervolle Gesammtbild der deutschen Renaissance, die allgemeine Geschichte ihres Werdens bei den Malern und Bildhauern, wie in den Kunstgewerben und des Auftretens der neuen Lehre in den Schriften der Theoretiker bildet nur die eine Hälfte der Arbeit. Die andere besteht in einer genauen Darstellung der Bauwerke, welche Gau für Gau, von den Schweizerstädten bis zur Ost- und Nordsee, von den Vogesen und der Mosel bis zur Weichsel und dem Pregel und von Ort zu Ort aufgesucht, nach Erscheinung, Eigenthümlichkeiten und Geschichte geschildert und sehr oft durch vorzügliche Holzschnitte nach Außenansicht, Grundriß und Details der Construction und Decoration veranschaulicht werden. Dies Werk ist nicht allein als kunstwissenschaftliche Leistung, als Lehre, Hinweis und Anregung für die lebendige Kunst der Gegenwart von hoher Bedeutung, sondern speciell für unser Volk ein Schatzkästlein, dessen Inhalt die Liebe zur deutschen Heimat und den freudigen Stolz auf des deutschen Geistes Kraft, Reichthum und Anmuth nur nähren und erhöhen kann.

In der Vorrede zur „Geschichte der Plastik" sagt Lübke sehr treffend: „Was aber echte kunsthistorische Behandlung so schwierig und so selten macht, ist der Umstand, daß nicht blos gelehrte Kenntniß, sondern auch angeborener und durch ununterbrochene Uebung geschärfter Blick für das eigentlich Künstlerische dazu erfordert wird." Gerade seine Arbeiten beweisen, daß er, wie Wenige, diese Erfordernisse in sich vereinigt. So war er denn auch vor Vielen berufen, zu erfüllen, was er jederzeit als Aufgabe seines Wirkens angesehen und hingestellt hatte: die Einseitigkeit

Digitized by Google

unserer, so lange fast einzig auf Musik und Poesie gerichtet gewesenen, ästhetischen Bildung nach Kräften zu bekämpfen, ein allgemeineres tieferes Interesse an den bildenden Künsten und in den weitesten Kreisen das tiefere, wirksamere Verständniß von ihrem Werth und von ihrer befreienden Kraft zu fördern, den Begriff von der Zusammengehörigkeit alles künstlerischen Schaffens, den Blick für die großen historischen Entwickelungen zu schärfen.

„Zu einer wahrhaft großen, aus dem Geist der Nation geborenen, das gesammte Leben des Volkes spiegelnden Blüthe können sich die bildenden Künste erst dann erheben, wenn ein allgemeines Bedürfniß der Nation es fordert." Daß das geschähe, unausgesetzt „voll Menschengluth und Geistes" mitgewirkt, „den Sinn für das Schöne geweckt und gepflegt zu haben", damit „Jedermann die Kunst nicht als einen bloßen Luxus, sondern als ein Bedürfniß der Volksseele empfinde" — das Verdienst wird Lübke in den Augen seiner Nation auch durch die nörgelnde Kritik mancher fachgelehrten Collegen von der strengen Observanz nie verringert und geraubt werden können.

Wie so viele der besten und unermüdlichsten Geistesarbeiter bezahlt auch er das Glück der vollen Hingabe an seine Thätigkeit mit gewissen Körperzuständen, welche ihm den jährlichen Besuch von Karlsbad zu einer nicht ungern geübten Pflicht gegen sich selbst machen. Meine eigene gute Gesundheit, die mich einer ähnlichen Nöthigung enthebt, hat mich seither damit freilich auch immer des Vergnügens beraubt, — welches mich fast zum Neide gegen ein Paar der verehrtesten gichtgeplagten Freunde und einige unter der Last der irdischen Schwere seufzende Freundinnen mit gelblich angehauchtem Teint verleitet, denen es in jedem Jahr zu Theil wird —: dort für ein paar Wochen mit Wilhelm Lübke zusammen zu sein. Jedesmal noch erzählten die Heimgekehrten mir mit einem gewissen Enthusiasmus von den, vor Allem durch die jugendliche Frische, die Tiefe und den Glanz *seines* Geistes, die Anmuth seines geselligen Verkehrs gewürzten, Karlsbader Tagen. Der eine jener beiden Gichtpatienten, ein (nicht deutscher) Dichter, welchen unsere Zeit als einen der Größten der heutigen Weltliteratur preist, ein untrüglicher Menschenkenner, der in den Seelen zu lesen versteht wie in einem offenen Buch, — sprach mir im vorigen Jahr von seiner dortigen Begegnung mit ihm: „Ich war viel mit Lübke zusammen. Das ist ein prächtiger Mensch; . . . ein *wahrer* Mensch." — „„Wem sagen Sie das?!"" konnte ich ihm entgegnen.

Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., 32. Louisenstraße.
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

M'Carriere

Digitized by Google

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

III. Band. — December 1877. — 9. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Moriz Carriere.)

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
NW. 32. Louisenstraße.

Digitized by Google

Beppe der Sternseher.

Novelle

von

Paul Heyse.

In einer Stadt der Lombardei, deren Namen hier nicht genannt werden soll, weil die Geschichte, die wir erzählen, erst vor nicht langer Zeit sich darin zugetragen, lebte ein Ehepaar mit einer einzigen Tochter in solcher Zurückgezogenheit, daß man den Mann, der Weib und Kind in seinem ungastlichen Hause so menschenfeindlich verschlossen und allen noch so unschuldigen Festen fern hielt, als einen tyrannischen Sonderling verschrie und die beiden Opfer seiner eigensinnigen Laune allgemein bemitleidete. Er war als der Sohn eines reichen und angesehenen Bürgers dieser Stadt, der ihn sorgfältig erzogen und nach seinem Wunsch die Rechte studiren lassen, früh zu einer vielbeneideten Selbständigkeit gelangt, hatte die Advocatur des Vaters nach dessen Tode übernommen und, erst vierundzwanzig Jahre alt, das schönste Mädchen der Stadt, eine prachtvolle, lebensfrohe Blondine Namens Gioconda, heimgeführt. Eine gewisse Stille und Gemessenheit, die ihm schon als Jüngling eigen gewesen und die ihm in den Augen der reifen Männer mehr zum Vortheil gereichte, als bei der lebens- und lachlustigen Jugend, hatte sich auch während des Brautstandes nicht verloren. Freunde und Nachbarn schoben diese fast an Trübsinn grenzende Nachdenklichkeit des jungen Mannes auf seinen Hang zu den nächtlichen Studien, die er in einem kleinen Observatorium unter dem Dache seines väterlichen Hauses betrieb. Sie versprachen sich eine günstige Umwandlung seiner Gemüthsart, wenn er erst mit einer schönen jungen Frau zusammen hause, deren glänzende Augen ihn wol heiterer anblicken und seine Tage und Nächte fröhlicher machen würden, als die fernen, stummen und räthselhaften Lichter am gestirnten Himmel.

Digitized by Google

Das junge Paar war gleich nach der Hochzeit, die wegen der Trauer um den Vater in großer Stille gefeiert werden mußte, auf Reisen gegangen, hatte sich zum Erstaunen aller Bekannten in Paris so wohlgefallen, daß es sogar eine Weile schien, als ob der junge Advocat dorthin überzusiedeln gedächte, war aber dennoch nach anderthalb Jahren in die Heimat zurückgekehrt, mit einem allerliebsten kleinen Geschöpf, das schon ganz munter und klug aus den Augen zu blicken anfing.

Aber die leichtere Luft von Frankreich und seiner Hauptstadt hatte ihren Zauber an beiden Vermählten schlecht bewährt. Doctor Giuseppe oder Beppe, wie der Name in der vertraulichen Abkürzung lautet, betrat sein Haus mit derselben stillen Miene, wie er es verlassen, nur noch um einen Hauch bleicher das Gesicht und dunkler der Schatten über der Stirn. Und was die junge Mutter betraf, so schien von den Weissagungen der Freunde, daß sie das Haus aufhellen und den Gatten mit ihrer fröhlichen Jugend seinen einsamen Studien abtrünnig machen würde, Nichts sich erfüllen zu wollen. Sie selbst zeigte sich völlig verwandelt, immer noch ein sehr schönes Wesen und in den Augen Vieler noch reizvoller, seit sie ein Kind an der Brust nährte. Aber man hörte auch sie weder lachen noch scherzen, und wenn das kleine Gesicht ihrer Beppina — die den Namen des Vaters trug — sie mit der unwiderstehlichen Holdseligkeit der werdenden Seele anlächelte, konnte man wol statt des erwiedernden strahlenden Mutterblicks ihre Augen sich trüben und überquellen sehen. Man erfuhr, daß Doctor Beppe gleich nach der Rückkehr eine strenge Tagesordnung eingeführt und seine lange vernachlässigte Praxis mit Eifer wieder aufgenommen habe. Im Erdgeschoß lag sein Arbeitszimmer, wo er die Clienten empfing, sein Bureau und das Gemach für die Schreiber. Im ersten Stock war das Wohn-, Speise- und Empfangszimmer, letzteres freilich nur zu einem leeren und freudlosen Prunk mit allerlei zierlichem Geräth, Pariser Möbeln und verschiedenen Kunstwerken ausgestattet, da nie eine heitere Gesellschaft diese Schwelle betrat. Den zweiten Stock bewohnte die junge Frau mit ihrem Kindchen, der Magd und dem alten Diener, der schon bei dem seligen Papa in Treu und Ehren grau geworden war. Und über diesen Räumen, welche der Herr des Hauses nie betrat, außer um täglich einen Blick auf die Wiege zu werfen, befand sich der Mansardenraum, der zu astronomischen Zwecken eingerichtet worden war und auch jetzt, wie zu den ledigen Zeiten des Doctors, seine dürftige eiserne Bettstelle, den Arbeitstisch und die Bibliothek beherbergte.

Hatte nun die Stunde des Pranzo geschlagen, welches erst um sechs, nach Schluß der Bureauzeit, stattfand, so stieg der Advocat in den ersten Stock hinauf und setzte sich mit seiner schönen Frau zu Tische, von dem alten Aristide bedient, der die Speisen aus der Küche im zweiten Stock zu holen hatte. Das Mahl war immer reichlich und mit einem gewissen Behagen und Sinn für Zierlichkeit hergerichtet; doch dauerte es nie über

Digitized by Google

eine kleine halbe Stunde, während deren die beiden Gatten ein gleichgültiges Gespräch führten, an welchem dann und wann der alte Diener sich betheiligen durfte. Der Hausherr erhob sich zuerst, grüßte seine Frau mit einer leichten Handbewegung und ließ sie für den Rest des Abends allein, um in einem Café Zeitungen zu lesen und mit Männern eine Stunde zu verplaudern. Dies war die Zeit, wo auch Frau Gioconda Besuch empfing, immer nur weiblichen, wie es die Sitte mit sich brachte, und auch diesen von Jahr zu Jahr spärlicher, da sie wenig Interesse an den Klatschgeschichtchen der Nachbarschaft und anderen kleinstädtischen Begebenheiten zeigte und die Besuche nicht fleißig und pünktlich genug erwiederte. Ein geladener Gast erschien niemals an ihrem Tische, und sie selbst folgten keiner Einladung in ein befreundetes Haus, wobei die junge Frau ihre Gesundheit als Grund anführte, obwol Alle wußten, daß das eine Wochenbett ihre erste und letzte Krankheit gewesen war. Vertrautere wagten sie dann zu necken, daß sie dies nur vorschütze, um den wahren Grund nicht zu verrathen: ihren Eifer, an der Sternseherei ihres Mannes Theil zu nehmen, da man wohl wisse, daß oft die ganze Nacht hindurch im Observatorium das Licht nicht erlösche und der Doctor stets so pünktlich aus dem Café nach Hause komme, um ja keine wichtige Constellation zu versäumen.

Auf solche Reden verstummte die schöne Frau und ihre Farbe wechselte zwischen Purpur und Todtenblässe. Sie hatte keine Freundin, der sie sich näher anvertraut hätte; ihre Mutter war mehrere Jahre vor ihrer Verlobung gestorben, und nur eine einzige Schwester lebte ihr noch, die aber Nonne in einem ziemlich ferngelegenen Kloster war und trotz der leichteren Observanz ihres Ordens nur selten einmal Urlaub zum Besuch ihrer Vaterstadt erhielt. So gewöhnte sich Frau Gioconda nach und nach in die schweigsame Luft hinein, die im Hause ihres Gatten wehte, und wenn man sie fragte, ob ihr nichts fehle und wie sie mit dem Ehestande zufrieden sei, antwortete sie regelmäßig, sie wünsche sich nichts Anderes, als zu behalten, was sie besitze, ihren Mann so glücklich machen zu können, wie er es verdiene, ihr Kind so heranblühen zu sehen, wie sie es alle Nacht von ihrem Schöpfer erflehe.

Das sagte sie anfangs mit einem Seufzer, den sie vergebens zu unterdrücken suchte. Mit der Zeit aber wurde auch der Seufzer nicht mehr vernommen.

Denn ihr mütterliches Gebet schien in der That erhört zu werden. Die kleine Beppina wuchs so lieblich und kräftig heran, daß sie ihren Eltern nie eine Sorge machte und auch die fremdesten Menschen, schon da sie noch auf dem Arm getragen wurde, sich an ihren blitzenden Augen und dem lachenden Mündchen nicht satt sehen konnten. Wie sie sechszehn

Digitized by Google

Jahre alt war, erschien sie schon als ein fertiges Frauenzimmer, wol dazu geschaffen, jungen Männern die Köpfe zu verrücken. Sie war nicht so groß und stattlich von Wuchs, wie ihre schöne Mutter, der sie auch sonst nicht sonderlich glich, außer an Temperament und Gemüthsart. Denn auch Frau Gioconda war als junges Mädchen wegen ihres frischen Lachens und ihrer etwas phantastischen Laune bekannt gewesen, so wenig von Beidem in der stillen Frau noch zu spüren war. Die Tochter hatte auch nicht das weiche blonde Haar ihrer Mutter, sondern eine Fülle schwerer brauner Flechten, die sie in ihrer natürlichen Schönheit ohne alle Verunstaltung durch hohe Frisuren und plumpe Wülste um's Haupt trug, obwol diese Unsitte damals die neueste Mode war. Die Farbe des Gesichtchens war in ihren ersten Jahren ein wenig zu braun gewesen, obwol die schönen schwarzen Augen und die Röthe der Lippen und das leicht in die Wangen schießende Blut dafür sorgten, daß Licht und Feuer genug aus dem Kinde herausglänzte. Mit der Zeit wurde die Haut bleicher, von dem zartesten Elfenbeinglanz überhaucht, und dazu schimmerte das bläuliche Weiß, in welchem ihre Augen schwammen, noch ganz so feucht, wie in ihrer Kinderzeit, und an dem kleinen Ohr, das wie aus Wachs geformt schien, hing ein rother Korallentropfen in einem Goldreif, als ob ein Maler die Farben recht sorgsam zusammengestimmt hätte, um dies junge Mädchenbild zu einem kleinen Meisterstück zu machen. Sie wußte auch sehr wohl, wie gut sie sich ausnahm, und schien keinen größeren Kummer zu haben, als daß die Gelegenheiten, sich bewundern zu lassen, so selten waren. Wenn sie mit ihrer Mutter zur Messe ging oder einen Einkauf zu machen, ließ sie ihre raschen Blicke manchmal fast wie flehend herumschweifen, ob denn kein Engel des Himmels sich erbarmen und sie aus der Enge und Trübe ihres Hauses und den einförmigen Gassen der Stadt in die lustige weite Welt entführen wolle. Ihr Gang verrieth, daß sie am liebsten gelaufen und geflogen wäre; ihre Geberden sprachen von mühsam verhaltener Lebenslust und Jugendübermuth, und selbst in der Kirche, wenn sie auf ihrem Schemelchen kniete, hielt sie den Kopf nicht fünf Secunden ruhig auf ihr Büchlein gesenkt, sondern schaute bald nach den Pfeilern, bald nach dem hohen Gewölbe, als ob sie die Kirchenschwalben beneide, die lautlos um die steinernen Gesimse und Bogenrippen hin und her schossen.

Es war freilich dem guten Kinde nicht zu verdenken, wenn sie sich nach etwas mehr Freude und Freiheit sehnte, als unter ihrem elterlichen Dach ihr zu Theil wurde. Nichts Junges betrat jemals die fast klösterlich stillen Räume, außer einigen Nachbarstöchtern, die auch immer nur in Gegenwart der Mutter von vergnüglichen Dingen mit der Beppina schwatzen durften. An Sonn- und Feiertagen, wenn das Wetter hinauslockte, führte Signor Beppe seine Frau vor die Stadt in's Grüne, und die Tochter durfte an der Seite der Magd, der alten Cassandra, hinter-

Digitized by Google

dreingehen. Zuweilen auch wurde eine Loge im Theater genommen, wenn eine Oper gegeben wurde. Dann saß das schöne junge Ding, das gern seine dunklen Augen im Schein der vielen Gasflammen hätte leuchten lassen, auf einem Rückplatz im Schatten und vergoß manchmal heimliche Thränen des Kummers und Neides, wenn sie in anderen Logen ihre Freundinnen sah, die, von geputzten jungen Herren umringt, lächelten, ängelten und ein sehr beredtes Fächerspiel übten.

Sie hatte sich hie und da, wenn die Mutter sie einmal in einem jähen Anfall von leidenschaftlicher Schwermuth überraschte, das Herz erleichtert durch Klagen, daß sie strenger gehalten werde, als all' ihre Bekanntinnen. Die Mutter hatte sie dann sanft in ihre Arme genommen, ihr die Thränen weggeküßt und sie damit zu beschwichtigen gesucht: der Vater wünsche es so, und was er wolle, sei immer das Beste für sie; auch werde sie ja nicht ewig bei ihnen bleiben. Dann könne sie ihr Leben führen, wie es ihr lieb und recht scheine. — Dergleichen hatte Frau Gioconda nie ohne stille Seufzer zu sagen vermocht und zuletzt ihre eignen Thränen mit denen des Kindes vermischt. Dadurch aber war in der Seele des Mädchens das heimliche Gefühl eines dunklen Grolls gegen den Vater nur noch bestärkt worden. Sie fühlte, daß auch der Mutter etwas zu ihrem Glücke fehlte, daß der Vater, obwol er nie ein ungutes Wort an sie richtete, doch auch kein warmes und zärtliches, wenigstens in Gegenwart der Tochter, seiner treuen und tugendhaften Lebensgefährtin gönnte und eben so wenig es ihr zu danken schien, daß sie ihm ein so reizendes Kind geboren hatte. Auch gegen dieses, obwol es sein einziges war und blieb, zeigte er wenig Vaterschwäche; ihre artigsten Einfälle belohnte kaum ein Lächeln, ihre kleinen Künste, Gesang und Klavierspiel, wurden nur mäßig aufgemuntert, und wenn sie Abends vor'm Schlafengehen dem Vater Gutenacht sagte, berührte er mit seinen ernsten Lippen so zerstreut und kühl ihre Stirn, daß es sie manchmal bis in die Fußspitzen durchfröstelte.

Er hatte für sie die besten Lehrer gewählt, und den Fortgang ihrer Studien zu überwachen war ihm eine ernste Angelegenheit. Auch beschenkte er sie bei jedem Anlaß mit einer Menge hübscher Sachen, und ihr Stübchen im zweiten Stock neben dem Schlafzimmer, das sie mit der Mutter theilte, war der Neid all' ihrer Freundinnen, die immer behaupteten, die Prinzessin Margherita könne keine eleganteren Möbel und zierlichere Einrichtung haben. Sie aber kam sich darin wie ein Vogel im vergoldeten Käfig vor und war dem Vater nur um so heftiger gram, weil diese seine Güte und Großmuth es ihr als schwarzen Undank auf's Gewissen legte, daß sie trotzdem nicht zufrieden war und den Urheber ihrer verstohlenen Unseligkeit von Tag zu Tage weniger lieben konnte.

Dieser Zustand währte bis in ihr sechszehntes Jahr und nahm zur wachsenden Betrübniß der Mutter so sichtbar zu, daß es dem Mädchen

Digitized by Google

oft nicht mehr gelang, dem Vater gegenüber gute Miene zu machen und ihren zehrenden Unmuth zu verbergen. Der ernste, in sich gekehrte und vielbeschäftigte Mann schien dies leise Aufzucken eines stürmischen Inneren, das dumpfe Grollen eines leidenschaftlichen Temperaments völlig zu übersehen. Er ging ruhig wie sonst seinen Weg und wich auch geflissentlich einer Auseinandersetzung mit seiner Gattin aus, die mehr als einmal sich das Herz gefaßt hatte, von der Beppina und der Pflicht, sich nach einer passenden Verbindung für sie umzusehen, mit dem Vater zu reden.

Da trat plötzlich ohne ihr Zuthun eine Veränderung in der Stimmung des jungen Gemüthes ein, die freilich der Mutter noch bedenklicher vorkam, als der frühere verbitterte Trübsinn.

Man hörte das Mädchen, das in der letzten Zeit kaum einen Ton von sich gegeben, auf einmal wieder ihre Lieblingslieder singen, auch wenn sie nicht am Klavier, sondern mit einer Handarbeit in ihrem einsamen Stübchen saß. Zuweilen unter sechs Augen am Frühstücks- oder Mittagstisch lachte sie plötzlich vor sich hin und zog sich, um den Grund befragt, mit einer ganz nichtigen Erklärung aus der Verlegenheit. Die Blumen, die sie auf ihrem Balcon gezogen und nur allzu oft vernachlässigt hatte, wurden nun auf's Sorgsamste gepflegt, und sie brachte manche Stunde zwischen ihnen zu, auf einem Schaukelstühlchen sich wiegend, ein Buch zwischen den kleinen Händen, das freilich nur zum Vorwand für eine gedankenvolle Träumerei diente. Das Haus lag in einem einsamen Theil der Stadt, unter alten ausgestorbenen Herrenhäusern, einem Palazzo gegenüber, der seit Jahren unbewohnt war. Die jungen Stutzer fanden den Weg zu weit, um einzig und allein zweier schwarzer Augen wegen sich bis hierher zu bemühen, zumal die Tochter des Doctor Beppe für fast so unnahbar galt, wie ihre Tante, die Nonne. Also hatten die Eltern zuerst kein Arg, daß der Balcon jetzt wieder in Flor kam und der Lieblingsplatz ihrer Tochter wurde. Aber die Augen einer Mutter sind nicht leicht zu betrügen. Frau Gioconda war um so fester überzeugt, daß ihrem Kinde etwas begegnet sei, was einem sechszehnjährigen Herzen von der Natur unfehlbar verhängt ist, als sie bei einigen der letzten Ausgänge einen Jüngling bemerkt hatte, der seine feurigen Blicke mit einem ganz besonderen Ausdruck auf ihrer Beppina haften ließ und die Stunde sich notirt zu haben schien, wann sie in die Messe gingen oder am Sonntag selbviert das Haus zu verlassen pflegten.

An einem solchen Nachmittage mußte auch dem Vater die Erscheinung des jungen Menschen, der offenbar ein Fremder war, aufgefallen sein. Frau Gioconda fühlte an einer Bewegung seines Armes, daß ihr Mann von einem peinlichen Gedanken erschüttert wurde, und da sie selbst jedesmal bei Begegnung mit dem Jüngling allerlei schmerzliche Erinnerungen wieder aufleben fühlte, brachte sie kein Wort über die Lippen, ihre früheren Beobachtungen dem Gatten mitzutheilen. Sie warf einen raschen Blick

Digitized by Google

auf Beppina zurück, die mit strahlendem Gesicht wie in einer Verklärung dahinschritt. Als aber der junge Fremde, scheinbar ohne auf sie zu achten, am Arm eines Anderen vorüberging, überlegte sie, daß sie leicht das Uebel ärger machen würde, wenn sie die Tochter geradezu veranlaßte, ihr ein Gefühl zu beichten, über das ihr junges Herz vielleicht sich selbst noch keine Rechenschaft gegeben habe.

So verging auch die folgende Woche, ohne daß es zu etwas Weiterem kam, die regelmäßigen Begegnungen beim Kirchgange ausgenommen. Als am nächsten Sonntag der Vater erklärte, daß heute ihr Spaziergang unterbleiben müsse, da ein wichtiger Prozeß ihm nicht erlaube, den Feiertag zu heiligen, warf die Frau einen forschenden Blick nach der Tochter, in deren Mienen aber statt der unmuthigen Enttäuschung, die sie gefürchtet, eine völlig sonnige Heiterkeit sich aussprach. Das sorgenvolle Herz der Mutter beruhigte sich bei der Hoffnung, sie habe sich doch am Ende getäuscht, und diese neue Wolke über ihrem ohnehin nicht hellen Leben werde unschädlich vorüberziehen. Schwester Perpetua, die Klosterfrau, war gerade zum Besuch bei ihnen und hatte am Mahle Theil genommen. Mit dieser zog sich Frau Gioconda nach Tische in ihr Wohnzimmer zurück, um allerlei Familienangelegenheiten vertraulich zu besprechen. Der Vater ging zu seinen Acten hinunter, Cassandra hielt ihre Siesta in der Küche, Aristide räumte den Tisch ab und Beppina flog, eine Barcarole singend, in ihr Zimmerchen hinauf, um auf dem Balcon zwischen ihren Blumen die schwüle Stunde zu verdämmern.

Die Straße war noch stiller und öder als sonst. Der graue Palazzo sah mit seinen geschlossenen Jalousieen spukhaft wie eine verwünschte Geisterherberge herüber; eine weiße Katze lag auf einem Fenstersims am Hause daneben, und die Luft war so ausgestorben, daß man das Thier in langen Pausen schnarchen zu hören glaubte. Weiter unten an der Straßenecke vor dem kleinen Café sah man den einzigen Gast, einen uralten Mann, auf einer Zeitung eingenickt seiner Mittagsruhe pflegen, und ihm gegenüber den kleinen Kellner auf einem schiefen Rohrstuhl schlafen, während die Sonne durch die handbreiten Löcher der tief herabgelassenen Marquise drang und zahllose Fliegen in ihren Strahlen sich tummelten. Die wenigen Kaufläden in dieser Gegend waren geschlossen, nicht wegen der Sonntagsfeier, die hier unbekannt war, sondern weil es ganz hoffnungslos schien, daß heut und zu dieser Stunde ein Kunde sich hierher verirren könne.

Aber trotz der herzbeklemmenden Oede und Einsamkeit, die rings um das Haus des Advocaten ihren gespenstischen Hauch verbreitete, konnte man auf dem Balcon des dritten Stockwerkes das junge Gesicht zwischen den Gitterstäben hervorblühen sehen, röther als die Nelken und Granaten,

Digitized by Google

die in den Töpfen umher wuchsen. Das Haus hatte nur die Morgensonne. Zur Siesta gab es keinen kühleren Platz, als da oben vor dem Prinzessinnenstübchen der Beppina. Sie lag in ihrem Schaukelstuhl, eine Nelke, die sie eben gepflückt, vor dem schlanken Näschen, dessen zierliche blasse Flügel leise zitterten, während sie den Duft einschlürfte. Auf ihrem Schooße hielt sie mit der anderen Hand eine kleine Mappe von rothem Leder, darin hatte sie schon von früh an ihre geheimen Papiere bewahrt, deren ja auch das bestgehütete Mädchen zu besitzen pflegt. Sie trug den kleinen Schlüssel dazu beständig auf ihrer Brust neben einer vom heiligen Vater geweihten Medaille mit dem Bilde der unbefleckten Mutter Gottes. Heute aber hatte sie den Inhalt ihres verstohlenen Archivs sorglos im Schooße ausgebreitet; denn als sie ihr Zimmer betrat, verschloß sie die Thüre hinter sich, und war auch ohnedies, da beide Eltern zu thun hatten, vor jedem Ueberfall sicher. Von Zeit zu Zeit ließ sie ihre raschen, blitzenden Blicke auf einem der beschriebenen Blättchen ruhen, aber nicht um zu lesen, was dort mit einer schönen, flüchtigen Hand geschrieben stand. Sie wußte ja jedes Wort auswendig; es war nur, um sich zu versichern, daß sie diese Schätze in Wirklichkeit besaß, nicht etwa nur davon geträumt habe. Jedesmal, wenn sie eines der kleinen Blättchen in die Hand nahm, wurde das Roth in ihren Wangen noch dunkler, und die Lippen bebten mit einem reizenden Ausdruck zwischen Lächeln und Beklommenheit, daß man die ganze Reihe ihrer festen kleinen Zähne sah, wie wenn sie sich eben rüsteten, in eine lockende Frucht einzubeißen. Sie sah dann aber bald wieder gespannt durch das Balcongitter in die lange leere Straße hinab, die Spitze ihres Fußes bewegte sich ungeduldig auf und ab, ein Schatten von Angst und Unmuth verdunkelte ihre lachenden Augen, — im nächsten Augenblick war's, als durchzucke die ganze Gestalt ein leiser Schlag und der Stuhl gerieth in's Schwanken, als ob er das Gleichgewicht verlieren wollte. Aber sie nahm sich rasch zusammen. Sie drückte sich sogar tiefer in das Polster zurück und duckte den Kopf, um ja von unten nicht bemerkt werden zu können. Denn dort, noch ganz in der Ferne, kam Derjenige daher, der ihr junges Blut rascher vom Herzen in die Wangen trieb. Er konnte sie, hinter den Blumenstöcken und rings von ihrem luftigen Käfig umgeben, noch nicht entdeckt haben, obwol er schon von Weitem einen falkenhellen Blick an dem alten Hause hinaufschickte. Sie aber sah ihn deutlich, sein hübsches, ein wenig übermüthiges und selbstgefälliges Gesicht mit dem schwarzen Stutzbärtchen, den weißen Hals, den eine helle, seidene Cravatte nur lose umschloß, jede Falte an seinem stutzerhaften Anzug. Den Strohhut trug er in der Hand, daß sein krauses Haar desto schwärzer gegen die bleiche Stirn abstach; in der andern Hand hielt er ein Stöckchen, mit dem er ab und zu gegen das Pflaster klopfte, den Tact einer Verdi'schen Melodie angebend, die er nachlässig vor sich hinsummte. Alles in Allem genommen machte er eine

Digitized by Google

anziehende Figur, wenn auch wol mehr in den Augen der Töchter, als der Mütter, die schon wissen, daß der Text, der im Buch des Schicksals steht, sich nicht immer einem Opernritornell unterlegen läßt.

Als er das Haus erreicht hatte, blieb er stehen und spähte nun dringender, ja fast mit herausforderndem Trotz nach dem Balcon hinauf. Sein Gesicht verfinsterte sich, als er noch immer nicht entdecken konnte, was er suchte. Er hustete ein paar Mal; es regte sich aber Nichts hinter den Eisenstäben des schwebenden Gartens. Da ergriff er den Klopfer an der verschlossenen Thür, hielt ihn noch eine Weile zaudernd in der Hand und ließ ihn endlich mit einem raschen Entschluß dreimal an die metallene Platte anschlagen.

In diesem Augenblick fiel eine rothe Nelke von der Höhe herab ihm gerade vor die Füße, und ein gedämpftes süßes Mädchenlachen klang durch die stille Luft zu ihm nieder. Ein leiser antwortender Ausruf entfuhr ihm, er bückte sich nach der Blume, hatte aber nur eben Zeit, sie aufzuheben und in seiner Brusttasche zu verbergen, als die Thür sich öffnete und das hagere Gesicht des alten Aristide an der Schwelle erschien, um zu fragen, zu wem der Herr wünsche.

Die Thür schloß sich dann wieder hinter dem Besucher, und die Straße, durch den kurzen Zwischenfall in ihrer Sonntagsruhe gestört, versank in die alte brütende Stille.

Aber oben auf dem Balcon war es um alle Ruhe geschehen. Das einsame Kind hatte sich nur einen Augenblick wieder auf ihren Stuhl gekauert, da sie die Stimme des Dieners hörte, als könne er sie von der Schwelle des Hausthores aus erspähen und den Verdacht fassen, sie selbst möchte bei diesem Besuch mit im Spiele sein. Dann aber schnellte sie so geschmeidig wie eine junge Katze in die Höhe, raffte die Blätter zusammen, die bei dem Hinabwerfen der Blume aus der Mappe geglitten waren, trug den ganzen Schatz, nachdem sie ihn sorglich wieder eingeschlossen, in's Zimmer zurück und verbarg ihn in einem Fach ihres Schrankes, das sie für ein geheimes hielt, weil sie einen großen Carton mit Bändern und Spitzen davorzustellen pflegte. Es litt sie aber an keinem Ort, sie ging von ihrem Schreibtischchen zu ihrem Spiegel, von da zu einer kleinen Bibliothek, die an der Wand hing und lauter Bücher enthielt, in welche sie nie einen Blick warf; der Vater hatte sie ihr selbst ausgesucht, es war kein Roman darunter; dann streichelte sie das Fell eines ausgestopften Schooßhündchens, den sie als ein junges Kind abgöttisch geliebt und mit tausend Thränen beweint hatte, dessen blinde Glasaugen aber, wie sie jetzt hineinblickte, ihr zum ersten Mal unheimlich dünkten.

Sie trat endlich wieder auf den Balcon hinaus und lehnte sich, die Arme übereinandergelegt, an die Brüstung. Doch war Alles an ihr

Digitized by Google

wie von einem inneren Gewitter bewegt, jede Faser zitterte, die Härchen in ihrem Nacken schauerten, obwol die Luft noch immer völlig regungslos war, ihre Zähne nagten an den vollen Lippen, die Füßchen stampften mechanisch den Steinboden des Balcons, und ihre Brust athmete so rasch, daß der Granatstrauch, an dem sie stand, hin und her wankte, wie wenn ein Scirocco seine Zweige erschütterte. Sie horchte dann wieder in's Haus hinein durch die verschlossene Thür. Aber was konnte sie zu erlauschen hoffen, da der Besuch dem Vater gegolten hatte. Freilich, wenn Alles kam, wie sie wünschte und erwartete, mußte die Stille unten bald ein Ende nehmen, Schritte die Treppe hinauf sich ihrer Schwelle nähern, der gemessene des Vaters — oder gar, wenn die Madonna besonders gnädig war, ein stürmischer jüngerer, der drei Stufen auf einmal übersprang.

Und immer noch blieb Alles lautlos.

Sie huschte endlich von der Thüre weg, wieder zu den Blumen hinaus. Und ihre Ahnung hatte sie diesmal nicht getäuscht. Kaum lehnte sie wieder an der Brüstung, da ging unten die Hausthür auf und fiel sofort wieder in's Schloß. Der aber hinausgetreten war, stand unbeweglich. In welcher Verfassung er sich befand, konnte sie nicht sogleich erkennen, da der Balcon gerade über der Hausschwelle und dem breiteren Balcon des ersten Stockwerkes vorsprang. Nun regte sich endlich die Gestalt da unten, that einige Schritte die Straße hinunter, blieb wieder stehen und ballte die Faust.

Zanetto! flüsterte es aus der Höhe.

Der Jüngling wandte hastig den Kopf und blickte nach dem Balcon hinauf. Sein Gesicht trug die Spuren einer heftigen Erregung, der Schweiß perlte ihm auf der Stirn, die Lippen waren blaß und verzogen. Der Reiz seiner frischen, verwegenen Jugend war plötzlich von ihm gewichen.

Zanetto! wiederholte die Stimme vom Balcon. Es war, wie um einen Schlafenden aufzuwecken, da sein Blick so seltsam im Traume schweifte, als wisse er nicht, wo er sei.

Gute Nacht! rief er endlich mit gepreßtem Ton. Addio, Beppina! Geh' in ein Kloster! Die Madonna sei mit Dir!

Dazu eine Geberde, die andeutete, daß Alles aus und jede Hoffnung verloren sei. Aber im nächsten Augenblick schien ein leichtfertiger Trotz sich der Seele des jungen Menschen zu bemächtigen. Er lüftete den Hut, schwenkte ihn ein paar Mal in der Luft und setzte ihn dann schief wieder auf. Darauf griff er in die Tasche, holte die rothe Nelke hervor, küßte sie dreimal mit komödienhaftem Pathos und zerpflückte sie, indem er die Blätter nach den vier Winden warf.

In diesem Augenblick kam ein Mann mit brennender Cigarre des Weges. Zanetto trat an ihn heran, bat, an den Hut fassend, um Feuer

Digitized by Google

und verließ dann, den blauen Dampf seiner Cigarette vor sich hin blasend, mit langsamem, gleichgültigem Schritt das Haus, ohne nur noch ein einziges Mal den Blick nach dem Balcon zurückzuschicken, auf welchem ein junges Gesicht in rathloser Verzweiflung ihm nachstarrte.

Was war geschehen? Was hatten sie miteinander geredet? War das derselbe Himmel noch, der vor einer halben Stunde in diese stille Straße hinabgesehen? dieselben Blumen, hinter denen sie ihr Erröthen, ihre Ungeduld, ihre schalkhafte Seligkeit, dem Geliebten unsichtbar nahe zu sein, verborgen hatte? Hatte er wirklich sagen wollen, daß Alles aus sei, ganz und für immer? Und daß ihm nicht viel mehr daran liege, als an den Ueberresten einer zerpflückten Blume und der verwehten Asche seiner Cigarette? Aber das war ja unmöglich! — das konnte doch nicht das Ende sein eines Glückes, von dem sie selbst seit Wochen gelebt hatte wie von dem Einzigen, was sie in dieser öden Traumwelt für wahr und wirklich hielt, und von dessen Unvergänglichkeit jeder Tag sie mehr überzeugt hatte!

Ihr armer junger Kopf drohte zu springen, ihr noch ärmeres siebzehnjähriges Herz lag plötzlich wie gelähmt, schwer wie ein fühlloser todter Körper in ihrer Brust; sein Schlag schien still zu stehen; die Augen brannten, ohne durch eine Thräne gekühlt zu werden, ihre Zähne klapperten leise auf einander. So ließ sie sich wie eine Ohnmächtige, doch mit völlig wachem Bewußtsein in ihren Sessel sinken, drückte die Hände gegen das Gesicht und lag in jammervoller Betäubung, ohne einen klaren Gedanken, ohne ein deutliches Gefühl, als nur das eine: er hat nicht einmal nach dir umgeblickt! —

Da hörte sie klopfen an ihrer Thür und fuhr in die Höhe. Sie konnte Niemand in's Gesicht sehen. Wenn die Mutter zu ihr wollte, sollte sie sich nur gedulden und denken, das Kind sei in der schwülen Nachmittagsluft eingeschlafen. Aber da klopfte es wieder, und jetzt hörte sie die Stimme ihres Vaters: Beppina, mach' auf! — des Vaters, dem sie von allen Menschen jetzt am wenigsten gegenübertreten mochte. Sie stand an die offene Balconthüre gedrückt mit verhaltenem Athem, ob er nicht wieder gehen würde, wenn Alles still bliebe. Aber er pochte wieder. Ich weiß, daß Du drinnen bist! Oeffne! — mit seinem gewöhnlichen ruhig festen Ton, dem Niemand widerstehen konnte. Da preßte sie ihre kleine Hand gegen das Herz; ihr Gesicht wurde finster, fast feindselig, sie athmete tief auf, wie Jemand, der einen schweren Entschluß gefaßt hat, und ging dann langsam den Riegel zurückzuschieben.

Sie sah den Vater aber nicht an, als er eintrat, so trotzig sie es sich vorgenommen, ihm die Stirn zu bieten. Wenn er zornig hereingestürmt wäre, sie mit Vorwürfen zu überhäufen, hätte sie vielleicht den

Digitized by Google

Muth gefunden, sich offen zur Wehre zu setzen gegen seinen tyrannischen Willen, der sie unglücklich machte. Aber er trat ganz ruhig ein, wie er zu thun pflegte, wenn er einmal nach ihren Studien sich erkundigen oder ihr ein neues Buch bringen wollte. Sein Gesicht, das sie freilich nicht sah, war ein wenig bleicher und trauriger als sonst. Man hätte sogar glauben können, daß er geweint habe; aber vom vielen Lesen und der nächtlichen Himmelsschau waren seine Augen in der letzten Zeit überhaupt angegriffen und leicht geröthet.

Er ging ein paar Mal das Zimmerchen auf und ab, während sie, das Kinn auf die Brust gesenkt, die Hände auf den Tisch gestützt dastand, als ob sie ganz einsam vor sich hin träume. Sein Gesicht blieb ihr abgewendet, er fuhr sich mit der Hand durch die buschigen Haare, die an den Spitzen schon grau zu werden anfingen, während der schwarze Bart, der das nicht schöne, aber kluge und gute Gesicht noch blasser erschienen ließ, keine Spur des Alters zeigte.

Beppina, sagte er endlich, indem er vor der Balconthüre stehen blieb, Du weißt ohne Zweifel, weshalb ich zu Dir gekommen bin. Es war Jemand bei mir, mit dem ich heute das erste Wort gesprochen habe, das erste und letzte. Er wird nie wieder dieses Haus betreten, so lange ich darin wohne. Aber da er Mittel gefunden hat, hinter meinem Rücken sich meiner Tochter zu nähern, Briefe mit ihr auszutauschen, vielleicht mehr als das —

Er hielt inne und sah sie an. Sie schüttelte heftig aber kaum merklich den Kopf und blieb dann auf derselben Stelle wie angekettet stehen.

Ich werde Dir keine Vorwürfe machen, fuhr der Vater fort. Was geschehen ist, betrübt mich, weil es Dir Schmerzen machen muß, die ich Dir gerne erspart hätte, die aber vielleicht so heilsam wie unvermeidlich waren. Wenn Du mehr Vertrauen zu Deinem Vater gehabt hättest —

Sie zitterte über den ganzen Leib vor innerer Erregung, aber ihre Lippen preßten sich nur fester auf einander.

— oder zu Deiner Mutter — so hättest Du bei der ersten dieser heimlichen Botschaften uns Dein Herz geöffnet, und wir hätten Dir gesagt, daß Du keinen zweiten Brief annehmen dürfest, keine Wünsche und Hoffnungen nähren, die nie in Erfüllung gehen könnten.

Das Mädchen machte eine gewaltsame Anstrengung, den Bann zu durchbrechen, den die Nähe des Vaters ihr auferlegte.

Warum nicht? brach es kaum hörbar von ihren Lippen.

Weil — weil es unmöglich ist! Beppina — mein armes Kind — so schwer es Dich ankommen mag, glaube, daß es Deinem Vater nicht leicht geworden ist, Dir weh zu thun. Wenn er es hat thun müssen, so hat er sehr ernste und unerbittliche Gründe, die er Dir freilich nicht mittheilen kann. Ich weiß, daß Du im Stillen manchmal mit mir ge-

Digitized by Google

grollt haſt, in der Meinung, ich verſagte Dir dies und das, worauf Du ein Anrecht zu haben glaubteſt, oder was Dir lieb geweſen wäre. Vielleicht, weil ich nicht ſehr ergiebig bin an Worten und Liebkoſungen, haſt Du an meinem Herzen gezweifelt. Es iſt Manches über mich gekommen, mein Kind, was mich düſter und ſtill gemacht hat. Ich weiß, daß es Väter gibt, mit denen ihre Töchter mehr zufrieden ſind, als Du mit dem Deinen, die mit ihnen lachen und ſcherzen und ihnen allen Willen laſſen. Ich ſchelte darum Niemand, wenn ich auch für mich ſelbſt thue, wie ich muß und kann. Vielleicht ſiehſt Du noch einmal ein, daß es zu Deinem Beſten war, wenn ich Dir weniger Freiheit ließ, als Andere haben. Ich kenne Deine Art und Weiſe; Du biſt wie ein raſch aufgeſproſſenes Bäumchen in einem fetten Boden, das ſicher behütet und an einen feſten Stab gebunden werden muß, wenn es nicht über Nacht von einem jähen Windſtoß geknickt werden ſoll. Noch ein paar Jahre, und ich kann hoffen, Dich ohne Gefahr Dir ſelbſt überlaſſen zu dürfen. Willſt Du mir noch ein wenig vertrauen, Kind, daß ich es gut mit Dir meine?

Keine Antwort kam von dem ganz in ſich verſunkenen Mädchen, das die Augen ſtarr zu Boden geſenkt hatte und auch die Hand zu überſehen ſchien, die der Vater nach ihr ausſtreckte.

Er that wieder ein paar Schritte, wie um ihr Bedenkzeit zu laſſen. Als ſie hartnäckig ſchwieg, ſagte er mit etwas nachdrücklicherem Ton:

Ueber Deine Gedanken und Gefühle habe ich leider keine Macht; es iſt nicht erſt ſeit heute, daß ich daran verzweifeln muß, Dein Herz zu lenken, und vielleicht liegt ein Theil der Schuld an mir, da mir die Gabe fehlt, Dir Vertrauen abzugewinnen. Aber über Deine Handlungen, Beppina, über Dein Thun und Laſſen iſt mir Gewalt gegeben, und auf die werde ich nicht verzichten. Es darf von einem Verkehr zwiſchen Dir und dieſem Jüngling fernerhin keine Rede ſein. Ich weiß nicht, wie gewiſſenhaft er ſein Wort halten und Dir nicht nur mit ſeiner Perſon, ſondern auch mit Briefen und mündlichen Botſchaften fern bleiben wird. Caſſandra verläßt heute noch das Haus, wenn es ſich herausſtellt, was ich vermuthe, daß ſie die Vermittlerin war. Du aber mußt mir verſprechen, Kind, daß Du dieſem — Zanetto, wenn Du ihn auch nicht gleich aus Deinen Gedanken verbannen kannſt, nie mehr ein geſchriebenes oder geſprochenes Wort willſt zukommen laſſen, nie mehr die Gelegenheit ſuchen, ihn zu ſehen, und, wenn der Zufall es dennoch fügt, die Blicke von ihm abzuwenden, wie von einem ewig Fremden. Willſt Du mir das verſprechen, meine arme Tochter?

Sie wandte plötzlich ihr Geſicht nach dem Vater um, der eine Hand auf ihre Schulter gelegt hatte, wie wenn ſie eine Feſſel abſchütteln wollte. Einen Augenblick ſah ſie ihm gerade in die Augen, ihre Bruſt hob ſich mühſam, ihre entfärbten Lippen zitterten.

Digitized by Google

Nein! stieß sie halblaut hervor. Tödtet mich! werft mich in einen finstern Kerker! Nie, nie werde ich ihm entsagen! Ich — ich könnte nicht, auch wenn ich wollte!

Dann sank ihr Blick wieder zu Boden, eine dunkle Röthe stieg ihr in die Wangen, schwere Tropfen stürzten aus ihren Wimpern; sie tastete, wie wenn sie alle Gewalt über ihre Sinne verloren hätte, nach einem Halt und stürzte laut aufschluchzend auf das niedere kleine Sopha, das mitten im Zimmer stand.

Der Vater stand regungslos eine ganze Weile und sah auf das junge Wesen herab, dessen schlanker Leib wie von den heftigsten Krämpfen durchtobt auf dem Ruhebette lag.

Armes Herz! sagte er endlich. Armes junges Leben! Aber es ist umsonst. Kein Wort kann diesen Sturm besprechen. Höre nur das Eine, wenn Du mich noch hören kannst: was ich Dir anthun muß, werde ich vor meinem Schöpfer und Richter dereinst zu verantworten haben, obwol ich keiner Schuld daran mir bewußt bin. Du hast Deinen Vater nicht lieben lernen, Beppina; doch kennst Du ihn genug, um zu wissen, daß er unerschütterlich thut, was er für recht hält. Du wirst dies Haus nicht verlassen, ehe ich es wieder gestatten kann. Diese Thür verschließe ich und öffne sie erst wieder, wenn ich aus Deinem Munde die Versicherung erhalte, daß Du mein gehorsames Kind sein willst, wenn Du auch nicht mein liebendes sein kannst. Komm zu Dir, meine arme Tochter! Dieser fesselose Jammer —

Die Thür ging geräuschlos auf, und die Mutter trat herein. Sie warf einen Blick der innigsten Bestürzung auf die Schluchzende und das düstere Gesicht ihres Gatten. Um Gottes willen —! wollte sie zu fragen anfangen. Aber eine Geberde des Mannes machte sie verstummen.

Ich habe ihr gesagt, was ich durfte, sagte er leise. Siehe, wie Du sie wieder beruhigen kannst. — Es ist wie wir gefürchtet hatten, setzte er noch gedämpfter hinzu. Die Aehnlichkeit hat uns nicht betrogen. Armes Kind!

Damit ging er aus der Thür, der Frau einen Blick zuwerfend, der ein tiefes Leiden aussprach, aber keinen Schatten eines Vorwurfs.

Sie hörte ihn die Treppe hinabgehen. Sie selbst aber stand wie ein lebloses Bild mitten im Zimmer, die Stirne mit beiden Händen haltend, als wäre ein betäubender Schlag geschehen, der ihr einen Augenblick die Besinnung geraubt hätte.

Doch besann sie sich rasch; die Töne, die von dem Ruhebett an ihr Ohr drangen, weckten sie zum Bewußtsein ihrer mütterlichen Pflicht. Als sie sich aber dem unglückseligen Kinde näherte, auf den Teppich neben ihr niederkniete und zärtlich ihren Namen rufend den Arm um ihre zuckende Gestalt schlang, erschrak sie vor der Heftigkeit, mit der die Weinende auffuhr und sie zurückstieß.

Digitized by Google

Was willst Du von mir, Mutter? rief sie wie außer sich. Willst Du mich auch quälen, mir gute Worte geben, während Du mir Böses thust? Mich Dein armes Kind nennen und mir dabei das Herz aus der Brust reißen? Geh', geh' zu ihm, mit dem Du Dich verschworen hast, mich in's Grab zu bringen, eh' ich noch erfahren, was leben heißt! Von ihm wundert es mich nicht und schmerzt mich nicht. Er kann nicht lachen und will kein frohes Gesicht sehen; er denkt an seine Sterne und vergißt die armen Geschöpfe, die auf der Erde sind und von ihm abhängen. Er weiß es auch, daß er mich unglücklich macht, und will es nicht anders, denn er kennt nichts, als seine einsamen Gedanken; er ist nie jung gewesen und hat nie gewünscht und gehofft, geliebt und gelitten. O Mutter, wie hast Du ihn nur lieben können! Wie hat Dein Herz sich nicht vor ihm gefürchtet, Dein junges Blut nicht geschaudert vor seiner Kälte? Ich — ich hasse ihn, ich habe ihn immer gehaßt, aber lange geglaubt, es sei nur Ehrfurcht oder Furcht, was mich von ihm zurückscheuchte. Und jetzt, wie er mir mein Todesurtheil verkündigte mit so sanfter Stimme, als ob er mir die Gnade des Himmels brächte, jetzt sah ich erst klar in mein Herz und begriff, daß ich ihn von Kind an gehaßt habe. Mutter, ich sterbe an diesem Haß, und das soll meine Rache sein. Der Vater soll erleben, daß die Verzweiflung, das Grauen vor ihm seiner Tochter das Leben vernichtet hat. Dann, Mutter, dann magst Du ihm sagen, daß er nicht mehr nach den Sternen schauen soll, weil dort eine arme Seele wohnt, die ihren Jammer und Haß mit in die Ewigkeit hinübergenommen hat. Wenn er dann noch das Herz hat —

Mein geliebtes einziges Kind! unterbrach sie die Mutter, indem sie ihr mit sanfter Gewalt die streichelnde Hand auf die Lippen drückte, versündige Dich nicht so schwer, gib Deine arme Seele nicht so gottlosen und thörichten Gedanken preis, die Du schwer bereuen wirst, wenn dieser Sturm sich erst gelegt hat. Hassen! — Deinen Vater, der nichts als Liebevolles Dir je angethan, der schwerer, als Du ahnst, Dein Glück und Deinen Frieden erkauft, und auch wo Du seine Handlungen nicht verstehst, sich nur Deine Liebe und Ehrfurcht und ewigen Dank verdient hat — und Du, unseliges Herz, Du kannst so feindlich Dich gegen ihn sträuben, kannst auch nur im Stillen, geschweige mit so wahnwitzigen Worten ihn anklagen? Und Alles um ein Glück, das Du Dir nur geträumt, das vielleicht —

Nichts gegen ihn, Mutter, wenn Du mich nicht wirklich zum Wahnsinn treiben willst! rief die Weinende. O Mutter, Du kennst ihn nicht, Du weißt nicht, wie dieser Traum von ihm, den Du mir schmähen willst, meine ganze Seele erfüllt hat. Ich bin gefangen gewesen sechszehn Jahre lang, und soll Den nicht für einen Himmelsboten halten, der mich in die Freiheit führen will, der endlich kam, mir das Glück zu erobern, Luft und Licht und Liebe — Alles, was ein armer Mensch braucht — und

Digitized by Google

nun abgewiesen, für immer mir aus den Augen — und ich soll verzichten auf meine Rettung — soll stille halten, daß ich wieder an Händen und Füßen gebunden werde, nicht einmal mit den Augen soll ich ihm sagen, wie ich um ihn leide, — nein, Mutter, nie werde ich darein willigen! Ich bin keine Heilige, wie Du, o Mutter! Ein Leben, wie Du es die langen Jahre ertragen hast, wäre mir bitterer, als der Tod, und das magst Du glauben, wenn Ihr mich mit Gewalt zu zwingen denkt — der Balcon ist, Gott sei Dank, hoch genug, um mit einem Sprung hinaus aller Qual und Knechtschaft ein Ende zu machen!

Es war eine Weile ganz still auf diese Worte. Das Mädchen lag, erschöpft von ihren Schmerzen, auf dem Ruhebett, das Gesicht in ihr nasses Tuch gedrückt, ohne ein einziges Mal die Mutter anzusehen, die immer noch neben ihr auf dem Teppich kniete. Da hörte sie plötzlich die bebende Stimme dicht an ihrem Ohr:

Bleibe nur liegen, Kind, — so! weine Dich nur aus. Was Du erlebt hast, ist traurig, aber noch viel trauriger, was Deine Mutter Dir jetzt sagen muß. Ich hoffte, Du würdest es nie zu hören brauchen, obwol es mir mehr als einmal auf der Zunge war, wenn ich sah, wie Dein Herz sich gegen den Vater auflehnte. Du kennst ihn nicht, Kind, wie Deine arme Mutter ihn nun seit siebzehn Jahren kennen gelernt hat. Es gab eine Zeit, wo auch ich ihn nicht kannte. Deine Mutter war auch einmal ein lustiges junges Ding und der Vater schon damals ein ernster Mensch, der nur lachte, wo es der Mühe werth war, nicht blos um zu lachen, wie die thörichte Jugend. Und Deine Mutter — aber nein, nein! Ich kann nicht! Es ist zu bitter, seinem eigenen Fleisch und Blut —

Sie verstummte und drückte die Augen, die ihr plötzlich übergingen, gegen die Schulter des Mädchens.

Das Kind richtete sich langsam auf und schlang den Arm um die Weinende, indem ihre eigenen Thränen auf einmal versiegten.

Sage mir nur Alles, Mamma, flüsterte sie von Schluchzen unterbrochen. Es ändert ja doch nichts. Aber wie oft, wenn ich Dich so still und ohne Klage herumgehen sah, — und ich habe wol sehen können, wie Du Dich zusammennahmst, dem Vater zuzulächeln, und er — er veränderte keine Miene —, o Mutter, wie hundertmal war ich drauf und dran, Dir um den Hals zu fallen und Dich zu beschwören: Sage mir, warum Du traurig bist, warum Du nicht wie andere Frauen mit ihm sprichst, ihm erklärst, daß er Dich unglücklich macht, Dich und Deine Tochter, — und immer, wenn Du dann lächeltest wie eine Heilige —

Still, still, Kind! wehrte Frau Gioconda ihr ab. Du weißt nicht, was Du sprichst. Und nun muß es wol sein. Ich bin es ihm schuldig und Dir, mag kommen, was kommen will. Aber ich will mich setzen, und Du setze Dich auf meinen Schooß, wie ich Dich so oft als kleines

Digitized by Google

Mädchen gehalten habe, wenn ich Dir Märchen erzählt habe, um Dich zu trösten über ein zerbrochenes Spielzeug. O mein Kind, hätte ich eine Mutter gehabt, vielleicht wäre das traurige Märchen meines Lebens anders ausgegangen. Aber der Vater hatte keine Gewalt über mich, er vergötterte mich, weil ich sehr hübsch war und alle Leute ihm mein blondes Haar und meine blitzenden Augen priesen und die munteren Reden wiedererzählten, die ich so im Uebermuth hinauswarf. Und ich selbst war stolz darauf, daß mir Niemand etwas zu sagen hatte, daß ich den ganzen Tag mich putzen, lachen und singen konnte, und kein junger Mensch in der Stadt war, den ich mit einem Wort und Wink nicht hätte zu Allem bringen können, was ich nur wollte. Dazu waren wir wohlhabend und ich hatte Alles, was mein Herz begehrte, schöne Kleider, Schmuck und eine Wohnung, die noch viel zierlicher und reicher war, als dies Dein Stübchen, Kind. Und doch dacht' ich, es sei eben nur Alles in der Ordnung; für ein so schönes Bild sei der kostbarste Rahmen gerade gut genug, hielt mich auch viel zu gut und theuer, um irgend einen von meinen vielen Bewerbern meiner werth zu finden, obwol ich auch keinen ganz frei gab. Denn es schmeichelte mir, einen so großen Hofstaat zu haben.

Und siehst Du, damals kam Dein Vater als junger Doctor der Rechte von Padua zurück. Ich hatte ihn vor Jahren wol gekannt, wir wohnten eine Zeit lang in einem der Nachbarhäuser, bis mir die Straße zu einsam und das Haus zu verfallen vorkam und ich den Vater bewog, ein viel schöneres Haus zu kaufen, das am Corso lag. Damals aber hatten wir zusammen gespielt wie Nachbarskinder, und ich war schon als blutjunges Kind stolz darauf gewesen, daß der kleine Beppe, der immer der Stillste war, mir auf den Wink folgte und sich geduldig von mir mißhandeln ließ. Als er dann wiederkam als fertiger junger Mann, suchte er uns gleich wieder auf. Er mißfiel mir aber. Ich fand ihn weder hübsch noch artig, er war der Einzige, der mir nicht schmeichelte und, wenn ich es allzu ausgelassen trieb, wol gar die Achseln zuckte und sich still entfernte. Das aber reizte mich eben. Ich bot all' meine Künste auf, ihn zu erobern, und es brauchte gar nicht vieler Mühe und List, er war heimlich viel närrischer in seine Jugendgespielin verliebt, als irgend ein anderer meiner Verehrer. Wie ich das merkte, fühlte ich gar kein Mitleid, nur einen kaltherzigen, schadenfrohen Triumph, und behandelte ihn gleichgültiger als irgend wen. Er aber änderte sein Wesen darum keinen Augenblick. Er lächelte nur so eigen vor sich hin, wenn ich ihn mit seinem Spitznamen „Beppe, der Sternseher" nannte und ihn höhnte: wer am Himmel zu gut Bescheid wisse, werde auf Erden sich nicht zurecht finden. Er kam trotz alles Spottes, den ich über ihn ausgoß, fast einen um den andern Tag zu meinem Vater, der schon mit dem seinigen allerlei Rechtshändel zu berathen gepflegt hatte, und das

Digitized by Google

übertrug sich nun auf den Sohn. Mein Vater war Consul eines fremden Staates und hatte verwickelte Banquiergeschäfte. In alle dem stand der junge Advocat ihm bei. Mag er immerhin allerlei unnütze mathematische Zahlen schreiben, um eine Sternenbahn zu berechnen, sagte der Vater, — er weiß darum auch im Courszettel und in den Paragraphen seiner Rechtsbücher die Wege und Stege zu finden. Du solltest ihm nicht ein so kaltes Gesicht machen, Gioconda. — Ich bin kein Sternbild, sagte ich schnippisch. In der Sonne aber nimmt er sich nicht gut aus. Sieh nur, wie schwarz er ist. Es ist, als ob er das Lachen begraben hätte und Trauer darum trüge.

So wich ich meinem Vater beständig aus und ihm auch, wenn er mich allein zu treffen wußte. Denn heimlich hatte ich sogar Furcht vor ihm, die im Grunde nichts Anderes war, als eine Art Scham, daß ich ihn doch nicht übersehen konnte.

Einmal aber, als er mich im Garten traf und ich aus einem heimlichen Grauen vor ihm, da ich glaubte, er durchschaue mich bis in's innerste Herz, ihn mit den unholdesten Neckereien überschüttete, sah ich, wie sein gelassenes Gesicht plötzlich einen sehr schmerzlichen Ausdruck annahm. Ich bedaure Euch, Gioconda, sagte er. Ihr entstellt Euch zu sehr. Aber mich kann das nicht an Euch irre machen. Ihr werdet nie einen treueren Freund haben, als mich.

Da hörte ich plötzlich auf zu lachen, aber diese seine guten Worte reizten mein kindisches Gemüth nur noch mehr. Ich brauchte keinen Freund, und am wenigsten einen, der davon sprach, daß irgend Etwas, was ich that, mich entstellen könne.

Ich war so zornig über ihn und ärgerlich über mich selbst, weil ich ihm keine schnöde Antwort zu geben wußte, — die Thränen traten mir in die Augen. Denselben Abend fing ich an, mit dem Vater von ihm zu reden, daß ich ihn nicht mehr sehen möge, weil er sich nicht höflich genug betrage, und wenn er ihm das Haus nicht verbieten könne, solle er ihm wenigstens erklären, daß mir seine Gegenwart verhaßt und alle Mühe, mich etwa bessern und ihm gefügig machen zu wollen, umsonst sei.

Aber der Vater gab mir nicht, wie sonst immer, bereitwillig Recht, noch eh' ich mit meiner Rede ganz zu Ende war. Er sah ernst aus, blieb eine Weile stumm und eröffnete mir dann, daß ich sehr Unrecht thäte, den Doctor Beppe zurückzuweisen. Er sei der Einzige in der Stadt, der von seiner geschäftlichen Lage genau Bescheid wisse, der allein sich noch anstrenge, den Fall unseres Hauses aufzuhalten, und dennoch habe er eben heut am Morgen in aller Form um meine Hand geworben und sie zugesagt erhalten, falls er meine Einwilligung erlangen könne.

Es war, als öffne sich die Erde dicht vor meinen Füßen und ein plötzlicher Schwindel wolle mich in den Abgrund hinunterstürzen.

Digitized by Google

Ich erwiederte keine Silbe, ich trug aber ein verzweifeltes Herz in mein einsames Zimmer zurück und schloß die ganze Nacht kein Auge. Allem entsagen, was bisher mein Dasein ausgefüllt hatte, als ein armes, bedauertes, vielleicht gar verhöhntes Mädchen weiterleben und meine Neiderinnen frohlocken hören, oder mich auf ewig unter die Gewalt dieses finsteren, einsilbigen, strengen „Freundes" ducken, und um den Schein des Glückes zu retten, mein wahres Glück, das ich mir nur lachend denken konnte, ewig verscherzen — —

Das Mädchen, das ihr Gesicht an die Brust der Mutter geschmiegt hatte, drückte sie fester an sich und ein Seufzer erschütterte die junge Gestalt, die ganz regungslos auf dem Schooß der Frau gesessen hatte. O Mutter, sagte sie, was mußt Du gelitten haben!

Was ich verdient hatte! seufzte die Frau und berührte leise mit ihren Lippen das dunkle Haar des Kindes. Aber ich war noch nicht gedemüthigt genug. Ich wollte noch nicht daran glauben, daß keine andere Rettung sei. Wie der Doctor Beppe am anderen Morgen kam, verschloß ich mich in meinem Zimmer. Er hatte ein langes Gespräch mit dem Vater. Dann ließ er mich bitten, ihm auf zehn Minuten Gehör zu schenken. Ich trat ihm gegenüber, kälter und abweisender als je. Wenn ich verkauft würde, wollte ich doch mit keiner Miene in meine eigene Erniedrigung willigen. Aber er schien das Alles zu übersehen. Er wisse, sagte er, daß mein Herz sich ihm noch verschlossen halte. Er habe, so lange ich eine reiche Mitgift zu erwarten gehabt, nicht gewagt, sich mir anzutragen. Auch jetzt solle ich nicht übereilt mich entschließen. Uneigennützigkeit sei ja das geringste Verdienst, das ein redlicher Freund sich zuschreiben dürfe; und in seinem Falle könne nicht einmal davon die Rede sein. Seine alte tiefe Neigung zu mir lasse ihm meinen Besitz als einen Schatz erscheinen, den er mit allen Millionen, wenn er sie besäße, nicht aufwiegen könnte. Aber eine ächte und unwandelbare Liebe eines Ehrenmannes sei auch ein werthvoller Besitz, und er könne die Hoffnung nicht aufgeben, daß ich den eines Tages würdigen lernen und manche andere Gaben, die ihm fehlten, dagegen geringschätzen würde.

Er bot mir dann die Hand, in die ich ohne ein Wort, weder der Zustimmung noch der Abwehr, nur wie man einen gleichgültigen Besuch verabschiedet, meine kalte Hand legte.

Von diesem Morgen an war es um meinen Frieden und meine Fröhlichkeit geschehen. Er kam nun täglich, ohne mir je von Liebe zu sprechen. Auch der Vater drängte mich nicht. Ich wußte aber, daß mich Beide als eine verlobte Braut betrachteten, und wenn ich das Wort vor mich hin sprach, überrieselte mich ein kalter Schauer.

Da kam eines Tages —

Sie stockte. Die Tochter fühlte, wie das Herz der Mutter heftiger

Digitized by Google

zu klopfen anfing, die Kniee ihr zitterten und ein paar Minuten vergingen, ehe sie die Kraft fand, weiter zu sprechen.

Kind, sagte sie mit kaum hörbarer Stimme, ich gäbe den Rest meines Lebens hin, wenn es mir erspart würde, Dir, meinem Liebling, dies Traurige berichten zu müssen, das noch jetzt, da es lange gebüßt ist, mich vor mir selbst so tief beschämt. Aber Deine Ruhe hängt daran; und nicht wahr? Du wirst es Deine Mutter nie entgelten lassen, daß sie Dir, um Deines eigenen Glückes willen, bekannt hat, wie schwach sie war! —

Eine leidenschaftliche Umarmung wehrte ihr, weiter zu reden. Das Kind barg dabei sein Gesicht so fest an der Brust der Mutter, daß ihre Augen sich nicht begegneten.

Ein junger Venezianer kam eines Tages zu meinem Vater — der Sohn eines reichen Juweliers. Er hatte einen Creditbrief auf unser Haus, das damals nach außen hin noch im alten Flor stand. Es war ein schöner Jüngling, mit ziemlich freien, selbstbewußten Manieren, in Allem erfahren, was eitlen Mädchen gefallen konnte. Als er mich zuerst auf der Straße sah, blieb er mit einer Geberde der ehrerbietigsten Bewunderung stehen, als ob er einem himmlischen Wesen begegnete. Ich fühlte, was ich noch nie gefühlt, eine große Gefahr, und einen Rausch von Wonne, den ich nur mühsam hinter meinem Fächer verbarg. Doch traf ich noch denselben Abend im Hause meines Vaters mit dem Fremden wieder zusammen. Es dauerte nicht drei Tage, so hatte er mir sein Herz zu Füßen gelegt und ich ihm gestanden, daß er meine erste Liebe sei.

Der Vater war nicht im Geheimniß. Aber ich zweifle nicht, daß er den Zustand, in dem sich mein armes eitles Herz befand, durchschaute und durchaus nicht mit dieser Wendung der Dinge unzufrieden war. Er hatte Nichts dagegen gehabt, die Hülfe Beppes anzunehmen um den Preis meines Lebensglückes. Aber wenn sich's glücklicher traf, wenn er aus seinen mißlichen Verhältnissen befreit wurde durch einen Schwiegersohn nach dem Herzen seiner Tochter, war er sehr bereit, Geschehenes ungeschehen zu machen und dem älteren Freunde sein Wort aufzukündigen. Nur, als vorsichtiger Geschäftsmann, wollte er Nichts übereilen und reif werden lassen, was im Rath des Himmels beschlossen wäre.

Seine unglückliche Tochter — war minder klug und vorsichtig. Als ihr heimlich Geliebter nach sechs wie im Traum verflogenen Wochen Abschied nahm, um, wie er sagte, erst die Zustimmung seines Vaters zu erlangen und dann auf Flügeln der Sehnsucht zu seiner Braut zurückzueilen, blieb ich, obwol ich noch nicht mein ganzes Elend ahnte, wie eine für ewig Verlorene zurück; ich schloß mich Tag für Tag in meinem Zimmer ein, selbst dem Vater getraute ich mich nicht in's Gesicht zu sehen, als stünde mir meine Schuld und mein Unglück an der Stirn geschrieben, und wenn ich den Schritt des Doctor Beppe im Hause hörte, durchbebte

Digitized by Google

mich eine Angst, wie wenn mein Richter komme, mit einem erbarmungslosen Blick mich zu vernichten. — —

Sie verstummte wieder. Das Kind auf ihrem Schooß saß ohne einen Laut von sich zu geben, mit verhaltenem Athem. Nur ihre Arme drückten die Mutter fester an sich.

Ich muß es zu Ende bringen, fuhr diese endlich fort. Es ist ja nun auch zu Ende. Ich schrieb ihm täglich. Daß er nicht sogleich antwortete, schmerzte mich, aber ich hatte noch keine Sorge. Er wird die gute Stunde abwarten, wo er es seinem Vater mittheilen kann, dacht' ich. So vergingen zwei tödtlich lange Wochen. Endlich kam ein Brief aus Venedig. Er hatte nicht einmal so viel Erbarmen mit mir, daß er mir das Furchtbare nach und nach eröffnete. Ganz gelassen schrieb er, die schönen Tage, die wir mit einander verlebt, seien leider zu kurz gewesen und sollten nicht wiederkehren. Er müsse im Auftrage seines Vaters eine weite Reise machen, er sei völlig ungewiß, wann er zurückkehre, ich solle nicht so thöricht sein, darauf zu warten, sondern die Bewerbung des wackeren Doctors — er hatte Beppe flüchtig kennen gelernt — in Gottes Namen annehmen und vergessen, daß es einen Menschen auf der Welt gebe, der mich vielleicht glücklicher hätte machen können, — wenn es in den Sternen geschrieben gewesen wäre.

Das hatte er mir zu sagen das Herz, obwol ich in meinem letzten Brief ihm mit Thränen gebeichtet hatte, daß ich ein Pfand unserer Liebe unter dem Herzen trug! —

Die Tage, die nun folgten, — die verwachten, verweinten Nächte — o mein einziges Kind, wie schwer hab' ich Dich erkaufen müssen!

Und damals glaubte ich den Tag nicht überleben zu können, wo ich Dir zuerst in die Augen sehen und meine Schmach, meinen Jammer darin lesen würde! — Als ich es wußte, daß ich verloren war, um Den verloren, an den ich Alles, was ich besaß, so besinnungslos verschwendet hatte, kam eine eisige Ruhe über mich. Ich konnte sogar dem Vater gegenübertreten, ein Wort mit meinem jetzt so gefürchteten Jugendfreunde wechseln, ohne mich zu verrathen. Ich hatte die Kraft, meine Rolle durchzuführen, damit auch von meinem Namen der Schimpf fern bliebe, wenn er mich selbst nicht mehr treffen könne. Denn daß ich aus der Welt gehen müsse, stand mir von der ersten Stunde an unerschütterlich fest.

Ich weiß aber nicht, wie lange ich noch gezaudert hätte. Ich war so jung, und hatte einst das Leben so lieb gehabt.

Aber eine Stunde kam, die mein Schicksal entschied.

Es war Nachmittag, im Spätsommer, die Tage wurden schon kurz. Beppe hatte bei uns gegessen, nur wir drei an einem kleinen Tisch. Er galt in der Stadt für meinen Verlobten, obwol Nichts öffentlich bekannt gemacht war. Wie ich in das Eßzimmer getreten, hatte er mich mit einem Blick betrachtet, der mir das Herz im Leibe zittern machte. Zum

Digitized by Google

ersten Mal wagte ich nicht, ihn offen anzusehen; aber ich fühlte über den ganzen Mittag seine Augen auf mir ruhen, und der Bissen, den ich hinunterbrachte, war mir bitterer als Gift.

Ich eilte, mich auf mein Zimmer zu flüchten, und brach in Thränen aus. So überhörte ich, daß Jemand an meine Thüre kam und ohne anzuklopfen hereintrat. Beppe stand vor mir. Ich konnte durch meine Thränen hindurch seine Züge nicht sehen, winkte ihm nur hastig, mich allein zu lassen, mir sei nicht wohl. Aber er blieb und schwieg eine ganze Zeit.

Gioconda, sagte er endlich, habt Ihr mir nichts zu vertrauen? Wißt Ihr nicht, daß Ihr keinen besseren Freund habt, keinen, der so bereit wäre, Alles für Euch zu thun, was zu Eurem Glück nothwendig ist? — Alles — Alles —! wiederholte er zweimal mit einer Stimme, die mir durch Mark und Bein ging.

Ich schüttelte nur heftig den Kopf.

Ueberlegt es, Gioconda; die Nacht bringt oft guten Rath, fuhr er fort, Euch — und mir. Glaubt mir nur, man findet sich nur desto besser auf der Erde zurecht, wenn man unter den Sternen Bescheid weiß.

So sprach er noch eine Weile, dann verließ er mich — elender als zuvor. Ich hatte zum ersten Mal die volle Empfindung, welch ein Mensch er war, und wie blind und wahnsinnig ich das ächte Gold weggeworfen hatte um eine blanke Glasscherbe, die mir nun das Leben zerschnitt.

Aber um so weniger ertrug ich den Gedanken, daß ich ihm etwas danken sollte, den ich so schwer gekränkt. Ich wartete, bis es dunkel geworden, dann ging ich, nur einen Schleier übergeworfen, durch unsern Garten — wir wohnten damals in der Villa vor der Stadt — und dann, wie ich schon manchen Abend gethan, weiter und weiter zwischen den Mauern hin, bis ich ganz in's Freie kam. Es war eine tiefe Windstille rings umher, man hörte den Fluß von ferne rauschen, — der ruft mich! dachte ich und wandte mich durch die Felder, wo die Maulbeerbäume Schatten gaben, so daß ich glaubte, ich sei ganz unbemerkt. Einmal war mir's freilich, als ginge mir Jemand nach. Als ich stillstand und mich umsah, war Alles wieder stumm. So kam ich an den Fluß. Ich sah lange hinein, bis die ersten Sterne aus der dunklen Fluth heraufschimmerten. Mein ganzes unseliges Leben zog an mir vorüber wie dieses Wasser; als ich die falschen Augen mich wieder anblicken sah und das Geflüster der Stimme hörte, die mich betrogen, drang mir ein solcher Ekel vor diesem entehrten Dasein gegen das Herz, daß es mir wie eine himmlische Wohlthat erschien, all' die Besudelung abzuspülen von Leib und Seele durch ein tiefes Bad, aus dem ich nie wieder auftauchen sollte. Ich hatte gar keinen Schauder mehr zu überwinden; gute Nacht! sagte ich laut vor mich hin, dann zog ich den Schleier dicht über's Gesicht, um rasch und blind die kurze Strecke zwischen dem Schilf hinunterzuschreiten.

Digitized by Google

Auf einmal fühlte ich eine Hand an meinem Arm. Ich schrie auf, wie wenn ein Mörder mich angefallen hätte. Ich wußte aber sofort, wer es war, noch ehe ich mich umgesehen.

Komm mit mir, Gioconda, hört' ich Beppes Stimme — es war das erste Mal, daß er Du zu mir sagte. Du bist von Sinnen; ein Glück, daß ich zufällig vorüberkam. Wir wollen nach Hause gehen.

Er hielt mich immer noch am Arme fest, ich fühlte, daß ich keinen Willen mehr hatte, daß er der Stärkere war. So ging ich ohne mich zu sträuben, wohin er mich führte. Er hatte meinen Arm losgelassen und wir Beide sprachen kein Wort. Erst als wir die Villa wieder über die Gärten herüberblicken sahen, warf er so verloren hin: Er hat Dir versprochen, daß er Dich zur Frau nehmen werde?

Ich konnte nur mit einem Nicken antworten. Darauf blieb er wieder stumm, bis wir unsern Garten erreicht hatten. Da stand er still und sagte: Noch Eins, Gioconda! Ich gehe nicht von Dir, ehe Du mir bei Deiner Seligkeit gelobt hast, daß Du diesen Weg oder einen ähnlichen nicht wieder gehen willst, bis ich über drei Tage zurückgekommen bin. Ich habe ein Geschäft in Venedig. Versprichst Du mir, meine Rückkehr abzuwarten? Hernach magst Du die Herrin Deines Willens sein.

Ich konnte nichts thun, als die Augen zum Himmel aufheben und ein Ja! flüstern.

Es ist gut, sagte er, ich glaube Dir. Gute Nacht!

So verließ er mich.

Ich war wie gelähmt, all' meine Seelenkräfte waren vernichtet, nicht einmal Schmerz empfand ich, weder Furcht noch Hoffnung; es war förmlich, als wäre ich nun doch nicht mehr auf dieser Welt, er hätte nur meinen Leib von dem Sturz in die Tiefe zurückgehalten, die Seele aber sei versunken.

Drei Tage vergingen in diesem Zustande. Ich schützte ein Unwohlsein vor, um auf meinem Zimmer zu bleiben, da ich selbst die Nähe des Vaters nicht ertrug. Ich lag vom Morgen bis an den Abend angekleidet auf dem Bett und kam mir vor wie eine Leiche, die nur auf das Begräbniß wartet.

Am Abend des vierten Tages fuhr ich aus einem leichten Schlummer auf, der mich befallen hatte, da ich Nachts nie ein Auge schloß, sondern wie eine zum Tode Verurtheilte ruhelos hin und her wanderte. — Beppe stand an meinem Bett.

Du hast Wort gehalten, sagte er. Verzeih, daß ich nicht früher gekommen bin. Er hat eine Weile mit mir Versteckens gespielt, endlich habe ich ihn dennoch zu fassen bekommen.

Ihr habt ihn —? rief ich schaudernd.

Nein, ich habe ihn geschont, so hart es mich ankam. Wahrlich nicht seinethalb. Aber der Erbärmliche — er hat ein junges Weib und einen

Digitized by Google

Knaben von vier Jahren! Das Elend einer Wittwe und einer Waise durfte ich nicht auf meine Seele laden.

Wir schwiegen darauf wol eine Viertelstunde. Ich lag, die Lippen zusammenpressend, um nicht aufzuschreien, während mir glühende Thränen in den Augen brannten. Er hatte sich an das Fenster gestellt und schien ganz in die Betrachtung des sternenklaren Himmels vertieft.

Dann wandte er sich endlich wieder zu mir um.

Du bist nun Herrin Deines Willens, sagte er. Ich weiß nicht, was Du wollen wirst. Aber ich bin Derselbe, der ich war, und würde mich für einen Feigling halten, wenn ich das Schwere, was Du zu tragen hast, Dich allein tragen ließe, da ich Dir einmal meine Treue gelobt habe. Auch Du darfst nicht feige sein und Dich aus dem Unglück in eine Sünde flüchten, blos um Dir selbst zu entfliehen. Du mußt leben, Gioconda, für Dich und ein anderes Leben. Nicht für meines, verstehe mich wohl. Ich hoffe auf kein Glück mehr von Dir. Aber wenn Du auch mein nicht mehr sein kannst, wie ich es geträumt hatte, ich bin noch Dein. Du sollst den Namen meiner Frau tragen und Dein Kind mein Kind heißen. Im Uebrigen — werden wir wie zwei fremde Menschen neben einander hingehen. Dies ist es, was ich in den Sternen gelesen habe. Ich lasse Dir diese Nacht, es zu überlegen. Morgen früh komme ich zu Deinem Vater, um ihn zu fragen, ob er einwilligt, die Hochzeit zu beschleunigen. Er wird dann Deine Meinung erforschen, und wenn Du Ja sagst, sind wir in acht Tagen vermählt und unterwegs. Nie wird ein Wort oder Blick Dich daran erinnern, daß ich einst gehofft hatte, Dir mehr zu sein, als ein Bruder, der seiner Schwester durch's Leben hilft, in guten und bösen Tagen! — —

Die Stimme der Frau war immer leiser geworden, jetzt erstarb sie ganz. Im Zimmer webte schon eine falbe Dämmerung, der Abendwind kam zur offenen Balcouthür herein und wehte um die heißen, verweinten Gesichter von Mutter und Tochter, die sich dicht aneinander schmiegten.

Nun weißt Du Alles! hauchte die Mutter, indem sie einen langen Kuß auf die Stirn ihres Mädchens drückte. Aber nein, noch Eines nicht, das Traurigste, was Dich mehr als Alles angeht. Die Sünde der Mutter wird an der Tochter gerochen: Der, dem Du Dein Herz geschenkt, ist der Sohn jenes falschen Mannes — —

Ein halb erstickter Schrei des Mädchens unterbrach sie. Sie sprang vom Schooße der Mutter auf und fiel im nächsten Augenblick, wie wenn eine Kugel sie durch's Herz getroffen hätte, auf den Teppich hin.

Entsetzt stürzte die Mutter zu ihr und bemühte sich, sie aufzuheben, sie mit tausend Liebkosungen wieder an ihr Herz zu ziehen. Das Mädchen aber wehrte sie so leidenschaftlich ab, deutete mit so herzbewegenden

Digitized by Google

Geberden und halben Worten ihr Verlangen an, allein zu bleiben, daß Frau Gioconda endlich, um sie zu beruhigen, nachgab und sich in das Nebenzimmer zurückzog, wo Beppinas Bett neben dem ihrigen stand. Die Balconthür hatte sie geschlossen, die Thür zwischen den beiden Zimmern nur angelehnt, eine heimliche Angst ging ihr nach, das arme junge Wesen möchte seine Drohung wahr machen und irgend etwas Verzweifeltes thun, um nur dem Sturm so vieler unglückseliger Gefühle zu entrinnen.

Sie saß auf ihrem Bette nieder und marterte sich mit dem Zweifel ab, ob sie auch wohlgethan habe, dem Kinde die Augen zu öffnen über die dunklen Schicksale, an denen sie bisher so arglos vorbeigegangen war. Aber ehe sie noch zur Klarheit darüber kam, öffnete sich die Thür und Beppina stand auf der Schwelle.

Mutter, sagte sie mit ganz gefaßtem Ton, ich bitte Dich, sei ganz ruhig. Ich — ich will nur einmal zum Vater hinunter. Ich komme dann gleich wieder herauf. Erst aber —

Sie sprang nach dem Bette hin, warf die Arme um den Hals der Mutter und küßte sie so heftig auf die Lippen, als ob sie jede Frage darauf ersticken wollte.

Im nächsten Augenblick war sie aus dem Zimmer. —

Unten in seinem Bureau zu ebener Erde saß der Advocat vor einem Pult, das ganz mit Actenbündeln und Schriftstücken bedeckt war. Eine Lampe hing von der Decke herab und beleuchtete die stillen Züge des einsamen Mannes, der aber nichts weniger als in seine Arbeiten versunken schien. Er saß zurückgelehnt in einem kleinen Lederſessel, ein Actenstück in der Hand, die Augen mit der anderen zugedrückt, wie von Schlaf oder wachen Traumbildern übermannt.

Da klopfte es leise an seiner Thür. Er glaubte, Frau Gioconda komme, das Ereigniß dieses Tages mit ihm zu besprechen. Wie er aber aufstand, ihr entgegenzugehen, stutzte er unwillkürlich. Beppina war eingetreten und in der demüthigsten Geberde nahe an der Schwelle stehen geblieben.

Vater, sagte sie, ich störe Euch, ich werde Euch nicht lange aufhalten, nur bis ich — bis Ihr mir gesagt habt, daß Ihr — mir die Sünde verziehen habt, die ich jahrelang gegen Euch begangen.

Sie hatte die Worte noch nicht ausgesprochen, als sie schon zu seinen Füßen lag, in so heftiges Schluchzen aufgelöst, daß von Allem, was sie noch hinausstammelte, nicht ein Wort zu verstehen war.

Der Vater beugte sich zu ihr hinab und hob sie wie ein kleines Kind in seinen Armen auf.

Wirst Du nun endlich zur Vernunft kommen, sagte er mit bewegter Stimme. Wie soll ich Dir denn verzeihen, wenn ich nicht weiß, was Du verbrochen hast? Daß Du ohne mich zu fragen Dein Herz hast

Digitized by Google

verſchenken können — mußt Du das nicht ſo ſchwer büßen, daß Dein Vater nicht mehr zürnen, nur Dich bedauern kann? Und ſonſt —

Er wollte ſie an ſich drücken, ſie auf die Stirn zu küſſen. Aber ſie entglitt ihm wie eine Schlange und lag, eh' er es hindern konnte, wieder zu ſeinen Füßen.

Nein, rief ſie, es iſt viel und ſchwer zu beichten und zu büßen, und wenn Ihr es wißt, werdet Ihr mich nie wieder an Euer Herz drücken. O Vater, ich habe Dich gehaßt! — ſeit ich zuerſt Verſtand bekam und vergleichen konnte und überlegen, habe ich Dich gehaßt, weil Du nicht warſt wie Andere. Wenn ich Dich hätte ſterben ſehen, hätte ich nur gedacht: wir ſind erlöſt und befreit; nun werden wir zu leben anfangen! Und Du — Du — den ich für einen harten und liebloſen Mann hielt, der ſeine Frau unglücklich machen und ſeine Tochter als eine Gefangene halten konnte — Du biſt ein Heiliger geweſen, Du haſt — o Gott — wenn ich reden könnte — wenn ich die Worte fände — ich bin nicht werth, hier im Staub vor Dir —

Biſt Du toll, Beppina? rief der Vater mit ſehr ernſtem Ton. Sofort ſtehſt Du auf und nimmſt Deine Beſinnung zuſammen und ſagſt mir, was dieſe überſpannten Reden bedeuten. Du weißt, ich bin kein Freund von Declamationen, und was Deine Worte meinen, verſtehe ich nicht von fern. Wirſt Du mir gehorchen? Ich bin hart, ich weiß es, und wenn ich es gegen Dich war, ſo habe ich gute Gründe gehabt. Du haſt zu raſches und leichtes Blut in den Adern, das will früh gezähmt werden, wenn es nicht Unheil ſtiften ſoll. Darum habe ich Dich kurz halten müſſen, und da ich als Vater für Deine unmündige Seele verantwortlich bin, mußte ich es mir auch gefallen laſſen, wenn Du mich heimlich einen Tyrannen geſcholten haſt. Was Du aber vom Haſſen ſprichſt, iſt Thorheit, Kind. Du ſollſt erſt leben lernen, erſt Gut und Böſe kennen lernen. Dann erſt wirſt Du erfahren, daß ein rechter Menſch nur das Böſe haßt und daß er das Gute, wenn er es auch nicht gleich begreift, doch im Grunde ſeines Herzens lieben muß. Und damit laß es gut ſein für heut. Du weißt, daß ich zu thun habe.

Das Mädchen hatte ſich aufgerichtet, ihre Thränen waren verſiegt, aber das blaſſe junge Geſicht ſchimmerte ganz feucht, wie ſie jetzt in beſcheidener Haltung dem ſtrengen Manne gegenüber ſtand.

Verzeiht, ſagte ſie, als er ſchwieg; ich gehe ſchon. Ich habe es nun vom Herzen, Ihr mögt davon glauben ſo viel Ihr wollt. Was früher war — ich werde ſuchen, ob ich es vergeſſen und mir ſelber vergeben kann. Von heute an aber lebt kein Menſch auf der Welt, den ich ſo heiß und innig liebe, wie Euch, mein Vater. Ich werde keinen Gedanken haben, als wie ich Euch vergelten kann, was Ihr an mir gethan habt, keinen anderen Willen, als den Euren. Und eine Bitte hätte ich noch auf dem Herzen, — es wäre Euch leicht, ſie zu erfüllen.

Digitized by Google

Eine Bitte, Kind?

Daß Ihr mich eine Zeit lang der Tante Perpetua übergeben möchtet. Ich habe es Noth, ganz mit mir allein zu sein und mir Alles zurechtzulegen, was ich erlebt und erfahren habe. Ihr wißt mich ja im Kloster gut aufgehoben, — und wenn es Zeit ist, komme ich wieder.

Weiß die Mutter um Deinen Wunsch? Ist sie damit einverstanden?

Ich habe ihr nichts davon sagen wollen, ehe ich wußte, ob Ihr es erlauben würdet.

Es ist gut, Kind. Gehe zur Mutter zurück und frage sie. Ich willige in Alles, was ihr recht und gut scheint. Und schlage Dir diese wunderlichen Gedanken aus dem Sinn. Du mich hassen! Es ist fast so abenteuerlich, als ob ich Dich hassen wollte! Gute Nacht, meine arme Beppina!

Er zog sie an sich und drückte sie an seine Brust, indem sein Mund ihre Stirn streifte. Gute Nacht! sagte er noch einmal, mit der Hand winkend. Dann sah er das stille, ganz entgeisterte Gesicht sich abwenden und ohne ein Wort zu erwiedern durch die Thüre verschwinden. —

Er blieb dann noch eine Stunde zu Haus, aber ohne seine Arbeit wieder vorzunehmen. Es war, als warte er auf Jemand; denn während er in ruhelosen Gedanken hin und her schritt, stand er zuweilen still und horchte in's Haus hinein. Er täuschte sich aber immer; Niemand näherte sich seiner Thür, nicht das Mädchen, nicht die Mutter. Dann überflog ein schmerzlicher Zug sein Gesicht, und er setzte seine Wanderung in dem engen Raume fort.

Als die gewohnte Stunde schlug, verließ er das Haus, um in das Café zu gehen. Er sprach dort mit Niemand, setzte sich in eine stille Ecke und vertiefte sich in die „Perseveranza". Um zehn Uhr stand er auf, grüßte mit einem Kopfnicken die Bekannten und ging nach Hause.

Als er die Treppe hinaufstieg nach seinem einsamen Observatorium im obersten Stock, hörte ihn das Mädchen, das in ihrem Bette wach und verweint neben der Mutter lag. Sie hatte das Licht erst gelöscht, als sie den Schritt des Vaters unten in der Straße hörte. Schläfst Du, Mutter? fragte das Kind flüsternd. O Mutter, so ist er achtzehn Jahre lang nach Hause gekommen! —

Keine Antwort kam auf diese Worte. Die Beiden hatten auch den Rest des Tages ziemlich stumm neben einander verbracht. Auf Beppinas Bitte, sie zur Tante zu lassen, hatte Frau Gioconda nur zustimmend genickt. Es schien ihr das Heilsamste für ihr armes Kind, wenn es jetzt eine Zeit lang das Haus verließe, in welchem Alles sie so verwandelt anblicken mußte. Und auch vor einem Wiederbegegnen mit Dem, den sie nie wieder anlächeln durfte, war sie dort geborgen.

Digitized by Google

Am andern Tage betrieb sie daher schon in der Frühe die Zurüstungen zur Abreise des Mädchens. Der Koffer war bald gepackt, der kleine Wagen, der den Advocaten zuweilen auf's Land zu seinen dörflichen Clienten brachte, stand schon um elf Uhr vor dem Hause, Aristide saß auf dem Bock und die Tante Perpetua auf dem weichen Lederpolster. Als das Mädchen sich schon aus den Armen der Mutter gerissen und den Kuß des Vaters auf ihre Stirn empfangen hatte, wandte sie sich noch einmal zurück und flüsterte Frau Gioconda hastig ein paar Worte zu. Dann sprang sie in das Wägelchen, zog den Schleier vor's Gesicht und weinte so heftig, daß Vorübergehende der Meinung sein mußten, hier werde ein Kind widerstrebend aus dem Elternhause entführt, um sein junges Herz dem Himmel zum Opfer zu bringen.

Sie hat Dich noch an etwas erinnert, was Du mir sagen solltest; ich hörte es deutlich. Um was handelt sich's? fragte der Vater, der mit Mühe seine Bewegung bezwingend der Fortrollenden nachsah.

Daß Du es Cassandra nicht entgelten lassen sollst, sagte die Frau schüchtern, indem sie sich in's Haus zurückwandte, um den Nachbarn nicht länger ein Schauspiel zu sein.

Thue mit ihr wie Du willst, erwiederte der Advocat, ihr über die Schwelle folgend. Du weißt, Du bist die Herrin im Haus. Es wäre ja kein Verbrechen gewesen, — wenn nicht das alte Schicksal —

Er verstummte und ging, seine Frau mit einer stillen Geberde grüßend, in sein Arbeitszimmer.

Der Tag verstrich, wie wenn Nichts geschehen wäre, nur ein Platz am Tische war leer, und statt des alten Dieners trug Cassandra die Schüsseln aus der Küche herein, mit so rothen geschwollenen Augen, daß man wohl sehen konnte, trotz aller Güte der Herrin war ihre Schuld ihr zum Bewußtsein gekommen und sie rechnete die Entfernung des Mädchens sich selber an.

Als es dämmerte, kam Aristide mit dem Wagen zurück, das Kloster lag nur wenige Meilen von der Stadt entfernt. Er brachte Grüße von der ehrwürdigen Schwester und der Signorina an Alle im Hause; an den Herrn einen Brief, den dieser mit in sein Studium nahm und dort erst öffnete und las.

Er ging dann auch heute in das Café, obwol Frau Gioconda diesen ersten Abend so mutterseelenallein verbringen mußte. Aber er blieb nur fünf Minuten dort, um Jemand zu sprechen, der ihn erwartete. Dann schützte er eine andere Verabredung vor und verließ den hellen, von lauten Gesprächen wiederhallenden Raum, um gleichfalls einsam die ödesten Straßen der Stadt zu durchwandern. Er sah dabei entweder auf den Boden oder zu den Sternen hinauf, unter denen er so gut Bescheid wußte. Ohne es zu wollen, sah er sich am Rande der Stadt, ging dann noch eine Strecke in die stille, nächtliche Landschaft

Digitized by Google

hinaus und wie er an ein Bänkchen kam, das vor einer Gartenthür stand, setzte er sich nieder, lehnte den Kopf gegen die Mauer zurück und überließ sich seiner Himmelsschau, so lange und ernst, als ob er alles Irdische darüber vergessen wolle.

Doch blieben seine Sinne wach, und als er es von dem nächsten Thurm Neun schlagen hörte, erhob er sich rasch und trat den Rückweg an nach der Stadt. Eine Viertelstunde später schloß er die Thür seines Hauses auf.

Die kleine Lampe im Flur, die ihn jeden Abend erwartete, schien ihn fragend anzusehen, warum er heut so früh komme. Seine Hand zitterte, als er sie vom Sims nahm, um sich die Treppe damit hinaufzuleuchten. Er ging langsamer als sonst, auf dem Absatz im ersten Stock mußte er stehen bleiben, um Athem zu schöpfen. Wie er dann das zweite Geschoß erreicht hatte, wo die Zimmer der Frau Gioconda und der Tochter lagen, stand er wieder still. Er setzte die Lampe aus der Hand, das Flämmchen flackerte zu unruhig, da ein Fenster im Flur offen stand und die Nachtluft das Treppenhaus durchstrich. So horchte er eine Weile. Dann athmete er tief auf und klopfte an die nächste Thür.

Bist Du noch auf, Gioconda?

Sofort wurde die Thür geöffnet; es schien fast, man habe auch drinnen nah an der Schwelle gestanden und in den Flur hinausgehorcht.

Es ist noch so früh, sagte die Frau, die mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stand, noch in ihren Kleidern. Ist Dir nicht wohl, daß Du das Café vor Deiner gewohnten Zeit verlassen hast?

Er antwortete nicht. Seine ganze Seele schien in den Augen zu weilen, die mit einem seltsamen Ausdruck auf den schönen gesenkten Augenlidern des stillen Weibes ruhten.

Gioconda, sagte er endlich, ich — ich habe Dir noch ein Wort sagen wollen, — heute noch — es ging mir schon den ganzen Tag nach — ich weiß nicht, warum ich es nicht über die Lippen brachte. Du hast das Uebermenschliche gethan: damit das Kind mich nicht hassen sollte, hast Du ihr gesagt — was wir ewig vor ihr verbergen wollten. Sie ist ein *gutes* Kind, sie weiß, daß sie Dich darum nur *mehr* lieben muß. Und doch — vielleicht wäre es besser gewesen — vielleicht hätte man auf gelindere Art —

Er verstummte; das Herz klopfte ihm so stark, daß er es bis in die Schläfen fühlte. Er hoffte, sie würde ihm zu Hülfe kommen und etwas erwiedern. Aber sie stand in gleicher Beklommenheit vor ihm. Das Blut war ihr in die Wangen gestiegen und hatte den weichen Formen des schönen Gesichts, die noch nicht verwelkt waren, auch die Farbe der Jugend wiedergegeben.

Sieh, was sie mir da geschrieben hat, fuhr er fort, indem er Beppinas Brief aus der Tasche zog. Ich kenne sie ja, und Du kennst

Digitized by Google

sie auch, daß sie, trotz ihres munteren und zu allem Uebermuth geneigten Bluts, wenn sie einmal ernsthaft wird, nicht leicht ihren Sinn ändert. Und nun schreibt sie mir Das!

Er hielt das entfaltete Blatt der Frau hin, die damit nach der Lampe ging und sich auf den Tisch herabneigend die folgenden Worte las:

„Ich habe Dich dennoch getäuscht, Vater! Verzeihe es mir, es ist das Letzte, was ich Dir zu Leide thun werde. Ich komme nie zu Euch zurück, ich kann das Haus nicht wieder betreten mit dem Bewußtsein, daß ich allein Schuld daran bin, wenn das Glück nicht darin wohnt. Du hättest der Mutter wol verziehen, was sie Dir zu Leide gethan, wenn mein Anblick Dich nicht täglich an Trauriges erinnert hätte. Wie soll ich nun weiter leben zwischen Euch? O Vater, ich liebe meine Mutter zu sehr, um ein Leben zu ertragen, das an ihrem Unglück Schuld ist. Und Dich, Vater — Dich, den ich vergöttere, — nein, ich kehre nicht in Eure Nähe zurück. Ich werde hier im Kloster den Frieden suchen und finden, den die Welt doch nur bedroht, und Eure Liebe — ob ich ihrer auch nicht werth bin" — —

Das Blatt entsank den Händen der Mutter, bevor sie es zu Ende gelesen. Ihre Thränen stürzten heiß darauf nieder. Aber ehe sie sich noch fassen und wieder zu ihrem Manne wenden konnte, fühlte sie sich von zwei Armen heftig umschlungen.

Gioconda! stammelte seine erstickte Stimme, — mein Weib! Wollen wir einsam bleiben bis an's Ende und das Kind einsam lassen — und verwaisen bei lebendigem Leibe, wie wir verwittwet gewesen sind dies halbe Leben lang?

Ein Schluchzen aus der tiefsten Seele der edlen Frau war die ganze Antwort. Sie stürzte, wie vom Uebermaß des Glückes entseelt, vor ihm nieder. Er aber fing sie in seinen Armen auf und drückte sie an's Herz, um sie nicht wieder frei zu geben.

Es war wieder Sommer geworden. Vor der Pforte des alten Klosters hielt das Wägelchen des Doctor Beppe, zu welchem die ehrwürdigen Schwestern, voran Tante Perpetua, soeben ihren jungen Gast, die Beppina, begleitet hatten, mit vielem Bedauern, daß es nun doch nicht Ernst werden sollte mit der Nonnenschaft des Weltkindes, trotz aller himmlischen Gnade, die zu Anfang ihren Sinn zu erleuchten schien.

Das Gesicht des Mädchens war in diesem Probejahr ernster und reifer geworden, aber ihre Augen leuchteten klar und ohne Thränen, so viel Gutes sie auch bei den frommen Schwestern genossen hatte. Als sie den Abschied endlich überstanden und der wackere Aristide die Peitsche knallen ließ, um die Braunen zu einem munteren Trabe anzufeuern, war ihre erste Frage, wie es den Eltern gehe?

Digitized by Google

Ihr werdet den Papa gar nicht wiedererkennen, Signorina, ſagte der Alte ſchmunzelnd, indem er ſich halb zu dem Fräulein zurückbeugte. Alle Leute ſagen, er ſei um ein Dutzend Jahre jünger geworden, ſeit das Wunder geſchehen und Euch noch ein Schweſterchen beſcheert worden iſt. Nun, die Mama iſt ja noch eine junge Dame, und ich, der ich ſie ſo gut kenne, kann ſagen, ſie hat noch all' ihr ſchönes blondes Haar und man würde ſie leicht für zehn Jahre jünger halten können, ſo auf der Straße, wenn ſie einmal einen raſchen Gang zu machen hat. Die kleine Giocondina aber — Coſpetto! ein Dingelchen wie gebrechſelt, und lacht ſchon ſo vernünftig, als wäre es drei Wochen alt, ſtatt drei Tage, und nun den Herrn Doctor lachen zu ſehen, wenn er das kleine Geſchöpf auf dem Arm herumträgt — Ihr werdet Augen machen, Signorina! Das ganze Haus iſt verwandelt. Nur Eins wird Euch vielleicht unlieb ſein: Ihr ſollt oben ſchlafen in dem Zimmerchen des Papas. Soll die Signorina auch das Sterngucken lernen? hab' ich mir zu fragen erlaubt, denn jetzt kann man ſchon einen Scherz bei dem Herrn riskiren. Und er: ich glaube, ſie wird nichts dagegen haben. Sie weiß, daß einem Manches, was auf der Erde dunkel ſcheint, klar wird, wenn man da oben Beſcheid weiß. Iſt das wirklich wahr, Signorina?

Digitized by Google

Der Unterſchied des plaſtiſchen und maleriſchen Stils.

Von

Moriz Carriere.

— München. —

Leſſing ſchrieb ſeinen Laokoon über die Grenzen der Malerei und Poeſie; indem er die Unterſuchungen an ein Werk der Plaſtik anknüpfte, lag darin ſchon ausgeſprochen, daß ihm die Geſetze und Bedingungen der beiden bildenden Künſte für dieſelben galten; er wählte aus beiden die Beiſpiele, an denen er ſeine Lehre entwickelte, und wenn er die eigenthümlichen Principien der bildenden und redenden Kunſt für immer feſtſtellte, ſo fehlte ihm die Einſicht in die Unterſchiede des plaſtiſchen und maleriſchen Stils, welche mit den beſonderen Stoffgebieten und Darſtellungsmitteln zuſammenhängen. Wie Winckelmann ſah er das Ideal in der antiken Sculptur, und von da aus verwarf er die Landſchaft, ſchätzte die Genremalerei gering und verkannte die Hiſtorienbilder, die in einer Fülle lebendig bewegter Geſtalten mehr Gemüthszuſtände und Handlungen veranſchaulichen als durch Leibesſchönheit erfreuen; die Compoſition wollte er auf die Zuſammenſtellung von zwei oder drei Idealfiguren beſchränken.

Es war auch hier der junge Herder, der den Bann ſeiner Zeit durchbrach. Er ſchrieb: „Ich verfolgte beide Künſte, und ich fand, daß kein einziges Geſetz, keine Wirkung der einen ohne Unterſchied und Einſchränkung auf die andere paſſe; ich fand, daß gerade, je eigner etwas einer Kunſt ſei und gleichſam als einheimiſch in derſelben in ihr große Wirkung thue, deſto weniger laſſe es ſich glatt anwenden und übertragen; ich fand arge Beiſpiele davon in der Ausführung, aber noch ungleich ärgere in der Theorie wie Philoſophie dieſer Künſte, die beide Künſte

Digitized by Google

nicht als Schwestern oder Halbschwestern, sondern meistens als ein doppeltes Eins betrachten, und keinen Plunder an der einen gefunden haben, der nicht auch der andern gebühre. Daher nun jene erbärmlichen Kritiken, jene armseligen verbietenden und verengenden Kunstregeln, jenes bittersüße Geschwätz vom allgemeinen Schönen, woran sich der Jünger verdirbt, das dem Meister ekelt, und das doch der kennerische Pöbel als Weisheitsprüche im Munde führet."

Herder fährt sogleich fort: „Der Bildhauer arbeitet in einander, Ein lebendes, Ein Werk voll Seele, daß da sei und dauere. Schatten und Morgenroth, Blitz und Donner, Bach und Flamme kann er nicht bilden, so wenig das die tastende Hand greifen kann; oder warum soll dies deshalb auch der Malerei versagt sein? Was hat diese für ein ander Gesetz, für andere Macht und Beruf als die große Tafel der Natur mit allen ihren Erscheinungen in ihrer großen schönen Sichtbarkeit zu schildern? Und mit welchem Zauber thut sie dies! Die sind nicht klug, die die Landschaftsmalerei, die Naturstücke des großen Zusammenhangs der Schöpfung verachten, heruntersetzen, oder gar dem Künstler offenernstlich untersagen. Ein Maler, und soll kein Maler sein? Bildsäulen drechseln soll er mit seinem Pinsel, und mit seinen Farben geigen wie's ihrem antiken Geschmacke behagt. Die Tafel der Schöpfung schildern ist ihnen unedel; als ob nicht Himmel und Erde besser wäre und mehr auf sich hätte als ein Krüppel, der zwischen ihnen schleicht, und dessen Conterfeiung mit Gewalt einzige würdige Malerei sein soll. Bildnerei schafft schöne Formen, sie drängt in einander und stellt dar; nothwendig muß sie also schaffen, was ihre Darstellung verdient und was dasteht. Sie kann nicht durch das Nebeneinander gewinnen, daß Eins dem Andern aushelfe und doch also Alles so schlecht nicht sei: denn in ihr ist Eins Alles und Alles nur Eins. Ist dies unwürdig, leblos, schlecht, nichtssagend: schade um Meisel und Marmor! Kröte und Frosch, Fels und Matraze zu bilden war der Rede nicht werth, wenn sie nicht etwa einem höhern Werk als Beigehörde dienen, und also nicht Hauptwerk sein wollen. Wo Seele lebt und einen edlen Körper durchhaucht, und die Kunst wetteifern kann, Seele im Körper darzustellen, Götter, Menschen und Thiere, das bilde die Kunst und das hat sie gebildet."

Herder wiederholt, daß der Plastiker Eins gibt und in dem Einen Alles; jede Bildsäule ist Eins und ein Ganzes und steht für sich da. Selbst in der Gruppe und im Relief hält er daran fest, daß jede Gestalt in sich abgeschlossen und für sich da sei. „In der Malerei liegt das Wesen der Kunst in der Belebung einer Fläche, und das Ganze ihres Ideals trifft also gerade auf die Zusammensetzung vieler Figuren, die wie auf einem Grunde bis auf jeden Pinselstrich ihrer Haltung und Vertheilung und Lichter und Farben unzertrennbar Eine Flächenwelt von lebendigem Anschauen machen: man steht wie vor einer Tafel. Ganz

Digitized by Google

verschieden ist das Hauptgesetz der Sculptur. Die zahlreichste Gruppe von Bildwerken ist nicht wie eine malerische Gruppe ein Ganzes; jede Figur steht auf ihrem Boden, hat den fühlbaren Kreis ihrer Wirkung lediglich in sich, und ist also dem Hauptgesetz der Kunst nach als ein Einzelnes zu behandeln."

„Die Formen der Sculptur sind so einförmig und ewig als die einfache reine Menschennatur; die Gestalten der Malerei, die eine Tafel der Zeit sind, wechseln ab mit Geschichte, Menschenart und Zeiten." Diesen Satz erläuternd nennt Herder die Bildsäule ein Muster der Wohlform; in seiner Jugend und Lebensfreude hat das Volk der Griechen das Werk aus Gottes Hand ganz und rein und schön sich ertastet und in dauernden Denkmalen für alle Zeiten und Völker gebildet. Diese Denkmale sind die Werke ihrer fühlenden Hand und stehen im Meer der Zeit als Leuchtthürme da, und der Schiffer, der nach ihnen steuert, wird nie verschlungen. Aber sie sollen nur Freunde sein und nicht Gebieter, Vorbilder, die uns die Wahrheit alter Zeiten lebhaft darstellen und uns in Uebereinstimmung und Abweichung auf die Lebensgestalten der unsern hinweisen. So preist er die große Einfachheit, mit der in Göttern und Menschen die Ideale des Lebens ausgeprägt seien. Anders ist es mit der Malerei; sie gibt nicht die ganze leibhafte Form, sondern nur Schein der Dinge, aber sie nimmt dafür die ganze Fülle des Lebens auf. „Malerei ist eine Zaubertafel, so groß als die Welt und die Geschichte, in der gewiß nicht jede Figur eine Bildsäule sein kann oder sein soll. Im Gemälde ist keine einzelne Figur Alles; sind sie nun alle gleich schön, so ist keine mehr schön. Es wird ein mattes Einerlei langschenklichter gradnäsiger sogenannter griechischer Figuren, die alle dastehen und paradiren, an der Handlung so wenig Antheil nehmen als möglich, und uns in wenigen Tagen und Stunden so leer sind, daß man in Jahren keine Larven der Art sehen mag. Ich gebe es gern zu, daß es besser sei, wenn Gott die Hauptperson oder Hauptpersonen des Gemäldes schön, als wenn er sie häßlich gemacht hat; aber um jede Nebenperson, die im Winkel oder hinter der Thür steckt? Und nun, wenn diese Lüge von Schönheit zugleich der ganzen Vorstellung, der Geschichte, dem Charakter, der Handlung Hohn spricht, und diese jene offenbar als Lüge zeihet! Da wird ein Mißton, ein Unleidliches vom Ganzen im Gemälde, das zwar der Antikennarr nicht gewahr wird, aber der Freund der Antike um so weher fühlet. Und endlich wird uns ja ganz unsere Zeit, die fruchtbarsten Sujets der Geschichte, die lebendigsten Charaktere, alles Gefühl von einzelner Wahrheit und Bestimmtheit hinwegantikisiret. Die Nachwelt wird an solchen Schöngeistereien von Werk und Theorie stehen und staunen, und wissen nicht wie uns war, zu welcher Zeit wir lebten, und was uns denn auf den erbärmlichen Wahn brachte, zu einer andern Zeit, unter einem andern Volk und Himmelstrich leben zu wollen, und

Digitized by Google

dabei die ganze Tafel der Natur und Geschichte aufzugeben oder jämmerlich zu verderben. So viel vom großen Gesetz der häßlichen Schönheit in einer Kunst, die Phantasie des Augenscheins und eine Tafel der Welt ist."

Ausgehend von der Ansicht, daß wir die körperliche Form ertasten, die Farbe sehen, die Plastik also für das Gefühl, die Malerei für das Auge wirke, hat Herder eine Antwort auf die Frage: warum die Bildsäule durch Färbung nach der Natur nicht schön, sondern häßlich werde, da doch in der Malerei Farbe so große Wirkung thut. „Weil Farbe nicht Form ist, weil sie also dem verschlossenen Auge und tastenden Sinne nicht merkbar wird, oder merkbar sogleich die schöne Form hindert. Sie ist Sandkorn, Tünche, fremder Auswuchs, worauf wir stoßen, und der uns vom reinen Gefühl dessen, was die Natur sein sollte, wegzeucht." Und endlich: Im Unterschiede von der einheitlichen Harmonie der Form in der Plastik hat die Malerei ihre harmonische Einheit in Colorit und Beleuchtung. „Nichts als das Licht macht ihre Einheit, aber große unaussprechliche Wundereinheit bei allem Zauber des Neuen und Mannigfaltigen. Von Einem Lichtpunkt der flachen Tafel ergießt sich ein Zaubermeer nach allen Seiten, das jeden Gegenstand wie in neuer eigner Schöpfung bindet. Ich weiß nicht, wie manche Theoristen so verächtlich von dem das Haltung, Lichtdunkel heißt, haben sprechen können; es ist die Handhabe vom Genie eines jeden Schülers und Meisters, das Auge, mit dem er sah, das Strahlen- und Seelenmeer, mit dem er Alles begoß, und von dem ja auch jeder Umriß abhängt." Dies geistige Lichtmeer der Gottheit, diese Zauberwelt der Haltung ist Sache der Malerei; „warum wollen wir der Natur widerstreben und nicht jede Kunst thun lassen, was sie allein und am besten thun kann?"

Die nachfolgenden Denker haben diese Erkenntnisse Herders bewahrt, wenn sie auch seiner nicht immer mit gebührender Ehre gedenken. Deshalb diese ausführliche Mittheilung seiner Worte aus der „Plastik" und dem „Vierten kritischen Wäldchen". Jugendfrisch tritt er jetzt wieder in der kritischen Gesammtausgabe Suphans in unsere Mitte: möge er von Neuem anregend in Leben und Wissenschaft eingreifen!

Hegel hat zwar nicht ausdrücklich Plastik und Malerei unterscheidend auf einander bezogen, aber doch die besondere Eigenart einer jeden dieser Schwesterkünste betont. Er sieht in der Sculptur die vornehmlich klassische Kunst, die das Geistige und Materielle völlig in Eins bildet. Das Substanzielle, Bleibende, Ewige in Göttern und Menschen, der Willkür und Zufälligkeit entrückt, wird mit ungetrübter Klarheit in der Leiblichkeit und ihren dauernden Formen ausgeprägt, während in der Malerei die in sich concentrirte Innerlichkeit der Empfindung im Schein der Körperlichkeit abgespiegelt und die ganze Breite des äußern Daseins, wie das Augenblickliche, Vorübergehende im Mienenspiel, im besondern Ausdruck,

Digitized by Google

wie im Blinken des Weins und Schimmern der Wellen aufgenommen wird. Die Subjectivität macht sich geltend, wie sie die Welt ansieht und empfindet. Die Malerei ist eine romantische Kunst. Das Auge schaut in die Außenwelt hinaus und verknüpft den Menschen mit ihr; zugleich ist der Blick das Seelenvollste, die concentrirte Innigkeit der empfindenden Subjectivität. Dieser Einheitspunkt ist der Sculptur versagt, sie hat die Totalität der Leibesgestalt zum Zweck, in welche der Geist ergossen ist, die er so durchdringt, daß der ganze Leib in feinster Durchbildung der Form wie zum Auge der Seele wird. Dagegen feiert in der Darstellung des ausdrucksvollen Auges die Malerei einen Triumph. Das ruhige Götter- oder Menschenbild in seiner Beschlossenheit in sich darzustellen, ist die Hauptaufgabe der Plastik; die Malerei gibt uns die Besonderheiten der Individualitäten in mannigfaltigen Empfindungen, in bestimmten Situationen mit kunstgemäßer Stellung und Gruppirung der Gestalten.

An Hegel schloß Vischer fortbildend, strenger systematisirend sich an. Er sagt: „Aus der Festigkeit, der Härte (des Materials) und der durch sie bedingten Schärfe der Umrisse, der Farblosigkeit und Abwesenheit weiterer Umgebung, der Gemessenheit, der Unbewegtheit, der nothwendigen Sparsamkeit in der Zahl der in einer Darstellung zu verbindenden Gestalten, wodurch diese Kunst zu der Aufstellung blos Einer Figur als einer ihr besonders entsprechenden Aufgabe hingedrängt wird, ergibt sich, daß sie sehr beschränkte Mittel hat, Häßliches aufzunehmen und in Furchtbares oder Komisches aufzulösen, daß vielmehr für sie das Gesetz der directen Idealisirung entsteht, wonach die einzelne Gestalt schön sein muß." Die Bildnerkunst ist eine Darstellung vollkommener Naturen. Leib und Seele sind nach Schellings Wort mit Einem Hauch geschaffen, die Kraft, wodurch ein Wesen nach außen besteht, ist mit der, wodurch es nach innen wirkt und als Seele lebt, vollkommen gleich abgewogen. Hier gibt es keine Würde mit flacher Brust und schlechten Schenkeln, keinen Willen mit schwachen Muskeln; die Schwere des Materials ist der Ausdruck innerer Gewichtigkeit, die scharfe Gemessenheit der farblosen Form entspricht der Bestimmtheit, Gediegenheit und sittlichen Festigkeit des Charakters. Die Plastik wird so unmittelbare Darstellung des Ideals; die Bewegung des Gemüths darf das innere Gleichgewicht nicht stören, die des Körpers die Schönheitslinie nicht überschreiten; die reine Ruhe und Stille der Seele und ihrer leiblichen Erscheinung ist der würdigste Gegenstand der Sculptur. Dagegen eröffnet sich mit der Zeichnung, Schattirung und Farbe für die Malerei die ganze Natur, die Landschaft wie die Menschenwelt in den verschiedensten Formen äußerer Bewegung und innerer Empfindung. Der Ausdruck überwiegt die Form; die Gestalten öffnen sich in bewegter Beziehung zur Außenwelt ihren wechselvollen Erregungen und lassen dieselben bis zur tiefsten Aufwühlung und Zerreißung der Seele eindringen.

Digitized by Google

In der Malerei herrscht das Gesetz der indirecten Idealisirung, wonach das Schöne aus der Gesammtwirkung einer Vielheit von Gestalten hervorgeht, die im Einzelnen nicht schön sein müssen, deren Ausdruck vielmehr durch irgend einen Grad von Mißverhältniß der Form zu steigern im künstlerischen Interesse liegt. In dem Zusammenhang der menschlichen Figuren mit der Umgebung, in der perspectivischen Vertiefung, in der eigenthümlichen Beleuchtung, in der Harmonie der Farben, in der seelenvollen Stimmung des Ganzen kommt das Malerische zur Geltung und zeigt sich die Macht der Kunst, während die Formen naturalistischer und individualistischer behandelt werden. Der statuarischen Ruhe gegenüber liebt die Malerei die Bewegtheit der Handlung, den Ausdruck gesteigerter Gemüthsbewegung, statt des Typischen die eigenartigen Charaktere; auch der Säufer, Spieler, Lump und Windbeutel erhalten Eintritt neben dem dämonisch Furchtbaren. Contraste kommen zur Geltung, aber Linien, Licht und Farbenton stimmen in der Composition des Ganzen einheitlich zusammen.

Auch Ulrici sieht das Schöne in der Harmonie des Geistigen und Körperlichen. Aber in der Wechselwirkung, kraft deren Leib und Seele sich gegenseitig bedingen, kann ohne das Bestehen des Ganzen zu gefährden, doch ein Factor das Uebergewicht haben. Der Künstler kann den Nachdruck auf die Leiblichkeit legen und ihre Beziehung zum geistigen Leben nur insofern berücksichtigen, als sie sich ausdrücken läßt ohne die schöne Gestaltung des Leibes zu beeinträchtigen, dessen harmonische Bildung das Modell ist, welchem das Seelenleben sich fügen muß. Oder der Künstler will in erster Linie das Wesen und Leben des Geistes zur Anschauung bringen, und nun muß Haltung und Gestaltung des Körpers sich danach richten. Die erste Fassung des Verhältnisses nennt Ulrici die plastische, die zweite die malerische; jene das herrschende Princip der alten, diese das der neueren Kunst. Die Plastik fordert die höchste Gesetzmäßigkeit der Bildung des menschlichen Leibes als des Trägers des Geistes; in der Vollkommenheit der leiblichen Bildung läßt sie die Formschönheit in die Erscheinung treten. Klare gediegene Bestimmtheit des Gegenstandes wie der Darstellung, volle Deutlichkeit des Einzelnen und Ganzen, ein Uebergewicht der Ruhe über die Bewegung, selbständige Haltung und Selbstgenügen der Gestalten sind plastisch; alles Schwanken, jede Heftigkeit der Bewegung, welche die Gliedmaßen zu sehr spannt oder zusammenpreßt, die Gesichtszüge verzerrt, stört und beeinträchtigt die formale Schönheit der Plastik. Ihre Darstellung trägt das Gepräge der Nothwendigkeit, und in durchgängiger Gesetzmäßigkeit macht die Gestalt den Eindruck, als habe sie nur so und nicht anders gebildet werden können. Das Allgemeinmenschliche, Typische erscheint als das Wesentliche, Principielle, das Eigenartige, Individuelle als seine Specification. In der Statue soll die Persönlichkeit idealisirt sein zum Ausdruck einer

Digitized by Google

herrschenden Geistesrichtung, eines Charakterzuges der Zeit und Nation oder einer besonderen Wirkungssphäre: der Dichter, der Staatsmann soll als solcher kenntlich sein. — Das Pittoreske fordert umgekehrt ein Hervortreten des Subjectiven, Charakteristischen in dem Sinne, daß das Persönliche, Eigenartige als das Wesentliche auf der Grundlage des Allgemeinen erscheint. Die Bethätigung der Freiheit und des Willens zeigt die Macht des Geistes über den Leib und seine Kräfte; die mannigfachen Regungen und Strebungen des Seelenlebens offenbaren sich im Ausdruck, in Handlungen; in der Veranschaulichung energischen Wollens und starker Affecte wird die Malerei ihren Triumph feiern. Das malerisch Schöne verlangt einen möglichst weiten Spielraum, eine Fülle von Figuren in verschiedenen Situationen und Beziehungen, in verschiedener Umgebung, weil nur so die volle Kraft des Seelenlebens zur Erscheinung kommt. Nicht sowol in der Gediegenheit und Formvollendung der Einzelgestalt, vielmehr in der Harmonie der Linien und Farben, in der Verbindung vieler Figuren zu einem zusammenstimmenden Ganzen liegt das Malerische. Es ist mehr eine Schönheit der Uebergänge und Beziehungen, der Verhältnisse der Dinge als der Dinge selbst, indem sie auf den ideellen Zusammenhang der Erscheinungen wie auf die Tiefe des geistigen Lebens und seine Verwandtschaft mit dem leiblichen hinweist, eine Schönheit der sinn- und bedeutungsvollen Gruppirung und Composition, der musikalischen vergleichbar.

Ich glaube, ein Blick auf diese Erörterungen sonst so verschiedener Denker, denen sich verwandte Aussprüche aus Deutingers Kunstlehre anfügen ließen, bestätigt meine Behauptung in dem Aufsatz über Geschmack und Gewissen (Heft 4), daß wir auch in der Aesthetik bereits Sätze und Gesetze haben, die als feststehende Errungenschaft der Erkenntniß bezeichnet werden können. Aber ich glaube auch, daß der springende Punkt darin noch nicht gefunden ist, der die zerstreuten Bestimmungen zum Ganzen eint, der es gestattet, sie von einem Princip aus ebenso zu deduciren, als sie aus der Betrachtung des Thatsächlichen, der Erfahrung gewonnen worden sind. Herder strebte bereits danach. Er geht aus von dem Satze, daß das Gesicht uns nur Fläche, sichtliche Lichtfläche und auf ihr Gestalten, das Gefühl allein uns Körper zeige. Das Licht malt in unser Auge Bilder neben einander, Dinge hinter einander; solide massive Dinge als solche dem Auge zu geben vermag es nicht. Die erfaßt nur die tastende Hand; nur sie gibt uns von Undurchdringlichkeit, Härte, Weichheit, Rundheit, von körperlicher Form Kunde. Die volle Form wird im Auge zur Figur; der Gegenstand zeigt ihm wie uns der Spiegel ein flaches Bild der Vorderseite. Der Körper, den das Auge sieht, ist nur Fläche; die Fläche, die die Hand tastet, ist Körper. Schöne Form, welche dargestellte tastbare Wahrheit ist, lernen wir durch's Gefühl kennen, jene Form, die nimmer ruhend und immer fortschwellend das Leibhafte

Digitized by Google

bildet. Theile außer sich neben einander erfaßt das Gesicht, nach einander das Gehör, in einander das Gefühl. Theile neben einander geben eine Fläche, nach einander am reinsten und einfachsten sind sie Töne, auf einmal in, neben, bei einander sind sie Körper oder Formen. So gibt es drei Sinne für Flächen, Töne, Formen: Gesicht, Gehör, Gefühl; und ebenso drei Gattungen von Schönheiten, drei Künste; sie verhalten sich wie Raum, Zeit und Kraft. Die Bildnerei schafft die schöne Form der Körperlichkeit, die Malerei der Fläche. Darauf bezieht Herder die obigen Ergüsse über den Unterschied beider Darstellungsweisen. Aber wir fragen zunächst: wo bleiben bei dieser Gliederung der Kunst die Architektur und die Poesie? So wie wir bei Ulrici fragen: wie steht es bei seiner Annahme mit diesen beiden und mit der Musik? Wir geben Herder Recht: Sehend nehmen wir zunächst das Spiegelbild der Dinge auf unserer Netzhaut wahr, und von der Körperlichkeit außer uns unterrichtet uns der Tastsinn. Aber wir bringen die Erfahrung, die derselbe uns bietet, von Kindesbeinen an in Verbindung mit dem Gesichtsbild, wir lernen allmählich, wie die Abstufung von Licht und Schatten mit der Gestalt, dem Eckigen oder Runden zusammenhängt, wie das Ferne perspectiv kleiner und minder deutlich erscheint als das Nahe, und indem wir nun das Bild aus dem Auge nach außen versetzen und es auf die Dinge übertragen, welche die Licht- und Farbenempfindung in uns erweckten, sehen wir es körperhaft vor uns, zumal indem die nicht ganz gleichen Bilder beider Augen sich verbinden, und müssen wir uns erst wieder daran erinnern, daß wir eigentlich nur eine kleine farbige Fläche wahrnehmen. So sehen wir die Statue körperhaft und brauchen sie nicht blos zu ertasten; ja der Kunstgenuß durch das Tasten würde ein sehr mangelhafter sein; nach und nach, wie beim Anhören eines Musikstücks die Tonfiguren, würden wir die mannigfachen Formen wahrnehmen und der Gesammteindruck sich nur durch die Erinnerung herstellen, während thatsächlich gerade das der Vorzug der bildenden Kunst ist, daß wir mit Einem Blick das Ganze überschauen, daß die einzelnen Theile stets innerhalb des Ganzen in ihrem Zusammenwirken uns unmittelbar gegenwärtig sind. Das werden wir Herder wieder zugeben: das Gefühl der Fingerspitzen ist eine Hülfe zum feinen Verständniß und Genuß plastischer Formen; der weiche und doch so bestimmte Linienfluß im Gliederbau des sog. Ilioneus, das Ineinanderspielen der Formen auf den Wangen der Juno Ludovisi wird uns viel klarer, bezaubernder empfindlich, wenn wir die tastende Hand darüber hingleiten lassen; es gilt der schöne Goethe'sche Vers: „Sehe mit fühlendem Aug, fühle mit sehender Hand." Andererseits macht uns der Maler durch Schattirung und Perspective den Eindruck der Körperwelt außer uns, während wir aus dem Eindruck in uns auf die Körperlichkeit des angeschauten plastischen Werkes sofort unwillkürlich schließen. Die drei bildenden Künste sind Künste für das Auge.

Digitized by Google

Ich faßte in meiner Aesthetik die Sache so. Die Kunst steht nicht außerhalb der Wirklichkeit, sondern gibt uns die Verklärung des ganzen Lebens im Zusammenklang von Geist und Natur, von Subjectivität und Objectivität. Nun bewegt sich unser inneres Leben in Anschauungen, Gefühlen und Gedanken, und außer uns haben wir das räumliche Nebeneinander der Dinge, das Nacheinander des Geschehens im Flusse der Zeit und die in Raum und Zeit sich darstellenden und entwickelnden Wesen oder Kräfte, die wir denkend erfassen, während wir die Bilder der Räumlichkeit anschauen und den Wechsel der Zustände fühlen. So entsprechen Innen- und Außenwelt einander, und wir haben demgemäß drei Kunstweisen:

A. Offenbarung geistiger Anschauungen in bleibenden sichtbaren Formen durch Gestaltung der Materie im Raume: — bildende Kunst.

B. Offenbarung der natürlichen und gemüthlichen Lebensbewegung in ihrem Werden durch die Töne und ihre rhythmisch-melodische Folge in der Zeit: — Musik.

C. Offenbarung der Gedanken des Selbstbewußtseins und des Lebens der Welt durch das Wort: — Poesie.

Nun tritt uns in der Anschauung ein Dreifaches entgegen: die anorganische Natur, die organische Individualgestalt und die Wechselwirkung beider im Naturleben; und in ideeller Hinsicht haben wir den allgemeinen Zeit- und Volksgeist, die Totalität des persönlichen Charakters und die besonderen Stimmungen und Thaten in der Wechselwirkung der Menschen und Natur. Demgemäß gliedert sich die bildende Kunst in Architektur, Sculptur und Malerei. Die Idealisirung der anorganischen Natur, der Ausdruck des Zeit- und Volksgeistes in den monumentalen Formen ist das Architektonische. Die Plastik ist die Darstellung der in sich gesammelten Totalität des persönlichen Geistes durch die volle runde Körperlichkeit. Die Malerei schildert die Wechselwirkung der Individuen unter einander und mit der Natur in der Veranschaulichung der dadurch bedingten oder sie veranlassenden inneren Vorgänge und äußeren Handlungen, und gibt statt der Körperlichkeit das Farbenbild der Dinge im menschlichen Auge wieder, die Welt, wie sie auf einem bestimmten Standpunkt dem auffassenden Subject erscheint. Wir halten an dem Satze fest, daß wir die Eigenthümlichkeit und das Stilgesetz einer Kunst in demjenigen erkennen, was sie ausschließlich oder am besten vermag, und wir suchen die Unterschiede des Malerischen und Plastischen von dem eben angegebenen Gesichtspunkt aus zu bestimmen.

Im Organismus wird das seelische Innere als leibgestaltende Lebenskraft äußerlich offenbar. Aber die Pflanze, dem Boden verhaftet, steht noch nicht selbständig da wie das freibewegliche Thier; und erst im Menschen erscheint der persönliche Geist, insofern der aufrechte Stand und Gang

Digitized by Google

das Werk selbstbewußten Willens ist. So ist er vorzugsweise Gegenstand der Plastik, und zwar wie der ganze in sich gesammelte Geist oder der Charakter sich in der vollen runden Körperlichkeit ausprägt; diese Sättigung des Idealen und Realen, dieses Dasein der schweren raumerfüllenden Masse und des Gedankens, der sie durchdringt, beherrscht und beseelt, die naturwüchsige Harmonie von beiden ist eigenthümlich plastisch, während in der Architektur die Massenwirkung und die Schwere überwiegen und herrschen, in der Malerei nur der Schein der Körperlichkeit vorhanden ist, Musik und Poesie das Innere nur im verhallenden Ton und Wort äußern. Das Ethos, das bleibende Wesen des Charakters, die Grundstimmung des Gemüths wird in den festen Formen dauernd ausgeprägt, die Haltung des Körpers dadurch bestimmt; das Momentane ist in der Bildsäule nur dann statthaft, wenn in ihm das Wesenhafte wie auf seinem Gipfel erscheint, während die Malerei mehr das Pathos, die besonderen Empfindungen und Bewegungen darstellt, wie sie durch die mannigfachen Beziehungen des Lebens in uns erregt werden. Diese mannigfaltigen Beziehungen gibt aber die Malerei als das Motiv des Besonderen mit, während die Sculptur ihr Werk isolirt, es wie eine Welt für sich hinstellt. Der plastische Stil verlangt deshalb, daß die Gestalt in sich befriedigt und selbstgenügsam erscheint, der malerische, daß der bestimmte Anlaß modificirend und bedingend auf die Haltung der Gestalten einwirkt, daß sie in lebendiger Wechselwirkung unter einander stehen und unter dem Einfluß ihrer Umgebung dargestellt werden. Die Einzelgestalt ist das Plastische, die thätige Gruppe das Malerische; dort eine Demeter, hier Roberts Schnitter, dort eine Muse Urania, hier Astronomen, die das Fernrohr gen Himmel richten und beobachtend oder entdeckend gezeichnet werden. Das Porträt ist ein plastisches Element in der Malerei, die Gruppe von Bildsäulen, so bedeutend für sich jede behandelt sein mag, ist doch auf einen bestimmten Augenpunkt berechnet, sie hat dadurch etwas Malerisches, sie verschiebt sich unschön, wenn wir sie nicht von der rechten Stelle aus betrachten.

Die Bildsäule bietet dem umwandelnden Beschauer eine Fülle von Ansichten; das Gemälde zeigt mannigfache Gestalten, jede nur in Einer Ansicht, aber alle in einer sich ergänzenden Composition. Die Plastik zeigt uns die Schönheit des Lebens in der Einen Gestalt, in der sie also das Ideal realisirt, die sie möglichst vollendet und durchgebildet vor uns hinstellt; die Malerei zeigt uns die Schönheit im Zusammenhang des Mannigfaltigen, wo das Individuelle, das minder Gefällige sein Recht hat, wo das Häßliche selbst durch den Contrast das Edle um so wirksamer erscheinen läßt, während die Sculptur das Häßliche meidet, weil sie es nicht auflösen kann. Auch die Meduse erhält unter der Hand griechischer Meister die festen Formen eines wohlgebildeten Angesichts, über welches der Schauer des Todes mitten in der Lebenslust herein-

Digitized by Google

gebrochen ist, und die Aesopsbüste wagt den Versuch, die Mißbildung durch den Höcker mittelst des Ausdrucks sinniger Verständigkeit aufzuwiegen. Wir lassen uns ausnahmsweise das gefallen, während in der Malerei es gewöhnlich ist, den Seelenausdruck dadurch wirksam zu machen, daß er auch die härteren, derberen Formen des Gesichts verklärend durchdringt.

In der Einen Gestalt hebt die Plastik das Typische, Gesetzmäßige der Bildung des jugendlichen oder vollreifen, männlichen oder weiblichen Körpers, des Helden oder Weisen hervor; das Individuelle und Charakteristische fordern wir von der Malerei. Sie zeigt uns, welcher Reichthum des Individuellen innerhalb des Gattungsmäßigen sich entfaltet, welcher Fülle von Momente im Empfinden und Handeln auch der Einzelne fähig ist, dessen eine bleibende Wesenheit der Plastiker erkennt und hervorhebt. Leibesschönheit ist in der Sculptur, Seelenausdruck in der Malerei die Aufgabe, Leibesschönheit insofern sie das Geistige erscheinen läßt, Seelenausdruck insofern er in sinnenfälligen Formen sichtbar wird. Keine andere Kunst kann uns so das Gefüge des beseelten Organismus veranschaulichen wie die Plastik; hier liegt ihre Stärke. Im ganzen Leibe prägt sie den Geist aus, und damit begann sie, so daß erst die Zeit des Phidias lernte, auch in den Zügen des Gesichts die Gemüthsrichtung, die Seelenstimmung auszusprechen, während umgekehrt die deutsche, die italienische Malerei im Ausdruck auf dem Antlitz, in der Innigkeit der Empfindung bereits Herrliches leistete, indeß die Körper noch eckig und unbeholfen dastanden. Die Plastik hat ihren Stil in der Darstellung der griechischen Götter gefunden, wie sie als die Ideale des Lebens in naturwüchsiger Harmonie des Sinnlichen und Seelenhaften als Repräsentanten von Geistesrichtungen und Gemüthstimmungen selig auf sich selber beruhen, indem in jedem Gott und jeder Göttin das ganze Wesen des Göttlichen gegenwärtig ist, so daß dem Eros weder der sinnende Ernst, noch der jungfräulich strengen Athene die heitere Milde fehlt, und die donnergewaltige Majestät des Zeus zugleich die höchste Güte, die matronale Hoheit der Here zugleich die anmuthige Frische der Jugend offenbart. Wenn jüngere Werke, wie der Apoll von Belvedere, dramatisch bewegt erscheinen, so sehen wir gerade bei ihm, wie der Kampfzorn in Siegesfreude übergeht, wie der Gott aus seinem Wirken nach außen sich wieder auf sich selbst zurückwendet. In heiligen Familien und in Passionsbildern hat sich dagegen die Malerei des Mittelalters und der Renaissance entwickelt; der Seelenausdruck inniger Liebe, das Leid und seine Ueberwindung, der Contrast des Heiligen mit dem Rohen oder geistig Gemeinen im Handeln und Dulden des Heilandes boten hier die thätige Gruppe, die charakteristischen Gegensätze, den gesteigerten Empfindungsausdruck im bestimmten Moment, in der Wechselwirkung der Gestalten. Wie hier der große Meister von der Seele aus auch den Leib schön zu gestalten wußte, so lehrt uns jedes

Digitized by Google

griechische Originalwerk, daß von einer kalten ausdruckslosen Ruhe bei ihnen keine Rede war, wol aber von der Fassung des Geistes auch in leidenschaftlicher Erregung. Denn nicht ein besonderer Affect, bei dem wir außer uns gerathen, sondern der ganze bei sich selbst seiende Geist und Charakter ist die Aufgabe der Plastik, und indem er in der Totalität des Leibes erscheint und seine Herrschaft behauptet, bewährt sich Winckelmanns Wort: „Sowie die Tiefe des Meeres allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag auch noch so wüthen, ebenso zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele.“ Ist der Affect unter die Willensmacht des Selbstbewußtseins gebändigt, dann kommt es auch nicht zu den häßlichen Verzerrungen des Gesichts, zu den gewaltsamen Stellungen der Glieder, und die umschreibende Schönheitslinie wird nicht unterbrochen, wie sie denn auch die Laokoongruppe noch harmonisirend umzieht.

Schönheit bleibt auch hier für die Malerei das höchste Gesetz. Aber indem sie die besonderen Regungen des Gemüths unter dem Einflusse der Außenwelt, indem sie die dadurch veranlaßten Handlungen in der Wechselbeziehung der Figuren darstellt, kann sie im Einzelnen weiter gehen als die Plastik, da stets dem Einen das Andere die Wage hält, und nicht das Besondere für sich wirkt, sondern als Glied des Ganzen. Und nicht blos die wohlabgewogene Composition, auch der Zauber der Beleuchtung kommt hinzu, der Reiz der Farbe, der Wohllaut des Colorits, das seinen verklärenden Schimmer über das formal minder Gefällige wirft.

Auch äußerlich ist die Ruhe der Plastik keine starre Gebundenheit. Der Organismus erscheint nicht frei, sondern wie ein Architekturstück von der Schwere beherrscht, wenn er auf beiden Füßen gleichmäßig steht, die Arme herabhängen, eine Seite genau wie die andere gehalten ist; aber wenn der Schwerpunkt im Innern der Gestalt liegt, wenn Ein Fuß trägt und der andere entlastet spielen kann, ein Arm erhoben ist, dann ruht die bewegliche Gestalt, dann haben wir einen Moment, der aus einer Bewegung kommt oder leicht zu ihr führt, und das ist das Plastische. Die Bewegung selber kann ein unbeweglich bleibendes Werk unmittelbar nicht darstellen, nur andeuten, und darum wählt der Künstler beim Hieb, Wurf, Sprung den Augenblick, wo zwei widerstreitende Bewegungen einander das Gleichgewicht halten und dadurch eine momentane Pause entsteht. Das feste, schwere Material verlangt gleichfalls, daß die Bildsäule den Schwerpunkt im Innern hat. Die Malerei, die das im Licht schwimmende Farbenbild der Dinge gibt, geht viel weiter, sie entfaltet auch in schwebenden, stürzenden Figuren ihre Macht. Sie gibt dabei in vielen Gestalten eine Reihe von Bewegungsmomenten, von mannigfaltigen Lagen, die auf einander hinweisen und besondere Erregungen der Seele ausdrücken.

Digitized by Google

Zeigt die Architektur die Strenge des Gesetzes, herrscht hier die Nothwendigkeit, so ist das Plastische jener Einklang von Pflicht und Neigung, den die schöne Seele in sittlicher Freiheit behauptet, während in der Malerei auch das Eigenartige, Willkürliche, Phantastische zur Erscheinung kommt. Die originale Triebkraft jedes Wesens macht sich geltend; nicht das Regelrichtige, sondern das Ueberwuchernde oder Trümmerhafte nennen wir malerisch; die hohle krumme Weide, trauernd an der dunkeln Pfütze, ist zwar nicht schöner als das ewige Prototyp des Baumes, wie Cherbuliez will, aber sie ist malerischer. Denn indem die Malerei die Wechselbeziehung des Mannigfaltigen darzustellen hat, wollen wir nicht blos das Wesen sehen, wie es sich von innen heraus vollendet und als eine Welt für sich dasteht wie in der Plastik, sondern wie es die Einflüsse der Außenwelt auch absichtslos erfährt, und statt der glattsitzenden neuen Uniform wählt der Maler lieber den alten Mantel, der in Wind und Wetter fahl und fadenscheinig geworden, und macht das zu porträtirende Mädchen durch eine gelöste Schleife, eine vom Winde gekräuselte Locke, das Roß im Sprung durch die wallende Mähne malerisch.

Die Plastik ist vorzugsweise objectiv: sie stellt die Dinge dar wie sie an sich und durch sich sind; die Malerei ist subjectiv: sie stellt die Dinge dar wie sie der auffassenden Persönlichkeit auf einem bestimmten Standpunkt erscheinen. Die Malerei kann der Allseitigkeit der Plastik gegenüber jedes nur von einer Seite zeigen, aber während jene zumeist doch auf die Einzelgestalt beschränkt bleibt, erfaßt sie die Fülle der Wirklichkeit in der Beziehung und dem Zusammenhang des Mannigfaltigen. Steht die Bildsäule isolirt auf ihrem Postament, so erscheint auf dem Gemälde der Held auf dem Schlachtfeld, der Gelehrte in seiner Stube, der Hirt auf der Flur. Der Bildhauer läßt uns sein Werk umwandeln, den rechten Standpunkt selber wählen, der Maler läßt die Welt uns mit seinem Auge, von seinem Standpunkt sehen. In der Wahl dieses Standpunktes bewährt sich seine persönliche Auffassung, sowol in der Landschaft wie im Menschenleben, in einer geschichtlichen Begebenheit; welchen Moment der Handlung er ergreift, wie er von seinem Gesichtspunkt aus das Mannigfaltige gruppirt, das ist seine Sache, und so wollen wir im Werk auch sein Gefühl, seinen Geist erkennen und genießen, während wir vom Plastiker vor Allem verlangen, daß er dem Gegenstand gerecht werde. Wir fragen darum weit mehr bei Gemälden nach dem Urheber, während der Architekt hinter dem Werk verschwindet und vom Stil seiner Zeit und seines Volkes getragen wird. Die Plastik steht auch hier in der Mitte.

Die Malerei stellt die Dinge in ihrer Wechselbeziehung dar, sie mißt sie deshalb auch an einander und läßt das Einzelne nicht durch seine Größe an sich, sondern durch sein Verhältniß zu andern wirken. Sie stellt die Dinge dar wie sie Erscheinungen sind im Spiegel des

Digitized by Google

Auges, wo uns das Nahe größer und deutlicher, das Ferne kleiner und unbestimmter gegenübersteht. Statt der einen allseitigen plastischen Gestalt gibt sie uns darum nicht blos mehrere Figuren in verschiedenen Ansichten, sondern sie bringt zugleich dadurch Einheit in das Mannigfaltige, daß alle Formen auf einen bestimmten Augenpunkt bezogen sind. Das Relief bindet seine Figuren an die Fläche und entfaltet sie möglichst ganz vor uns, die Malerei läßt die Glieder vortreten und zurückweichen, sie zeigt uns die Verkürzungen und läßt durch Licht und Schatten doch die ganze Gestalt erschließen, sie vertieft den Hintergrund und lockt uns in die Ferne. Gerade das ist der malerische Stil, der nicht reliefartig Alles auf einer Fläche zeigt, sondern in vor- und zurücktretenden, mannigfach sich uns bietenden Gestalten diese Vertiefung der Wirklichkeit uns erschließt. Haltung gewinnt sein reiches Werk dadurch, daß Vorder-, Mittel- und Hintergrund perspectivisch richtig behandelt sind, nach den Gesetzen der linearen Verkleinerung und der verminderten Schärfe und Bestimmtheit bei wachsender Entfernung, während die zwar verkleinerte, aber doch völlig detaillirt behandelte Figur des Mittelgrundes von dort als ein Zwerg in den Vordergrund hereinfallen würde. Das plastische Werk verlangt die ebenmäßige Durchbildung alles Besonderen, das malerische die richtige Abstufung im Unterschiede der Nähe und Ferne. Der Maler darf nicht Alles gleich deutlich behandeln, er muß abtönen, und vieles im Dämmerschein Verschwebende der Ahnung überlassen, während das plastische Moment der andern Künste gerade in jener gleichen Klarheit und Vollbestimmtheit des Einzelnen und Ganzen besteht.

Die Form ist objectiv, sie ist für sich außer uns vorhanden, sie ist das Maß, das die innere Bildungskraft eines Wesens sich selber setzt; durch die Form grenzt es sich ab von der Außenwelt und ist in sich beschlossen für sich da. Die Farbe ist subjectiv, sie bezeichnet die Beziehung des Gegenstandes zum gemeinsamen Licht und ist nicht außer uns vorhanden, sondern erzeugt sich in unserer Innerlichkeit, indem wir die Einwirkung der vom Gegenstande modificirten Aetherwellen empfinden; so zeigt die Farbe die Dinge wie sie im Licht erschlossen und für Andere da sind, wie sie dem Andern, der Subjectivität erscheinen. Darum wirkt die Plastik durch die reine Form als solche, der Maler durch den Reiz der Farbe. Während der Plastiker die objective Form der Gestalt in aller Schärfe und Bestimmtheit gibt, hält sich der Maler an den subjectiven Eindruck, der zumal bei unserem Doppeltsehen mit beiden Augen die Grenzen etwas verschweben läßt, und statt des strengen festen Liniencontours stellt er farbige Flächen neben einander, die durch das Spiel von Licht und Schatten sich für uns abrunden, erhöhen und vertiefen. Der Mensch ist kein übertünchter Klotz, die von innen heraus bedingte Farbe kann kein Anstrich auf der Statue treu nachbilden, und wo man es dennoch versucht, da tritt uns wie im Wachsfigurencabinet statt der

Digitized by Google

Verklärung der Wirklichkeit die Lüge des Lebens entgegen, indem die regungslose Gestalt todesstarr erscheint. Die Phantasie, die vom Künstler geweckt, dort den Farbenschimmer und hier die volle Körperlichkeit zur Form und Farbe ergänzt, hat nichts mehr zu thun, fordert nun Bewegung und findet sich nicht befriedigt. Völlig farblos ist freilich kein Material der Sculptur, und der kreideweiße Gyps ist leblos unschön; Farbe haben Marmor und Erz, und wo sie dem Gegenstande nicht ganz gemäß ist, steht es bei dem Künstler, ob er sie modificiren kann. Das Nackte, die Gewandung, die Haare können von einander abgetönt werden, das dient zur Hebung der Form, ja in transparenter Farbe mag ein leiser Schimmer von Röthe das Fleisch, von Braun das Haar, von Grün die Blätter des Kranzes umspielen, der das Haupt schmückt; das bringt uns die Idealgestalt vertraulich nah. Aber immer muß die Form herrschen, sonst wird das Werk unplastisch, sowie der bloße Carton andererseits noch kein Gemälde ist.

Zum Gemälde gehört nicht blos die Localfarbe des einzelnen Gegenstandes, vielmehr hebt gerade auch im Colorit der Maler die Wechselwirkung und Wechselbeziehung der Dinge hervor. Sie sind vom gemeinsamen Licht, von der gemeinsamen Luft umflossen, und auch diese wirkt auf die Abtönung der Ferne verschleiernd und bläuend ein. Die Körper werfen Schatten und strahlen einander Licht zu, die Farbe des einen wirft ihren Reflex auf die Farbe des andern, seine der Sonne abgewandte Seite empfängt einen milden Glanz von ihrer hellen Umgebung, und so entstehen die Reize des Helldunkels, des Farbenechos, der Farbenharmonie, durch die der Maler gerade die eigenthümliche Stärke seiner Kunst bewährt. Darum sind Meister wie Tizian und Correggio, Rubens, Rembrandt und Murillo weit mehr Maler im eigentlichen Sinn als Cornelius und Kaulbach, die in Formen, ja in Linien dachten, in der Composition groß waren, aber wenn sie nachträglich colorirten, sogar manchmal den Rhythmus der Contouren störten, durch welche die Zeichnung uns erfreut. Andererseits machen mitunter die Werke neuerer Coloristen den Eindruck, als ob dem Maler zunächst ein Farbenbouquet vorgeschwebt und er nun nach Formen, nach einem Gedanken gesucht, um Träger für die Farben zu erhalten. Der geniale Künstler schaut stets ein einheitliches Ganzes, und setzt es nicht aus Besonderheiten zusammen, sondern bringt den Totaleindruck durch das Einzelne zur Klarheit. Dann entspricht der heitere oder düstere, einheitlich ernste oder durch Mannigfaltigkeit reiche Gesammtton sofort der Stimmung des Gemüths, aus welcher das Bild stammt oder die es seinem Inhalte nach erwecken soll. Alsdann wird, wo der Nachdruck des Gedankens liegt, wo das für die Sache Bedeutsame durch die Composition hervorgehoben ist, da auch Licht und Farbe das Auge fesseln, und so im Zusammenstimmen aller Elemente ein Werk der Schönheit vollendet sein.

Digitized by Google

Die Griechen und Römer empfanden plastischer, wir empfinden malerischer. Ihre Gemälde sind doch eigentlich colorirte Reliefs, ohne Hintergrund und rechte perspectivische Vertiefung, ohne musikalische Stimmung, aber meisterlich in der Zeichnung, während wir Reliefs haben, wie Ghiberti's Prachtthor am Baptisterium von Florenz, die als in Erz gegossene Gemälde bezeichnet werden können, indem sie den Hintergrund, Bäume, selbst Wolken und Landschaft hereinziehen und immer flacher halten, je weiter sie vom Auge abstehen. Statuen, die im sehnsüchtigen Aufblick nach dem Unendlichen oder wie im Gespräch mit einem Andern aufgefaßt, die nicht in sich beschlossen und selbstgenugsam, sondern auf etwas außer ihnen bezogen erscheinen, machen einen malerischen Eindruck. Wir fordern mehr Concentrirung in die Innerlichkeit, und missen schwer den scharfen Accent des Persönlichen, der im Blick des Auges liegt. Darum vertiefen moderne Bildhauer die Pupille statt sie zu erhöhen, lassen aber wol einen Punkt doch hervorspringen, um so in einer malerischen Licht- und Schattenwirkung den Eindruck der dunklen Farbe und des gespiegelten Glanzlichtes hervorzubringen. Mehr bei der Büste, wo der Ausdruck nicht entbehrt werden kann, als bei der Statue, wo die ganze Gestalt durch ihre Formen, ihre charakteristische Haltung deutlich spricht, wo das Echtplastische, die in den ganzen Leib ergossene geistige Persönlichkeit uns klar entgegentritt. Ja wir können sagen: die Zeit von Goethe, Thorwaldsen, David, Cornelius hatte mehr plastischen als malerischen Sinn, und in der Gegenwart wiegt dieser vor. Das malerische Sehen, um das jene sich bemühen mußten, das dann bei Delacroix und Piloty, wie bei französischen und deutschen Landschaftsmalern energisch hervorbrach, scheint der heutigen Künstlerjugend angeboren; möge sie festhalten, daß Gedanke und Form zusammen mit der Farbe erst vereint ein Werk von bleibendem Werthe schaffen, und über dem Naturwahren und Charakteristischen nicht vergessen, daß wir eine Kunst brauchen, bei welcher in der Harmonie der Schönheit uns wohl wird.

TAYLOR INST.

Digitized by Google

Die Entwicklung des Realismus
in der französischen Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts.

Von

H. Breitinger.

— Zürich. —

„Zweierlei," sagt Schiller, „gehört zum Poeten und Künstler, daß er sich über das Wirkliche erhebt, und daß er innerhalb des Sinnlichen stehen bleibt. Wo Beides verbunden ist, da ist ästhetische Kunst. Aber in einer ungünstigen, formlosen Natur verläßt er mit dem Wirklichen auch das Sinnliche und wird Idealist, — wenn sein Verstand schwach ist, gar phantastisch. Oder er bleibt bei dem Wirklichen stehen, wird realistisch, und, wenn die Phantasie fehlt, knechtisch und gemein."

Diese Worte, welche der große Dichter nicht ohne bedeutsamen Seitenblick auf die blutlosen Schöpfungen der deutschen Romantik geschrieben, bezeichnen so einfach als richtig den Kern einer mitunter falsch gestellten ästhetischen Frage; denn oft schon ist der Irrthum begangen worden, Ideales und Reales von vorne herein als Dinge zu betrachten, die sich feindlich entgegenstehen, sich nothwendig ausschließen. Ganz im Gegentheile zeigt nun Schiller, wie beide Elemente gleich unerläßliche Bedingungen des Kunstwerkes sind. Subjectiv aufgefaßt können sie allerdings in feindlichen Gegensatz zu einander treten. Je nachdem nämlich der Künstler dieses oder jenes Element einseitig betont, nennen wir ihn einen Realisten oder einen Idealisten, — ein Gegensatz der Richtung, welcher so alt ist als die Kunst; denn schon Sophokles pflegte, nach Aristoteles' Zeugniß, zu sagen: „Euripides zeichnet die Menschen wie sie sind, ich aber zeichne sie wie sie sein sollten."

Digitized by Google

Künstler und Welt, Subject und Object, sind und bleiben zweierlei und selbst die knechtische Nachahmung wird eines subjectiven Beisatzes sich nicht entschlagen können. Kein Gemälde, keine Statue, keine Dichtung wird jenes Angebinde gänzlich abzuweisen je im Stande sein. Der relative Procentsatz beider Elemente bestimmt die sogenannte Schule, das einseitige Vorherrschen dieses oder jenes Elementes constituirt eine Verneinung, ihr harmonisches Gleichgewicht eine Bejahung der ästhetischen Vollendung. Der reine Realismus ist im Reiche der darstellenden Kunst ebenso unmöglich als der reine Idealismus: denn ein mechanischer Abdruck, eine Photographie fallen außerhalb des Gebietes der Kunst, und ein Typus ohne reale Unterlage ist anderseits zwar denkbar, aber nicht darstellbar. So vermag also auch der krasseste Realist sein theoretisches Ideal der reinen Copie nicht durchzuführen. Laßt einen und denselben Gegenstand von zwei auch noch so gesinnungstreuen Realisten copiren, die Reproduction wird jederzeit ein verschiedenes Gepräge, abweichende Nuancen der Auffassung zeigen.

Nach dieser theoretischen Verständigung muß ich den Blick des Lesers nochmals auf Schillers Ziel zurücklenken. Das antike Ideal, welches in Deutschland Goethes geniale Plastik und Schillers sittlicher Ernst vielleicht auf Kosten germanischer Ursprünglichkeit betonten, gab einer an sich nicht unberechtigten, an vielfachen Anregungen fruchtbaren, wenn auch in ihren Leidenschaften verwerflichen, in ihren Thaten erbärmlichen Reaction, der romantischen Schule, Anstoß und Dasein. Eine ähnliche Reaction gegen das antike Ideal machte um dieselbe Zeit sich in Frankreich geltend.

Die Revolution hatte ihre Vorbilder im Alterthum, und zwar namentlich in der römischen Republik entdeckt. Klassische Reminiscenzen, Consuln und Proconsuln, Tribune und Legionen, Catilina und der tarpeische Felsen, das waren die Schemen, welche die Phantasie ihrer Redner umflatterten; — und die Praxis entsprach der Theorie. Statt den traditionellen Organismus einer centralen Administration, einer bureaukratischen Bevormundung durch ein volksmäßiges Selfgovernment und eine lebenskräftige Autonomie der Gemeinde zu ersetzen, gab man sich schließlich mit der pseudoantiken Umtaufung der bestehenden Beamtenhierarchie zufrieden.

Im Gebiete der Literatur und der Kunst spukte zwischen 1789—1800 abermals das Alterthum, wenn nicht der Geist, so doch die Namen von Griechen und Römern. Davids Malerschule opferte das Colorit der Linie und die bunten Bedingungen der harten Wirklichkeit dem einfachen, von keinem schreienden Gegensatze gebrochenen Typus. Die klassizirenden Dichter des Directoriums und der Kaiserzeit ihrerseits kutschirten weiter im ausgefahrenen Geleise Racines und Boileaus und wurden so, da Jene bereits ein modernes Echo der Alten gewesen, zum Echo eines Echos.

Aber auch in Frankreich sollte eine nationale Reaction nicht ausbleiben. Wenn wir absehen wollen von den Ideen und Bestrebungen der

Digitized by Google

Frau von Stael, so verband sich auch hier jene Reaction zunächst mit monarchischen und ultramontanen Tendenzen. Im letzten Jahre des 18. Jahrhunderts, in den Tagen, da in deutschen Landen Ludwig Tiecks dramatisch-lyrische Schöpfung Genoveva die Wetterscheide des romantischen Quellengebietes zog, saß in einer öden Kammer Londons ein französischer Emigrant, der in mystischer Verzückung und unter heißen Thränen Voltaire und das Heidenthum abschwor, und das Sanctum seiner exaltirten Phantasie mit christlichen Göttern zu möbliren sich das feierliche Wort gab, — der große Schauspieler René de Chateaubriand. Schon einige Jahre früher (1796) hatte Graf Joseph de Maistre mit den „Betrachtungen über Frankreich" die ultramontane Mine gelegt, welche zwanzig Jahre später so lärmend explodiren sollte. Sagt er doch selbst: „La grande explosion de mon succès n'eut lieu qu'en 1815." Hatte Novalis das Buch seines französischen Bundesgenossen gelesen, als er 1799 so leidenschaftlich das Recht der freien Forschung befehdete, den Richtern Galileis Beifall zollte, Galileis Entdeckung „eine Verhöhnung unserer Erde nannte, welche die Verhöhnung auch des Himmels nach sich ziehen würde"? So viel ist gewiß, daß Novalis' Logik mit der des savoyischen Grafen bis in's Einzelne der Argumente stimmt.

Während Friedrich Schlegel in Berlin für den Katholicismus Propaganda macht, erscheint in Paris Chateaubriands Buch vom Geiste des Christenthums. Hüben und drüben wird das Christenthum als eine Quelle des ästhetischen Genusses, als eine „prédilection d'artiste" empfohlen. Den Ausdruck selbst hat Hettner in einem Briefe W. Schlegels gefunden, der ihn einer französischen Correspondentin gegenüber als Motivirung seiner katholischen Sympathien verwendet.

Während nun diesseits des Rheines „das Heimweh nach der Heimat" unsere Romantiker in den Schooß der Alleinseligmachenden und in die Dämmerung des Mittelalters treibt, wird drüben die sentimentale Phantastik Chateaubriands, die ultramontane Logik Maistres, die patriarchale Mystik Bonalds durch die politische Abmachung des Concordates gekrönt. Jeder weiß, wie am Ostertage des Jahres 1802 die Aussöhnung mit Rom im feierlichsten Pompe begangen ward. Zufrieden blickte der erste Consul von der Höhe seines rothen Frackes auf das Festgepränge und die wogende Volksmenge und wandte sich zum alten Haudegen Dumas mit der triumphirenden Frage: „Nun, mein General, was meinen Sie zu dem?" — „Ich meinerseits," versetzte der Angeredete, „vermisse nur Eines, nämlich die paar Hunderttausende, welche ihr Leben gelassen haben, um das zu stürzen, was wir heute wieder aufrichten."

Der Geist jener Reaction dachte anders. Während unsere deutschen Romantiker, ein Adam Müller, ein Friedrich Schlegel, ein Zacharias Werner und andere morsche Wüstlinge im Schooße der katholischen Kirche Thron und Altar feierten und in den „trüffelduftenden Regionen der

Digitized by Google

österreichischen Diplomatie" nach einem letzten Genusse sich umsahen, schoß der ultramontane Samen Chateaubriands und Maistres in üppige Halme und die sentimental gestimmten Jünglinge von 1820, die Lamartine und die Hugo, wußten ihrerseits von nichts Höherem zu singen als vom Throne und vom Altar, vom König und vom Priester. Noch 1824 sang der fromme Hugo den frommen Lamartine also an: „Auf demselben Wagen wollen wir streiten, führe du die Lanze, ich werde die Rosse lenken." Ja sogar Béranger erzählt uns in seiner Autobiographie, wie er unter dem allgewaltigen Eindrucke von Chateaubriands Génie du Christianisme ein christliches Epos begonnen und, freilich nicht für lange, durch den wiederaufgenommenen Kirchenbesuch sich poetisch zu kräftigen und aufzufrischen gesucht habe!!

Wenn wir unsere Parallele auf das ästhetische Gebiet allein beschränken, so müssen wir bekennen, daß die französische Romantik von vorne herein einen entschiedenen Vorsprung der deutschen Romantik gegenüber besaß, indem ihre Sentimentalität den realistischen Boden nie verließ, den poetischen Inhalt nur selten in der bloßen Stimmung suchte. Chateaubriand hätte schwerlich die Ansicht Friedrich Schlegels unterschrieben, welche dieser in dem romantischen Kernsatze niederlegt: „Es ist der Anfang der Poesie, die Gesetze der Vernunft aufzuheben. Das ist romantisch, was uns einen sentimentalen Stoff in einer phantastischen Form darstellt," — und ebensowenig was Tieck behauptet, wenn er schreibt, daß die Stimmung den Inhalt zu ersetzen vermöge und beifügt: „Warum soll eben Inhalt den Inhalt eines Gedichtes ausmachen?" — Und wiederum hätten die deutschen Romantiker sich wol gehütet zu schreiben, was Chateaubriand am Schlusse seines René dem alten Priester Souel in den Mund legt: „Nichts in deiner Geschichte, o Jüngling, verdient das Mitleid, welches man dir hier erweist. Ich vermag in dir, mein René, nichts anderes zu sehen als einen jungen Träumer, der eigensinnig an seiner Traumwelt festhält und wie ein Thor diesem Eigensinne seine gesellschaftlichen Pflichten opfert. Man ist noch lange kein Genie, wenn man die Welt in widerwärtiger Beleuchtung erblickt, nur der beschränkte Mensch kann die Menschen hassen. Mach' deine Augen auf und dein Weltschmerz wird in nichts zerfließen." Das hätten jene thatenscheuen Phantasten, die unseren Schiller vornehm ignorirten, weil ihnen sein sittlicher Ernst in der Seele zuwider war, die nachgerade auch mit Goethe haderten, als er seinen Wilhelm Meister durch die fröhliche That und die stärkende Erfahrung des Lebens erzog, — niemals unterschrieben, niemals selbst geschrieben!

Der Realismus der französischen Romantik tritt uns bei Chateaubriand nicht nur in glänzend colorirten Naturschilderungen, in den künstlich naiven Scenen des antiken Lebens seiner Märtyrer, sondern auch in der grob sinnlichen Behandlung seines Himmels, seiner Hölle und seines Fegefeuers

Digitized by Google

entgegen. Das Alles dürfte beweisen, daß, während die deutsche Romantik erst mit Tiecks Novellen, deren erste 1821 erscheint, in den Bereich des Realismus hinüberlenkt, die französische in ihrem Anfange schon den realistischen Charakter nicht verleugnet. So groß nun auch die Entfernung sein mag, welche einen Roman Zolas von einer Dichtung Chateaubriands nach Form und Inhalt trennt, so lassen sich doch unschwer die Kettenglieder entdecken, die zwischen diesen mehr scheinbaren als wirklichen Extremen den Zusammenhang herstellen. Diese Uebergänge aufzusuchen und in Kürze nachzuweisen, wird nun meine Aufgabe sein.

Nachdem die Oper des Kaiserreiches, die von Talma angeregte Einführung des historischen Kostüms auf der tragischen Bühne, die realistischen Tendenzen der französischen Maler — Géricaults epochemachendes Bild „Schiffbruch der Fregatte Medusa" zierte die Ausstellung des Jahres 1819 — die Passion für die Localfarbe geweckt, nachdem später die kühnen Kritiker des Globe mit gewinnender Beredtsamkeit und überzeugender Logik die Theorie der französischen Romantik entwickelt hatten, schritten die jungen Lyriker Frankreichs beherzt voran in die sich öffnende Bresche, trieben die Klassiker aus ihrer stärksten Position, dem Théâtre français, setzten Shakespeare auf den von Racine geräumten Thron und bald ließ sie ihr realistischer Instinct und der trunkene Uebermuth des Sieges vor keinem Wagnisse mehr zurückbeben. Aus Deutschland drangen romantische Elemente ein. Des feinen Löwe-Weimars wohlberechnete Ueberarbeitung zeigte unseren Romantikern das Phantastische in den wilden Schöpfungen Callot-Hoffmanns; der Cultus des Charakteristischen (couleur locale), des Häßlichen, die Verwendung des malerischen Wortes, Effekthascherei überhaupt wurde ihnen nachgerade zum ersten Kunstgebote und das Groteske begnügte sich täglich weniger mit „dem Winkel des Bildes", den Hugos Programm vom Jahre 1827, die Vorrede zu seinem Drama Cromwell, ihm angewiesen hatte. In dem wohlwollenden Pessimisten, dem ächt künstlerisch angelegten Mérimée, dessen ironische Objectivität und kühle Besonnenheit dem alten Olympier in Weimar um so mehr imponirte, als er den jungen Franzosen im Besitze einer Reife sah, die er selbst erst in den Jahren der Manneskraft errungen, — in Mérimée schließt die realistische Tendenz der Romantik einen folgenschweren Bund mit dem Vater des neufranzösischen Materialismus, mit Heinrich Beyle, der sich Stendhal (nach Sainte Beuve hergenommen von Steinthal, Winckelmanns Geburtsort) nannte, einem Manne, der das Erbe des Baron Holbach seinen verdutzten Zeitgenossen mit der unverschämten Prätension einer nagelneuen Erfindung überliefert, seinen Atheismus und seine Rohheit in der Gewandung physiologischer Kunstausdrücke auf dem Gebiete des Romanes und der Kunstgeschichte entfaltet, dem Ideal und der Sitte einen ruchlosen Krieg erklärt.

Nachdem 1830 der Doppelsieg über König Boileau und König Karl

Digitized by Google

errungen war, löste sich die geschlossene Phalanx der Romantiker wie die der Politiker. Ein jeder begann auf eigene Faust zu operiren und wenn noch eine gemeinsame Losung blieb, so war es das Feldgeschrei: „Frappez fort! — Dick aufgetragen!" und „L'art pour l'art! Die Kunst ist frei!", eine Formel, mit welcher die französischen Romantiker, wie einst unsere deutschen Romantiker mit ihrer „künstlerischen Ironie", das Recht der subjectiven Willkür sich zu wahren suchen. Die Rosse des Wagenlenkers Hugo gehen mit ihrem Kutscher durch und auch Lauzenführer Lamartine wird bald mit dem „Sturze seines Engels" (La chute d'un ange, 1836) einen schweren realistischen Fall thun. Goethe verfolgte nicht ohne böse Ahnungen die Entwicklung jenes pathologischen Processes, den er mit den oft citirten Worten kennzeichnet: „Das Klassische ist das Gesunde und das Romantische das Kranke."

Es war Sonntags den 14. März 1830, als Goethe im Gespräche mit seinem getrenen Eckermann sich also äußerte:

„Ich bin der Meinung, daß diese im Werden begriffene poetische Revolution der Literatur selber in hohem Grade günstig, den einzelnen Schriftstellern aber, die sie bewirken, nachtheilig sei. Bei keiner Revolution sind die Extreme zu vermeiden. Bei der politischen will man anfänglich nichts weiter als die Abstellung von allerlei Mißbräuchen; aber ehe man es sich versieht, steckt man tief in Blutvergießen und Gräueln. So wollten auch die Franzosen bei ihrer jetzigen literarischen Umwälzung anfänglich nichts weiter als eine freiere Form, aber dabei bleiben sie jetzt nicht stehen, sondern sie verwerfen neben der Form auch den bisherigen Inhalt. Die Darstellung edler Gesinnungen und Thaten fängt man an für langweilig zu erklären, und man versucht sich in Behandlung von allerlei Verruchtheiten. An die Stelle des schönen Inhalts griechischer Mythologie treten Teufel, Hexen und Vampyre, und die erhabenen Helden der Vorzeit müssen Gaunern und Galeerensklaven Platz machen. Dergleichen ist pikant! Das wirkt! Nachdem aber das Publikum diese stark gepfefferte Speise einmal gekostet und sich daran gewöhnt hat, wird es nur immer nach Mehrerem und Stärkerem begierig. Ein junges Talent, das wirken und anerkannt sein will und nicht groß genug ist, auf eigenem Wege zu gehen, muß sich dem Geschmacke des Tages bequemen, ja es muß seine Vorgänger im Schauerlichen noch zu überbieten suchen. In diesem Jagen nach äußeren Effektmitteln aber wird jedes tiefere Studium und jedes stufenweise, gründliche Entwickeln des Talents und Menschen von Innen heraus ganz außer Acht gelassen. Das ist aber der größte Schaden, der dem Talent begegnen kann, wiewol die Literatur im Allgemeinen bei dieser augenblicklichen Richtung gewinnen wird."

„Wie kann aber," versetzte Eckermann, „ein Bestreben, das die einzelnen Talente zu Grunde richtet, der Literatur im Allgemeinen günstig sein?"

Digitized by Google

„Die Extreme und Auswüchse, die ich bezeichnet habe," erwiederte Goethe, „werden nach und nach verschwinden; aber zuletzt wird der sehr große Vortheil bleiben, daß man neben einer freieren Form auch einen reicheren, verschiedenartigeren Inhalt wird erreicht haben und man keinen Gegenstand der breitesten Welt und des mannigfaltigsten Lebens als unpoetisch mehr wird ausschließen. Ich vergleiche die jetzige literarische Epoche dem Zustande eines heftigen Fiebers, das zwar an sich nicht gut und wünschenswerth ist, aber eine bessere Gesundheit als heitere Folge hat. Dasjenige wirklich Verruchte, was jetzt oft den ganzen Inhalt eines poetischen Werkes ausmacht, wird künftig nur als wohlthätiges Ingrediens eintreten, ja man wird das augenblicklich Verbannte, das Reine und Edle, bald mit desto größerem Verlangen wieder hervorsuchen."

Die Diagnose der Krankheit ist richtig gestellt, die Symptome sind genau beschrieben, aber wenn Goethes Optimismus eine Heilung leicht und nahe bevorstehend glaubte, so hatte er sich sehr verrechnet; denn schon drängte eine neue Generation nach, welche den Realismus immer ausschließlicher pflegte und an die Stelle der romantischen Sentimentalität das „Temperament" setzte: die Musset, die Gautier und die Balzac.

Um die ganze Kluft zu bemessen, die den Romantiker von 1820 von einem Realisten des Jahres 1830 trennt, wollen wir eine Stelle aus Alfred de Vignys 1832 geschriebenem Stello mit der aus demselben Jahre stammenden Vorrede der „Jeunes France" von Theophile Gautier vergleichen. Im siebenten Kapitel von de Vignys Buch, das den Titel führt: „Un credo, ein Glaubensbekenntniß", richtet der Idealist Stello an den Realisten die Frage: „Wo waren Sie, schwarzer Doctor?" Und der schwarze Doctor antwortet mit erschreckendem Gleichmuthe: „Am Bette eines sterbenden Dichters." Stello seufzt tief auf und nachdem er sich einen Augenblick gesammelt, beantwortet er des schwarzen Doctors Frage, ob auch er vielleicht ein Dichter sei, mit folgendem „im einförmigen Tone eines Abendgebetes" vorgetragenen Credo:

„Ich glaube an mich, weil ich tief im Herzen eine geheime, unsichtbare, unerklärliche Macht verspüre, die einer Ahnung der Zukunft, einer Offenbarung der mysteriösen Ursachen der Gegenwart gleich kommt. Ich glaube an mich, da in der Natur keine Schönheit sich findet, die mir nicht poetischen Schauer einflößt, mein Inneres nicht stürmisch erregt, mir die Augen nicht mit göttlichen, wunderbaren Thränen füllt. Ich glaube fest an eine mir übertragene, unaussprechliche Sendung; an diese glaube ich wegen des grenzenlosen Mitleids, das die Menschheit mir einflößt, sie, die meine Leiden theilt; ich glaube an jene Mission wegen meines inneren Dranges, durch Worte der Liebe Andere zu trösten, zu heben. Dann schwebt die süße Täuschung, der Phönix mit den goldenen Fittigen auf meine Lippen nieder und ich singe! Ich glaube an den ewigen Kampf

Digitized by Google

des inneren Lebens gegen das äußere Leben, welches die Seele öde macht, uns anwidert."

Sentimental, aber edel und ernst! Der Dichter erscheint hier als das gottbegnadigte Wesen, das ja auch Goethe in seinem Tasso als ein Wesen besonderer und höherer Art geschildert hat:

„Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum,
„Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur" ꝛc.

Vergleichen wir nun das Credo der jungen Generation. Wir finden es in der Vorrede von Gautiers Novellenkranz „Les Jeunes France". Sie sprudelt von frecher Laune und üppiger Sinnlichkeit.

„Meine Vorrede," heißt es da unter Anderem, „meine Vorrede geht vor Allem den Ideen aus dem Wege. Ich schwöre es bei Allem, was mir heilig ist! — Doch, halt da! — Gibt es für mich denn überhaupt noch etwas Heiliges? — Ich schwör's bei meiner Seele, an die ich freilich nicht so recht zu glauben vermag, — bei meiner Mutter, an die ich wenigstens einigermaßen glaube .... Früher glaubte ich an Alles, sogar an Alles, was man druckt, an Grabschriften und an Zeitungen, ja ich glaubte an die Tugend des Weibes! —

„Woher ich stamme? Aus den Pyrenäen, — bin aber gleichwol Stockpariser, so daß ich noch keine Sonne habe aufgehen sehen, und Weizen von Hafer zu unterscheiden außer Stande bin. — Eine dreistündige Droschkenfahrt ist meine längste Reise. Eine idyllische Landpartie! Wir speisten im Freien. Fliegen fielen mir in's Glas, Raupen krochen mir die Beine hinauf. Als ich aufstand, zeigte meine weiße Beinbekleidung einen grünen Fleck, Ihr wißt an welcher Stelle. Ich sah eine Pflanze, pflückte sie, — es soll eine Nessel gewesen sein. Sie brannte mich, daß ich Blasen bekam. Und das heißt Landleben und Poesie!

„Mein politisches Credo ist einfach. Nach tiefen Meditationen über den Sturz der Throne bin ich zu folgenden Resultaten gelangt: „— 0". — Was ist eine Revolution? Ein verworrener Knäuel von braven Leuten, die in den Straßen auf einander schießen und um die Wette Scheiben einschlagen. Den Profit von all dem haben die Glaser und allenfalls die Gemüsegärtner; denn wo ein Held begraben liegt, da sollen im Frühjahr die süßen Erbsen besonders üppig gedeihen. — Ist das Schießen und Scheibeneinschlagen zu Ende, so steckt man eine neue Fahne auf und irgend ein Quidam schleicht sich sachte heran und setzt sich auf den Thron.

„Was hältst du von der Kunst? So fragt Ihr. Die Kunst, die halte ich für Schwindel. Nach meiner Ansicht gibt es nur einen Künstler, den Seiltänzer. Und gewiß habe ich Recht. Denn um über's schlaffe Seil zu laufen, braucht es zehnmal so viel Kunst als um zwanzig Wagenlasten fünfactiger Trauerspiele zu componiren.

„Und die Moral? Was die Moral anlangt, so erscheint mir nichts

Digitized by Google

winziger und unbedeutender als das Laster, ausgenommen eines Weibes Tugend.

„Was ich endlich von der Liebe halte? Ich bin ein prädestinirter byronischer Schmachter. Da mir die Natur einen grünlichen Teint verliehen und ich mitunter kreideweis aussehe, so finden mich die Damen zum Fressen satanisch, allerliebst byronisch! Weltschmerzler in optima forma! Ich meinerseits bin fest entschlossen, diese vortheilhafte Meinung auszubeuten. Sämmtliche Spielarten des Don Juantypus gedenke ich in einem Collectivcharakter zu vereinigen. Aus allen braunen und blonden Locken, die meine Schönen mir geschenkt und schenken werden, lasse ich eine Matratze machen."

Das Credo schließt mit den bezeichnenden Worten: „Zum Henker mit dem Vers und der Prosa! Ich bin von nun an Lebemann! Je suis un viveur maintenant."

Hier liegt denn in der That des Pudels Kern. In einem Zuge ist man jetzt Poet und Viveur, Dichter und Lebemann. So sprechen 1830 schon die Jungfranzosen und bald auch die Jungdeutschen. Emancipation des Fleisches heißt das Ding mit seinem vornehmeren Namen. Mit den Resten der romantischen Sentimentalität wird man freilich nicht so leichten Kaufes fertig. Während vom Einen die Empfindungsreligion als ein überwundener Standpunkt verhöhnt wird, huldigt ein Anderer den alten und den neuen Göttern zugleich. In der doppelten Gestaltung ächt romantischer Selbstironie und sentimentalen Katzenjammers sucht er jenen Dualismus künstlerisch zu gestalten. Neben Gautier und die optimistischen Epikuräer, die keiner Reue fähig sind, stellen sich Naturen wie Musset und Heine, in denen Lust und Schmerz nicht nur zum Schein um die Herrschaft ringen. Aber auch heute ist der Romane wiederum sinnlicher als der Germane. Rascher durchdringt der Realismus die Form und schonungsloser arbeitet er dem Materialismus in die Hände. Der gute Geschmack der gebildeten Welt leistet anfänglich Widerstand. Mussets und Gautiers erste Erfolge waren keine Salonerfolge, sie wurden vielmehr in den Kreisen der Künstler und Studentenwelt, d. h. in denjenigen Regionen errungen, aus welchen sie hervorgegangen waren und deren kecke und cynische Sprache sie geborgt hatten. Die überschäumende Lebenslust mit ihrem übermüthigen Tone, ihrem ruchlosen Muthwillen, ihrer anmuthigen Frivolität, ihrer sinnlichen Gluth, ihrem rasenden Behagen an den Reizen des Weibes, am schimmernden Luxus des Kostüms, mit ihrem heißen Verlangen nach dem Genusse und nach dem, was Genuß verschafft, dem blinkenden Golde, — sie barg in der That nicht nur für den sittlichen Ernst, sondern auch für den ästhetischen Geschmack einen widrigen Bodensatz: Cynismus, Blasirtheit, gebrochene Manneskraft, verfrühtes Greisenthum, ein ruhmloses, ein erbärmliches Ende! — Es muß zur Ehre der französischen Kritik gesagt werden, daß sie in jeder Form und

Digitized by Google

bei jeder Gelegenheit ihren Protest gegen die Invasion des poetischen Materialismus eingelegt hat. Wie oft und ernst hat die Revue des deux Mondes sich ausgesprochen! In einem Artikel über Theophile Gautier (v. Jahre 1852) spricht es der bewegliche und so oft verblümte Sainte Beuve einmal mit dürren Worten aus: „Man dichtet heute mit dem Temperament, man schreibt mit Blut und Muskeln, man ist Poet und Lebemann zugleich, — aber eines schönen Morgens vermißt man seine Jugend und — siehe da! Auch die Muse ist entflohen! Herrlich strahlen und strotzen sie in ihrer Jugendfülle, — aber nie erreichen sie die Höhe der männlichen Vollkraft! Das ist der geheime Schaden, an dem die Dichter von heute kranken!" Wir Deutsche denken hier nicht ohne Schmerz an Heinrich Heine. Dem sinkenden Musset gegenüber ist er der Starke, denn Mussets reiche Kraft war längst versiegt, als Heines heroischer Geist den Qualen der Matratzengruft noch fort und fort den Sieg abtrotzte. Heines Siechthum schloß ein Jahr vor Mussets schlaffem Ende. Obgleich durch Lindaus Biographie die vernichtenden Urtheile Laprades, Pontmartins und Vitets dem deutschen Leser hinlänglich bekannt sind, wage ich es die ernsten und vielsagenden Worte des Letztgenannten zu wiederholen. Sie zeichnen die Schule des Temperamentes zu wahr und treffend, um hier nicht eine Stelle finden zu sollen.

„Wir haben heute herrliche Systeme, die uns den Dichter als ein absonderliches Wesen hinstellen, das anderen Gesetzen gehorcht als die übrigen der Sterblichen. Einst hielten sich die Dichter für verpflichtet, ihrem Talente durch Anstrengung zu Hülfe zu kommen. Sie lebten der Arbeit und ordneten Vergnügen und Interesse dem Ruhme unter. Verbrauchte Mittel! Ueberlebte Methode! Ueberwundener Standpunkt! Heute schlägt man bequemere Wege ein, um das Ziel des Ruhmes zu erreichen. Man sucht die Gesellschaft, vergeudet seine Jugend, übersättigt sich mit Vergnügen. Das gilt heute für die Lehrzeit, die jeder geniale Dichter durchzumachen hat. Aus einer beispiellosen Vergünstigung macht man so ein bindendes Gesetz. Was Gott nur in übergroßer Gnade gewähren kann, das fordert man als sein Recht."

„So oft ich solche Blasphemie aussprechen höre, muß ich an eine kleine in der nächsten Nähe von Rouen gelegene Hütte denken. Eine bescheidene Wiese und drei bis vier Apfelbäume sind ihr einziger Schmuck. Hier ist der Cid geschrieben worden. Corneilles naive Größe wußte nichts davon, daß er durch sein Leben in dieser armen Behausung die Flamme seines Genius erstücke und seinen Ruhm vernichte. Er fürchtete Gott, ehrte die Pflicht und das Gebot, reiste nur in Gedanken, hatte keine Abenteuer als diejenigen, die er seine Helden bestehen ließ, und fühlte trotzdem keine Leere in seinem Herzen. Er suchte die Aufregung nicht draußen, wenn er die Freude hatte, schöne Verse zu schreiben und Frau und Kinder um sich zu sehen."

Digitized by Google

Die Schule des Temperamentes hat aber nicht nur ihre Märtyrer, sondern auch ihre siegreichen Athleten. Gautier ist ihr charakteristischer Typus. Weniger fein und empfindsam als Musset, in der Linie des Temperamentes consequenter und robuster, hat seine unverwüstliche Natur ihre Rolle vierzig Jahre lang mit Glück gespielt, seine realistische Ader ist lange und reich geflossen, hat seine Dichtung mit breitem gallischen Humor gewürzt, seine Form mit plastischem Relief versehen und mit warmen Farben gesättigt. Als ein äußerer Mensch hat Gautier gelebt und geendet. Stendhals selbstgefertigte Grabschrift gilt auch seinem Steine: „Scrisse, visse, amò!“ Auch eine Schule hat Gautier gegründet: „L'école de l'art pour l'art“, deren Jünger sich als die Phantasiekünstler (artistes fantaisistes) bezeichnen. Die meisten der lyrischen Epigonen Frankreichs sind von Musset und Gautier ausgegangen, vom formgequälten, pretiosen Baudelaire bis zum weinerlichen Realisten Coppée. Das Manifest seiner Schule hat Gautier (1835) in die skandalöse Vorrede eines skandalösen Romans „Mademoiselle de Maupin“ niedergelegt. Sie kündet die optimistische Phase des französischen Realismus an, den lustigen Rausch vor dem pessimistisch gelaunten Katzenjammer. Diese Phase kennzeichnet sich durch die kecke Ungebundenheit einer heiteren, muthwilligen, insolenten Sinnlichkeit, die vor allem keinerlei Tendenz im Reiche der Kunst zu dulden gewillt ist, die dichtet und erzählt um des Liedes und des Mährchens willen, in der des Dichters Laune (fantaisie de l'artiste) die Garantie ihrer wilden Freiheit erblickt. Der praktische Materialismus dieser Schule hat eine rosige, keine düstere Färbung, ist cynisch ohne Misanthropie, wendet sich nicht mit Affenliebe dem Cultus des Häßlichen zu, um in dessen knechtischer Copie den Triumph der Kunst zu suchen oder in der schreienden Darstellung des socialen Elends den Haß der Armen zu stacheln. Endlich meidet er die sentimentale Declamation der Romantiker als Heuchelei zugleich und als Geschmackssünde. Das alles ist in jener Vorrede möglichst herausfordernd und unanständig vorgetragen. Der Verfasser derselben erklärt unter Anderem, er würde sein Vaterland mit sammt dem französischen Bürgerrechte nicht nur für Raphaels Gemälde, sondern auch für Gyges Kunstgenuß in Kandaules Kammer hingeben. Anderswo sagt er: „Ich bin ein Mann aus Homerischer Zeit. Die heutige Welt ist nicht die meine und mir geht das Verständniß für die Mitwelt ab. Christus ist nicht für mich zur Welt gekommen, ein Heide bin ich wie Phidias weiland und Alkibiades.“ Den Utilitätsrittern erklärt er einen Krieg auf's Messer: „Lieber keine Kartoffeln mehr als keine Rosen.“ — „Wer hätte die Stirne, dem Michel-Angelo den Erfinder des weißen Senfes vorzuziehen?“ — „Alles Nützliche ist häßlich, denn es ist der Ausdruck eines Bedürfnisses, und des Menschen Bedürfnisse sind ekelhaft wie seine Gebrechen.“ — Man sieht, hier klingt es nach Griechenthum und nach Leo X. Aber der Materialist

Digitized by Google

verbindet das Behagen am Trivialen mit der Freude am Schönen, und das ethische Moment, das Gute, wird mit breitgeschnittener Feder ausgestrichen! So dachten und lebten die Jungfranzosen von 1830. Ihr Realismus ist eine lärmende Reaction gegen die fade Sentimentalität und die hohle Phrase der Lamartine'schen Lyrik. Der besiegte Lamartine fand nichts gerathener als sich dieser Richtung zu accommodiren. Hugos edlere und gehaltvollere Natur neigte zum pessimistischen Realismus und opferte niemals ihren idealen Kerngehalt.

Wenn wir nun einen Blick auf die Gebietseroberungen des optimistischen Realismus werfen, so gestaltet sich die topographische Situation der französischen Literatur am Tage nach der Julirevolution etwa so. Die romantische Schule hatte ihre Nation mit einer eigenen Lyrik beschenkt, aber ohne bleibenden Erfolg hatte sie es versucht, das historische Drama an die Stelle der klassischen Tragödie zu setzen und im Romane war sie über die mittelmäßige Nachahmung W. Scotts nicht hinausgekommen. Jetzt bemächtigen sich die Vivenrs mit Macht dieser letzteren Gattung. Wie eine Lawine stürzt der Roman in die Thalgelände der Literatur und droht sie sammt und sonders unter seinen Massenproductionen zu begraben.

Die unerschöpflichen Erzähler kurzweiliger Abenteuer, die Romanciers de cape et d'épée, die Erben der alten Ritter- und Räuberromane führt der Mulatte Alexander Dumas an, ein industrieller Mohr von Venedig, der wie Othello zu reden weiß

— of most disastrous chances,
of moving accidents by flood and field.

Neben ihm steht ein Mann, dessen Reputation, um die Mitte der zwanziger Jahre bescheiden emporrankend, eben im Zuge war, die Sonne der ersten Erfolge zu trinken, als der daherrauschende romantische Heuschreckenschwarm sie zu verfinstern kam. Paul de Kock (gestorben 1870) feierte seine Glanzperiode zwischen 1824 und 1834. Gautier hat ihm eine sorgfältige und eingehende Studie gewidmet, deren Hauptgeschäft es freilich ist, uns ein behagliches Bild von dem verschwundenen Paris des Bürgerkönigs und seiner Bourgeoisie zu entwerfen. Gautier hat diese Skizze mit sichtbarer Liebe als eine gemüthliche Reminiscenz aus der Jugendzeit durchgeführt, sie athmet unverkennbar die lebensfrische Wahrheit eigener Anschauung.

„Niemals," so ungefähr drückt sich Gautier im Anfange seines Essai aus, „niemals war ein Autor volksthümlicher und allgemeiner beliebt als Paul de Kock. Jeder las ihn, genoß ihn, vom Diplomaten bis zum Weinreisenden, von der Duchesse bis zur Grisette, vom Professor bis zum Gymnasiasten. Im Auslande war er fast ebenso gekannt wie in der Heimat, und ich glaube, die Russen schöpfen heute noch ihre Kenntnisse

Digitized by Google

von Paris und den Parisern in Paul de Kocks Romanen. Schon gedieh das Pflänzlein seines Ruhmes, als die lärmende Dazwischenkunft der Romantiker mit ihren Ritterphantasien, ihrer Localfarbe, ihrem Shakespeare'schen Bilderdienste und Bilderluxus ihm die belebende Sonne stahl. Aber der schlimme Moment ging vorüber. Unser Paul de Kock ward ein berühmter Mann. Ein ächter Bourgeois, ein richtiger Philister des Marais, ohne die leiseste Spur von dem, was man Stil zu nennen pflegt, ohne einen Schimmer von Poesie, ohne die bescheidenste Andeutung einer Künstlerader! Aber eben hier lag eine Haupturſache seines mächtigen Erfolges. Er genoß den großen Vortheil, für keinen einzigen seiner Leser zu hoch zu sein. Er besaß sodann die vortheilhafte Gabe, Lachen erregen zu können, nicht das feine, attische Lächeln freilich, sondern das gemeine, breite, lautschallende Gelächter, welches ansteckend auf den Nachbar zu wirken pflegt, unwiderstehlich um sich greift, auf das Zwerchfell paukt und unsere Seiten schüttelt. Er lockt es heraus jenes Lachen, nicht mit delicaten Mitteln, sondern mit der Gauloiserie eines Rabelais, mit zweideutigen, mitunter auch eindeutigen Scherzen, durch spaßige Zwischenfälle, komisches Purzeln, sprachlose Verdutztheit, in Stücke gehende Teller und Schüsseln, verschüttete Sauce, glücklich applicirte Fußtritte, an die unrechte Adresse gelangende Ohrfeigen, manquirte Seiltänzertouren u. dgl." — Wenig Witz und viel Behagen! Gemein, aber natürlich und wahr! Heute hat dieser Photograph einer nunmehr verschwundenen Kleinbürgerei noch obendrein eine Würde erlangt, die er sich jedenfalls nie träumen ließ, die Würde eines culturhistorischen Monumentes. Seine Heimat und sein Mikrokosmos ist das einstige Boulevard de Gand, das heutige Boulevard des Italiens. Hier circulirte in seinen Tagen noch nicht der sonnenbraune Mann des Südens, der wüthend lebhaft gesticulirende Provençale oder der ausländische Dandy, vielmehr ein Typus, der längst in der Menge sich verloren hat, das Vollblut der Pariser Bourgeoisie: weiße Haut und rothe Wangen, kastanienbraune Haare und hellgraue Augen, mittlere Größe, schlank und wohlgebaut, — ein Signalement, das für's schöne Geschlecht durch ein mäßiges Embonpoint und kleine Knochen sich completirt. Paul de Kock selbst ist der letzte Mohikaner dieses vielverschlungenen Jagdpfades.

Hinter den optimistisch-realistischen Gestalten Gautiers, Dumas' und Paul de Kocks taucht nun der Vorläufer des pessimistischen Realismus in Balzac auf. Er ist der phantasiestrotzende Schöpfer einer langen Reihe blendender und düsterer, immer aber wirkungsvoller Bilder. Betrachten wir nun erst den Menschen, damit werden wir den halben Weg zum Verständnisse seiner Werke zurückgelegt haben.

Balzacs persönliche Erscheinung war eine sprechende. Wenn er in seiner weißen Flanellkutte an der Arbeit saß, so glaubte man einen Rabelais, einen pantagruelischen Pfaffen vor sich zu haben. Auf ge-

Digitized by Google

drungenem Torso, von einem muskulösen säulenrunden, blendend weißen Halse getragen, saß ein grobgearbeiteter Mönchskopf mit vollen rothen Wangen, sinnlich derben Lippen, krausen schwarzen Haaren und einer durch ihre substantielle Tüchtigkeit sich hervorthuenden Nase: „Prenez garde à mon nez, mon nez est un monde!", rief unser Realist dem Bildhauer David d'Angers entgegen, als dieser seine Büste zu modelliren sich anschickte. Das Beste und wirklich Schöne an jenem Gesichte waren ein Paar auffallend glänzende, von Temperament und Lebensfeuer leuchtende Augen. Die ganze Erscheinung des Mannes athmete Kraft und unbedingte Sinnlichkeit. Und dem äußeren Menschen entsprach der innere. Es ist hier nicht der Ort, alle die ergötzlichen Wunderlichkeiten Balzacs zu wiederholen, welche Gozlan, Gautier und Andere mit Anmuth erzählt haben. Ich begnüge mich, einem weniger bekannten Artikel Nettements einige charakteristische Züge zu entlehnen. Der fromme Legitimist bekennt mit sauersüßer Miene, daß Balzac „leider" sein Parteigenosse gewesen sei, daß er in Folge dieses Umstandes mehrfach mit ihm habe verkehren müssen. Eines Tages sei ihm nämlich ein „gros paysan" angemeldet worden, und der vierschrötige Kerl sei eben niemand anders gewesen als Balzac. Was Balzac den Legitimisten zuführte, sei im Grunde nur dessen Verehrung „für den Triumph der absoluten Gewalt" gewesen, die ihm in der sittlichen Welt ebenso wie in der physischen imponirte. Die legitimistische Partei, berichtet Nettement weiter, suchte seine Feder zu verwerthen, aber Balzacs Cynismus habe alles verdorben. Er schrieb 1832 in eine unter dem Patronate Bonalds gegründete Revue. Herr von Genoude kam auf den Gedanken, man könnte Balzacs Talent „réglé et épuré par les idées générales du journal" im Feuilleton der ultramontanen Gazette de France verwenden. Nettement übernahm es, das unreine aber brauchbare Individuum dem frommen Abbé vorzustellen. „Obgleich wir unten an der Treppe ihm noch dringend empfahlen, auf seine Worte zu achten, erklärte Balzac dem Herrn Abbé doch schon mit dem zweiten Satze, daß er ihm seine ganze Menagerie zur Verfügung stelle, — so nannte Balzac die Menschheit, deren Typen er in seinen Romanen sammelte, gänzlich vergessend, daß der Gott des katholischen Priesters, zu dem er sprach, Mensch geworden war, um die Menschen zu erlösen. Beim dritten Satze erklärte er sich bereit, an Wunder zu glauben, um so mehr, da er selbst schon durch Handauflegen welche verrichtet habe, mit Ausnahme freilich der Todtenerweckung, die ihm bisher noch nicht gelungen wäre."

Man sieht, Balzac war weder eine reine noch eine schöne Seele, noch das, was man einen Idealisten zu nennen pflegt. Seine Schriftstellereitelkeit ergötzte durch ihre kindliche Unbefangenheit. Er nannte sich den ersten Marschall der Literatur, betrachtete sein Lebenlang Napoleon als einen lästigen Concurrenten in der Gloire, und um das Publikum

Digitized by Google

mit seiner Person zu beschäftigen, pflegte er seine Finger mit einer Masse von massiven Ringen zu belasten, seine Haare nach mönchischer Weise zu scheeren, jenen kolossalen Stock mit goldenem Knopfe mitzuschleppen, welchen Mme. de Girardin im Titel einer ihrer gelungensten Novellen verewigen sollte.

Was Balzac neben seinem cynischen Humor und einer scharfen Beobachtungsgabe zur Romanschreiberei mitbrachte, war eine orientalische Phantasie, gepaart mit einem mächtigen Willen. Seine ungezügelte Einbildungskraft beherrschte sein ganzes Wesen und Treiben und betrog ihn um die vollen Resultate seines realistischen Scharfblicks. Seine Phantasie verlor sich — und das ist bezeichnend für den industriellen Roman der Epoche überhaupt — mit Vorliebe in den Träumen der unermeßlichsten Reichthümer und unerschöpflichsten Schätze, und schwelgte in den Vorstellungen des raffinirtesten Luxus. Gold und abermals Gold ist ihre Parole. Balzac ist der erste französische Romanschreiber, der seine Verliebten mitten im Kosen der Liebe noch rechnen läßt. Schildert er die Entbehrungen junger Leute, so weiß er sie mit goldenen Hoffnungen zu trösten, die ihnen die schmale und schlechte Kost „les durs biftecks de la vache enragée" mehren und würzen. Geld und Genuß sind überhaupt die herrschenden Motive seiner Helden. Der Millionentraum war übrigens auch die Privatbeschäftigung seiner freien Augenblicke, das Lieblingsfeld seiner humoristischen Improvisationen im Freundeskreise. Mit dieser rastlos arbeitenden, sein ganzes Wesen überwuchernden Phantasie durchlebte Balzac das Leben seiner Geschöpfe, besonders derjenigen, die sich in irgend ein Schatzgewölbe hinein gebohrt und da ihre Taschen gefüllt haben. Was Dickens entwickelter Feinfühligkeit mit den rührenden Typen seiner Dichtung widerfuhr, das wiederholte sich bei Balzac auf dem Felde des imaginären Genusses. „The richest imagination is that of a beggar", sagt Washington Irving, das bewahrheitete sich in der That bei unserem Realisten, denn bis gegen das Ende seines arbeitsamen Lebens schwankte Balzac zwischen den Polen des Ueberflusses und des Elends. Seine Creditoren waren das Positivste von Allem, was seine Phantasie beschäftigte. Diese freilich war noch reicher als sein Fucino Cane. Zu einer Zeit, da außer der Haute Finance noch Wenige an der Börse spielten, da eine Million noch etwas zu bedeuten hatte, mußten Balzacs Phantasiemillionen das Vorstellungsvermögen des großen Haufens noch weit mächtiger an- und aufregen, als sie es heutzutage vermöchten. Balzac umgab die Damen seiner aristokratischen und commerciellen Welt mit einem Luxus, dessen Budget dem wirklichen Finanzbaron als Gatte und als Cicisbeo die Gänsehaut über den Leib ziehen mußte. Sie statteten den Verbrecher, den satanischen Feind der Gesellschaft, mit einer Macht aus, die er glücklicherweise nie besessen hat. So hat Balzacs Zauberstab die Löwinnen der Demi-Monde zu aristokratischen Salonköniginnen, seine „Hommes forts"

Digitized by Google

zu übermenschlichen Virtuosen der brutalen physischen Kraft gemacht, überhaupt eine Welt von Schemen creirt, die das naive Europa Jahre lang für das authentische Panorama des Pariser Lebens zu halten geneigt war.

Balzacs Willenskraft kam an Intensität seiner Phantasie gleich. Wie J. J. Rousseau hatte Balzac mit der Form unendlich viel zu schaffen. Ein Abgrund that sich auf zwischen seinem Gedanken und seinem Ausdruck. Im Schweiße seines Angesichts fuhr er fort nach dem zu ringen, was er nach dem Urtheile seiner Landsleute nie erreicht, was er stets und schmerzlich an seinen Leistungen vermißt hat, — der stilistischen Vortrefflichkeit. Sainte Beuve lobt zwar Balzacs malerische, in ihrer Corruption reizende, im Sinne der Alten asiatische Schreibweise, aber auch er vermißt an ihr Durchsichtigkeit und Schärfe. La Bruyère sagte einmal, unter allen möglichen Arten einen Gedanken auszudrücken, gebe es eben nur eine, welche die rechte und die ächte sei. Diese einzige sei nun aber gerade die, welche zu erwischen Balzac nicht gelingen wolle. Seine Diction baue sich aus Versuchen und Tastungen auf, seine Ausdrücke seien selten glückliche Ergebnisse jenes Suchens. Und fast das Nämliche lasse sich von seiner Führung der Handlung, von seiner Oekonomie und Architektur, kurz von seiner Composition im großen Ganzen sagen. Hier fehle ihm der künstlerische Takt. Gautier bestätigt dieses mit den Worten: „Balzac n'avait pas le don littéraire." — Aber Balzacs verbissener und ingrimmiger Wille kämpfte heldenmüthig mit allen diesen Hindernissen. Seine Druckcorrecturen mit ihren Zusätzen, ihren ausgestrichenen Stellen, ihren Klammern, Curven, Sternchen und Punktreihen glichen der kindlichen Darstellung eines complicirten Feuerwerks und die Setzer erklärten, nicht über eine Stunde „Balzac" arbeiten zu wollen. In diesem Punkte war Balzac entschieden Künstler und Idealist; konnte er sich doch nie dazu entschließen, seinen Bogen aus den Händen zu geben, so lang er ihn für verbesserungsfähig hielt, — lieber ließ er sich das Honorar beschneiden, als daß er seiner beschwerlichen Correcturmethode entsagte. Mit dieser hat er denn, wie dies kaum ausbleiben konnte, nicht nur verbessert, sondern mitunter auch verdorben. So weist Sainte Beuve darauf hin, daß die erste Ausgabe der „Femme de trente ans" besser gelungen sei als die spätere Ueberarbeitung. Dieses zähe Ringen nach künstlerischer Vollendung begründet Balzacs Anspruch auf eine höhere Stelle als diejenige eines banausischen Arbeiters in der großen Romanindustrie seiner Zeit.

Und nun zu Balzacs Werken. Der phantasievolle und willensstarke Mann stellte sich eine Lebensaufgabe, welche er mit herkulischem Kraftaufwande durchgeführt hat. Nachdem er noch im Laufe der zwanziger Jahre unter verschiedenen „Noms de plume" eine Menge längst verschollener Romane geschrieben, seit 1829 durch einen Treffer die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, faßte er gegen 1835 den Plan, das große Marionettenspiel des Pariser Lebens unter dem zusammenfassenden Titel

Digitized by Google

der „Comédie humaine“ in einer Reihe von Romanen darzustellen. Man denkt unwillkürlich an den Reichthum Shakespeare'scher Gestaltungskraft, wenn man Balzacs zahlreiche Typen durchmustert. Mag seine intuitive Beobachtung dieselben unter den altfränkischen Gestalten des Kaiserreiches, unter den aristokratischen Figuren der Restauration, oder endlich in der Bourgeoisie des regenschirmbewaffneten Bürgerkönigs zusammensuchen, der Träumer ist zugleich ein positiver Realist, der Phantasiemensch porträtirt wie ein photographischer Kasten, er vergißt keine Warze, keine Falte, er versteht es die tiefsten Schatten mit den hellsten Lichtern zu contrastiren, seinen Gestalten durch die Contraste des Colorites ein siegreiches Relief zu verleihen. Chargirt wird beiläufig aus künstlerischen Gründen, wie Michel Angelo Muskeln zusetzt, um die Idee der Kraft zu erzeugen, wie der Landschafter den Himmel tiefer blau malt, um die Okerfelsen herauszuheben, wie der Komiker die menschlichen Schwächen übertreibt, um die Wirkung nicht zu verfehlen. Historisch betrachtet, mag Balzacs Gemälde ein treuloses genannt werden, denn die Pariser Welt, die er uns malt, hat niemals existirt. Aber er entbehrt nicht der künstlerischen Wahrheit. Seine Gebilde haben Fleisch und Blut. Die mächtige Realität seiner Gestalten gräbt sich tief ein in die Phantasie des Lesers. Die Vertiefung seiner Charaktertypen ist das Kriterium seiner dichterischen Befähigung. Weniger glücklich ist die Anlage seiner Handlung. Es fehlt ihm jene bei den Franzosen sonst so allgemeine Erzählergabe, welche den Leser sanft hinein- und wieder hinausführt, ohne ihm das Verständniß der Intrigue verdrießlich zu machen. Eine individuelle Manie und eine Manie seiner Zeit spielen ihm obendrein noch manchen bedenklichen Schabernack. Mit dem kindischen Behagen eines Raritätensammlers verliert er sich in Schilderungen alter Möbel und ehrwürdiger Kunstreliquien, so daß sein Roman mitunter einer Trödelbude von buntem Krimskrams und allerlei Bric à-Brac-Artikelchen gleicht. Die zeitgenössische Manie aber, die auch in seinen Romanen spukt, ist die excentrische Projectmacherei der dreißiger Jahre. Ein Romandichter begnügt sich da selten, den Leser mit der Erzählung und ihren Charakteren allein zu beschäftigen. Er muß Höheres bieten. Er hat vor allem die socialen, politischen, religiösen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Fragen des Tages zu beantworten, die gesellschaftliche Organisation der Zukunft zu finden, das entscheidende Wort über Magnetismus, Elektricität, Theosophie, Toxicologie und Physiologie auszusprechen. Diese Narrheit der Zeit gräbt ein großes Loch in Balzacs Weg, in das er immer wieder hineinpurzelt, aus dem er mit verrenkten Gliedern wieder emporkriecht. Wie manche Seite hat Balzac mit solchen Excursionen angefüllt, die der geneigte Leser, wofern er Vernunft besitzt, ganz ruhig überschlagen wird!

Balzac der Philosoph ist übrigens nur eine neue Seite von Balzac dem Realisten. Der ihm persönlich befreundete H. Beyle-Stendhal liefert

Digitized by Google

ihm den ganzen Inhalt seiner materialistischen Anschauung, und so ist auch der physiologische Hocus Pocus von Stendhals Terminologie in Balzacs Sprache übergegangen. Beyles pessimistischer Cynismus ist auch bei Balzac ein stehender Effectartikel. Das sittliche und das ästhetische Ideal scheinen ihm gleich verhaßt zu sein. Die Poeten als solche sind Balzac zuwider. Für die Liebe findet er keine höhere Definition als diejenige eines Vergnügens, das den Frauen Erröthen und den Männern Lachen abnöthigt. Die Seele braucht er nicht im Blicke zu suchen, sie strömt ihm aus den Poren entgegen. „Il nous semble voir les pores de son visage et surtout ceux de son front livrer passage au sentiment intérieur dont il était pénétré.“ Den Willen definirt er so: „La volonté est une force matérielle semblable à la vapeur, une masse fluide dont l'homme dirige à son gré les projections.“ Die Furcht wird physiologisch also umschrieben: „La peur est un phénomène comme tous les accidents électriques.“

Wie es Leuten, die an gar nichts zu glauben behaupten, oft genug ergeht, Balzac glaubte an die Narrheiten der Mystik, an die geheimnißvolle Kraft der Eigennamen, an Wahrsagerinnen, kurz dieser materialistische Philosoph war rechtschaffen abergläubisch. Mit gespannter Aengstlichkeit sucht er sich auf den Aushängeschilden der Vorstädte die wirksamsten Namen für seinen neuen Roman zusammen und Gautier erzählt eine mit Balzac unternommene Fahrt zur Entdeckung einer Wahrsagerin. Sie gelangten aber an die Unrechte und wurden von der sittlich empörten Matrone mit einem Hagel der wirksamsten Injurien von dannen gejagt.

Betrachten wir die sittliche Lebensanschauung unseres cynischen Philosophen, so stoßen wir sofort auf eine scheinbare Indifferenz, hinter welcher sich ein instinctiver Haß gegen Pflicht und Gewissen versteckt. Wer Balzac wegen seiner unsittlichen Charaktere zur Rechenschaft ziehen wollte, dem pflegte er zu antworten: „Ich spreche nirgends in meinem eigenen Namen, ich betrachte, beschreibe, acceptire einfach die Thatsachen, ohne die Pretention, widersprechende Anklagen prüfen zu wollen. Das Leben erscheint mir als interessante Komödie, deren Charaktermasken dem Zuschauer die Zeit zu vertreiben da sind.“ Die Ausflucht ist zu seicht, um einer ernsten Widerlegung zu bedürfen. Wenn Balzac seinem Vautrin die Logik Satans leiht, ihn mit allen Eigenschaften des „Kraftmenschen“ ausstattet — l'homme fort ist Balzac's Schlagwort — wenn er immer wieder den Triumph der Gewalt als sein Ideal setzt, wenn er in seinen „Parents pauvres“ die ekelhafteste Ausschweifung in ihre faulsten Verirrungen begleitet, überhaupt das Kranke und das Corrupte als Vorwurf wählt und das Schöne und Gute höchstens im Hintergrunde des Bildes zeigt, wenn er Geld und Genuß als die einzigen Ziele menschlichen Strebens empfiehlt, ruft er da nicht jedem Leser zu, was Juvenal seinem Bösewicht in die Seele schiebt: „Aude aliquid carcere dignum,“ wage

Digitized by Google

das Böse und du hast Aussicht glücklich zu werden? Und da sollte von keiner moralischen Verantwortlichkeit mehr die Rede sein?

Das Schlimmste aber bleibt noch zu sagen. Balzac, Sue und die andern Materialisten des französischen Romans begnügen sich nicht damit, die Corruption interessant zu machen, sondern sie stellen geflissentlich alle sittlichen Begriffe auf den Kopf, indem sie uns die Meinung beibringen wollen, als stünden ihre Helden weniger groß und herrlich da, wenn sie den einfachen Weg der braven Leute wandelten. Sie haben den tugendhaften Verbrecher, den ehrlichen Spitzbuben und die keusche Dirne erfunden. „Nirgends," sagt Balzac, „wird Rechtschaffenheit pünktlicher beobachtet als auf der Galeere." Umgesetzt in's Urtheil des naiven Lesers heißt das: „Wer nicht im Zuchthaus gesessen hat, muß ein Schuft sein." So wird die Gesellschaft zur Verbrecherin und der Sträfling zum Märtyrer. Balzacs eigene Moral faßt sein Vautrin in die Worte zusammen: „Der Mensch ist mehr oder weniger Heuchler und das nennen dumme Leute sittlich oder unsittlich. Aber die Welt ist immer dieselbe gewesen, kein Moralist wird sie verbessern."

Balzacs Ruhm soll namentlich durch seine Leserinnen gepflegt worden sein. Seine Erfindung „der Frau von dreißig Jahren" scheint ihn hier empfohlen zu haben, eine Erfindung, die sein Schüler Bernard zur großen Befriedigung einer weiteren Kategorie von Leserinnen durch „Die Frau von vierzig Jahren" completirte. Den Typus dieser reifen Heldin hatte übrigens schon Constants Adolph aufgestellt, freilich ohne alle Wärme des Colorits, als einfaches Product einer psychologischen Analyse. Jules Janin's Geschwätzigkeit hat jenen Typus nicht ohne Humor persifflirt.

„Die Frau von dreißig bis vierzig Jahren war früher ein Territorium, das als verloren für die Passion, d. h. für den Roman und das Drama galt; aber heutzutage herrscht die vierzigjährige Frau allein im Drama und Roman. Diesmal hat die neue Welt ganz die alte Welt unterdrückt, und die Frau von vierzig Jahren besiegt das junge Mädchen von sechszehn. „Wer klopft?" ruft das Drama mit seiner tiefen Stimme. „Wer ist da?" schreit der Roman mit seiner hohen Fistel. „Ich bin es," antwortet zitternd das sechszehnte Jahr mit seinen Perlenzähnen, seinem Busen von Schnee, mit seinen weichen Linien, seinem frischen Lächeln, seinem sanften Blick. „Ich bin es. Ich stehe in dem Alter wie Junie bei Racine, Desdemona bei Shakespeare, Agnes bei Molière, Zaïre bei Voltaire, Manon Lescaut beim Abbé Prévost, Virginie bei Saint-Pierre. Ich habe das Alter aller keuschen Neigungen, aller edlen Instincte, das Alter des Stolzes und der Unschuld. Weist mir meinen Platz an, lieber Herr!" So spricht das liebliche Alter von sechszehn Jahren zu den Romanschriftstellern und Dramendichtern; aber sofort antworten Romanschriftsteller und Dramendichter: „Wir sind mit deiner Mutter beschäftigt,

Digitized by Google

mein Kind. Komm nach zwanzig Jahren wieder und wir wollen sehen, ob wir etwas aus dir machen können."

„Es gibt jetzt in Drama und Roman nichts anderes als die Frau von dreißig Jahren, welche morgen vierzig Jahre alt werden wird. Sie allein kann lieben, sie allein kann leiden. Sie ist um so dramatischer, als sie zum Warten keine Zeit mehr hat. Was sollten wir mit einem kleinen Mädchen anfangen, das nichts als weinen, lieben, seufzen, lächeln, hoffen und beben kann? Die Frau von dreißig Jahren weint nicht, sie schluchzt; sie seufzt nicht, sie wimmert; sie liebt nicht, sie verzehrt; sie lächelt nicht, sie kreischt; sie träumt nicht, sie handelt. Das ist das Drama, das ist der Roman, das ist das Leben. So sprechen, handeln und antworten unsere großen Dramatiker und unsere berühmten Novellisten." (Brandes, Hauptströmungen I.)

Gautier, an einer Stelle seiner langen Studie über Balzac, will keine Verwandtschaft zwischen Balzac und den späteren Realisten gelten lassen. „Man hat unsere gegenwärtige realistische Schule von Balzac herleiten wollen, aber Balzac hat mit ihr durchaus nichts zu schaffen." Gautier setzt sich hier in Widerspruch mit der allgemeinen Ansicht nicht nur, sondern mit dem Zeugnisse der Thatsachen, macht übrigens die Sache, wie häufig, als vornehmer Großsprecher ab: denn wenn die ängstliche Copie der Wirklichkeit, der cynische Pessimismus, das Haschen nach dem brutalsten Ausdrucke, die physiologische Manie, die Feindseligkeit gegen das sittliche und das ästhetische Ideal, die Anbetung der rohen Kraft keine innere Verwandtschaft begründen, so muß wahrhaftig jede literarische Tradition in Zukunft angezweifelt werden.

In dem seit 1836, d. h. seit der Einführung der wohlfeileren Zeitungen (les journaux à 40 Frs.), rasch und mächtig sich entwickelnden Feuilletonromane thut sich namentlich Eugen Sue hervor. Ich kann über diesen begabten und fruchtbaren Autor um so leichter hinwegschreiten, als er mehr in das Gebiet der Industrie denn in dasjenige der Kunst gehört. Während Balzac, einem künstlerischen Freiheitstriebe folgend, sich den technischen Bedingungen weder des Feuilleton noch der Bühne fügen wollte und deshalb weder dort noch hier Erfolg ernten konnte, war Sue im Gegensatze hierzu der eigentliche König des Feuilletongebietes, der ahnungsvolle Engel des alltäglichen Geschmackes und des täglichen Bedürfnisses. Sue besaß nicht weniger, vielleicht noch mehr Erfindungsgabe als Balzac, dazu ein Talent der raschen Composition, der packenden Erzählung, endlich die gefährliche Doppelgabe, die verdorbene Blasirtheit durch das Raffinement, die naive Rohheit durch die heiße Würze gröbster Sinnlichkeit zu befriedigen. Man möchte Sue einen praktischen Humoristen nennen, wenn man überlegt, wie dieser Mann durch giftige Romanpamphlete gegen die Reichen reich geworden ist, wie er den Luxus und die Corruption der Vornehmen denuncirt, um so bald als möglich selbst

Digitized by Google

jenen Luxus theilen und jene Corruption mitmachen zu können. Er selbst hat sich vortrefflich gezeichnet, wenn er einmal schreibt: „Nicht diejenigen sind fluchwürdig, die sich schlagen mit den Waffen in der Hand, sondern jene Demagogen und Schwindler, die im Interesse ihrer Selbstsucht und ihrer Gemeinheit die Leichtgläubigkeit der Masse ausbeuten."

So schritt man der Katastrophe von 1848 entgegen. Der Feuilletonroman der vierziger Jahre hatte durch seine industrielle Tendenz allerdings auf die literarische Würde und den künstlerischen Werth verzichtet, dafür aber auf dem Gebiete der socialen Fragen einen Einfluß erworben, der ihm die Bedeutung einer mit der revolutionären Presse verbündeten Macht verlieh. Wenn Balzac durch seine cynischen Phantasiemalereien die höheren Klassen dem Hasse der unteren Gesellschaftsschichten überlieferte, wenn Sue durch aufregende Bilder des Elends die leidende gegen die genießende Welt aufhetzte, im Ewigen Juden ein sociales Utopien als die endliche Lösung des Conflictes entrollte, wenn endlich Lamartines Girondins den zündenden Funken in's Pulverfaß schleuderten, — so konnte sich Keiner mehr der Thatsache verschließen, daß die Romanliteratur nicht länger ein bloßer Zeitvertreib, daß sie nunmehr eine Macht geworden sei, mit der man zu rechnen habe.

Kaum hatte sich der Pulverdampf von 1848 und 49 verzogen, als die politischen Parteikämpfe, die Redeschlachten, die Wahlen, die Reconstruction der Gesellschaft, endlich der Staatsstreich vom December 1851 und der bald hereinbrechende Krimkrieg die Gemüther in eine Spannung versetzten, die der Literatur des Friedens nichts weniger als günstig sein konnte.

„Wer den traurigen Winter von 1856 durchgemacht," sagt Nettement in seinem Buche über den zeitgenössischen Roman, „der begreift, daß man damals für Romane wenig Interesse haben konnte. Unsere Herzen weilten vor den Mauern Sebastopols, sie waren bei den Kämpfenden und den Gefallenen." Hiermit stimmt eine Notiz, die Gautier einem Feuilleton von 1854 einverleibt hat. „Unser Buchhandel producirt fast nichts als neue Auflagen alter Bücher. Es hat den Anschein, als ob ein Jeder, in Erwartung einer neuen Aera, seine Kräfte sammeln und sich marschbereit machen wolle."

Erst nach dem russischen Friedensschlusse kehrte jenes Behagen zurück, das die Gemüther den Kunstgenüssen wieder zugänglich macht. Und rasch verwandelte sich nun die Scene. Für Land und Hauptstadt zog eine Aera steigender Prosperität herauf. Das neue Kaiserreich, nach außen mächtig, den inneren Feinden vorläufig gewachsen, bot die sichersten Garantien des Friedens und der Ordnung, die Geschäfte blühten und das Gold fing an in breiten Strömen zu rollen. Der Crédit mobilier, der Crédit foncier, Pereire, Hausmann, Morny, Mirès begingen die Flitterwochen und leiteten die Saturnalien des Gründerthums ein. Das alte Paris wurde abgebrochen und einem buntbefiederten Phönix vergleichbar, stieg eine neue

Digitized by Google

und prächtige Stadt aus dem Schutte empor. In der lauen Atmosphäre materieller Wohlfahrt regten sich bald die üppigsten Gelüste, während die geistige und die sittliche Energie im Wohlleben nachgerade zu verkümmern drohte. Kein Wunder, wenn die Malerei und die Dichtung der Tagesstimmung folgten, von dieser beeinflußt, ihrerseits auf sie zurückwirkten. Es ist bezeichnend, daß, wie früher zwischen 1815 und 1825 die romantischen Maler den romantischen Dichtern, so auch heute die Realistischen des Pinsels den Realisten der Feder als Wegweiser voran oder als Bundesgenossen zur Seite gehen.

Wir stehen im Jahre 1858. Halten wir erst Rundschau. Balzac, Sue, Soulié sind todt. Von der alten Garde steht noch Dumas, der fleißige Neger, aufrecht da. Unterdessen ist seit 1848 eine neue Realistengruppe unter ihrem Führer Champfleury in die erste Linie gerückt. Es sind die Kinder des Pariser Zigeunerlandes, jener „Bohème des hommes déclassés", der verkannten und der liederlichen Genies, der Künstler- und Schriftstellervagabunden, deren Mehrzahl nach einem wilden und kurzen Leben im Elend untergeht. — Eine zweite Realistengruppe bilden Flaubert und Feydeau, die Sensationshelden des „physiologischen" Romanes von 1857 und 58, eine dritte die mehr oder weniger kurzweiligen Erzähler und Schauerromantiker, Dumas fils, About, Ponson du Terrail, der Heros des Feuilletonromans und Erbauer „Rocamboles" u. s. w. — Sand, Sandeau, Cherbuliez, Feuillet sind den genannten Gruppen gegenüber Idealisten und zählen in Frankreich zu den Säulen der „Littérature honnête", was freilich hier zu Lande cum grano salis zu verstehen ist.

Mit seinem aus den Zigeunerzeiten ihm theuer gebliebenen Maler Courbet schließt Champfleury eine förmliche Allianz zur Durchführung eines realistischen Programmes, für welches der fein angelegte Murger mehr aus kameradschaftlicher als aus künstlerischer Rücksicht ebenfalls einsteht. Dieses Programm nun fordert in erster Linie eine brutal realistische Sprache mit paradoxer Pretiosität des Ausdrucks. Effecte um jeden Preis! so heißt die Parole auch heute wieder. Man beachte hier das einmüthige Streben auf der ganzen Linie: Proudhon: Dieu c'est le mal! La propriété c'est le vol! — Taine: La vertu et le vice sont des produits comme le sucre et le vitriol. — Hugo: Le laid c'est le beau — Champfleury: Le nom de Cyprien lessiva ses inquiétudes. — La demoiselle éponga ses envies de mariage. Ueberall sucht man vor allem den Effect. — Und wenn wir nach den inhaltlichen Forderungen jenes Programmes fragen, so lauten sie auf sklavische Copie des Wirklichen, soweit dieses Wirkliche gemein und unschön ist. Endlich soll nebenbei auch die Rache des Proletariats an den besitzenden Klassen zu ihrem Rechte gelangen.

Mit seinem Debut: „Histoire du Chien Caillou" (Hund Kieselstein ist der Name des Helden) 1848 lieferte Champfleury in der That ein

Digitized by Google

erschütterndes Bild des Hungers und der Noth, während seine späteren Leistungen die gründlich langweiligen und gemeinen Gestalten des bürgerlichen Alltagslebens so vielfach und so getreu photographiren, daß die tödtliche Langweile jener Regionen mit in seine Romane einzieht. In seinem Gemälde aus dem Zigeunerland ist Champfleury wiederum so buchstäblich wahr, daß jene Welt des wilden Jubels und des tiefen Wehs, die Murgers köstlicher Humor und zarte Poesie verklärt und reinigt, uns abermals unerträglich wird; denn seine Herren Künstler entpuppen sich als knotenhafte Gauner, seine Grisetten als Straßendirnen.

Flaubert und Feydeau führten den realistischen Roman aus der stinkenden Luft des Zigeunerquartiers in's parfümirte Boudoir der Ehebrecherin. Für dieses Genre stellte sich ein anständiges Wort im rechten Augenblicke ein, man nannte es „le genre physiologique". Das Motiv war allerdings kein neues, aber die raffinirte Ausbeutung der hier erwachsenden Conflicte mit Gesetz und Sitte erreichte durch die tief realistische Behandlung nie dageweseue Massenerfolge. Flauberts Madame Bovary ist die Geschichte einer Ehebrecherin, die mit dem Selbstmorde endet, und Feydeaus Fanny behandelt das Thema der Eifersucht nicht etwa des Ehemannes, sondern seines Rivalen. Es muß indeß gesagt werden, daß beide Romane künstlerisch weit höher stehen als die geschmacklosen und uncorrecten Dichtungen Champfleurys, der sich selbst zum Haupte einer Schule macht, dessen wirkliche Führer Flaubert und Feydeau sind: haben doch ihre Erfolge die Malot, die Goncourt, Gaboriau, Claretie angeregt und großgezogen.

Was Vapereaus Jahrbuch von 1858 schrieb: „Wir stehen am Anfange eines Processes, der noch lange nicht erschöpft ist; wir werden den Kelch bis auf die Hefe zu leeren haben," das hat sich bereits erfüllt. Hugos socialistische Romane sind theilweise hierher zu ziehen, ganz besonders aber die häßlichen Mißgeburten, als deren Erzeuger Emile Zola sich nennt. Zola beweist wieder einmal, wie ein „parti pris" und eine Tagesmode ein schönes Talent verderben kann. Er begann 1864 mit humoristischen Novellen, welche die Kritik „das Buch eines muthwilligen Berquin" nannte! Berquin aber ist ein französischer Campe oder Christoph Schmid, ein harmloser „Verfasser französischer Ostereier". Und was hat der Tagesgeschmack aus Zola gemacht! Unmöglich, das Gemeine brutaler darzustellen, die üblen Gerüche von ganz Paris wirkungsvoller in Worte umzusetzen! Man lese seine „Naturgeschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreiche (Les Rougon-Macquart, Le ventre de Paris etc.)." Schildert Zola seine Bauern, so glauben wir uns in einer Menagerie zu befinden. Das Bild des Thieres kehrt auf jedem Blatte wieder. Lachen diese Geschöpfe, so lachen sie „mit dem verschlagenen Schmunzeln einer zuchtlosen Bestie (d'un rire sournois de bête impudique)", befinden sie sich unwohl, so „schnauben sie gewaltig wie gehetzte Bestien", sind sie hübsch, so ist das

Digitized by Google

wieder eine „Beauté de bête“. Ein Thier ist der Bauer, ein Thier der Mensch im großen Ganzen! so schreit uns dieser Realist auf jeder Seite in die Ohren, damit wir ja auf keine anderen Gedanken mehr verfallen. Daß diese Richtung nachgerade einen eigenen Wortschatz sich geschaffen, der die Lectüre dieser Romane auch dem französischen Leser höchst verdrießlich macht, braucht kaum gesagt zu werden. „Que devient au milieu de ces fureurs l'honnête clarté de la langue française!“ So seufzt in einem Artikel über Zola ein Kritiker der Revue des deux Mondes. Wenn man Zola im eigenen Lande kaum versteht, was sollen wir Ausländer mit ihm und seinen Genossen anfangen? — Unterhaltend wäre es schließlich, auch den Spuren Darwins, Taines und anderer Materialisten in diesen Erzeugnissen des neuesten französischen Realismus nachzugehen. Dieselben verrathen sich mitunter in den köstlichsten Phrasen und Rodomontaden. In einer Vorrede Zolas lesen wir: „Ich nehme mir vor, die doppelte Frage des Temperamentes und des „Milieu“ zu lösen und dabei den mathematischen Faden zu verfolgen, der von einem Menschen zum andern herüberläuft. Die Familienverwandtschaft hat ihre Gesetze wie die Schwere.“ Hier redet Meister Taine aus dem Munde eines materialistischen Säuglings. In folgender Wendung spukt das Gespenst Darwin: „Quand le marquis eut trouvé que l'atavisme le faisait le père de Denise, il éprouva un profond soulagement.“ Auch den nagenden Verdacht des Ehemannes wirft du segensreicher Darwinismus beseitigen!

Was Zola in Prosa versucht, das hat (schon 1857) Baudelaire der Poesie angethan. Seine „Fleurs du mal“ zeigen einen gewiß unter tausend Mühsalen und endlosen Strapazen glücklich angequälten Realismus, der sich im Ekelhaften am meisten zu gefallen scheint (vgl. das Gedicht Nr. 30: „Une charogne!“). Auf Baudelaire paßt Momsens Urtheil über den impotenten Persius: „Das rechte Ideal eines hoffärtigen, mattherzigen, der Poesie beflissenen Jungen“ (Röm. Gesch. I, 237).

Wir stehen am Ende unserer Entwicklung. Die Geschichte des französischen Realismus zeigt uns eine wachsende Bewegung, welche Schritt hält mit der steigenden Fluth des Materialismus überhaupt, in der Kunst, in der ästhetischen und metaphysischen Speculation ihre Parallelen findet, vor unseren Blicken einen pathologischen Proceß entrollt, der als Reaction gegen den Klassicismus mit den Romantikern anhebt, als Reaction gegen romantische Sentimentalität in den Fanfaronaden der „Ecole de l'art pour l'art“ seine üppigen Flegeljahre durchmacht, durch den „physiologischen“ Roman von 1857 in den Specialdienst der Erotik, von Balzac, Sue, Champfleury, Hugo und Zola in denjenigen eines pessimistischen Socialismus gezogen wird. Im Leben der Literatur gibt es aber glücklicherweise keine tödtlichen Krankheiten. Auch dieser Proceß wird sich erschöpfen und einer gesunderen Geschmacksrichtung Platz machen. Der neueste Romandichter von Bedeutung, Alphons Daudet, geht im Ganzen nicht über

Digitized by Google

Dickens' Realismus hinaus und weiß, wie der große engliſche Realiſt, ihm einen humanen Gedanken, eine empfindſame Seele einzuhauchen. Die „Contes de mon moulin", „le petit Chose" (wie David Copperfield, Dichtung und Wahrheit aus des Dichters eigenem Leben), die Epiſode der Familie Delobelle in „Fromont jeune et Risler aîné" beweiſen das. Wir dürfen Daudet als eine Wendung zum Beſſeren begrüßen. Denn mit ihm iſt die franzöſiſche Dichtung jener goldenen Mitte wieder näher gerückt, welche Schiller mit den Worten fordert: „Der Dichter ſoll ſich über die Wirklichkeit erheben und innerhalb des Sinnlichen ſtehen bleiben."

Digitized by Google

Moriz Schwind zum Gedächtniß.

Von

Bauernfeld.

— Wien. —

In meinem Zimmer hängen zwei Bilder von Schwind. Das eine ist eine früheste Jugendarbeit: ein Ritter, zugleich Beschützer einer kaum angedeuteten, etwas derben Maid, welcher ein Ungeheuer bekämpft. Vermuthlich Perseus und Andromeda. Der Ritter mit dem aufspringenden Pferde mahnt an Raphaels „Heliodor". Man erfährt, welches Muster dem Jüngling vorgeschwebt und mit welchem poetischen Hauche das Nachbild angeweht ist. Es ist zugleich derb und tüchtig gemalt und in dem ernst-dunkeln Ton gehalten, wie er dem Stoffe geziemt. — Das andere Bild rührt aus den späteren Jahren des Künstlers her und gehört unter seine „Reisebilder", deren er an die vierzig gemalt und die er wol auch als „Lustspiele" zu bezeichnen liebte. Graf von Schack in München ist der Eigenthümer der Mehrzahl dieser köstlichen Schöpfungen. Das eine Stück, welches ich besitze, ist aus der „Schwind-Ausstellung" bekannt. Wir beide als junge Leute (er war seiner Zeit schlank und mager wie ich) fahren auf einem „Leiterwagen" in einer poetisirt-österreichischen Gegend. Auch der Fuhrmann, die Pferde, Alles ist ächt österreichisch, wie wir selber. Die Farbe einfach, natürlich, klar, licht-übergossen. Eine Handzeichnung aus seinem letzten Lebensjahre hängt über dem Bilde. Die Zeichnung hat drei Abtheilungen. Im Mittelstück sitzt der alte, längst ziemlich corpulente Freund, nach dem Leben getroffen. Die Cigarre in der Hand, wendet er seine immer feuersprühenden kleinen Augen behaglich schmunzelnd nach mir, der im Schlafrock sitzt und ihm aus einem Manuscripte vorliest. Das war von jeher des Freundes Begehren, so oft er zu mir, wie er sich ausdrückte, zum „Lever" kam. Ein Schulkamerad von uns beiden (er starb erst im Sommer dieses Jahres 1877)

Digitized by Google

ordnet die Bücher in meinem Zimmer; Raimunds „Jugend" schwebt über uns und schneidet mir die Feder; Schuberts Büste blickt freundlich auf uns. — Die Abtheilung rechts bringt eine Wiener Gesellschaft von anno dazumal, Damen und Herren mit einiger Porträtähnlichkeit; Liszt tobt seitwärts auf dem Klavier. In der Abtheilung links schwebt die etwas derbe Nymphe des Starnberger Sees über den Wassern; ein Nachen mit weiblichen und männlichen Figuren landet eben an dem anliegenden Häuschen Schwinds. — Wer weiß nicht, mit welcher Anmuth er zu zeichnen verstand? Er wollte die Skizze mit Wasserfarben leicht coloriren und mich an meinem Geburtstage damit überraschen — da überraschte ihn der Tod. —

Ich besaß noch zwei kleine Bildchen des Freundes, die ich bereits vor Jahren einer Freundin überließ: einen bärtigen Rübezahl, welcher durch den Wald streift. Alles braun, Recke wie Bäume. Ein märchenhafter Ton. — Das andere Bildchen stellt einen kecken, protzigen Kerl dar, in farbenreichen, hell schimmernden Gewändern. Er schreitet dahin, als gehörte ihm die Welt. Wir hatten uns über Schwind lustig gemacht, wenn er in seiner übermüthigen Laune war. Da schmierte er das Ding in ein paar Stunden zur Erinnerung hin.

Ich erwähne dieser künstlerischen Kleinigkeiten, die ebenso charakteristisch gezeichnet als im Charakter gemalt sind, ein jedes in Farbe und Ton verschieden. Mir ist sehr wohl bekannt, daß man übereingekommen ist, unserem Schwind, wie auch seinem Zeitgenossen Kaulbach (und diesem mit weit mehr Recht) die Farbe geradewegs abzusprechen, wenn man ihn auch als Zeichner gelten läßt. Jedenfalls wird man anerkennen müssen, daß er sein Lebelang ehrlich bemüht war, seine Farbe zu suchen, und diese jedesmal dem eben gewählten Stoffe anzupassen. Jeder ächte Künstler muß sich mehrmals abhäuten und verwandeln. Das gilt vom Maler so gut wie vom Musiker und Dichter. Von der „Laune des Verliebten" und den „Mitschuldigen" bis zu „Faust" und „Iphigenia", von Mozarts ersten Klavier-Sonaten, an denen noch die Clementische Eierschale klebt, bis zur „Jupiter-Symphonie", zu „Don Juan" und „Zauberflöte" und „Requiem" — was für ein Weg, welche Phasen! Man ehrt aber die vollendeten Schöpfungen eines Meisters nicht eben damit, daß man seine Anfänge verachtet. In der Kunst gibt es Uebergänge, keinen sogenannten „überwundenen Standpunkt". Was Einmal Leben hatte, lebt für immer. Anakreons Taube girrt heute noch wie vor zweitausend Jahren, und Catulls Trauer um den Sperling seines Mädchens klingt wahr und innig wie an dem Tage, an welchem das Gedicht entstanden war. Alle Kunstwerke stehen übrigens in einem gewissen Zusammenhang, und so ziemt es, die Kunst da fortzusetzen, wo sie die letzten Meister gelassen. Auch in der Malerei gibt es einen Homer und Homeriden wie in der Poesie. Der moderne Künstler (nicht

Digitized by Google

der Mode-Künstler) wird sich in das Leben der Antike sowie der mittelalterlichen Kunst versenken, ohne beide neu aufwärmen zu wollen. Welcher Dichter wollte auch eine Ilias post Homerum schreiben? Welcher Maler wird daran denken, die todte christliche Mystik zu galvanisiren, die magern Heiligen, die gekreuzigten und in Oel gesottenen Märtyrer zu einem neuen Scheinleben (zu unserer Marter) wieder aufzuwecken! — Man verstehe mich aber recht! Man soll nicht etwa thun, als wären Jupiter und Christus gar niemals auf der Welt gewesen! Sie wären da, sind noch immer da, und man kann ihrer gar nicht entbehren, selbst des alten Olympiers, wenn man auch nicht mehr „beim Zeus" schwört und dem Liebhaber so vieler göttlicher und Erdenweiber keine Hekatomben mehr opfert. Auch das alte Römer- und Griechenthum lebt und blüht noch frisch, nur anders als in der steifen französischen Tragödie, die sich einbildete, es nachzuahmen, aber nur eine Karrikatur daraus zu machen verstand. Im „Julius Cäsar" ist das Römerthum neu und lebendig wieder geschaffen, aber nicht für alte todte Römer (wie etwa in Collins „Regulus"), sondern für frische lebendige Engländer, sowie „Iphigenia" nicht im alten Griechen-Stil, sondern in modern-deutscher Lebensempfindung gedichtet ist. — In eben solcher Weise hat auch der große Cornelius Heidnisches wie Christliches so gut gebraucht und benutzt wie ihrer Zeit Raphael und Michel Angelo.

Alle Kunst ist Uebergang. Allein der Raphaelsche Weg, sagt man uns, ist nicht fortzusetzen — mag sein! Vielleicht eben so wenig wie in der Musik der Mozartsche. Aber muß man darum hinter Raphael und zu Clementi zurückkehren? Gewiß nicht! In der Kunst gilt nur ein Vorwärts. Das Schöne hat Raphael in seiner Art und Weise gebracht — seht zu, daß Ihr es in der Eurigen schafft! Wenn die modern-christlichen Maler Fiesole nachahmen wollten, die Zerknirschung, Abtödtung, die himmlisch verklärten und lungensüchtig abgezehrten Leiber und Gesichter, so war das eben eine Caprice, eine Marotte wie eine andere. Wenn dagegen die moderne Kunst in Frankreich, Belgien und Deutschland die Technik und den Effect quand même obenan stellt, worauf man ja, wie in der Malerei, auch in Musik und Poesie (siehe Richard Wagner, Hebbel, Hamerling) mit unruhiger Hast hinstürmt, so liegt dem Regen und Rühren aller der Künstler, aller der Künste zuletzt das unausgesprochene Gefühl zu Grunde, daß man des hohlen Idealen satt und übersatt ist, sowie der Mythologie und der christlichen Mystik, daß man im Gegensatze zu dem Abgestorbenen und Ausgelebten sich auf das Reale, Wirkliche, selbst und mit Erlebte werfen will, aus dem sich späterhin ein neues Ideelles wol von selber gestalten wird. Der neue Weg mag anfangs wie Uebertreibung erscheinen — allein aus Leben wird Leben! Delacroix, Ingres, Delaroche, Gallait und wie sie alle heißen, haben Lebendiges gebracht, auch die neuen Landschafter sind der

Digitized by Google

Symbolik der Natur um ein Merkliches näher gerückt — und ohne Symbolik keine Kunst! —

Cornelius war der Schöpfer der neuen Kunst und der Gründer einer Schule, aus welcher auch unser Schwind hervorging, ohne darum seine Eigenthümlichkeit zu verlieren. Der junge Künstler hatte lange gebraucht, bis er sich empor gerungen und geschwungen, doch gilt er nun als das, was er längst war. In poetischer Conception kommt ihm kein Lebender gleich, kaum nahe; da ist Alles frisch empfunden, natürlich, menschlichwahr, dabei voll Humor, Geist und Grazie. Ich erinnere nur an die „sieben Raben". Die Meisterschaft in der Zeichnung sprachen ihm selbst seine Gegner nicht ab. — Von seinen ziemlich zahlreichen Oelgemälden möchte ich vor allen „Ritter Kurts Brautfahrt" herausheben. Er malte das Bild in Wien. Ich sah ihm oft bei der Arbeit zu. Das nette poetische Werk entstand wie eine Miniatur, mit tausend und aber tausend feinen Pinselstrichen, hat auch die rechte Farbe für ein „Lustspiel", wie er es nannte, und eine lebhaftere als man sonst bei ihm gewohnt ist. Es erging aber dem Jünger wie seinem großen Lehrer, dem Meister Cornelius. Die poetische Conception war Beiden die Hauptsache und die ist immer edel und schön. Die heutige moderne und virtuose Farbentechnik eines Makart und Anderer war ihnen eben so fremd als das Bizarre, ja häufig Widrige der Vorwürfe, die nun gang und gebe sind, wie etwa bei Gabriel Max. Die Malermuse war keusch bei den sinnigen und gemüthvollen Künstlern und geizte nicht nach rohen Effecten.

Auf der „Brautfahrt" sind Lenau, ich und andere Freunde angedeutet. Die lange hagere Figur im flatternden Talar war im Leben einer unserer Gymnasialprofessoren. Leander König hat auf meine wie auf Schwinds geistige Ausbildung einen großen Einfluß ausgeübt. Dabei war's ein wunderlicher Kauz und eine mephistophelische Gestalt, die dem Künstler vorschwebte, als er dem Lehrer das malerische Denkmal setzte. —

In Ritter Kurts Brautfahrt geben sich bereits alle Vorzüge des Maler-Dichters in Erfindung, Charakteristik, wie in der höchst glücklich-natürlichen Gruppirung kund. Die zahlreichen Personen, der Ritter mit seinen Gläubigern, die auf ihn einstürmen, und was dazu gehört, daran hängt, der ganze bewegliche und bewegte Troß stellt, ohne sich zu drängen oder sich im Wege zu sein, eine einfache, lebendige, fortschreitende und vollkommen verständliche Handlung dar. Man hat die Empfindung: das müsse Alles so sein, könne gar nicht anders! Gemalt ist das Ding ganz eigens! Man ahnt die zahllosen Pinselstriche, welche nöthig waren, um ein so feines, kleines und vollendetes Ganze zu schaffen, und fühlt sich doch angenehm berührt, auch durch das zarte Colorit, ohne an die Mühe des Hervorbringens zu denken. Das macht, das Bild ist nicht

Digitized by Google

ängstlich gemalt, nur gewissenhaft. Und es ist ein eigener Stil, der nur diesem Maler angehört, gerade zu diesem Vorwurf gehört. Kurz, es ist ein reizendes Cabinetsstück und man muß nur bedauern, daß der Künstler nicht Muße und Laune fand, um mehr und Vieles dieser Art in's Leben zu rufen. —

Schwind hatte sich seit Jahren beinahe ausschließlich auf Freskomalerei geworfen. Das ist eine Kunst, die immer auf's Neue wieder entdeckt werden muß und bei welcher das rohe Material, wie Kalk und Sand, eine weit größere Rolle spielt als man gewöhnlich annimmt. Und nun gar die Farbe, die rasch und keck aufgesetzt werden muß, so lange der Mörtel noch frisch und feucht ist. Da ist wenig nachzupinseln, nachzubessern! Mißlingt eine Figur, so gilt es gleich, ein Stück Wand herunterschlagen, von Neuem anfangen! Kurz, es ist viel Handwerk dabei, viel Kunstgriff bei dieser Kunst, und da ihre Technik seit lange vernachlässigt war, eigentlich erst seit Cornelius wieder zu Ehren kam, so hatten seine Nachfolger alle Hände voll zu thun, um der Sache zur Noth gerecht zu werden. Was die Alten für geheime Künste besaßen, um ihre Erd- und Mineralfarben so frisch und hell und für ewige Zeiten aufzutragen, darüber ist leider die Kunde nicht zu uns gelangt. Aber die Farbe ist da und spricht laut genug! — Schwind mußte mir selber zugestehen, daß seine Freskofarbe in den verschiedenen Perioden seines Malens höchst verschieden war. Er hat also seine Farbe gesucht, wie seiner Zeit Raphael, wie auch Meister Cornelius, den er so hoch hält. Schwind hat die Farbe, welcher er nachstrebte, nicht immer gefunden. Man vergleiche seine Stiegenbilder bei Arthaber (dermalen Wertheimstein) in Döbling bei Wien, die Sachen in Karlsruhe, auf der Wartburg, in Reichenhall. Es sind höchst verschiedene Versuche und Stufen. Hell muß gemalt werden, das war dem jungen Anfänger schon in Döbling klar — aber blaß ist nicht hell, und jene Stiegenskizzen waren schon in ihrem Entstehen matt und sind nun beinahe gänzlich erloschen und verblaßt. In der Folge ging's besser. Man lernt zu und Uebung macht den Meister. Im neuen Opernhause hatte Schwind sein Meisterwerk zu liefern und hat es auch geliefert, wenn man die Conception des Ganzen in's Auge faßt. Die Cartons zur „Zauberflöte", die als Fresken für die „Loggia" des Theaters ausgeführt wurden, sowie die Entwürfe zu den Opernscenen für's Foyer sind längst nach ihrem vollen Werthe gewürdigt worden. Schwind hat in diesen Werken einen hohen Reichthum von Erfindung und Phantasie entwickelt und das Beste und Gediegenste in seiner Art und Weise darin gegeben. Was die Ausführung der kleinen reizenden Figuren im Großen betrifft, wie auch die Farbengebung, so sind tadelnde Stimmen darüber laut geworden. Ich überlasse diese Streitpunkte und ihre Entscheidung mit Recht den competenten Kennern und Kunstrichtern. — Nur Eins erlaube ich mir als Laie zu bemerken:

Digitized by Google

Fresken sind keine Effectstücke, wie etwa die großen Makartschen Sachen, die wunderlichen Phantasien einer gährenden Jugendkraft, von deren Schöpfer man noch immer nicht mit Sicherheit voraussagen kann, ob sich ein ächter gottbegnadeter Künstler aus ihm herauswachsen wird oder nur ein Tausendkünstler. — Die Schwindschen Märchenbilder erfordern Stimmung, wie sie sie erwecken, sie wirken poetisch und symbolisch, das reiche und mannigfaltige Leben, welches sie enthalten, schließt immer wieder ein neues Schönes auf, je mehr man sich darein vertieft und es Einem zuletzt klar wird, daß es nur der innere Gehalt ist, die edle Harmonie von Stoff, Stil und Form, wodurch irgend eine Schöpfung sich zum wahren Kunstwerke erhebt. —

Die Wiener Schwind-Ausstellung hat zur Genüge dargethan, welche Schöpfungskraft in dem Künstler lag, welcher Reichthum von Erfindung und Charakteristik. Seine Handzeichnungen sind nun vollends unschätzbar. Ich erinnere nur an Lachners Biographie und an das Blatt: „Schubert und seine Freunde". —

Der poetische Künstler griff auch dem Handwerk unter die Arme und lieferte die graziösesten Zeichnungen für Uhren, Vasen, Tischaufsätze und dergleichen.

Als Schwind im Opernhause malte, kam er eines Morgens zu mir. — „Ich bringe Dir etwas," — sagte er, — „ich weiß nicht, ist es gut, mittelmäßig oder völlig schlecht. Du weißt, daß mir dieser Stoff seit Jahren und Jahren im Kopf herum rumort — aber ich fürchte, ich bin zu alt, ich kann nichts Gescheidtes mehr machen."

Was war's? Was hatte er mitgebracht? Die ersten Entwürfe und Skizzen zur Melusine. — Wir sahen nun die Blätter durch, die allerdings von ungleichartiger Ausführung waren, doch von Altersschwäche erwies sich an ihnen keine Spur. Und der zaghaft-bescheidene Meister wendete sich um Auskunft und Urtheil zuerst an mich! Warum? Weil er mich liebte, wie ich ihn. Und wenn ich, der Kunstlaie, nicht einmal Dilettant, dem Technischen der Malerei gegenüber völlig ein Fremdling, wenn ich mich über diese neue Conception aussprechen sollte, so muthete er mir das zu, weil ich seine Seele kannte, sein poetisches Gemüth, weil ich seit unsern Jugendjahren ein beständiger Zeuge und Begleiter seines Strebens und Schaffens war. — Wir beriethen uns nun über die Composition, mehr über den poetischen Stoff als über die künstlerische Ausführung. Einige der Skizzen waren bereits so vortrefflich angeordnet, daß nichts daran zu ändern oder zu verbessern war, über andere, minder gelungene, kamen wir in lebendiger Discussion bald auf's Reine. Ich bat nun den Künstler um die Erlaubniß, die Blätter, die mich entzückt hatten, insgeheim ein paar Freunden mittheilen zu dürfen, vor Allen dem kunstsinnigen, dabei kritischen Dessauer, auch einer ebenso liebenswürdigen als geistreichen und poetisch empfindenden Frau, welcher auch

Digitized by Google

ich meine Dramenskizzen vorzulegen gewohnt war. Schwind hielt nicht minder große Stücke auf die Dame. —

Melusine ist nun längst in aller Welt Händen, und wenn das poetische Werk als Seitenstück zu den „Raben" diesen nicht völlig gleichkommt, so grenzt es doch zunächst daran. —

Moriz Schwind ist und bleibt ein Unicum. Der letzte Romantiker. Ein Stück Mittelalter war in ihm wieder in's Leben getreten, zugleich von dem lebendigsten Hauche der Gegenwart angeweht. Der Mensch stand aber nicht hinter dem Künstler zurück. Er malte wie er war und war wie er malte. Er und Schubert waren kräftige Urnaturen. Da war nichts Gemachtes, nichts Conventionelles, nichts Angekränkeltes! Ihre Muse tüchtig und gesund wie sie selber. Nichts Verblaßtes, wie bei uns Gesellschaftsmenschen! — Ich habe in meinem langen Leben keinen Dritten gefunden, welchen man jenen Beiden hätte gleichstellen dürfen. —

Mit Schwind bin ich bereits in der ersten Grammaticalclasse zusammen gesessen, mit Schubert erst im Winter 1825 in ein näheres Verhältniß getreten. Schwind brachte ihn eines Abends zu mir. Ich mußte den Freunden auf ihr Verlangen vorlesen. Ich gab ihnen ein kleines, sogenanntes romantisches, soll heißen halb verrücktes Drama zum Besten. Dann ging's an's Klavier. Schubert sang seine neuesten Lieder, auch spielten wir vierhändig. Hierauf in Gast- und Kaffeehaus. Der neue Freundschaftsdreibund war geschlossen. Von da an waren wir unzertrennlich. Das ging so weit, daß wir in der ersten Zeit wechselweise bei einander übernachteten, wo denn der Mittheilungen kein Ende wurde. In der Jugend hat man sich so viel zu sagen! Das Thema: Kunst ist ja unerschöpflich. Auch das der Liebe. Aehnlich gesinnte Freunde schlossen sich uns an, auch an anmuthigem weiblichen Umgang war kein Mangel. Kurz, unser Lebensschiff steuerte damals mit vollen Segeln, bis es einen argen Leck und Riß bekam. Schubert starb am Elisabethtage, am 19. November 1828. —

Als Schuberts Statue im Stadtpark aufgestellt wurde (am 15. Mai 1872), fand ich mich mit Franz Lachner (leider ohne Schwind!) bei der Feier zusammen. — „Weißt Du noch," — erinnerte mich Lachner — „wie ich Dir mit Schubert seine neue vierhändige Phantasie zum ersten Mal vorgespielt?" — Wir recapitulirten überhaupt unsere Jugendzeit. Lachner ist fern und die andern alten Freunde sind nicht mehr. Mit wem soll ich nun recapituliren?

Schwind besaß einen scharfen, durchdringenden Verstand; sein frischer, nicht selten derber Humor ist allgemein bekannt. Viele seiner schlagenden Einfälle, wie Aussprüche über Kunst und Leben werden häufig citirt, sein goldenes Gemüth bricht dabei überall hervor. So in seinen Briefen an mich, aus denen sich der Mensch und Künstler wie reconstruiren ließe. Ich gebe hier einige Auszüge.

Digitized by Google

Aus München, welches er parodirend ein „Bierhaus der Geister" nennt, berichtet mir Schwind im Jahre 1832: „Cornelius macht Evangelisten, von der Größe eines mäßigen Landhauses." — Seine Sehnsucht nach Wien und den Freunden (Grillparzer, Lenau, Feuchtersleben u. s. w.) spricht sich wiederholt aus. — Einer unserer Schulfreunde hatte es nur bis zum Marktschreiber gebracht, ein anderer nahm seine Wirthschafterin zur Frau. Schwind bemerkt darüber: „Von Slobi weiß ich es schon, daß er die Butter numerirt und Staux hat sein Waschfaß, seinen Kochlöffel geheirathet — Bravo!" —

Er reist nach Italien und schreibt mir im Jahre 1835: „Von Venedig kenne ich bis jetzt den Marcusplatz. Das Andere sieht niederträchtig aus und stinkt als ob das Wasser noch aus den Zeiten der Republik wäre." —

Aus Karlsruhe in den vierziger Jahren: „Es sind tüchtige Leute hier, aber alle einzeln, lauter Robinsone. Das ist einmal in Deutschland nicht anders und daran scheitert Alles." —

Schwinds Widerwillen gegen die Kunstausstellungen spricht sich aus: „Das table-d'hôte-Essen auf den Kunstvereinen bringt die Hausmannskost außer Gang und mit ihr alles Selbsterzeugte und Aechte." —

Im Jahre 1842: „Ich will den Rhein ein wenig verkosten und den Kölner Dom noch sehen, bevor ihn das einige Deutschland verhunzt. — Der Mensch prahlt und Gott zahlt." —

Er war zum ersten Mal Vater geworden und da heißt es aus Karlsruhe: „Von meinem Leben hier ist gar nichts zu sagen, es ist sehr schlecht, bis auf Eins, das ich Dir auch wünsche: mein kleines, possirliches, kokettes, gescheidtes, launisches, eigensinniges, gefälliges, freundliches, versteckles und zärtliches Mädel. Die Aehnlichkeit" (mit dem Vater) „ist beinahe unverschämt." —

Im Jahre 1845 aus Paris: „Es ist die Hauptstadt von Deutschland, was ist da viel zu reden! — Die Deutschen haben das für uns wichtigste Element nicht: den Localstolz. Natürlich, weil sie überhaupt keine Freude an der Heimat haben." —

(In Berlin ist das jetzt anders geworden. Aber Preußen ist noch lange nicht Deutschland!)

Aus Frankfurt schrieb er mir früher (unter'm 4. November 1844) einige, vielleicht nicht allgemein bekannt gewordene Details über den Beginn der Krankheit unseres gemeinsamen Freundes Lenau: „Du wirst wissen, wie es dem guten Niembsch geht. Da ich durch die Familie seiner vortrefflichen Braut von dem Gang seiner Krankheit unterrichtet bin, will ich nicht versäumen, Dir, was ich weiß, darüber mitzutheilen, um so mehr, als die letzten Nachrichten hoffnungsvoller Natur sind. Er saß am 29. Septbr. beim Frühstück (alle Schriftangelegenheiten waren in Ordnung und er wollte als übermorgen hierher kommen), als ihn, wie

Digitized by Google

er selbst schreibt, ein sonderbares Gefühl über den Körper bis an die linke Wange lief. Er sprang an den Spiegel, und da die linke Seite des Gesichts verzogen erschien, rief er aus, er sei vom Schlage gerührt. Die Aerzte erklärten die Erscheinung für eine rheumatische Gesichtsmuskellähmung, die sich bald heben lasse und auch wirklich verschwunden ist. Indessen zeigte sich bald, daß er seiner Gedanken nicht mehr Herr sei, indem er einen Aufsatz schrieb, des Inhalts, daß er durch ein musikalisches Wunder geheilt sei, den er durchaus wollte in der Allg. Zeitung abdrucken lassen. Dann kamen Phantasien die Nacht durch, stellenweises Irrereden bei Tag, bis endlich das Uebel in Tobsucht überging, die die traurige Maßregel nothwendig machte, ihn nach Wienenthal (Winenden) zu bringen. Doctor Pfitzer fuhr mit ihm hinaus und verließ ihn ruhig, wissend wo er ist, nach einem Spaziergang im Garten eingeschlafen. Nach Doctor Zellers Ausspruch sollte er ganz herzustellen sein, wenn seine Körperkräfte ausreichen. Ein Brief Zellers acht Tage später sagt: Lichte und trübe, ruhige und stürmische Momente wechseln ab. Er hoffe viel und fürchte viel. — — — In seinen (Lenaus) Phantasien kommt nichts vor als Schwärmerei über Musik, seine Braut und das Glück, dem er entgegen geht. Also keine fixe Idee. Von der Trauer und dem Entsetzen, das die erste Nachricht verbreitete, ist nicht zu reden. Mir ist, seit man wieder hoffen kann, ein Stein vom Herzen." —

(Die Hoffnung war leider trügerisch!)

In einem Briefe aus Frankfurt v. J. 1847 lautet es: „Der schlechte Zustand der Malerei in Wien ist mir sehr erklärlich. Alles was gemacht wird, entsteht wie eine Ausarbeitung in einer fremden Sprache, wie zur Zeit als ganz Deutschland lateinisch schrieb und einen Germanismus für den verpöntesten Fehler hielt. Da kann nichts Gesundes heraus kommen, nicht einmal etwas Lebendiges. Von einer Nachahmung der alten Deutschen kann nicht die Rede sein, aber von einer Abstammung und Verwandtschaft, wie sich die Sprache im Faust zu den Reimen des Hans Sachs verhält. Ich rechne mir's zum Verdienst, das zu wissen, und bin zufrieden, wenn ich beitragen kann, daß da fortgearbeitet wird, wo was Aechtes wachsen kann. Bei Euch Poeten ist das ganz anders, auch bei den Musikern; Ihr habt eine fertige Sprache, bei uns erwartet sie, wenn nicht ihre Erschaffung, doch vor Allem ihre Anerkennung." —

In ähnlicher Anschauung, dabei in gedrückter Seelenstimmung äußert er sich auch im Jahre 1850: „Wenn meine Briefe an Dich gerade melancholischer und verlegener sind, so schreib' es dem nichtsnutzigen Gefühle zu, daß ich von gar keinen Erfolgen erzählen kann und mich Dir gegenüber schäme, eine so geringe Figur zu spielen." —

Moriz Schwind eine geringe Figur! Aber es erging ihm, wie seiner Zeit unserm Schubert, den erst nur ein kleiner Freundeskreis hoch hielt, das große Publikum aber lange vernachlässigte. — Für Schwind

Digitized by Google

war aber die Zeit der Anerkennung eben herangerückt. Seine Handzeichnungen und Bilder fingen endlich an, Aufsehen zu erregen und verschafften ihm bedeutende Aufträge wie auch einen Ruf als Professor nach München. Sogar in Wien dachte man an das Landeskind! Aus München schrieb er mir darüber: „Wegen meiner Berufung hat man sich Mühe gegeben, das weiß ich, aber es scheint eben nicht zu gehen. Es muß Einer noch einen Stumpfen Haarzopf im Leibe haben, sonst können sie ihn nicht brauchen. Uebrigens hätte ich für die bisher besetzten Stellen mich bedankt. Eine Akademie ist ein Unsinn, wie er sich nicht schöner ausdenken läßt, und ich habe hier, wo es wenigstens sehr geringe Zeit kostet, schon vollauf genug daran. Wenn nicht eine sehr fördernde Stellung für einen Maler geschaffen wird, wenn man keine Kunstwerke von mir will, und zwar das Beste und Kühnste, was ich machen kann, so sitze ich hier besser." —

Schwind hatte mir im Jahre 1852 sein noch halb unfertiges Aschenbrödel durch van der Nüll zur Einsicht geschickt. Da schreibt er nun: „Item die Zeichnung ist schon lange wieder da und es ist deren Ausführung schon hübsch vorgerückt. Wegen der Malerei mache Dir keine Sorgen. Das Beethovensche Bild war schon complicirter als das neue, und hat Dich doch befriedigt. Was eine Masse Bilder sind in einem gemalten Saal und sind sie harmonisch behandelt, so unterstützt eins das andere. Aber es hat seine Schwierigkeiten. Was soll ich thun? Ich habe zwei historische Stoffe da liegen, einzelne Bilder, aber dafür brauche ich fast Lebensgröße und was thue ich mit der «Pletschen» (sic!), wenn sie mir Niemand abkauft. Für Zeichnungen habe ich Entwürfe auf Jahre — da es keine Albumblätter sind, kann sie Niemand brauchen, sowie mir für die Zeichnung zu dem Beethovenschen Bilde, die Alles entzückt hat, kein Mensch auch nur fünf Groschen geboten hat. Die Einen sagten, es ist nicht gemalt, die Andern — man kann das nicht malen. Da mußte ich froh sein, daß der König von Griechenland es um einen wahren Bettel doch wenigstens wollte, und ich doch Gelegenheit fand zu zeigen, daß *man* zwar nicht, aber *ich* es malen kann. Der Beifall war hinreichend und da machte ich mich hinter die Aschenbrödel, die mir schon lang am Herzen liegt." —

Unter'm 2. April 1854 schreibt mir der Freund aus München: „Jetzt hängst Du an einem romantischen Stoff, desto besser. Ich höre jetzt so viel von Romantik, daß ich nicht mehr genau weiß, was die Leute darunter verstehen. Für mich ist *die* romantische Welt die, wo man seine Feinde niederhaut, für seine Freunde in's Feuer geht und einer verehrten Frau die Füße küßt. Dazu ein Hintergrund von gesunder und lebendiger Natur statt unserm Kanzleitisch. Viel anders wird's bei Dir auch nicht sein. Also nur zu. —

Ich hänge mit einer wahren Wuth an dem Leben der heiligen

Digitized by Google

Elisabeth. Das ist eine Zeit! Es ist Alles concipirt, aber an die Ausführung ist erst nächstes Jahr zu denken. Den Sommer über will ich sehen, was in Eisenach und Marburg noch Brauchbares zu finden ist. Die Aschenbrödel habe ich an einen Privaten verkauft, aber nicht wohlfeiler, sondern theurer als sie der König Ludwig bekommen hätte." (Der König hatte lange mit ihm darüber herum gemäkelt und wollte, wie Schwind in einem früheren Briefe sagt, „so viel geben, als für den nächsten belgischen Fetzen, von dem es zweifelhaft ist, ob es eine Landschaft oder ein Ofenthürl ist". — Der Künstler verlangte aber eine namhafte Summe. „Da werden Sie keinen Käufer bekommen, Liebster, Bester!" meinte der König. So zerschlug sich die Sache.)

„Kifuen und Raunzilander!" (Alexander Baumann und Dessauer.) „Eine Oper schreibend! Mich soll's freuen, wenn sie noch was anderes davon haben, als das Vergnügen des Schaffens, aber ich trane ihnen das Maß von Frechheit und Armseligkeit nicht zu, das nöthig scheint, um jetzt Glück zu machen. — — Es ist in der Malerei auch so und wird bei den Poeten nicht viel anders sein. — — Was sagst Du denn zu dem Dichterhof, der hier angelegt wird? Geibel habe ich kennen gelernt, das ist kein übler Mann, aber nach der ganzen Compagnie habe ich kein Verlangen. Es muß allerhand Leute geben, das ist richtig, aber die so zusammen gehören, sollten beisammen sein. Mich interessirt die ganze hiesige Wirthschaft, Lachner ausgenommen, nicht um einen Kreuzer. Zum Ueberfluß wirft sich der ganze Bildungseifer auf Chemie!" (Unter Anführung Liebigs.) „Ich gelte für einen gemeinen Kerl, weil ich mich erklärt habe, ich ginge erst in die Vorlesungen, wenn der homunculus gemacht wird. Dingelstedt scheint mit einiger Ungnade behaftet" — und so weiter.

In einem Briefe vom November 1860 heißt es: „Ich weiß, das viele Arbeiten ist ein Laster, aber gleichwol muß ich Gott danken, daß ich noch so viel Eifer in meinen alten Knochen habe, daß ich nicht nachlassen kann, bis ich ein angefangenes Stück zu Ende gebracht habe. So hing ich diesen ganzen Sommer vom halben Juni bis jetzt an einer 11 Fuß hoch und breiten Darstellung der heil. drei Könige. Ich ließ meinen Hühnerhof" (Frau und Kinder) „auf's Land gehen, und blieb allein in der Stadt, weil ich das große Ding nicht mitnehmen konnte. Genug, jetzt ist es überstanden, bis auf die letzte Feile, zu der man wieder ganz frisch und ausgerüstet sein muß. Du wirst Dich vielleicht wundern, mich an Kirchenbildern arbeitend zu denken, der Teufel mag aber alleweil das Nämliche machen, und unser Einem kann es auch einmal vergönnt sein, das Nobelste in die Hand zu nehmen, was es gibt. Ich habe mich ganz restaurirt daran, einmal alle malerischen Mittel zu commandiren, und es scheint nach dem Beifall, den die Sache findet, ziemlich zu gelingen. Es steht in der Malerei ganz anders als in den übrigen Künsten. Das

Digitized by Google

Publikum ist durch die bisherige Handhabung unserer Kunst gewöhnt, einem Bilde gegenüber eine feierliche Langweile zu empfinden, die sich in einen noch langweiligeren Hang zu kritisiren ausgießt. Den Gegensatz bildet nur eine kleine Ausweichung in's Lüsterne oder Gemeine, das sich hinter das Malenkönnen versteckt. Kommt einmal etwas, das den Beschauer irgend innerlich anregt, wie ein Erlebniß, muß Einer ein wenig lachen oder weinen oder schwärmen, so hält er das Ganze für ein Dilettantenwerk. Das habe ich hundert mal erfahren. So macht es denn auch Freude zu zeigen, daß ich von der Kunst gerade so viel verstehe und noch mehr als die andern «Gispeln» (!) auch. Du hast recht, die Barbarei ist im Anzug, aufhalten kann ich sie nicht, aber habe ich mich so lange Jahre nicht irre machen lassen, so kann sie mir jetzt vollends gestohlen werden. Es handelt sich in der Malerei noch um so Vieles, was die andern Künste hinter sich haben, daß ich lebhaft wünsche, noch 20 Jahre arbeiten zu können, um das Wenige nicht schuldig zu bleiben, um Leben und Licht in die Sache bringen zu helfen. Ob es viel oder wenig ist, kümmert mich gar nicht, ob man mich hoch oder niedrig stellt, noch viel weniger, ich denke meinen Graben so gut auszufüllen als ein Anderer. Ich halte mich sorgfältig auf (an) die Kenntniß der neuen Literatur; in musicalibus ist nicht viel zu holen, und staune, wie weit das mit der Malerei auseinander liegt. Alles, was ich lese, ist aus unserer Zeit, aus unserer Bildungsstufe entstanden, und wenn weiter gar nichts, so ist es doch in deutscher Sprache geschrieben. Bei uns geht die Hälfte darauf aus, ein Dasein von 300 Jahren zu affectiren, die andere befleißigt sich einer holdseligen Lümmelhaftigkeit, die gar keine Notiz nimmt von der Höhe der Bildung, auf der wir leben, und entnationalisirt sind sie Alle. Dazu gerechnet ein ziemlich langweiliges Leben, fast ohne alle Anregung, da kann man sich, wenn man nur etwas leistet, schon seines Fleißes rühmen." —

Im Jahre 1865, gelegentlich der Aufführung meines Schauspiels: „Die Bauern von Weinsberg", schrieb mir der Freund: „Wenn das Volk noch so hingerissen ist und merkt am Ende, daß von Dingen die Rede ist, die sie angehen, zu denen sie sich bekennen sollen, so haben sie keine Courage. Das wird noch lange dauern bis das anders wird, wahrscheinlich viel länger als es noch dauern wird, daß gute Sachen gemacht werden. — — Für Mittelmäßigkeiten lassen wir unser Leben. Für so ein Volk etwas Gutes schreiben, sich Mühe geben, sich seinem dummen Urtheil aussetzen, dazu gehört eine Güte des Herzens und ein Wohlwollen, für das allein kaum ein Lohn genug ist. Daß die ganze Nation um so viel mehr werth ist, wenn sie sich mit einer Meisterschaft prahlen kann, davon wollen wir gar nicht reden. Ich weiß es zu schätzen, und das habe ich Dir mit meinen ungeschickten Worten sagen wollen. Vivat et proficiat!" —

Digitized by Google

„Bei uns geht es ganz närrisch zu" — heißt es in einem Briefe aus München von demselben Jahre 1865 — „Tantum ab est ut es mit Wagner aus sei, ut potius auf Allerhöchsten Befehl zur Aufführung des Oratoriums Elisabeth von Liszt Ferencz geschritten werden soll. Ich habe bisher immer geglaubt, es sei die Zärtlichkeit für das Mittelmäßige, woran unsere Zeit leide; es scheint aber bereits das Stadium des Fanatismus für das Lumpige eingetreten zu sein. Gewisse Blätter fangen bereits an zu agitiren für einen solennen Empfang Wagners, und zwar die höchst liberalen."

— — — — — — — — — — — — — —

Im Jahre 1865 hatte er im Wiener Opernhause zu malen begonnen. Nach München zurückgekehrt schrieb er mir:

„Unser Aufenthalt in Wien ist fortwährend der Gegenstand unserer Unterhaltung. Frau und Tochter freuen sich gewaltig. Ich wollte, man gäbe mir irgend einige Gulden des Jahrs, so bliebe ich gleich unten. Es geschehen hier der Dummheiten so außerordentlich große, daß es kaum mehr anzuschauen ist. Du wirst es nicht glauben, aber der Kern des Handels ist der, daß den Ständen eine Erhöhung der Civilliste zugemuthet werden soll, damit den Wagnerschen Forderungen Genüge geleistet werden könne. Und gar keine kleinen!" —

Wenn wir in Kunstanschauung meist völlig übereinstimmten, so waren wir nicht immer einig über Politik und Religion. In dieser Richtung zog ich gelegentlich mit einem Gedicht: „An einen Romantiker" polemisch auf den Freund los. Er nahm das mit Humor auf, und der politische Unsinn, unter welchem wir Alle litten, brachte ihn zuletzt meinen Ansichten näher. Nur in seinen religiösen Ueberzeugungen ließ er nicht mit sich handeln, und als ich ihm über den traurigen Seelenzustand einer Freundin schrieb, die uns Beiden sehr nahe stand, und im Schmerz, zugleich im Unmuth, ich mich vielleicht skeptischer ausdrückte als es mir im Innern lag, da antwortete er mir am 6. März 1866 mit Entschiedenheit: „Was Du von Aufhören des Individuums sagst, das ginge mir gerade ab. Es ist mir mein Lebtag nicht eingefallen, daran zu zweifeln." (Nämlich an der Fortdauer der Individualität.) „Wie oder wo, das macht mir keine Sorgen. Sollten wir wirklich unsern alten Schubert nicht mehr sehen und so viele Freunde, und sollten keine guten Tage bereitet sein für so viele, die ihr ganzes Leben in Qual und Krankheit zubringen? Für die arme J....., die immer krank und jetzt noch so was aushalten muß! Das wäre hart." —

Es ist auch hart. Wie das Leben überhaupt.

Am 30. März desselben Jahres kommt er abermals auf dasselbe Thema:

„Wegen des Jenseits sag' ich wie das schöne Terzett von Haydn:

Digitized by Google

Ja, Vetter, ja, ich fall' Euch bei,
Daß Lieb' und Freundschaft Thorheit sei,
Es ist mir aber wohl dabei. —

Kant, Spinoza! die drehen sich im Grabe um, wenn ich mich daran machte, ihre Schriften zu lesen. Höre ich auf zu sein, so bin ich auch nicht in der Lage, mich über getäuschte Hoffnung zu beschweren; fahre ich aber fort zu sein, so ist dem Einen recht, was dem Andern billig ist, und es trifft Dich auch, und Du wirst hoffentlich nichts dagegen haben, mit einem alten metaphysischen Kameraden zusammen zu treffen. Vor der Hand wollen wir von Herzen wünschen, daß unsere liebe Freundin wieder in die Höhe kommt, sei's auch nur so weit, daß man ihr zeigen kann, daß wir in bösen Stunden ebenso an ihr hängen als in guten." (Kann sich die edle und reine Seele eines alten Mannes zugleich einfacher, natürlicher und kindlicher ausdrücken?)

Am 30. April 1866, gelegentlich der Wiener Verhandlungen über die confessionellen Gesetze und das Concordat heißt es: „Es scheint angezeigt, Dir zu gratuliren, denn die Ereignisse in Kammer und Herrenhaus scheinen der Art zu sein, daß Dir ein großer Gefallen damit geschieht. Illumination, Grillparzer als Senator! Vivat hoch! Lauter schöne Sachen. Jetzt wollen wir nur wünschen, daß Alles auch nachhält und zu was Gutem führt." (Ja wohl!) „Hier gibt es Menschen, die sehen über's Jahr die Guillotine aufgerichtet, so fest sitzt die Ueberzeugung, daß man Alles aus Paris beziehen muß. Hol's der Teufel! — Ich bin schon seit vier Wochen nach Wien unterwegs, kann mich aber immer nicht aus den Armen einer schändlichen Grippe loswinden, die mich beim Schopf hat. Aus Husten und Schnupfen wollte ich mir nichts machen, aber ein allgemeines Elend ließ mich den ganzen Tag schlafen.

— — Die Concerte brachten wieder einen Marsch von Schubert, instrumentirt — par Liszt. Aus dem Trio ein Adagio gemacht, im Marsch Takte eingesetzt, kurz .... müßte er doch einsehen, daß er an Schubert zu verbessern durchaus nicht berufen ist." — —

Der Freund wurde nach und nach etwas gebrechlich. „Meine Arbeiten gehen so ziemlich" — schreibt er im Mai 1866 — „ich spüre aber das Alter. Von dem großen Zeichnen, wo man so viel stehen muß und den Arm so weit von sich halten, thun mir die Knochen weh." — „Wir zwei sind jetzt bald die Letzten" — heißt es im April 1867 — „und Du hast recht, fortzuarbeiten und festzuhalten, was zu halten ist. — Meine Arbeiten sind in Ordnung, nur hänge ich noch an einigen nackten Genien, die in der Luft herumflattern, was mir bei diesem Hundewetter gar nicht von Herzen geht. Für den ersten Mai ist vor der Hand meine Abreise festgesetzt, also dauert's nicht mehr lang, daß ich mich wieder beim Lever einfinde — aber wie! Jedenfalls als Dein alter, unveränderter Freund."

Digitized by Google

Den Sommer 1867 über arbeitete er im Opernhause mit großem Fleiß, aber auch mit Anstrengung und Beschwerde. Im September verheirathete er seine mittlere Tochter Marie — „was aber nicht so lustig ist als selber Hochzeit halten!" schreibt der Vater mit Humor. — „Die Schererei mit Staat und Kirche bringt Einen fast um, denn diese, wie es scheint, ehefeindlichen Gewalten verlangen immer noch etwas Geschriebenes, wenn man glaubt, fertig zu sein. — — Für mich beginnt ein neuer Lebensabschnitt. Das spür' ich sehr deutlich an Schmerzen in der Hüfte, die nicht gering sind und dem nervus ischiaticus (hitschi-hatschicus) zugeschrieben werden. Gehen kann ich ganz gut, aber sitzen, aufstehen und dergl. machen mich jauchzen und von Strumpf anziehen ist gar keine Rede. Wenn ich das nicht anbringe, so wird nicht viel mehr zu arbeiten sein."

Das Jahr darauf, als seine Tochter Marie (Bauernfeind) ein hartes Kindbett auszustehen hatte, schreibt er: „Die gute Fr . . . ., wenn sie keine rechte Lust hat zu heirathen, möchte sie's doch ja lieber bleiben lassen. Das Ding dauert sehr lang, hat gar keine Ferien, auch nicht eine Stunde, und hat im besten Fall noch immer seine Haken. Die armen Weiber! wir haben mit unserer Marie was probirt!"

Unter'm 12. December 1868: „Mit der Melusine bin ich so ziemlich im Gang. Es gab noch viel zu denken daran — es ist Alles geordnet und eingetheilt, und die paar Stücke, die ich aufgezeichnet habe, klappen gut. Wird daraus, was will, es wird mich angenehm beschäftigen. Bilder gibt's genug auf der Welt, was thut's, wenn eins mißräth? Eine Schubertiade ist auch fertig geworden, aber ich habe sie an die Wand gestellt, vielleicht wird sie im Liegen gut, wie die Holzäpfel. Die Sammlung von Gelegenheitsgedichten ist jetzt über Nr. 30. Sonst noch allerhand kleine Sachen. — — Gratulire Dir, daß Du der gestrigen Vorstellung nicht hast anwohnen müssen." —

(Er hatte mir nämlich zu Eingang des Briefes die Aufführung meines Schauspiels: „Aus der Gesellschaft" auf dem Münchner Hoftheater nicht eben im besten Lichte abgeschildert.)

Das Bild eines bis dahin wenig bekannten Malers hatte in Wien Aufsehen gemacht und schien jedenfalls ein bedeutendes Talent anzukündigen, wenn sich auch gegen Vorwurf wie Ausführung so Manches einwenden ließ. Ich fragte den Freund um sein Urtheil. Da kam ich aber übel an! Unter'm 8. März 1869 schreibt er mir: „Ist nur noch zu sagen, daß ich über die Sorge, ob mir noch was Rechtes gelingt oder nicht, glücklich weg bin. Erstens weiß man überhaupt nicht, ob Einem was gelingt oder nicht, und zweitens kann ich doch nicht herum sitzen und nichts thun. Ich bin glücklicher Weise aus allen den Narrenspossen von Ausstellen und Schachern und dem ganzen Publikumtrödel heraus, also bin ich froh, daß mir hin und wieder was einfällt, und wem's nicht recht

Digitized by Google

ist, der soll was anderes anschauen, es gibt Sachen genug. Ist Dir nie der bilderkaufende Graf B.*** vorgekommen? Der ist das Bild des Publikums — dieser verzuckerten Dr—kruste, die über dem Volk liegt. Geschniegelt, das ekelhafte Aussehen eines schönen Mannes, lispelnd, über Alles hinaus — — — kurz, Einer, die nicht zwei Gedanken hinter einander denken, und der eine scheint auch mehr wie eine Blähung im Gehirn zu sein. Um auf besagten Hammel zu kommen, hab' ich das vielgerühmte gar nicht gesehen. Ich meine, wenn Du von einem Autor drei, vier Bücher gelesen hast, an denen Du gar nichts Anziehendes findest, läßt Du auch das fünfte liegen. Diese Narrheiten des Publikums habe ich schon so oft durchgemacht, daß es mir zum Sterben langweilig. Die Deutschen müssen immer so Einen haben, an dem sie sich erholen von dem Aerger, den ihnen alles Tüchtige macht. So war der Clauren ein Liebling, der große Lißt, der liebe Proch, lauter so Graffelwerk, ich weiß kein anderes Wort — das in ein paar Jahren kein Hund mehr beschnüffeln mag. Ich habe schon so viel Malenkönnen erlebt, daß es ein Graus ist — und alles Erwerbsmäßige in Grund und Boden verachten gelernt. Mir liegt gar nichts dran, wenn's auf einem Bild nicht ganz anständig hergeht, von dem (was) Correggio oder die Antiken gemacht haben, gar nicht zu reden — der Vögelmarkt von Kaulbach macht mir das größte Vergnügen, das Ding ist witzig, graciös, reich, mit Geschmack behandelt — aber was ich von ****** kenne, ist verwirrt, gedankenlos, affektirt und mit ungesunden kleinen, geilen Farbeneffecten aufgestutzt ..... Die Menschen müssen gar keine schön gemalten Bilder ihr Lebtag gesehen haben, daß diese porzellanen Weibspersonen gar so viel Wirkung machen. Wie gesagt, es ist schon bis zum Ekel oft dagewesen. Guten Sachen passirt es nicht, so ein ekelhaftes Concert-Entzücken hervorzurufen." —

In einem Briefe vom 4. April 1869 kommt er beiläufig wieder auf dasselbe Thema zurück, nachdem er eines meiner Lustspiele gelobt, dessen Darstellung er in München beigewohnt. Er bekam nicht übel Lust, eine Scene mit der Liebhaberin zu zeichnen. — „Die könnte weiter nicht reizend aussehen! Mich zuckt's schon lang, das einmal zu versuchen — fürchte mich aber auch, denn ich bin wol zu plump dazu. Genug, ich habe mich vortrefflich befunden. Man lebt so in der Gesindestube und Vorzimmer seiner Seele dahin — was kann da lieblicher sein als einmal wieder in jene himmlischen Prunkzimmer zu kommen, wo das Feinmenschliche erst zur Sprache kommt, und das auf die ausgesuchteste Weise und in aller Wärme. Laß Dich von Jemand loben, der's besser versteht. Ich sage nur, das ist Kunst und macht mich glücklich, während alles Concertante mich langweilt, ja anekelt. Daher ich mich auch nicht anstrenge, von dergleichen Herren, sei's Wagner, sei's Lißt, sei's M*****, noch ein fünftes Werk kennen zu lernen, wenn mich schon viere angewidert haben. Die Regionen, wo es gleichgültig ist, ob Einer ein denkender Mensch

Digitized by Google

oder ein verwirrter eitler Eselskopf ist, ziehen mich gar nicht an. Aber dem Publiko ist wohl dabei, und die Zärtlichkeit für das Mittelmäßige, ja Garstige, setzt sich wieder um so viel fester, das könnte Einen auch ärgern. Das hindert aber nicht, daß fortgearbeitet wird, also schadet's nicht.

Des thät'gen Mann's Behagen sei Parteilichkeit! —

— — — — — —

In Deinem Köcher wird sich schon noch was vorfinden, da ist mir gar nicht bang, und wenn nicht, so meine ich, Du hast genug gemacht und lang genug ausgehalten, soll's ein Anderer probiren. — Bei mir fehlt es nicht an Stoffen, aber die Arbeitslust wird eines schönen Tages ausgehen — bei dem gänzlichen Mangel an Anregung. Der Leopoldsorden langt da nicht, obwol etwas Höfliches immer angenehmer ist als etwas Grobes. Einmal hab' ich ihn angehängt, bei der letzten Neujahrscour, aber zugleich geschworen, daß mich keine sechs Gäule mehr hinein bringen. Früher war doch eine schöne Königin da, und die Hofdamen haben Einen ausgelacht, aber unter lauter Männern ist die Dummheit nicht auszuhalten. — —

Die Geschichte mit unserer Kunstausstellung war einzig. Es zweifelt kein Mensch mehr daran, daß man den Glaspalast für Wagnerische Zwecke verwenden wollte."

— — — — — — — — — — — — — — —

In einem Briefe vom 23. April desselben Jahres heißt es: „Das Epigramm von Grillparzer ist köstlich — aber als nächster Nachbar von Possenhofen wird mir etwas übel dabei. Kann aber bezeugen und beschwören, daß ich nicht in der geringsten Beziehung zu dem dortigen Hofe stehe. — — — —

Ersten Mai soll Kaulbach zurück kommen, da bin ich meiner Stellvertretung" (als Professor oder Director?) „ledig und kann bald abkommen. Gott sei's geklagt, ich bin der Aelteste, und da ich an der Akademie gar nichts thue, will ich diesen Supplentendienst wenigstens nicht unterbrechen. Auf baldiges Wiedersehen" ꝛc.

Schwind kam noch im Mai 1869 nach Wien. Zum letzten Mal. Er war noch geistig frisch und voll Ideen, wie immer, allein seine körperliche Gebrechlichkeit hatte zugenommen und eine Art von Doppelsehen sich eingestellt, das ihn am Arbeiten hinderlich war. Demungeachtet entwarf er noch im nächsten Jahre Zeichnungen für das projectirte Grillparzer-Album, schickte mir die Entwürfe, schrieb mir auch ausführlich darüber. Er hatte auch in Vorhinein an das Jahr 1872 gedacht, an mein siebzigstes Geburtsfest, für welches er die Eingangs erwähnte Handzeichnung vorbereitet hatte, die erst nach dem Verluste des Freundes in meinen Besitz kam. Seit lange hatte ich mir vorgenommen, ihn in seiner

Digitized by Google

Häuslichkeit am Starnberger See zu besuchen. Im Sommer 71 gedachte ich endlich meinen Entschluß auszuführen — welchen der unselige achte Februar unmöglich machte. Wie bereute ich mein Zögern! Die beiden Alten sollten nicht wieder zusammen kommen. —

Der Sommer 1876 beraubte mich auch meiner zwei lieben alten Freunde: Auersperg (Anastasius Grün) und Deffauer. Das ist, wenn man selber alt wird. Der neue Verlust ruft zugleich die Erinnerung an den früheren wach. Wie viel muß man verlieren, bevor man sich selber verliert! —

„Keine Kunst ist's, alt zu werden,
Es ist Kunst, es zu ertragen!"

Wien, im October 1877.

Digitized by Google

Das ſchweizeriſche Heerweſen.

Ein Beitrag

zur Beantwortung der Frage nach der allgemeinen Anwendbarkeit des Milizſyſtems, auch für die Heere der Großmächte.

Von

W. Rüſtow.

— Zürich. —

Mehrfach iſt in der allerneueſten Zeit die Aufmerkſamkeit Europas wieder auf das Milizſyſtem hingelenkt worden. Die ſerbiſchen Milizen ſind während des Krieges gegen die Türken und nach demſelben auf die verſchiedenſte Weiſe beurtheilt worden; ihre Leiſtungen ſind überſchätzt oder unterſchätzt worden, wie es eben die politiſche und militäriſche Meinung der Urtheilenden mit ſich brachte.*)

Alle Großſtaaten, mit einziger Ausnahme Englands, haben neuerdings ein dem deutſchen Cadres- und Reſerveſyſtem angenähertes als Grundlage für die Organiſation ihrer Heere angenommen, damit auch die allgemeine Wehrpflicht. Der Einfluß des Krieges von 1870/71 brachte in dieſer Beziehung die größten Wirkungen hervor, eine allgemeine militäriſche Revolution. Nach den Koſten der Sache wurde zuvörderſt nicht gefragt. Deutſchland hatte ſeine fünf Milliarden Kriegsentſchädigung ein-

*) Der vorliegende Artikel iſt vor längerer Zeit niedergeſchrieben. Die Anmerkungen mit *) ſind erſt bei der Durchſicht für den Druck hinzugefügt. Nach den Erfolgen der ruſſiſchen Kriegführung in Bulgarien ſcheint alle Welt die Leiſtungen Serbiens im Jahre 1876 mit größerer Billigkeit als vorher zu beurtheilen.

Digitized by Google

geheimst, welche für unerschöpflich galten; in Frankreich ward es für die erste Nothwendigkeit erklärt, das Land gegen ein Unheil, wie jenes des letzten Krieges sicher zu stellen, auch wol eine zukünftige Revanche vorzubereiten; — Rußland sann darauf, die lästigen Fesseln des Pariser Friedens von 1856 abzustreifen; in Oesterreich hatte die Reorganisation unmittelbar nach 1866 begonnen, allerdings war Oesterreich von vornherein darauf bedacht gewesen, den Finanzpunkt nicht ganz bei Seite zu lassen; in Italien jagte ein Project das andere, eine Organisation verdrängte die andere oder baute sich in sie hinein. Aber die ganze Welt arbeitete nach dem deutschen Muster.

Seit dem letzten großen Kriege sind erst sechs Jahre vergangen; aber diese kurze Spanne Zeit hat nun schon wieder hingereicht, den vergeßlichen Menschen zu zeigen, daß die Kosten einer jeden Heeresorganisation, welche an sich ganz unverändert bleibt, ohne irgend ein Zuthun von Willkür, nach natürlicher Nothwendigkeit, nach Naturgesetzen von Jahr zu Jahr steigen müssen. Dazu kamen die schlechten Zeiten, Verfall von Handel und Industrie, Krach auf Krach, der Ruin der Meisten durch die Verdienste der professionellen Gründer aller Arten; — und nachdem die Völker einige Jahre gelebt hatten, als ob ihnen der Fortunatussäckel zum Erbe geworden sei, blickten sie nun bald traurig auf den transparenten Grund ihres Beutels und riefen: wir müssen sparen! überall im Haus, in der Gemeinde, im Staat.

Wenn man nun will, daß der Staat sparen soll, so wirft man seine Blicke auf das Ausgabenbudget, in diesem fesseln dann zumeist die großen Posten und unter diesen das Armeebudget vor Allem, nicht blos weil es den größesten Posten auszumachen pflegt, sondern auch, weil die Ausgaben für das Heerwesen nicht augenblicklich productiv sind und bei langem Frieden auf lange Zeiten hinaus nicht productiv erscheinen können.

So kommen denn, was unmittelbar nach 1871 ganz unglaublich erschienen wäre, schon jetzt wieder viele und bittere Klagen über die hohen Armeebudgets zur Sprache, und wenn die Einen Abhülfe dieses Uebels in einem sogenannten „Abrüsten" nach Uebereinkunft der europäischen Mächte suchen — ein dunkler, mystischer Begriff, — so fragen die Anderen, ob denn nicht ein billigeres Heersystem möglich sei, als das moderne Mustersystem? Als ein billigeres kann aber nur ein Milizsystem in Rede kommen. Bei dieser Gelegenheit wird nun, damit wir uns eines nicht ungebräuchlichen parlamentarischen Ausdrucks bedienen, die Vorfrage aufgeworfen: ob ein Milizsystem überhaupt für die Armeen großer Staaten anwendbar sei?

Zur Beantwortung dieser Frage soll hier ein Beitrag geliefert werden. Wir bemerken ausdrücklich, daß wir nicht beabsichtigen, die Frage zu entscheiden, sondern nur einiges Material zu bieten, nach welchem dann Jeder sich seine Antwort gestalten möge.

Digitized by Google

Es sind sehr viele verschiedene Arten von Milizsystemen denkbar; diese sämmtlich müßten also entwickelt, es müßten ihre Vorzüge und Nachtheile erörtert und es müßte dann erst, um präcis zu verfahren, gefragt werden, ob dieses oder jenes bestimmte Milizsystem für diesen oder jenen bestimmten Großstaat anwendbar sein möchte. Denn jeder Staat braucht am Ende sein eigenes Heersystem, dasjenige, welches seiner Individualität entspricht, wie sich dieselbe nun einmal naturgeschichtlich und historisch entwickelt hat.

Wenn wir dann ideal die Frage beantworteten, so bliebe immer noch die große Kluft zwischen der Aufstellung eines passend erscheinenden Organisationsgesetzes und der Ausführung desselben, der Uebertragung desselben in's Leben. Und wie sich diese Uebertragung macht, das kann man nur im einzelnen Falle erfahren. Hier kann keine Speculation, keine auch die geistreichste und best unterstützte Voraussicht die Erfahrung ersetzen.

Aus diesen Gründen wollen wir den Gegenstand viel bescheidener angreifen, uns einmal ein bestehendes Milizsystem betrachten und die Fragen, welche über mehr oder minder allgemeine Anwendbarkeit desselben aufgeworfen werden können, im Lichte dieses bestehenden Milizsystems hervortreten lassen.

Wir nehmen zu diesem Behufe nicht das serbische, sondern das schweizerische Milizsystem. Die Rechtfertigung dieser Wahl ist nicht schwer.

Die schweizerische Eidgenossenschaft ist das einzige europäische Staatswesen, welches von seinem Anbeginn bis auf den heutigen Tag nie ein anderes als das Milizsystem gekannt hat. Die schweizerische Miliz hat ihre Geschichte; sie hat sich entwickelt und man hat im Allgemeinen keinen Grund vorauszusetzen, daß sie nicht entsprechend dem Gang der Geschichte im Ganzen sich entwickelt habe.

Die Schweiz hat ferner erst im Jahre 1874 eine neue Militärorganisation angenommen; diese ist noch in der Ausführung begriffen und um sie wird noch beständig der lebendige Kampf der verschiedensten Interessen geführt. Hierbei treten eine Menge von Einzelfragen auf, welche mehr oder minder geschickt, mehr oder minder fein discutirt, doch bei der unbeschränkten Freiheit und Oeffentlichkeit der Debatte Jedermann einen Blick in die Zustände und Umstände thun lassen, mit denen man bei der Anwendung des Milizsystems überhaupt zu thun haben kann. Die Kritik liegt in der Rede und Gegenrede so klar vor, daß ihnen zur Erläuterung und Wegleitung kaum etwas hinzugefügt werden muß.

Digitized by Google

Schon seit einigen Decennien lassen sich in der Schweiz, was militärische Dinge betrifft, zwei Parteien sehr wohl absondern und unterscheiden.

Die eine Partei dachte: Wir brauchen gar kein eigentliches Militärwesen. Wir müssen die Ruhe im Innern allenfalls mit Gewalt erhalten, unsere Neutralitätspflichten erfüllen können, falls unsere großen Nachbarn mit einander in Streit gerathen. Aber dazu genügt ein Landjägercorps (Gensdarmerie) von höchstens 10,000 Mann. Europa hat unsere Neutralität verbürgt, es darf nicht mehr von uns verlangen, als daß wir die Grenz- und Zollpolizei an unsern Grenzen ordentlich versehen, wenn an diesen benachbarte Großmächte aufeinander stoßen. Unsere an der Grenze aufgehißte Fahne, von einem Posten bewacht, muß genügen, um an derselben einen Ruhestörer anzuhalten, der von außen in unser Land eindringen wollte. Genügt sie nicht, kommt ein großer Ruhestörer mit einigen hunderttausend Mann über unsere Grenze, so werden wir ihn mit unserer Macht, wie sehr wir dieselbe auch anspannen, doch schließlich nicht aufhalten können. Wozu uns Illusionen machen und viel Geld ausgeben, um eine sogenannte Armee zu haben? Dieses ganze „Militärlen" läuft auf eine Spielerei hinaus, die nur einigen alten Knaben einen theuren Spaß macht, einigen Leuten Stellungen mit guter Bezahlung abwirft, aber dem Ganzen höchst lästig wird.

Diese Partei, welche so dachte und denkt und welcher wir wol der Kürze halber den Namen der „Landjägerpartei" geben dürfen, spricht allerdings ihre Herzensmeinung selten oder nie mit voller Freimüthigkeit aus; denn ihre Mitglieder fürchten, sie würden sich um alle Popularität bringen, wenn sie so sprächen. Aber thatsächlich wirkt die Partei in der Presse und in den eidgenössischen Räthen in dem angegebenen Sinne allen militärischen Anstrengungen entgegen, indem sie an jede Budgetfrage anknüpft, Beschränkung der Ausgaben für das Militärwesen verlangt, folglich auch nothwendig zur Verkümmerung nützlicher, bisweilen unerläßlicher militärischer Einrichtungen beiträgt. Die Landjägerpartei wird dabei verstärkt durch Leute, welche auch nicht gerade herausſprechen, in den dirigirenden Classen nicht schwach vertreten, in ihre commerciellen und industriellen Interessen vertieft, wenn sie sich auch nicht energisch aus ihrem kleinen Staatswesen herausſehnen, doch dessen Aufgehen in ein größeres ohne allzu schmerzliches Bedauern hinnehmen würden.

Die Masse des schweizerischen Volkes dagegen hängt mit natürlichem Triebe noch an der Selbständigkeit des Landes und frischt ihre Liebe zur Heimat gern durch Erinnerungen an die alte Heldenzeit auf. Sie will daher zur Erhaltung der Selbständigkeit ein wirkliches schweizerisches Militärwesen und dieses in der Milizgestalt, weil dieselbe immer, nur nach den Zeiten in einzelnen Formen verändert bestanden hat. Die Partei, welche in der Presse und in den Räthen in dieser Beziehung den

Digitized by Google

Volkssinn vertritt, somit der Landjägerpartei entgegentritt und welche wir wiederum der Kürze halber die „Armeepartei" nennen wollen, hat den Vortheil, gerade heraus sprechen zu dürfen, ohne Besorgniß, sich unpopulär zu machen.

Die Meinung des überlegenden Theils der Armeepartei darf nun etwa folgendermaßen zusammengefaßt werden:

Das heutige schweizerische Volk will Niemanden verletzen und Niemanden angreifen; aber es will seine Selbständigkeit und seine republikanische Freiheit vertheidigen, wenn diese bedroht und angegriffen werden. Wenn die Schweiz stets ihre internationalen Pflichten getreulich erfüllt, so hebt sie damit noch keineswegs die Gefahr auf, daß sie einmal von dieser oder jener Seite her ungerecht angegriffen werde. Die Verträge haben sich nur allzuoft als eine höchst gebrechliche Stütze erwiesen; die schweizerische Geschichte weiß genügend davon zu erzählen. Alleinstehend würde die Schweiz gegen den übergewaltigen Angriff auch nur einer Großmacht sich auf die Dauer nicht wehren können; aber wol vermag sie es trotz ihrer geringen Kraft, wenn sie diese nur richtig anwendet, auf eine beschränkte Zeit, auf einige Monate. Und es ist bei der jetzigen Weltlage kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß die Schweiz ganz allein, auf die Dauer ohne alle Hülfe von außen bleiben werde, wenn sie nur den ernsten Willen und dabei ein gebührendes Maß von Kraft zeigt, sich überhaupt zu vertheidigen. — Auf diese Voraussetzungen muß und kann allein die schweizerische Armeeorganisation basirt werden.

Die Armeepartei ward durch eine romantische oder wenigstens romantisch redende Jugend unterstützt, welche weiter ging als die überlegenden Männer und meinte, daß die Schweiz auch heute noch, wie in den Heroenzeiten und den Zeiten der Burgunderkriege ganz auf sich allein stehen und den Vertheidigungskampf gegen eine Welt aufnehmen könne, ohne irgend wie nach fremder Hülfe auszuschauen. Mit diesem Enthusiasmus konnte die ruhige Ueberlegung wol fertig werden und sich seiner Mitwirkung ohne Bedingung erfreuen; nicht ganz so verhielt es sich mit der Unterstützung, welche eine allerdings nicht große, aber einflußreiche Partei der Armeepartei gewährte, — eine kleine Partei, welche sich gerne eine schweizerische Feldarmee mobil gemacht an der Seite der Armee einer verbündeten Großmacht auf Eroberungen ausgehend dachte. Es ist nicht schwer zu erkennen, daß die Einmischung dieses Gedankens der Durchführung einer rationellen Organisation des schweizerischen Wehrwesens schädlich werden mochte. Denn, wenn nun ein besonderer Nachdruck auf die Organisation einer activen Feldarmee gelegt wurde, welche verhältnißmäßig stets große Kosten verursachen mußte, so war zu befürchten, daß die Landesvertheidigung, — statt an dem ersten Platze zu bleiben, welcher ihr gebührt, — in den Hintergrund gedrängt, vernachlässigt und verkümmert werde. Außerdem ist es bei der Mehrheit der Sprachen,

Digitized by Google

Nationalitäten und Confessionen in der Schweiz stets gefährlich, sich dieselbe im Anschluß an eine bestimmte Großmacht zu denken, besonders in kriegerischen Unternehmungen, da unmöglich angenommen werden darf, daß alle Schweizer einmüthig den großen Freund auf derselben Seite suchen würden.

Die Erfolge der preußischen Armee 1866 störten wie das ganze Europa, so auch die Schweiz auf. In dieser konnte man nicht umhin zu bemerken, daß sich die ganze politische Stellung der Schweiz in Europa verschoben habe und noch ferner erheblich zu verschieben drohe. Schon seit 1860 war Italien aus einem Conglomerat schwacher und feindlich einander gegenüberstehender Staatswesen zu nationaler Einheit gelangt, diese ward verstärkt im Jahre 1866, — und nun bildete sich im Norden der norddeutsche Bund: daß er bald die süddeutschen Staaten in seinen Wirbel hineinreißen werde, konnte Niemandem zweifelhaft erscheinen. Zunächst allerdings machte sich vorherrschend wie in den meisten Staaten, so auch in der Schweiz nur der Zauber des Zündnadelgewehrs geltend; — er führte hier zu der Bewaffnung der Infanterie mit dem Repetirgewehr, zugleich auch zu einer Verbesserung des Artilleriematerials. Daneben erschien es nothwendig, die ganze alte Armeeorganisation einer Revision zu unterziehen, und schon im Jahre 1868 übergab das Militärdepartement dem Bundesrath einen Entwurf zu einer neuen Militärorganisation mit einem erläuternden Bericht dazu. Diesen Entwurf in Ausführung zu bringen, dazu wurde niemals ein ernster Anlauf genommen. Es ließen sich nämlich bald Stimmen vernehmen: die ganze Bundesverfassung von 1848 stehe nicht mehr auf der Höhe der Zeit; alle Völker ringsum hätten in ihrer politischen, socialen und ökonomischen Verfassung seitdem die erheblichsten Fortschritte gemacht, während die Schweiz fast stationär geblieben sei. Man müsse dem schweizerischen Bundesstaat vorerst im Ganzen eine centralisirtere Organisation geben, bevor man an eine zweckmäßigere Militärorganisation denken könne.

Darüber kam nun das Jahr 1870. Als der Krieg bevorstand, wurden ernste Befürchtungen laut, daß die Schweiz wol in den Kriegsschauplatz einbezogen werden könne, Entschlüsse, mindestens dem *ersten*, der ihre Neutralität verletzen wollte, energisch entgegenzutreten. Am Ende des Krieges suchte dann die ganze Bourbakische Armee eine Zuflucht in der Schweiz; sie betrat deren Boden auf Grund einer Convention und ward an der Grenze entwaffnet. Nun aber ward die Frage aufgeworfen, wie sich die Dinge gestaltet haben würden, wenn diese französische Armee sich nicht in einem so gar traurigen Zustande befunden hätte, wenn sie kampffähig gewesen, mit Gewalt durch die Jurapässe gedrungen wäre, um durch Schweizergebiet südwärts zu ziehen und es bei Genf gegen Lyon hin zu verlassen, wenn dann auch die deutsche Südarmee nachgerückt wäre? Ob die schweizerische Armee wol wirklich im Stande gewesen

Digitized by Google

wäre, das hier drohende Wirrsal vom Lande abzuwenden? Einzelne unruhigere Glieder der Armeepartei ließen sich die Gelegenheit nicht entgehen, sowol die Gefahren in's Große als die Zustände der schweizerischen Milizen in's Schlechte hin zu übertreiben, um mit desto größerer Leichtigkeit zu dem Schlusse zu gelangen, daß eine neue Organisation der schweizerischen Streitkräfte höchst nothwendig sei.

Die Klagen, welche bei dieser und anderen Gelegenheiten über die alte Organisation erhoben wurden, lassen sich der Hauptsache nach folgendermaßen zusammenfassen:

Die Recrutirung der Truppen liegt durchaus in den Händen der souveränen Cantone; jeder Canton betreibt sie nach seinen eigenen Principien, er begünstigt dabei wol in seinem finanziellen Interesse Dienstenthebungen, und er kann dies um so eher, da er ja nur 3 Procent seiner Bevölkerung zum Bundesauszug zu stellen hat; der Artikel der Bundesverfassung, wonach jeder Schweizer wehrpflichtig ist, bleibt daher lediglich auf dem Papier; wenn der Bund selbst die Recrutirung in die Hand nähme, würde er sie nicht blos viel gleichmäßiger und folglich gerechter betreiben, sondern es würde auch die Zahl der eingestellten und ausgebildeten Mannschaften erheblich vermehrt und die Streitkraft des Bundes vergrößert werden.

Ebenso wie die Recrutirung steht auch die gesammte Ausrüstung ihrer Truppen und die Instruction (Einübung) der Infanterie den Cantonen zu; — nun gibt es große und kleine Cantone; die großen, wenn sie guten Willen haben, thun für die Ausrüstung ihrer Truppen und für die Ausbildung ihrer Infanterie das Beste, sie haben die finanziellen Mittel dazu, tüchtige Bekleidungs- und Equipagestoffe anzuschaffen, Leute, welche zur Verwaltung dieser verschiedenen Dienste geeignet sind, genügend zu besolden. Aber mit den kleinen Cantonen — ganz abgesehen davon, daß auch die großen nicht sämmtlich Neigung haben, ihren Pflichten nachzukommen — verhält es sich ganz anders. Es entsteht hieraus eine unerträgliche Buntscheckigkeit und an einzelnen — nicht zu wenigen — Stellen eine wirkliche Unzulänglichkeit der Truppenkörper. Es wäre daher wünschenswerth, daß der Bund entweder diese sämmtlichen Verwaltungszweige selbst in die Hand nähme oder mindestens eine viel größere Gewalt der Ueberwachung in diesen Dingen erhielte.

Alle nebensächlichen Klagen, deren nicht wenige waren, wollen wir hier übergehen, um nicht ein förmliches Buch schreiben zu müssen.

Was sich aus dem Vorangeführten klar ergibt, ist, daß die Armeepartei auf die Centralisation in militärischen Dingen hinsteuerte, sie mußte also auf diesem Gebiete nothwendig mit den Anhängern der Cantonalsouveränetät zusammenstoßen, deren Führung dann mit Naturnothwendigkeit die Landjägerpartei übernahm.

Eine allgemeine Bundesverfassung mit der Tendenz zu centralisiren

Digitized by Google

ward nun im Winter von 1871 auf 1872 von den eidgenössischen Räthen berathen und von deren Majorität angenommen, aber im Mai 1872 vom Volke, wenn auch mit schwacher Majorität, verworfen. Bundesrath und Bundesversammlung machten sich sofort an's Werk, dem Volke eine etwas veränderte Bundesverfassung vorlegen zu können. Dieselbe kam in den eidgenössischen Räthen durch ein Compromiß zwischen den Centralisten und den Cantonalisten zu Stande und wurde dann vom Volke und von den Ständen mit einer großen Mehrheit angenommen.

Auf diese Bundesverfassung vom 29. Mai 1874 mußte nun die neue Militärorganisation gegründet werden, und da jene erstere den Cantonen eine bedeutende Machtsphäre gelassen hatte, wäre es wol politisch klug gewesen, den Umstand nun auch bei der neuen Militärorganisation in gehörigen Betracht zu ziehen. Allein bei der Armeepartei und den Centralisten machte sich vielmehr das Bestreben geltend, durch die neue Militärorganisation ein großes Loch in die noch aufrechtstehenden Mauern der Cantonalsouveränetät zu bohren. Das Beginnen schien nun anfangs vom Glücke begünstigt zu werden, indessen bald sollte sich ergeben, daß die Beachtung der thatsächlichen Fundamente niemals ungestraft vernachlässigt wird.

Der erste Entwurf der neuen Militärorganisation: „Botschaft und Gesetzentwurf betreffend eine neue Militärorganisation der schweizerischen Eidgenossenschaft vom 13. Juni 1874" war ein ziemlich zusammenhängendes Ganze. Sicherlich konnte man ihm manche Vorwürfe machen; namentlich, daß er unnützer Weise, auch ohne daß Budgetfragen in Betracht kamen, tief in Details eintrat, die besser der Reglementirung überlassen werden. Man konnte mehrfach abweichender Meinung sein, selbst über die Grundgestalt des Heeres, welche aus diesem Entwurfe hervorgehen sollte. Allein verständige und erfahrene Männer waren der Meinung, man sollte keine Differenzen aufregen, — die gegebene Grundlage sei eine zulässige, es komme nicht darauf an, Alles bis in's Kleinste hinein zu bestimmen, es sei besser, einmal eine einigermaßen erträgliche Grundlage zu haben, als gar nichts, man solle sich daher nicht mit Kleinkram einmischen, die Hauptsache wäre die Ausführung der neuen Organisation durch kundige und verständige Leute.

Nun aber ging der Entwurf durch Commissionen der eidgenössischen Räthe und durch diese selbst; da klang es anders. Viele wollten ihre Weisheit bessernd zu Markte bringen, dann mischten sich in der letzten Stunde noch einzelne Persönlichkeiten ein, denen es gelang, sonderbare Bestimmungen ohne Ueberlegung und ohne Zusammenhang in den ersten Entwurf hineinzutragen, und auf diese Weise entstand endlich in den eidgenössischen Räthen das Gesetz über die Militärorganisation der schweizerischen Eidgenossenschaft vom 13. November 1874.

Obgleich dieses nun dem Kundigen noch weniger gefallen konnte als

Digitized by Google

der erste Entwurf, so ward es doch angenommen, weil man eben nichts Besseres haben konnte und einsah, daß die Ausführung die Hauptsache sei, und daß diese manche Unzukömmlichkeiten zum Besseren — freilich auch zum Schlechteren werde wenden können. Man hoffte auf das erstere.

Vom Volke her ward gar kein Einspruch gegen das Gesetz erhoben, so daß ein Plebiscit gar nicht nothwendig wurde.

Nach diesen Vorbemerkungen können wir zur Besprechung des neuen Organisationsgesetzes übergehen, indem wir an passendem Orte Bemerkungen über die Ausführung einfügen und auf Eigenthümlichkeiten aufmerksam machen, welche theils unzertrennlich mit dem Milizsystem verbunden sind, theils sich nur gewöhnlich mit seiner Annahme verbunden ergeben. Auf jedes Detail einzutreten, ist hier nicht möglich; es genügt, die charakteristischen Einzelheiten hervorzuheben, — und wo wir im Allgemeinen reden, da haben wir immer, soweit es nicht ausdrücklich anders bemerkt wird, die Infanterie als die Hauptwaffe vor Augen.

Nach dem neuen Gesetz ist, wie nach dem alten jeder Schweizer vom vollendeten 20. bis zum vollendeten 44. Jahre wehrpflichtig. Vom wirklichen Dienst befreit sind für die Zeit ihrer Anstellung nur die unentbehrlichen Beamten des Bundes, der Cantone, der großen Verkehrsmittel, ausgeschlossen die nicht im Besitz des Activbürgerrechts Befindlichen, dann die körperlich und geistig Untauglichen.

Jeder nicht wirklich dienstthuende Wehrpflichtige hat für die Zeit seiner Befreiung oder seines Ausschlusses vom Dienste eine Militärpflichtersatzsteuer zu zahlen.

Das Bundesheer zerfällt in zwei Hauptabtheilungen nach dem Lebensalter (nicht mehr in drei, wie früherhin), den Auszug und die Landwehr. Den Auszug bilden die zwölf ersten, die Landwehr die zwölf letzten Jahresclassen der Wehrpflichtigen.

Der Unterricht (das Exerciren, die Einübung) aller Waffen — auch der Infanterie — wird nun Sache des Bundes; dagegen ist die Beschaffung und Unterhaltung der Bekleidung und Ausrüstung der Truppen Sache der Cantone; denselben werden aber die daraus erwachsenden Kosten vom Bunde vergütet. Man sieht hier, wie der Dualismus von Bund einerseits und Cantonen andererseits aufrechterhalten und neu sanctionirt ward. Auch bei der Recrutirung und der Controle der Wehrpflichtigen, welche so enge mit den bürgerlichen Verhältnissen zusammenhängen, konnte die Bundesregierung der Mitwirkung der Cantonsregierungen nicht entbehren.

Digitized by Google

Die Soldaten erhalten ihre erste Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung unentgeltlich, während sie in früheren Zeiten in den meisten, zuletzt noch in einigen Cantonen dieselbe ganz oder theilweise selbst bezahlen mußten. Für die Sachen, welche sich abnützen, wird eine Tragezeit in effectiven Diensttagen festgesetzt, nach deren Ablauf eine Ergänzung eintritt.

Nach den Etats der verschiedenen Truppentheile beläuft sich die Stärke des Auszugs in runder Zahl auf 105,000 Mann und diejenige der Landwehr auf 96,000 Mann; — die Stärke des ganzen Bundesheeres also auf 201,000 Mann.

Als Grundlage für die Heeresformation wird das Territorialsystem angenommen; das Gebiet der Eidgenossenschaft wird demgemäß in eine Anzahl von Divisionskreisen eingetheilt und jeder der letzteren wieder in eine Zahl von Recrutirungskreisen, aus welchen die Truppenkörper geringerer Ordnung hervorgehen.

Das Gesetz bestimmte die Zahl der Divisionskreise nicht, sondern überließ das dem Bundesrath. Dieser hätte nun eine kleinere oder größere Zahl von Divisionskreisen bilden können; es konnte wirklich gerade für die Schweiz, mit ihren rein defensiven Zwecken, wenig darauf ankommen, ob die eine Division ein wenig stärker oder schwächer war als die andere. Da einmal vom Gesetz für das Militärwesen der Dualismus von Bund und Cantonen festgehalten war, schien es zweckmäßig, die Truppen eines und desselben Cantons innerhalb einer Division zu vereinigen und nicht etwa die zwei Infanteriebataillone, welche ein Canton zum Auszug stellte, auf zwei verschiedene Armeedivisionen zu vertheilen. Denn da einmal die Mitwirkung der Cantone in militärischen Dingen gesetzlich in ziemlich weitgehender Weise festgehalten war, da die Cantone also unbedingt militärischer Verwaltungsbeamten bedurften, so wäre es für den Bund ökonomisch nützlich gewesen, sich dieser Verwaltungsorgane der Cantone in weitgehendster und zweckmäßigster Weise bedienen zu können.

Der Bundesrath aber theilte das eidgenössische Gebiet in acht Divisionskreise, ohne wesentliche Rücksicht auf die Cantonsgrenzen und mit der Idee, ganz gleichmäßige Divisionen des Auszuges herzustellen, deren jede aus einem solchen Divisionskreise hervorgehen sollte. In manchen Fällen konnte die Zerreißung eines und desselben Cantons damit gerechtfertigt werden, daß in ihm neben einander zwei verschiedene Sprachen, französisch und deutsch, gesprochen wurden und daß man es für gut hielt, wenn in einer und derselben Armeedivision nur eine Sprache, französisch oder deutsch, gesprochen werde. Diese Rechtfertigung hilft aber nicht überall durch, und man muß vielmehr bei dieser Sache an den Einfluß der Centralisten denken, welche darauf ausgingen, der „Cantönliwirthschaft" gründlich ein Ende zu machen.

Das möchte nun ganz gut gewesen sein, aber um diese fromme Ab-

Digitized by Google

sicht wirklich durchzuführen, hätte man für jeden Divisionskreis eine permanente, anständig besoldete Divisionsverwaltung einsetzen müssen.

Allein der böse Finanzpunkt, welcher in allen menschlichen Dingen eine große und leider nur zu oft die größte Rolle spielt, hieß davor zurückschrecken; man glaubte sich damit helfen zu können, daß man reiche Leute, welche sonst nichts Besonderes zu thun hätten, zu Divisionscommandanten mache, die dann um der ihnen angethanen Ehre willen die Sache schon besorgen würden. So kurz die Erfahrung in dieser Beziehung noch ist, hat sie doch schon über alle nothwendige Evidenz hinaus gezeigt, daß dabei die Rechnung ohne den Wirth gemacht war.

Die Armeedivision des Auszuges nun, welche aus einem Divisionskreise hervorgeht, ward vollständig nachgebildet dem Schema der Infanteriedivision, wie diese in den europäischen großen Heeren um 1874 angenommen war. Sie besteht aus zwölf Infanteriebataillonen, oder vier Regimentern zu drei Bataillonen, oder zwei Brigaden zu zwei Regimentern. Das Regiment, eigentlich ohne allen Sinn in einem Milizheere, ward mit besonderer Vorliebe an den eidgenössischen Busen gedrückt. — Hierzu tritt dann ein Schützenbataillon, — ein Dragonerregiment von drei schwachen Schwadronen, eine Guidencompagnie (Generalstabsreiter), — eine Artilleriebrigade mit drei „Regimentern" zu zwei Bataillonen und einem Divisionspark (Munitionscolonnen); — ein Geniebataillon mit drei Compagnien von ungleicher Stärke und ungleicher Bestimmung; einschließlich einer Compagnie für Eisenbahnwesen und Telegraphie, welchen Dienst man doch sonst auch in den größesten Armeen aus sehr bekannten und guten Gründen zu centralisiren pflegt; — ein Trainbataillon für den Transport der Fahrzeuge des Genie und des Proviantwesens, während diejenigen des Feldlazareths von dem Landwehrtrainbataillon, welches zur Division gehört, bespannt werden müssen, — ein Feldlazareth und eine Verwaltungscompagnie.

Jedem Truppentheil des Auszugs in einem Divisionskreise entspricht nun ein gleicher der Landwehr. Die Landwehr ist aber nicht in besondere Divisionen getheilt, sondern es sind bei der Infanterie nur Landwehrregimenter und Landwehrbrigaden gebildet.

Die früherhin auf den Unterricht der Truppen verwendete Zeit ward nach dem neuen Gesetze bedeutend vermehrt. Der Infanterist sollte jetzt einen Recrutencursus (Recrutenexerciren) von 45 Tagen durchmachen — statt der früheren 28 Tage; — dann so lange er im Auszuge wäre, einen Wiederholungscurs (Bataillonsexerciren ꝛc.) von 16 Tagen je das zweite Jahr (statt früher jährlich 6 Tage im Auszuge, 4 Tage in der Reserve).

Wenn diese Bestimmungen wirklich innegehalten wurden, so kam bei ganz ruhigen Zeiten der Gesammtexercirdienst eines Infanteristen, während er im Auszuge war, auf 141 Tage, während dieser Exercirdienst

Digitized by Google

vor dem neuen Gesetz für die Dienstzeit in Auszug und Reserve auf nur ungefähr 68 Tage zu berechnen war.

Hieraus ergibt sich, daß der auszubildende Mann, wenn sonst Alles gleich blieb, der Eidgenossenschaft etwa doppelt so viel kosten mußte, als früher. Es trat aber noch hinzu, daß durch das neue Gesetz der Sold bedeutend erhöht wurde. Neben seiner Mundportion (von Fleisch, Brod, Gemüse und Zuthaten), — welche schon vor zehn Jahren kaum um weniger als einen Franc zu beschaffen war, — erhielt früher der Infanterist 45 Centimes baar, — nach dem neuen Gesetz aber 80 Centimes, — nur die Recruten müssen sich mit einem baaren Solde von 50 Centimes neben ihrer Mundportion begnügen.

Die Botschaft vom 13. Juni 1874 berechnete die ganzen jährlichen Ausgaben nach Einführung der neuen Militärorganisation auf nicht ganz 11 Millionen Franken (10,726,377). Nun wurde aber schon im Jahre 1869, einem absolut ruhigen und normalen Jahre, unter dem alten Regime die Ausgabe für das Militärwesen, welche theils vom Bunde, theils von den Cantonen, theils von den einzelnen Wehrpflichtigen, die sich noch selbst ausrüsten mußten, getragen ward, eher zu niedrig als zu hoch auf 9,359,606 Francs berechnet.

Jedem Unbetheiligten mußte es daher räthselhaft vorkommen, wie bei viel höher gestellten Anforderungen bei Einführung eines großen eidgenössischen Militärverwaltungspersonals das neue Militärbudget nicht höher ansteigen sollte, als auf 11 Millionen. Rechnete man nach, so ergab sich in der That, daß wol 16 Millionen nothwendig sein würden, um das Budget zu decken, wenn die neue Militärorganisation *wirklich ausgeführt* werden sollte.

Ja, diese Summe von 16 Millionen scheint noch wenig zureichend. Denn wenn es ernstlich darauf abgesehen ist, die Schweiz vertheidigungsfähig zu machen, so bedarf sie mit Nothwendigkeit künstlicher Befestigungen. Sie ist keineswegs mehr ein romantisch-idyllisches Hirten- und Bauernland, vielmehr ein Land nüchterner Industrie, auch Ackerbau und Viehzucht nehmen von Jahr zu Jahr mehr den Charakter industrieller Unternehmungen an; der Gründerschwindel ist keineswegs ehrfurchtsvoll an den Grenzen des Landes stehen geblieben, er hat sie keck überschritten und in Eisenbahngründungen ist vielleicht in der Schweiz Tolleres geleistet worden, als in irgend einem anderen europäischen Lande. Unter solchen Umständen steht es nicht wohl an, von den ewigen Gletscherwällen der Alpen zu reden, die von vaterlandsliebenden, kräftigen Männern gegen weit überlegene Heerschaaren vertheidigt werden.

Man muß vielmehr prosaisch bekennen, daß die schweizerische Landwehr, ohne Cavalerie, ohne Feldartillerie für den offenen Kampf im Felde nicht taugt, daß auch die wackern Fabrikarbeiter, welche einen sehr großen Theil von ihr ausmachen, keineswegs geschickt sind, einen lebhaften

Digitized by Google

Gebirgskrieg zu führen, als Parteigänger in Gebirg und Hügelland aufzutreten. Dagegen können sie ausgezeichnete Dienste leisten in guten permanenten Befestigungen. Und da sie hier allein verwendbar sind, da aber die Schweiz für den Fall der Noth bei ihrer schwachen Bevölkerung keinen Arm zu viel hat und keinen Arm verachten darf, so bedarf sie eben der Befestigungen. Sie hat nichts davon, sie ist fortificatorisch tabula rasa, sie befindet sich also in der, wenn man so will, glücklichen Lage, sich ein ganz rationelles Befestigungssystem geben zu können.

Dieses wird Geld kosten; nicht blos die Befestigungen an sich verlangen finanzielle Anstrengungen, sondern auch die Beschaffungen von Festungsgeschützen, von welchen jetzt gleichfalls nichts vorhanden ist. Das Geld zu diesen Nothwendigkeiten sollte sich wol finden lassen; man darf nur einen Blick auf die Millionen werfen, welche in den Rachen der wahnsinnigsten Eisenbahnunternehmungen geworfen sind. Es ist von denen, welche es lieferten, theils aus reinem Unverstand, theils in der Hoffnung weggeworfen worden, daß es wirkliche Renten tragen werde. Jetzt ist es nun auch dem blödesten Verstande, der früher guten Rath nicht hören wollte, klar, wie es sich mit jenen Renten verhält; Krach ist auf Krach gefolgt, und das Krachen hat noch lange kein Ende; im Gegentheil, wir sind erst am Anfang. Es würde sicherlich Niemandem geschadet haben, wenn von der Milliarde, die seit zwanzig Jahren für Eisenbahnbauten ausgegeben worden ist, der dreißigste oder vierzigste Theil auf die Anlage von Befestigungen verwendet worden wäre, dem Ganzen aber wäre es nützlich gewesen.

Aus diesen Gründen wäre es höchst wünschenswerth gewesen, daß den Räthen bei der Discussion der neuen Militärorganisation ein aufrichtiges, genügend hohes Normalbudget vorgelegt worden wäre. Da die Unzulänglichkeit des mit dem Entwurf vom 13. Juni 1874 aufgestellten augenfällig ward beim Eintreten in das geringste Detail, so ist nicht anzunehmen, daß dieselbe der Commission der Bundesversammlung, welche auf den heiteren Alpenhöhen von Mürren jenen Entwurf Wochen lang vorberieth, entgangen sei. Dagegen hörte man vielfach die Rede: es würde nicht klug sein, daß der Bundesrath der Bundesversammlung und dem Volke ein sehr hohes, wenn auch richtiges Budget vorlege, daran könne die Annahme der ganzen Militärorganisation scheitern; sei diese aber einmal angenommen, so werde sich auch, sei es nur stückweise und allmählich, das Geld finden, welches zur vollständigen Ausführung nothwendig sei.

Es ward nun wol darauf erwidert: die Rechnung könne auch trügen, und es sei am Ende besser, die neue Militärorganisation werde nicht angenommen, als daß sie angenommen alsbald verkrüppelt werden müsse, weil das Volk das zu ihrer Durchführung nothwendige Geld nicht hergeben wolle. Indessen der Erfolg mußte auch hier wieder erst lehren, daß allzuviel „staatsmännische Klugheit" vom Uebel sein kann.

Digitized by Google

Kaum war die neue Militärorganisation in Kraft getreten, als Ueberraschung auf Ueberraschung erfolgte.

Es ward zunächst klar, daß die jährliche Zahl der diensttauglichen Recruten viel größer sein werde als das Entwurfsbudget vorgesehen hatte, zumal das Minimum der Körperlänge sehr niedrig, zu nur 1,55 m *) angesetzt ward. Diese Erscheinung wäre nun an sich eine höchst erfreuliche gewesen, da ja das kleine Land sich nicht genug wehrhafte Männer zu seiner Vertheidigung wünschen konnte. Ja, aber diese Recruten hätten nun auch ausgebildet werden müssen, — und was wurde dabei aus dem billigen Budget?

Es entwickelte sich — angesichts der Budgetmeduse — nun der Wunsch, die Zahl der diensttauglichen jungen Männer so tief als möglich herunterzudrücken.

Höchst auffällig erschien diese schnelle Evolution, da sie in genau den gleichen Männern vor sich ging, welche noch wenige Jahre vorher so bitter geklagt hatten, daß eine Menge diensttauglicher Männer durch die Maschen der Aushebung schlüpften, weil die Cantone die Recrutirung in Händen hätten.

Aber Noth kennt kein Gebot. Wie sollte man nun die Zahl der diensttauglichen Männer auf einen möglichst tiefen Stand herunterdrücken? Künstlich verstümmeln konnte man die überschüssigen diensttauglichen Recruten nicht wohl; sie würden sich dagegen entschieden gewehrt haben. Das einfachste Mittel wäre vielleicht gewesen, das Minimum der geforderten Körperlänge um einige Centimeter heraufzuschrauben. Von diesem Mittel wurde kein Gebrauch gemacht, vielleicht weil es zu durchsichtig war. Also versteckere, feinere, „klügere" Mittel.

„Man darf es nicht vor keuschen Ohren nennen,
Was keusche Herzen nicht entbehren können."

Allein für den Zweck der Aufklärung, den wir hier verfolgen, ist es doch nothwendig, daß wir die angewendeten Mittel aufzählen.

Zunächst ward die ganz originale Einrichtung getroffen, daß eine Commission von drei Militärärzten souverän über die Diensttauglichkeit entschied, kein Combattant dabei eine Stimme hatte; daß der betreffende Kreiscommandant (entsprechend dem Bezirkscommandeur in Deutschland) neben den drei Herren Doctoren herlief, änderte thatsächlich nichts. Wenn es der hippocratischen Commission nun wohl bekannt war, das Militairdepartement könne nicht zu viele dienstaugliche Recruten gebrauchen und es werde ihm lieb sein, möglichst wenige zu erhalten, so lag es dieser Commission sehr nahe, manchen diensttauglichen „durchschlüpfen" zu lassen. Die vielberühmte Thoraxenge, „Augenschwäche" — nicht etwa mit Kurz-

*) Erst neuerdings ist das Minimalmaß auf 1,56 m heraufgesetzt worden.

Digitized by Google

sichtigkeit zu verwechseln, und eine Menge derartiger dunkler, mysteriöser Fehler, welche nach der Behauptung der Herren Doctoren nur von ihnen zu beurtheilen sind, gaben die bequemste Gelegenheit.

Wenn man behauptet, daß sie auch Menschen sind, so wappnen sie sich mit edler Entrüstung, gerade wie die Herren Richter in gleichem Falle und geberden sich, als ob man sie der schwersten Verbrechen ziehe, während doch davon gar nicht die Rede ist, sondern nur von der Einordnung dieser Herren in den Begriff: Mensch. — Wollen sie Götter sein oder was sonst? Thatsache ist, daß eine große Anzahl der robustesten Leute für dienstuntauglich erklärt wird, während dann wieder eine Anzahl von armen Teufeln für diensttauglich befunden wird, welche nach trauriger und dringender Erfahrung der commandirenden Officiere aus der ersten Recrutenschule heimgeschickt werden müssen.

Die Thoraxtheorie konnte für die Schweiz besonders verderblich werden durch den Ausschluß einer verhältnißmäßig großen Zahl schnell aufgeschossener gebildeter, später aber sich ganz gut entwickelnder und zu Officieren besonders geeigneter junger Männer. Die Schweiz hat große Ursache darauf zu sehen, daß es ihr nicht an der nöthigen Zahl einigermaßen brauchbarer Officiere gebreche.

Durch ein Bundesgesetz vom 5. Juli 1876 ward es dann weiter den vor 1855 gebornen diensttauglichen Wehrpflichtigen, welche bisher durch die Maschen des Aushebungsnetzes gegangen waren und auf deren Einfangung es besonders hätte ankommen sollen, wenn man die Klagen über die lockere und lose cantonale Recrutirung hörte, freigestellt, ob sie persönlich Dienst thun oder lieber die Militärpflichtersatzsteuer bezahlen wollten. Man darf sich nicht verwundern, daß enorm viele Leute dieser Kategorie das Letztere wählten; da sicher die meisten derselben nicht ohne ihr Zuthun bisher der Aushebung entgangen waren, so wäre es voreilig, aus der bemerkten Erscheinung den Schluß zu ziehen, daß überhaupt dem Schweizer der Militärdienst antipathisch sei, obgleich nicht zu leugnen ist, daß allerdings verschiedene unnöthige Maßregeln bei Ausführung der neuen Milizorganisation in allen Volksschichten ein großes Mißbehagen hervorriefen; wozu wir hier namentlich rechnen möchten die Berufung von Mannschaften zur Aushebung, zur Eintheilung in die Truppenkörper, zu Controlen, angeblich auf einen Tag und daher ohne alle Entschädigung, während es bei der Entfernung der Wohnsitze der Einberufenen von dem jedesmaligen Sitze der Commission unmöglich war, daß sie am gleichen Tage dorthin und von dort wieder heim gelangten.

Aber es wurden noch weitere Ersparnisse nothwendig. Diese wurden gesucht hauptsächlich in der Beschränkung der Uebungszeit der wirklich Ausgehobenen. Schon die vier letzten Jahresclassen des Auszuges wurden zu den Wiederholungscursen nicht mehr einberufen; die gesetzliche Gesammtexercirzeit des Infanteristen ward hierdurch um 32 Tage verkürzt,

Digitized by Google

— eine Maßregel, welche in solchem Umfange nicht gebilligt werden darf. Denn da die Landwehrinfanterie nur jedes zweite Jahr eine eintägige Inspection zu bestehen hat, außerdem jährlich eine Schießübung von einem halben Tage, so ergibt sich, daß nunmehr der Infanterist nur noch während der ersten acht Jahre seiner 24jährigen Dienstpflicht einer Uebung genoß, bei welcher er wirklich etwas lernen konnte.

Für 1877 wurde dann ferner noch im Budgetwege die Dauer der Wiederholungscurse der Infanterie von 16 auf 10 Tage herabgesetzt; dies ergibt abermals einen Abstrich von 24 Tagen für die gesammte Uebungszeit der Infanterie. Es bleiben von dieser jetzt nur noch 85 Tage und die Differenz gegen die alte, für ganz unzulänglich erklärte normale Uebungszeit von 68 Tagen beläuft sich nur noch auf 17 Tage; wenn die Sache so fort geht, wird wol diese Differenz auch bald verschwinden, ja wir werden eine Unterdifferenz erhalten und es wird nichts übrig bleiben als eine kostspielige Bundesarmeeverwaltung ohne Armee.

Es wurde ferner auch die Zahl der jungen Männer beschränkt, welche in die Officiersbildungsschulen (entsprechend den deutschen Kriegsschulen, aber freilich nur mit einer gesetzlichen Dauer von sechs Wochen) commandirt werden sollten. Damit ward die Deckung des nothwendigen Bedarfs von Officieren problematisch gemacht.

Wir können hier nicht alle Ersparungsmaßregeln verfolgen, welche zur Verdeckung gemachter Fehler getroffen wurden. Diejenigen, welche wir aufgeführt haben, sprechen deutlich genug, und es sind einige darunter, welche, wie Jedermann, ohne sich viel mit militärischen Dingen beschäftigt zu haben, einsehen kann, dem Milizsystem nach der neuen schweizerischen Militärorganisation geradezu verderblich werden mußten.

Aber trotz aller Heilmittel dieser Art beziffert sich das Ausgabebudget des schweizerischen Militärdepartements für das Jahr 1877 auf 16,090,579 Francs.

Wenn nun auch das Gesetz vom 13. November 1874 strict ausgeführt worden wäre, was nach dem vorher Gesagten nicht der Fall war, so würde es doch immer noch auffallen, daß der Ausbildung der Soldaten von ihrer Recrutenzeit, von ihrem 20. Lebensjahre ab, eine an sich ganz unzureichende Zahl von Tagen gewidmet ist, besonders heute, da die individuelle Selbstthätigkeit des Soldaten in hohem Grade in Anspruch genommen wird.

In der That kann heute ein Milizsystem gar nicht anders gedacht werden, als auf der Basis einer gesunden militärischen, mit der bürgerlichen innig verbundenen Jugenderziehung. Es muß möglich sein, und es ist möglich, den Knaben, bevor er Recrut wird, militärisch so weit auszubilden, daß er sich in seinem Zuge (Peloton) frei und verständig bewegen könne.

Digitized by Google

Wir werden hier von der höheren militärwissenschaftlichen Grundlage, die in Verbindung mit dem bürgerlichen Unterricht an höheren Lehranstalten dem Jüngling gegeben werde könnte, der sich nach seiner socialen Lage und voraussichtlich zu erlangenden Bildung künftig zum Officier eignen würde, gar nicht reden. Vielmehr halten wir uns lediglich an die Volksschule, an die durch sie und im Anschluß an sie von der Masse des Volkes zu erreichende militärische Vorbildung.

Was nun diese betrifft, so war ihr in dem Bericht zum Entwurf vom 13. Juni 1874 einigermaßen die gebührende Stelle angewiesen, — und im Entwurf selbst besagten die Artikel 79 bis 81:

„Die Cantone sind verpflichtet, der schulpflichtigen männlichen Jugend denjenigen militärischen Unterricht zu ertheilen, welcher mit den gymnastischen Uebungen verbunden werden kann. In den höheren Schulen wird diesem Unterricht eine weitere Ausdehnung gegeben. Der Bund hat die Befugniß, hierüber allgemeine Verordnungen zu erlassen und die Ausführung derselben zu überwachen. Die Heranbildung der Lehrer zu diesem Unterricht geschieht durch den Bund. — Die aus der Schule entlassene Jugend ist bis zum Beginn der Wehrpflicht zur Fortsetzung dieser Uebungen verhalten, welche jährlich während wenigstens 15 halben Tagen vorzunehmen sind. — Die zur Vollziehung dieser Anordnungen nöthigen Vorschriften werden vom Bunde erlassen."

Durch die eidgenössischen Räthe kamen nun unter dem Einflusse der Landjägerpartei in das Gesetz vom 13. November 1874 statt der Bestimmungen des Entwurfes die folgenden hinein:

„Die Cantone sorgen dafür, daß die männliche Jugend vom 10. Altersjahr bis zum Austritt aus der Primarschule, dieselbe mag letztere besuchen oder nicht, durch einen angemessenen Turnunterricht auf den Militärdienst vorbereitet werde. — Dieser Unterricht wird in der Regel durch die Lehrer ertheilt, welche die dazu nöthige Bildung in den cantonalen Lehrerbildungsanstalten und durch den Bund in den Recrutenschulen erhalten. Die Cantone sorgen ferner dafür, daß der zum Militärdienst vorbereitende Turnunterricht allen Jünglingen vom Austritt aus der Schule bis zum zwanzigsten Altersjahr ertheilt werde. Für die zwei ältesten Jahrgänge können vom Bunde auch Schießübungen angeordnet werden. Der Bund wird die zur Vollziehung der vorstehenden Vorschriften erforderlichen Weisungen an die Cantone erlassen."

Man sieht, der Entwurf wollte neben dem Turnen nicht blos wirkliche Exercirübungen an allen Schulen möglich machen, sondern an den höheren Schulen auch eine militärwissenschaftliche Vorbildung ihrer Schüler, aus denen wesentlich die künftigen Officiere hervorgehen. Dies wäre höchst wünschenswerth gewesen, da während der Dienstjahre eine traurig geringe Zeit auf die wirklich wissenschaftliche Ausbildung der Officiere verwendet werden kann.

Digitized by Google

Das Gesetz aber warf diese fruchtbaren Ideen vollständig bei Seite und reducirte Alles auf einen vorbereitenden Turnunterricht. So nützlich dieser unter allen Umständen ist, so kann doch auf den Schulen für die militärische Vorbildung viel mehr erreicht werden, als durch ihn allein gegeben wird, und zwar zum großen Vortheil für körperliche und geistige Gesundheit der heranwachsenden Generation.

Die Landjägerpartei begnügte sich noch nicht mit ihrem schönen Erfolge; auch der Durchführung des vorbereitenden Turnunterrichts bereitet sie noch Hindernisse, so daß bis jetzt die ganze so einfache Sache sich noch immer in dem Stadium unfruchtbarer Vorarbeiten befindet. Die Landjägerpartei greift, wo sie nur kann, den Militärdienst der Lehrer an: der Lehrer gehöre in die Schulstube und nicht auf den Exercirplatz; wenn er auch eine Recrutenschule mache, so solle er doch von den Wiederholungscursen dispensirt sein, vor allem solle er nicht zum Unterofficier oder Officier avanciren, damit er nicht obenein noch den Mehrdienst habe, der diesen Classen zugemuthet werden muß.

Durch die militärische Pariastellung, die man so den Lehrern anweisen will, soll ihnen natürlich der Militärdienst verleidet werden. Es ist zu allem diesem zu bemerken, daß die jungen schweizerischen Lehrer ihren Militärdienst fast ohne Ausnahme mit Freuden thun, daß sie zum Theil ein sehr schätzbares Material zu Unterofficieren liefern, und daß es nicht die mindeste Schwierigkeit macht, ihre Uebungszeiten in die Ferien zu verlegen.

Aber trotzdem wird die Landjägerpartei, wenn sie auch nicht auf der ganzen Linie siegreich bleibt, doch auch in dieser Richtung wieder sehr wesentlich zur Verkümmernng der schweizerischen Landesvertheidigung mitwirken, hierbei auch unterstützt von jenen zum großen Theile ausländischen Professoren, welche ein großer Baumeister einst sehr treffend mit gedörrten Aepfelschnitzen verglich.

Wir haben bereits früher erwähnt, daß nach dem Gesetze jeder im wehrpflichtigen Alter befindliche Schweizer, welcher vom effectiven Militärdienst befreit ist, einen Militärpflichtersatz bezahlen soll. Dies war in den Cantonen seit lange hergebracht, aber jeder Canton verfuhr bei der Berechnung dieser Steuer nach seinem eigenen Gutdünken und der gesetzlichen Bestimmungen über diese Militärsteuer waren so viele verschiedene als Cantone. Jetzt trat nun an die Eidgenossenschaft die Forderung, die Sache durch ein Bundesgesetz gemeingültig zu regeln.

In einem Lande, welches ein Volksheer haben will, muß man principiell sich gegen jede Militärpflichtersatzsteuer erklären, weil dem Militärdienst hier der Charakter eines Ehrendienstes möglichst bewahrt werden muß. Jene Steuer muß dann ebensowol fortfallen als die Stell-

Digitized by Google

vertretung. Und wir glauben mit der Annahme nicht zu irren, daß die Idee des Militärpflichtersatzes, die ja oft genug angeregt wurde, eben aus diesem Grunde in Preußen niemals durchgeführt worden ist.

Nun sagt man: der junge Mann, welcher vom Dienste befreit wird, genießt im Vergleich zu dem andern, welcher zum Dienst herangezogen wird, so große Vortheile, daß es ungerecht wäre, den ersteren, welcher sehr erwerbsfähig sein kann, obwol er für dienstuntauglich erklärt ward, nicht ein Aequivalent leisten zu lassen.

Wir gerathen damit auf das rein materielle Gebiet. Die Leute, welche sich auf den roh materiellen Boden stellen, pflegen ihre Gegner als unpraktische Schwärmer über die Achsel anzusehen. Darüber läßt sich mit ihnen nicht discutiren. Aber das steht jedenfalls fest, daß in einem Staate mit stehendem Heere die finanzielle Differenz zwischen dem als Soldat eingereihten Manne und dem militärfreien zu Gunsten des letzteren eine viel bedeutendere ist, als in einem Staat mit einem Milizheere.

Wenn nun sogar ein Staat mit stehendem Heere sich dreimal besinnt, ehe er eine Militärpflichtersatzsteuer einführt, welche ihm ja große finanzielle Hülfsquellen liefern kann, sollte ein Staat mit einem Milizheere sich nicht mindestens sechsmal vorher besinnen, — und wenn er obenein klein ist und keinen seiner wehrfähigen Männer entbehren kann, sogar zwölfmal?

Wir haben gesehen, wie ganz im Gegensatz zu dem Geiste, in welchem ursprünglich die Reorganisation des schweizerischen Heerwesens verlangt ward, sich bald ein „Drang" zeigte, die Zahl der diensttauglichen Mannschaft auf ein Minimum herabzudrücken. — Da ward nun vielfach die Meinung laut, daß die Gefährlichkeit dieser Neigung noch gesteigert werden könne durch ein Gesetz über den Militärpflichtersatz, welches den Militärfreien nach der Höhe seines Vermögens oder Einkommens besteuert. Die Lenker unserer militärischen Schicksale, sagte man, wollen doch nur darum die Zahl der diensttauglichen Recruten heruntersetzen, weil sie sich absichtlich oder unabsichtlich mit dem von ihnen aufgestellten Normalbudget beträchtlich verrechnet haben. Sie müssen suchen, durch das Militärsteuergesetz so viel als möglich neues Geld zu schaffen, damit ihr Rechenfehler ein wenig verhüllt werde. Ist es daher nicht wahrscheinlich, daß viel mehr Wohlhabende als Arme für dienstuntauglich erklärt werden? daß damit sowol der Gerechtigkeit ein Rippenstoß versetzt, als der Armee ein Schaden angethan werde, da man ihr auf solche Weise wiederum das beste Material zu Officieren entzieht? Immerhin war durch die Verfassung bereits bestimmt, daß ein Gesetz über die Militärpflichtersatzsteuer erlassen werden sollte; — und die eidgenössischen Räthe mußten ein solches in Arbeit nehmen. Es fragte sich nun, wie dieses ausfallen würde.

Am 23. December 1875 kam ein solches Gesetz zu Stande. Es

Digitized by Google

stieß sofort auf den heftigsten Widerstand. Die Landjägerpartei benutzte es, um sich zu verstärken. Sie sprach es schon damals aus, daß die Schweiz jährlich nicht mehr als 8 Millionen Francs für ihr Wehrwesen ausgeben solle, womit dieses begreiflicher Weise negirt ward. Aber auch andere Gegner des Gesetzes fanden sich, welche es im Uebrigen mit dem eidgenössischen Wehrwesen gut meinten.

Das Gesetz besteuerte die befreiten Wehrpflichtigen nach dem Einkommen; der Dienstfreie, welcher nicht über 500 Francs Einkommen hatte, sollte 8 Francs jährlich bezahlen. Dies kann man wol als eine Kopfsteuer bezeichnen. Im Durchschnitt hat der Soldat im Auszug nicht mehr als 8 bis 10 Tage jährlichen Dienst; von seinem Sold und seiner Mundportion kann der Mann im Dienst leben, er verliert dagegen seinen Tagelohn, wenn er Arbeiter ist. Dem Unverheiratheten kann dies wenig ausmachen, für den Verheiratheten ist es wichtig. Was ist Einkommen? Ein Kutscher bei irgend einer Herrschaft wird von dieser genährt und hat dabei vielleicht 400 oder 500 Francs Lohn. Wird ihm seine Ernährung als Einkommen angerechnet? Der Tagelöhner, der nur 500 Francs im Jahre einnimmt, muß von diesen seine Nahrung bestreiten. Welche Controversen thun sich hier auf!

Die Steuer steigt nun allmählich progressiv auf. Wer 4000—5000 Francs im Jahre einnimmt, soll 103 Francs Militärsteuer bezahlen; der Einnahme von 8000—9000 Francs entspricht eine Steuer von 246 Francs. Von 9000 Francs Einkommen ab sollen drei Procent plus dem Zuschlag der Kopfsteuer von 8 Francs bezahlt werden. Ein Mann also, der sich einer Rente von 100,000 Francs erfreut, müßte jährlich 3008 Francs bezahlen, was für die 12 Jahre der Dienstzeit im Auszuge 36,096 und für die weiteren 12 Jahre der Dienstzeit in der Landwehr (für welche nur die Hälfte angesetzt ist) 18,048 Francs, zusammen also 54,144 Francs ausmacht, während man sich in Frankreich unter dem zweiten Kaiserreich mit höchstens 3000 Francs ein für allemal von jedem Militärdienst freikaufte.

So vielen Stoff zur Discussion nun schon diese verschiedenen Steueransätze boten, waren sie es doch keineswegs, welche den Widerstand der Wohlwollenden und Verständigen hervorriefen, sondern zwei unglaubliche Paragraphen.

Es sollten nämlich auch die landesabwesenden militärpflichtigen Schweizer die Steuer bezahlen; — und da man dieselbe nicht einziehen, ja kaum taxiren konnte, so lange sie landesabwesend waren, so stand es nun jedem Schweizer, der in der Fremde gewesen war und nach etwa zwölf Jahren heimkehrte, bevor, daß er mit dem angenehmen Gruße empfangen ward, plötzlich eine runde Summe zu zahlen, deren Aufwand ihm vielleicht die Retablirung in seinem Vaterland unmöglich machte. Unterdessen hatte er im fremden Lande, in welchem es keine besondere

Digitized by Google

Militärpflichtersatzsteuer gibt, ganz gehörig für das fremde Heerwesen steuern müssen.

Ferner sollte nun bei der Bezeichnung des Einkommens eines Militärsteuerpflichtigen auch seine directe Anwartschaft auf Vermögen von Eltern oder Großeltern in Anschlag gebracht werden. Daß dabei die abscheulichsten Ungerechtigkeiten unterlaufen können, ist jedem gesunden Gehirn klar. Allein in einem cantonalen Militärsteuergesetz kann man eine solche Sache zulassen, weil in demselben Canton doch gewöhnlich nur ein Erbrecht besteht. Der Bund dagegen hat es mit 25 Erbrechten zu thun, von denen das eine jedem Vater gestattet, seinen ganzen Nachlaß „seinem Hunde an den Schwanz zu hängen" und seinen Kindern gar nichts auszusetzen; während andere den Kindern die Anwartschaft auf einen bestimmten Antheil am Erbe des Vaters unter Festsetzung verschiedener Minima sichern.

Es ward nun herausgerechnet, daß im ungünstigsten Falle der Bruttoertrag der Steuer nach dem Gesetze vom 23. December 1875 sich auf 2,868,982 Francs stellen werde. Davon erhält der Bund die Hälfte, also 1,434,491 Francs. Es ist nicht wohl ersichtlich, wie man um eines so geringen finanziellen Resultates willen ein Gesetz machen kann, welches so viele Unzukömmlichkeiten bietet. — In der Volksabstimmung ward dann das Gesetz auch mit einer glänzenden Majorität verworfen; woran allerdings nicht blos Gerechtigkeitssinn und Vernunft ihren Antheil haben mögen, sondern auch das Landjägerprincip, nach dem die großen Militärausgaben nicht gefallen können, — so daß lediglich nur wieder über diese auf die sich gerade darbietende Weise das Mißfallen ausgedrückt werden mußte.

Trotz des Geschickes des Gesetzes haben die eidgenössischen Räthe schon wieder ein neues zu Wege gebracht, welches in allem Wesentlichen dem ersten so ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern. In wenigen Monaten werden wir wissen, wie es dem neuen ergeht, und ob dann etwa der gleiche Gesetzhinterlader zum dritten Mal abgefeuert wird.*)

Die Aufstellung einer beträchtlichen Cavalerie wird für ein Milizsystem stets mit Schwierigkeiten verknüpft sein. Soll man jeden Bürger, dessen Vermögen eine bestimmte Grenze überschreitet, zwingen, für sich

*) In dem neuen Entwurf ist unter Anderem die Minimalsteuer (Kopfsteuer) von 8 auf 7 Francs heruntergesetzt. Dafür kann wol gerade ein anderer Grund nicht gedacht werden, als der Wunsch, eine gewisse Anzahl Stimmen der unbemitteltsten Leute im wehrpflichtigen Alter zu gewinnen. Auch über den zweiten Entwurf ist sofort die Volksabstimmung verlangt worden. Sie fand am 21. October statt.

Digitized by Google

oder einen andern Mann ein Reitpferd zu halten? Soll der Staat beständig eine ausreichende Zahl von Reitpferden unterhalten, obgleich er die Reiter nur für kurze Uebungsperioden während eines Jahres einberuft? Er müßte dann doch wenigstens beständig ein bedeutendes Corps von Pferdewärtern in seinem Dienste haben.

Die Schwierigkeiten steigen in einem pferdearmen Lande. In der Schweiz existiren überhaupt nur 64,000 Pferde über vier Jahre. Wenn die ganze Armee, einschließlich der Landwehr mobil gemacht wird und man den Pferdebedarf auf's Allergeringste beschränkt, so kann man doch mit weniger als 27,000 Pferden, worunter etwa ein Drittel Reitpferde, nicht ausreichen. Der Bedarf an Zugpferden wird immer noch leichter zu decken sein, als der an wirklich brauchbaren Reitpferden.

Unter dem alten Regime ward für die Remontirung der Reiterei in der Art gesorgt, daß jeder Reiter sein Pferd, dessen Eigenthümer er oder sein Vater war, selbst stellen mußte. Bei jedem Dienstantritt ward das Pferd eingeschätzt, bei jedem Dienstaustritt abgeschätzt. Hatte es durch den Dienst verloren, so ward die Differenz dem Reiter ausbezahlt. Manche Cantone bezahlten ihren Reitern für die Unterhaltung der Pferde außer Dienst ein gewisses Wartegeld, die meisten aber nichts.

Die hauptsächlichen Inconvenienzen dieses Systems waren: der Staat mußte den Mann, der das Pferd stellte, wegen seines Pferdes zum Reiter nehmen, obgleich er sich zu diesem Dienst vielleicht nicht sehr eignete. Der Staat durfte auch keine zu hohen Anforderungen an das Pferd stellen; der Reiter wollte dasselbe aber außer Dienst nicht blos zum Reiten, sondern auch zum Fahren gebrauchen, ja das letztere war ihm die Hauptsache, und so sah man in den Reiterschwadronen sehr viele Pferde, welche mehr die Eigenschaften von Zug- als von Reitpferden hatten. Manche Cavaleriecompagnien würde man von fern für Dromedarreiterei gehalten haben, wenn man daran nicht durch die sanftmüthige Langsamkeit ihrer Bewegungen irre geworden wäre.

Trotz der laxen Observanz aber erreichten doch nur wenige Compagnien die etatsmäßige Stärke.

Das Gesetz vom 13. November 1874 suchte nun durch folgende wesentliche Bestimmungen die alten Inconvenienzen zu beseitigen:

Der Reiter dient nur zehn Jahre im Auszug, also zwei Jahre weniger als die Soldaten der anderen Waffen; nur während der zehn Jahre des Auszugsdienstes hat er sich um sein Pferd zu bekümmern. In der Landwehr wird nur der Mannschaftbestand der Cavalerie in den Controlen geführt; der Landwehrreiter ist unberitten, und sollen Landwehrcavalerieabtheilungen mobil gemacht werden, so muß der Bund — Gott weiß wie! — für die Beschaffung der Pferde sorgen. Die gesammte Cavalerie des Auszugs (Guiden und Dragoner) hat einen Bestand von nur 3500 Mann.

Digitized by Google

Der Regel nach kauft der Bund die jährlich nothwendigen Reiterpferde an und läßt sie in besonderen Remonteschulen zureiten; die Pferde werden geschätzt und nun den Cavalleriereerecruten überwiesen. Der Recrut bezahlt für ein Pferd dem Bunde die Hälfte des Schätzungspreises, also z. B. 750 Francs, wenn das Pferd auf 1500 geschätzt ist. Den zehnten Theil dieser Hälfte zahlt der Bund jährlich dem Reiter zurück, so daß dieser nach Ablauf der Dienstzeit sein Roß, insofern dasselbe noch auf seinen Beinen steht, nun als Eigenthum und umsonst hat. Außer dem Dienst muß der Reiter das Pferd unterhalten und darf es zu keinem Gebrauche verwenden, welcher dessen Eigenschaften als Reiterpferd unzuträglich wäre. Im Dienst erhält er natürlich außer seinem täglichen Sold von einem Franc und seiner Mundportion auch eine Fourageration für sein Pferd.

Diese Bestimmungen waren geeignet, die Qualität der Reiterpferde als Reitpferde zu heben; aber eine vollständige Recrutirung der Cavalerie verbürgen auch sie nicht. Denn man kann von einem jungen Mann, welcher alle Anlagen zu einem guten Reiter hat, nicht verlangen, daß er 600—800 Francs auf einem Bret bezahle und ein Pferd unterhalte, wenn er gar nichts besitzt. Die Recrutirung der Cavalerie bleibt also auf die Freiwilligkeit angewiesen, — und der Pferdebesitzer fürchtet die Controlchicanen einer Verwaltung, welche allerdings zum Sparen tagtäglich ermahnt wird, aber erfahrungsgemäß ihre Ersparnisse stets am unrechten Orte, durch unangemessene Maßregeln hereinbringen will.

Im eidgenössischen Budget macht das Capitel Cavaleriepferde einen ansehnlichen Posten: für das Jahr 1877 1,181,705 Francs. — Und dabei bleiben alle berittenen Officiere darauf angewiesen, sich selbst beritten zu machen, was sie bei einem schnellen Aufgebot und bei der Pferdearmuth des Landes, sofern sie nicht in der Lage sind, beständig Pferde halten zu können, wie leicht begreiflich, in die peinlichsten Situationen versetzen kann.

Wir haben aus dem Leben der neuen schweizerischen Militärorganisation nur wenige Punkte herausgegriffen, und lassen viel mehrere, deren Betrachtung nicht minderes Interesse verdient, bei Seite, auch das ganze Capitel der Persönlichkeiten, welches in der That ein sehr sachliches ist.

Aus dem Wenigen aber, was wir von dem schweizerischen Milizsystem hier gesagt haben, ergibt sich klar, daß es unmöglich ist, die Frage, ob ein Milizsystem — allgemein genommen — für große Staaten anwendbar sei oder nicht, kurzweg mit Ja oder Nein zu beantworten.

Wir wollen für die Beantwortung dieser Frage nur noch einige Sätze dem Leser vorwerfen.

Digitized by Google

Ein Milizsystem, welches sich nicht auf eine wohl durchdachte und wohl ausgeführte Jugenderziehung stützt, ist heute nicht lebensfähig, möge man sich Verhältnisse denken, welche immer man wolle. Die Gründe für diese Behauptung liegen auf der Hand. Sie ergeben sich mit Nothwendigkeit aus den frühern Erörterungen.

Wenn ein großer Staat keine Colonien hat, welche er mit gewaffneter Hand festhalten will, und wenn er ein für allemal auf die Offensive verzichtet, so ist gar nicht einzusehen, weshalb ihm ein vernünftiges Milizsystem nicht genügen sollte. Mobilisirungsschwierigkeiten bietet ein solches an und für sich nicht mehr als irgend eines der heut gebräuchlichen Cadres- und Reservesysteme.

Aber darf eine Großmacht auf die Offensive verzichten? Da tritt man in das Gebiet der Reciprocitäten ein. Welche Großmacht wird auf die Offensive verzichten wollen und dies durch die Annahme eines Milizsystems klar bekunden, so lange ihre großen Nachbarn nicht dasselbe thun?

Die Offensive bietet so viele militärische und politische Vortheile! ist es nicht schon übergenug, daß sie die Kriegführung auf den Boden des Gegners verlegt. Wer also möchte „ohne Garantien" auf sie verzichten?

Aber könnte man nicht die Offensive ebensowol mit einem Milizheere als mit einem Heere nach dem Reservesystem führen?

Im Allgemeinen scheint dem nichts entgegenzustehen. Treten wir aber in die Einzelheiten ein, so finden wir, daß die Aufbringung einer bedeutenden Cavalerie bei einem Milizsystem stets mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist, welche nie ganz zu überwinden sind, möge man auch die größesten Künste und Schlauheiten anwenden. Und wenigstens ist es die heutige Modeansicht, gegen welche thatsächlich schwer aufzukommen ist, daß eine Offensive ohne eine zahlreiche Cavalerie unmöglich sei. — Ferner ist ein Milizheer an und für sich weniger auf die Offensive „gestimmt", als ein anderes. Es entbehrt der auf die Offensive hintreibenden Kraft eines zahlreichen Berufsofficierscorps. In der Schweiz z. B. besteht das Berufsofficierscorps lediglich aus Instructoren. Diese, ohne rechte Auswahl nach allerlei Nebenrücksichten bestellt, ohne Elan, werden durch ihre Beschäftigung als bloße Drillhandwerker abgestumpft; zum Ueberfluß hat man sich dann noch von oben herunter, statt sie zu heben, durch verkehrte Maßregeln und unnütze Behandlungsweise die traurige Mühe gegeben, ihre Stellung in den Augen der Milizen und ihrer Officiere möglichst herabzusetzen.

Der unbestreitbare Vortheil, welchen das Milizsystem gewährt, ist dieser, daß es gestattet, eine numerisch größere Streiterzahl mit geringeren Kosten aufzustellen. Allerdings ist diese Eigenschaft des Milizsystems werthvoller für einen kleinen als für einen großen Staat. Dieser ist weniger gezwungen, seine letzten Menschenkräfte für die Kriegführung auszunutzen.

Digitized by Google

Und doch kann man sagen, daß endlich ein Staat nie zuviel Soldaten habe. — Der für Deutschland militärisch so glückliche Krieg von 1870/71 bewies dies wieder auf's Schlagendste. Die Menge der Gefangenen, welche das Kriegsglück in Deutschlands Hände lieferte, zwang dasselbe trotz seiner großen vorhandenen Heeresmacht zu Extratouren, zur Aufstellung der Garnisonsbataillone.

Die größte Ersparniß, welche das Milizsystem mit sich bringt, entsteht daraus, daß es viel weniger Arme als das Cadres- und Reservesystem der productiven Friedensarbeit entzieht. Hier liegt ein zweifelloser nationalökonomischer Vortheil vor. Was aber die positiven Ausgaben für das Militär betrifft, so ist heute der Unterschied zwischen dem Milizsystem und dem Reservesystem nicht mehr so groß, als man ihn sich gewöhnlich vorstellt und als er auch früher wirklich war, wobei freilich das erstere System die Ausbildung von mehr Mannschaften sichert als das letztere. Die Gründe der Erscheinung liegen in verschiedenen Dingen. Wir wollen hier nur einen derselben hervorheben. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts war die Bewaffnung viel weniger kostspielig als jetzt; die einzelne Waffe kostete nicht blos damals weniger als jetzt, es jagten einander damals auch die Morderfindungen nicht in dem Maße, wie in unseren Tagen; jetzt wird in kurzen Fristen eine Erneuerung des ganzen Bewaffnungsmaterials nothwendig; diese ist dann jedesmal enorm theuer, und es ist klar, daß den Forderungen, die in dieser Beziehung auftreten, ein Milizsystem sich ebenso wenig entziehen kann, als irgend ein anderes; ja ein Milizheer muß vielleicht noch mehr als ein anderes auf gute Bewaffnung Werth legen, um durch diese andere Mängel auszugleichen.

Zum Trost der Völker, welche sich nach dem Milizsystem sehnen und es nicht bekommen können, wollen wir eine kleine Rechnung anstellen.

Deutschland hat etwa 16 mal soviel Einwohner als die Schweiz; sein Militärbudget beläuft sich auf 400 Millionen Francs; das Militärausgabebudget der Schweiz kommt auf 16 Millionen Francs; wäre diese aber ebenso groß als Deutschland, so würde es auf 256 Millionen Francs kommen. Nun haben wir aber gesehen, daß die 16 Millionen für die Schweiz nur deshalb ausreichen, weil eben das Gesetz vom 13. November 1874 gar nicht strict ausgeführt ist, weil daneben für die geradezu unentbehrliche Landesbefestigung gar nichts geschieht. Würden diese Uebelstände beseitigt, welche außerordentlich schwer wiegen, so würde das Militärausgabebudget auf mindestens 20 Millionen ansteigen, und dies gäbe für ein Land von der Bevölkerung Deutschlands ein Budget von 320 Millionen Francs.

Abgesehen von den Tausenden von Einzelinteressen, von den politischen Erwägungen, welche in Großstaaten mit Reservesystemen sich dem Uebergang zum Milizsystem entgegenstellen, ist der Großstaat auch viel weniger gedrängt, ein Milizsystem anzunehmen, als der kleine. Jener erstere hat

Digitized by Google

viel weniger die Nothwendigkeit in Aussicht, zu seiner Erhaltung seine letzte Menschenkraft anspannen zu müssen.

Wenn aber ein Großstaat ein Milizsystem annähme, so ist es unzweifelhaft, daß er dessen Vortheile viel besser ausnutzen könnte als der kleine, viel mehr ersparen und dennoch seinem Heere einen viel höheren qualitativen Werth geben als der kleine.

Der Großstaat wäre im Stande, die älteren Jahresclassen zu schonen, ohne sie für den Nothfall zu verlieren; die effective Dienstzeit könnte er vielleicht auf die zwölf jüngsten Jahresclassen beschränken; die älteren blieben auf den Controlen, ohne in friedlichen Zeiten belästigt zu werden.

Der Großstaat würde sparsamer wirthschaften als der Kleinstaat. In Frankreich wird jetzt für Sold und Verpflegung des Infanteristen etwa täglich 1 Franc bis 1 Franc 10 Centimes verwendet, in der Schweiz 1 Franc 80 Centimes bis 2 Francs — das Doppelte! und doch ist es sicher eher zulässig, den Milizsoldaten, der nur auf Wochen, höchstens auf Monate im Frieden zur Fahne berufen wird, etwas knapp zu halten, als den Soldaten eines stehenden Heeres, der drei oder gar fünf Jahre bei seiner Fahne festgehalten werden kann.

Den Unfug der Ehrenämter würde der Großstaat eo ipso beseitigen. Ein alter Freund sagte einst zu einem verliebten jungen Enthusiasten: „Ach, lieber Junge, die Frauenzimmer, die uns umsonst lieben, kommen uns immer am theuersten zu stehen!" Und ganz das Gleiche gilt von den Ehrenämtern. Wir haben Gelegenheit gehabt, in vier europäischen Ländern einen tieferen Blick in diese sonderbare Geschichte zu thun, und die Erfahrung war immer die gleiche. Wir kennen Leute, die neben anderen Aemtern ein oder auch mehrere Dutzend von Ehrenämtern bekleiden; die Menge hält diese Leute für Genies und für Engel. Der prosaische Mensch findet zunächst, daß sie unmöglich allen ihren Aemtern genügen können, weil den Sterblichen das Privilegium der Allgegenwart versagt ist, — und wenn er sie dann unter die Loupe nimmt, findet er gewöhnlich, daß sie von einem ihrer vielen Geschäfte so viel verstehen als von dem andern, nämlich gar nichts, — daß aber die „Ehre" stets auf eine oder die andere Weise sehr bequem sehr materielle Vortheile abwirft, viel größere als diejenigen, welche den armen Subalternen zufallen, die die Arbeit für die Genies verrichten.

Während der Großstaat, der ein Milizsystem adoptirt, auf der einen Seite viel mehr ersparen würde als der Kleinstaat, durch die knappere Erhaltung seiner Soldaten, durch die verhältnißmäßige Beschränkung des Personals der centralen Leitung und so manches Andere, würde er wieder für wichtige und nothwendige Dinge viel mehr thun können als der Kleinstaat.

Er würde einen tüchtigen Generalstab haben, der wirklich den ganzen Mechanismus des Heerwesens in kundiger und geschickter Hand zusammen-

Digitized by Google

hielte; — er würde für eine tüchtige Bildung seiner Officiere aller Waffen sorgen können, ohne diese in Permanenz zu halten, — er würde ein vernünftiges Befestigungssystem anlegen können.

In allen diesen Dingen würde er viel freier handeln als der Kleinstaat, in welchem jede Gemeinde von 500 Einwohnern ein halbes Dutzend „erprobter Staatsmänner" aufweist, die nun durch das ganze Land einen großen Rattenkönig*) bilden, auch mit „militärischen Autoritäten", welche entweder nie über die Grenzen ihres Landes hinausschauten oder vielleicht einmal vierzehn Tage eine fremde Armee sahen, so daß sie davon heimbrachten, wie dieses wunderbare Rhinoceros „sich räuspert und wie es spuckt", was ihnen am meisten imponirt hatte und was sie dann als anwendbare militärische Weisheit auskramen und ihrem Vaterlande wollen zu Gute kommen lassen; dabei ist es vorgekommen, daß als neueste Verpflegungsmethode der deutschen Armeen diejenige nach dem Fünfmärschesystem des 18. Jahrhunderts in die Schweiz importirt, als etwas ganz Unbekanntes angestaunt und bewundert werden konnte. In Großstaaten kann die Intrigue der Persönlichkeiten und Cliquen, wenn sie auch keineswegs fehlt, nie einen so verderblichen Einfluß auf das Heerwesen gewinnen, wie dies in Kleinstaaten der Fall ist.

Der Annäherung an den „ewigen Frieden" würde es unzweifelhaft dienen, wenn alle Großmächte das Milizsystem annähmen. Aber hier mag ich nicht selbst schließen, sondern lasse den alten Goethe den Schluß machen:

„Auf Herders dritten Theil freu' ich mich sehr. Hebet mir ihn auf, bis ich sagen kann, wo er mir begegnen soll. Er wird gewiß den schönen Traumwunsch der Menschheit, daß es dereinst besser mit ihr werden solle, trefflich ausgeführt haben. Auch muß ich selbst sagen, halt' ich es für wahr, daß die Humanität einst siegen wird, nur fürcht' ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital und einer des andern humaner Krankenwärter sein werde."

*) Die „Basler Nachrichten" brachten neulich in einem höchst lesenswerthen Artikel eine wahrheitsgetreue Darstellung des Treibens der Parteien im Canton Tessin, insbesondere der Pfaffen, Advocaten und Beamten. Leider gilt wenigstens das, was dort von den Advocaten und Beamten gesagt ist, fast für die ganze Schweiz in kaum minderer Weise. Der Advocaten- und Beamten-Socialismus corrumpirt das Land moralisch und materiell; er ist der Rattenkönig, der droht, bald kein gesundes Stück mehr von ihm übrig zu lassen.

Digitized by Google

Der hundertjährige Hamlet.

Eine dramaturgische Studie.

Von

Rudolph Genée.

— Dresden. —

Shakespeares Hamlet ist allerdings älter als hundert Jahre, um etwa einhundertundfünfundsiebenzig Jahre älter. Aber für Deutschland, insbesondere für das deutsche Theater, bezeichnet erst das Jahr 1876, mehr aber noch das Ende des Jahres 1877 seine säculare Existenz.

Die am 17. December 1777 erfolgte erste Aufführung des „Hamlet" in Berlin ist nicht nur für die Geschichte des Berliner Theaters ein wichtiges Ereigniß gewesen, sondern sie bezeichnet auch den Anfang einer neuen Epoche — und zwar der glänzendsten — des deutschen Theaters überhaupt. Obwol schon im 17. Jahrhundert Hamlets Geist in Deutschland zu verschiedenen Zeiten (und in sehr fragwürdigen Erscheinungen) vorgespukt hatte, obwol ferner der in Rede stehenden Schröderschen Bearbeitung der Tragödie die ältere bahnbrechende Wiener Bearbeitung (von Heufeld) um drei Jahre vorausgegangen war, und obwol Schröders siegreiche Einführung des Stückes nicht in Berlin, sondern bereits ein Jahr früher in Hamburg geschah, so kann doch im Grunde erst von der ersten Berliner Aufführung, in welcher der Hamburger Hamlet Brockmann als Gast auftrat, als von einem im wahrhaftesten Sinne epochemachenden Ereigniß die Rede sein.

In welchem Maße diese Aufführung epochemachend war, davon geben uns die Berichte aus jener Zeit beredtes Zeugniß. In der ersten Nummer der „Litteratur- und Theater-Zeitung" (vom 3. Januar 1778) findet sich eine das Ereigniß behandelnde Besprechung unter der bezeichnenden Ueberschrift:

Digitized by Google

„Merkwürdiger Zeitpunkt bei der hiesigen deutschen Schaubühne."

Da diese Besprechung das interessanteste Document aus jenen Tagen ist, und da wir durch sie annähernd einen Begriff von dem ungeheuern Eindruck der Tragödie erhalten, so möge der vollständige Inhalt dieses Artikels hier folgen, ehe wir auf die Hauptmomente in der Vorgeschichte der Berliner Aufführungen zu reden kommen. Der Artikel lautet:

„Immer wenn wir Shakespear lasen, und mit ganzer Seele empfanden, zuckten wir die Achseln. Herrliche Speise dachten wir, aber nur nicht für den Gaum unseres Publikums. Sie sind zu sehr durch Weinkräme und französische Leckereien verdorben, als daß sie nicht nahrhaften Speisen widerstehen sollten. Emilia Galotti hat das zu sehr bewiesen. Zwanzig Jahre für uns zu früh geschrieben, lauten wir lieber an dem begreiflichen Teige der französischen Köche, und hatten für jenes Trauerspiel weder Augen noch Ohren noch Magen. Wie hätte nun Shakespear behagen sollen? Nein! dachten wir, diese Scenen der Ewigkeit sind nicht für Ohren von Fleisch und Bein. Welche angenehme Ueberraschung, als wir die Hamburgische Uebersetzung des Hamlets*) für die dasige Bühne eingerichtet erblickten. Welcher Triumpf für den guten Geschmack riefen wir, und welcher Triumpf für den Schauspieler, der seinem Publikum Hamlets Schönheiten so anschauend, so fühlbar machte: daß man ihn dreißigmal bei vollem Hause sah und bewunderte, und dieser Schauspieler war — Brockmann. Sein Name glänzte schon vorher unter der Liste von Deutschlands ersten Schauspielern, aber diese Rolle setzte ihm vollends den Kranz auf. Eine Rolle, die für den größten Theil unserer Schauspieler, deren Größe nur meistens im Zersetzen der Leidenschaften besteht, die Aufschrift führen sollte: Noli me tangere!

„Brockmann kniete nicht umsonst für Shakespears Büste, glücklich entwand er ihm einen der Kränze, die seine Stirn umflochten, und setzte ihn sich selbst auf. Er siegte, der feinsten Züge Meister und der tiefsten Schwierigkeiten Ueberwinder. Auch Berlin hat ihn gesehen. Aufgefordert kam er hierher, trat den 17. December v. J. zum erstenmal auf, und alles zollte ihm Lob und Bewunderung. Und es gereicht unseren hiesigen Schauspielern zum Ruhm, daß niemand von Brockmanns Verdiensten beredter war als sie selbst. Der größte Theil unseres Hofes machte das Schauspiel durch seine Gegenwart feierlich. Unser große Heinrich, unser vortreffliche Kronprinz, beide seine Kenner der Schauspielkunst, beide große Beschützer des Schönen, belohnten Brockmanns herrliches Spiel mit ihrer hohen Zufriedenheit. Ein großer Theil der Zuschauer mußte täglich schon Nachmittags um 4 Uhr zurückgehen, weil sie keinen Platz finden konnten, und so drängten sich Hohe und Niedrige zum Schauplatz bis zur siebenten Vorstellung, da wir dieses schreiben. So tief war die Ueberzeugung von Brockmanns Größe jedem Zuschauer.

„Schon die Natur zeichnete ihn zu seinem Vortheil aus, das offenste, beredteste, ausdrucksfähigste Gesicht, der edelste Wuchs, die geschmeidigste Stimme, alles ist, so wie er auftritt, so anziehend, so einnehmend, daß aus jedem die Ueberzeugung ruft: Er ist Hamlet! Und dann sein Spiel: welch ein Leben in seinen Gemälden,

*) Es war die Schrödersche Bearbeitung nach der bis dahin einzig bestehenden Wielandschen Uebersetzung.

Digitized by Google

welche Wahrheit! Welcher eindringende Geist in die Feinheiten des ersten dramatischen Dichters, den Europa jemals gehabt und haben wird. Schönheiten von Nüancen, Stärke der Modulation, Festigkeit des Tons, tiefe Kenntniß menschlicher Leidenschaften machen ihn zu dem, wofür ihn der Ruf ausgiebt — zum großen Schauspieler. Die Scene, wo Gustav und Ellrich*) zum erstenmal zu ihm kommen, und ihm von der Erscheinung des Geistes Nachricht geben, die Scene nach der Erscheinung des Geistes, die Scene mit Oldenholm, Güldenstern, die Scene mit der Ophelia, die Scene während welcher die Comödie gespielet wird, die Scene mit der Mutter sind unstreitig die hervorragendsten. In der Scene mit der Ophelia, die Demoiselle Döbbelin, trotz ihrer großen Schwierigkeiten, so richtig, so meisterhaft durchsetzte, so dringend für das Herz machte, daß helle Thränen im Auge ihren Triumpf verherrlichten, in der man ihren Ton, ihr starres Auge, alle die herrliche Pantomime, in der sie es von jeher zu einer vorzüglichen Größe gebracht hatte, nicht genug loben kann — in dieser Scene verschwendete Brockmann seine vorzüglichsten Feinheiten. Wie bewunderungswürdig ist hier nicht allein die mannigfaltige Abänderung in den Worten: Geh in ein Nonnenkloster. Man weiß nicht, was man hier am meisten loben soll, ob sein Mienenspiel, ob seine Modulation, ob seinen Anstand oder was? Alle Sinne werden gefesselt. Die Regeln, die er den Schauspielern giebt, was für ein Ton der Ueberzeugung, man sieht es, daß Brockmann keiner von den Schauspielern ist, die die Leidenschaften zu Fetzen zerreißen, das Maul voll nehmen und aus einem Helden den Dragoner in der Schenke machen. Die Scene mit der Königin, — wie schön ist da sein Spiel mit den Bildern der beiden Brüder, wie schön der Uebergang von den Worten: Sehet hierher, welche Würde, Hyperions Locken u. s. w. bis zu denen: Sehet mal diesen. Welche Begeisterung im Tone und in der Miene, wenn er von seinem verstorbenen Vater spricht: und welcher Abfall der Stimme, welche Verachtung im Blick, wenn er auf den zusammengeflickten Lumpenkönig kömmt. Hernach, wenn er das Herz der Mutter in die Presse nimmt, wenn der Geist auftritt, seine Geister aus den Augen starren, er ängstlich die Mutter ergreift und sagt: Sehet ihr nicht? Wie vortrefflich, wie malerisch! Mit einem Wort, wir rechnen die Stunden zu den vergnügtesten unseres Lebens, wo wir seinen Hamlet zusehen, und an seinem vortrefflichen Spiel uns laben konnten. Unstreitig ließen sich über diese Rolle einige Bogen füllen, aber dem Zweck unserer Blätter gemäß, konnten wir nichts, als eine kurze Uebersicht des Ganzen liefern."

In dem vorstehenden Bericht der genannten kritischen Wochenschrift ist, wie man sieht, allerdings die vollste Bewunderung mehr auf den Schauspieler, als auf die Dichtung gerichtet. Aber auch aus diesem enthusiastischen Lobesergusse kann man schließen, welche ungeheure Wirkung das dem damaligen Theaterpublikum durchaus neue Stück gemacht haben muß.

Und diese Dichtung war dennoch keineswegs der reine Shakespeare, sondern eine dem Zeitgeschmack angepaßte Abschwächung seines tragischen Gehalts.

Schon in der Zeit, da die „englischen Comödianten" in Deutschland

*) So waren in der alten Bearbeitung die Namen für Horatio und Marcellus. Der Name Polonius war in Oldenholm umgewandelt.

Digitized by Google

herumzogen, etwa um 1600, war Hamlet in Deutschland aufgeführt worden, ohne daß damals Jemand vom Dichter etwas wußte, ohne daß Jemand nach ihm fragte, ohne daß die damaligen Aufführungen für die nächste Folge fruchtbringend sein konnten. Vermuthlich ist dann aus jenen englischen Darstellungen die alte Bearbeitung entstanden, deren Manuscript im Besitze Ekhofs war und das Datum „den 17. Oktober 1710" trug. Es wurde im Auszuge zuerst im Gothaischen Theaterkalender, dann vollständig in der Zeitschrift Olla potrida abgedruckt und ist seitdem oft besprochen worden. Obwol in diesem Stücke alle Poesie vernichtet und in's Triviale herabgezogen ist, so läßt sich dennoch die Shakespearesche Tragödie deutlich daraus erkennen, sowol in den Grundlinien wie in vielen Dialogstellen. Das Personenverzeichniß beginnt mit dem „Geist des alten Königs von Dänemark", dann folgt „Erico, Bruder des Königs", dann Hamlet und seine Mutter „Siegrin". Von den Namen der übrigen Personen sind nur Horatio und Ophelia geblieben; Polonius heißt Corambus, ein Umstand, der darauf schließen läßt, daß das von den englischen Comödianten eingeführte Stück von diesen nach der ersten englischen Quartausgabe von 1603 gespielt worden, in welcher sich ebenfalls für Polonius der Name Corambis findet. Der Prolog, in welchem die Nacht („in einer gestirnten Maschine") sich mit den ihr dienstbaren Furien unterredet, ist wol eine Bereicherung, die das Stück von dem letzten deutschen Bearbeiter erhalten hat. Von den Personen der Shakespeareschen Tragödie fehlen Rosenkrantz und Güldenstern, wie auch Fortinbras; doch wird Letzterer am Schlusse erwähnt. Der erste Act enthält zunächst eine Zusammenziehung der verschiedenen Scenen des Geistes, dann folgen die ersten Auftritte im Schlosse, Alles aber sehr verändert und in die niedrigste Prosa herabgezogen. Von der Art, wie der deutsche Bearbeiter mit der Shakespeareschen Poesie verfahren, möge hier ein Auszug aus der Scene Hamlets mit Ophelia als Beispiel dienen. Die Worte Hamlets „Ich weiß auch von euren Malereien Bescheid" u. s. w. sind also umschrieben:

„Höre, Mädchen, ihr Jungfern, ihr thut nichts anders, als die jungen Gesellen verführen, eure Schönheit kauft ihr bei den Apothekern und Krämern: höret, ich will euch eine Historie erzählen. Es war ein Kavalier in Anion, der verliebte sich in eine Dame, welche anzusehen war, wie die Göttin Venus, wie sie nun sollten zusammen zu Bette gehn, ging die Braut vor, und fing an, sich auszuziehen, nahm erstlich das eine Auge aus, welches künstlicherweise war eingesetzt, hernach die Vorderzähne, welche von Elfenbein auch so künstlich waren eingemacht, daß mans nicht sehen konnte, hernach wusch sie sich, da ging die Schminke, womit sie sich angestrichen, auch fort. Der Bräutigam kam endlich, gedachte seine Braut zu umfangen, wie er sie aber ansichtig ward, erschrak er, und gedachte, es wäre ein Gespenst. Also betrügt ihr die Junggesellen, darum höret mich auch. Aber warte Mädchen — doch, gehe nur fort nach dem Kloster, aber nicht nach einem Kloster, wo zwei Paar Pantoffeln vor dem Bette stehen."

Digitized by Google

Noch gröber ist der Bearbeiter in den Scenen der wahnsinnigen Ophelia verfahren, die hier dem Hofnarren Phantasmo (dem Hanswurst des Stückes) nachläuft, indem sie ihn für ihren „Liebsten" hält. Sehr spaßhaft ist es, daß in diesem alten Stücke die Scene, wie sich Hamlet im vierten Acte seiner beiden Begleiter (die hier Banditen sind) entledigt, wirklich vorkommt. Als die Banditen ihm angekündigt haben, daß er sterben müsse, sagt er, er wolle nur ein Gebet verrichten; sie möchten nur, jeder von einer anderen Seite, nach ihm zielen, und sobald er ihnen das Zeichen gibt, möchten sie auf ihn schießen. Hamlet steht zwischen Beiden und indem er ihnen zuruft: „Schießt zu!" fällt er zur Erde nieder, so daß die beiden Banditen sich gegenseitig todtschießen. Man sieht hieraus, der deutsche Hamlet vor zweihundert Jahren war doch noch schlauer als der Shakespearesche. Trotzdem mußte auch Er sterben, denn der damalige Zeitgeschmack verlangte es noch nicht, daß Hamlet — wie in der Schröderschen Epoche — am Leben bliebe. Im Gegentheil, damals wurde alle Tragik ausschließlich im reichlichen Blutvergießen erkannt. Von dem innersten tragischen Kern der Shakespeareschen Dichtungen hatte man damals keine Ahnung, nur die reiche und bewegte Action war es (so auch in der Zeit der „englischen Comödianten"), die dem Publikum Unterhaltung gewährte.

In der That können wir die Shakespeare-Epoche des deutschen Theaters erst von der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts datiren, nachdem der Dichter in der ersten Uebersetzung, von Wieland (1762—66), dem lesenden Publikum bekannt gemacht worden war. Es ist aber eine eigenthümliche Erscheinung, daß die Anfänge der Aufführungen nicht in Hamburg zu suchen sind, wo das Theater doch bereits eine höhere künstlerische Bedeutung gewonnen hatte, sondern in Wien, wo der bessere Geschmack gegenüber der Herrschaft des Hanswurst noch am längsten ringen mußte. Die Stoffe von den „Lustigen Weibern in Windsor" und vom „Sommernachtstraum" wurden für Wiener Verhältnisse localisirt und ersteres Stück unter dem Titel „Die lustigen Abenteuer an der Wienn" (1771), das andere unter dem Titel „Die ländlichen Hochzeitsfeste" (1773) aufgeführt; und aus Shakespeares „Macbeth" hatte der Schauspieler und Theaterdichter Stephanie der Jüngere ein Mordspectakelstück gemacht, welches, wie er selbst naiv bekannte, das bis dahin am Allerseelentag gegebene und abgenutzte „Steinerne Gastmahl" ersetzen sollte. Bei allen diesen Umwandlungen konnte freilich auch von Shakespeare noch kaum die Rede sein. Als das erste Stück, welches mit Shakespeares Namen, und ohne daß das Original bis zur Unkenntlichkeit entstellt wäre, aufgeführt worden, ist die alte Wiener Bearbeitung des „Hamlet" anzusehen, welche der als Dramaturg in Wien zu Gunsten eines besseren Geschmackes thätige Franz Heufeld verfaßt hatte, und die am 16. Januar 1773 in Wien zum ersten Male aufgeführt wurde. Ihre besondere Bedeutung erhält diese

Digitized by Google

Heufeldsche Bearbeitung schon dadurch, daß sie der Schröderschen Bearbeitung, die später auf alle Bühnen kam, nicht nur vorausging, sondern daß sie thatsächlich die Veranlassung und das Vorbild für jene spätere Bearbeitung war. Eine kurze Skizzirung des Heufeldschen Stückes mag zeigen, welche weitgehenden Veränderungen man damals mit Shakespeare, um ihn für die Bühne zu ermöglichen, machen zu müssen glaubte.

Wielands Prosaübersetzung war von dem Bearbeiter, abgesehen von den erheblichen Kürzungen, fast wortgetreu beibehalten worden; nur die Schauspielaufführung hatte Heufeld nach Wielands Prosa in Verse (natürlich Alexandriner) gebracht. Laertes und die Todtengräber sind ganz weggelassen, und von den Unzertrennlichen, Rosenkrantz und Güldenstern, ist nur die Hälfte, nämlich Güldenstern geblieben. Die ersten Scenen, die auf der Terrasse und die im Palaste des Königs, sind dem Original getreu beibehalten worden, doch schließt der erste Act schon mit dem kurzen Monolog Hamlets: „Meines Vaters Geist in Waffen" ꝛc. Die weiteren Scenen des ersten Actes füllen dann den ganzen zweiten Act aus, welcher — da überdies die Scenen zwischen Polonius, Ophelia und Laertes wegfallen — ziemlich kurz wird. Im dritten Act (2. Act des Originals) bleibt die Scene zwischen Polonius und Reinhold weg. Das erste Gespräch mit den Schauspielern ist zwar beibehalten, aber mit Weglassung der ganzen Rede des Aeneas, welche nur mit dem Anfangsvers bezeichnet wird, worauf natürlich auch Hamlets Betrachtungen über die Wirkung der Rede wegfallen. Mit dem Entschlusse Hamlets, durch das Schauspiel das Gewissen des Königs zu erwecken, endet der dritte Act. Der Monolog: „Sein oder Nichtsein" und Hamlets Scene mit Ophelia kommt dadurch in den vierten Act, der dann noch Hamlets Ermahnungen an die Schauspieler und die ganze Schauspielscene enthält. Dem Aufbruche des Königs folgen dann nur noch einige kurze Reden zwischen Hamlet und Horatio, und Hamlet schließt dann den Act mit den Worten: „Komm, man wird bald eine Komödie spielen, die ihm (dem Könige) noch weniger gefallen wird." Die hier im Original noch folgenden Scenen des dritten Actes, sammt dem ganzen vierten und fünften Act hat der Bearbeiter sodann in einen einzigen und zwar nicht übermäßig langen Act zusammengedrängt. Bei dieser kühnen Operation sind ausgefallen: beide Scenen der wahnsinnigen Ophelia und des Laertes, Hamlets Reise nach England, die ganze Scene auf dem Kirchhof und das Erscheinen des Fortinbras. Durch dies Verfahren ist der Tragödie allerdings der große Hintergrund und die weite politische Perspective genommen; das Ganze spielt sich auf engbegrenztem Raume ab und erhält den Charakter einer Familientragödie, und dies eben lag ganz und gar im Geschmacke jener Zeit. In der kurz und schnell herbeigeführten Schlußkatastrophe ist es noch besonders bemerkenswerth, daß nicht nur der König von Hamlet erstochen, die Königin vergiftet wird, sondern daß die Letztere im Sterben ihre Mitschuld an

Digitized by Google

dem Morde ihres Gemahls gesteht. Sowol dies wichtige Motiv, wie überhaupt den ganzen Schluß der Tragödie, in welcher Hamlet am Leben bleibt, hat Schröder aus der Heufeldschen Bearbeitung beibehalten, ebenso die veränderten Namen: Oldenholm für Polonius, Gustav für Horatio, Bernfield, Ellrich und Frenzow für Marcellus, Bernardo und Franzisko. Schröder hatte diese Heufeldsche Bearbeitung nicht in Wien, sondern in Prag kennen gelernt, auf einer Reise, die der große Künstler im Sommer des Jahres 1776 unternahm. Trotzdem jenes Wiener Fabrikat doch nur ein sehr dünner Abzug von der Shakespeareschen Tragödie war, so erkannte doch Schröder auch aus dieser Aufführung sogleich, welche dramatische Gewalt darin enthalten sei, und was für ganz neue Aufgaben damit den dramatischen Künstlern gestellt wurden.

Schon am 20. September desselben Jahres kam „Hamlet" in Schröders Einrichtung und mit Benutzung der Heufeldschen in Hamburg zur Aufführung und fand eine bis dahin unerhörte beifällige Aufnahme. Schröder selbst hatte die Rolle des Geistes übernommen, den Hamlet spielte Brockmann, die Ophelia Dorothea Ackermann.

Schröder hatte nach Heufelds Vorbild anfänglich ebenfalls die Gestalt des Laertes ganz gestrichen, ebenso die Scene im letzten Acte auf dem Kirchhof, aus der er jedoch schon im November desselben Jahres die Scene mit den Todtengräbern wieder einfügte, während er ebenfalls den Laertes wieder in seine Rechte einsetzte. In dieser Gestalt kam das Stück, in sechs Acten und mit der Beifügung „zum Behufe des Hamburgischen Theaters," im ersten Druck 1777 heraus. In dieser Ausgabe ist für den ersten Act genau die Einrichtung Heufelds beibehalten; auch der zweite Act weicht von dem Wiener Vorbild nur darin ab, daß die Scenen zwischen Laertes, Ophelia und Polonius (Oldenholm) wieder eingefügt und dem Hamlet die bei Heufeld fehlenden Schlußworte (nach Wieland) wiedergegeben sind: „Die Zeit ist aus ihren Fugen gekommen. O unseliger Zufall, daß ich geboren wurde, sie wieder zurechte zu setzen!" Im dritten Acte fällt die erste Begegnung mit den Schauspielern (die Recitation der Rede) ganz aus; außerdem aber ist hier von Schröder eine Scenenverlegung vorgenommen, die als die unbegreiflichste unter allen von ihm getroffenen Abänderungen betrachtet werden muß, indem er den Monolog des vom Gewissen gemarterten Königs schon hier, nach der Scene Hamlets mit Ophelia, eingeschaltet hat und mit dieser aus dem natürlichen Zusammenhang gerissenen Scene den Act schließt. Im vierten Acte folgen dann Hamlets Ermahnungen an die Schauspieler, die Schauspielscene selbst (wieder in die Wielandsche Prosa zurückgeführt) und Hamlets Unterredung mit seiner Mutter. Durch die sechsactige Eintheilung erhielt nun Schröder von hier ab genügend Raum, um die in der Wiener Einrichtung bestehenden großen Lücken wieder einigermaßen auszufüllen. Beide Opheliascenen, sowie die des Laertes, sind wieder eingefügt. Laertes geht

Digitized by Google

ab mit dem Rufe: „Rache, König, Rache!“ und indem der König ihm folgt, schließt der fünfte Act. Im sechsten Acte ist zwar die Unterhaltung auf dem Kirchhof mit den Todtengräbern und Horatio wieder hergestellt, dagegen fehlt das Begräbniß der Ophelia. Von der Wette des Laertes und dem daraus sich ergebenden Gefecht ist keine Rede. Güldenstern findet Hamlet zu seinem Erstaunen auf dem Kirchhof und theilt ihm mit: „Alles ist zu Eurer Abreise in Bereitschaft. Der König erwartet Euch und wünscht, beim Abschiedskusse Euch zugleich mit dem edeln Laertes auszusöhnen.“ In der Schlußscene hat Schröder nur ein paar Sätze für Hamlet und Laertes in die Heufeldsche Bearbeitung eingeschaltet. Sonst ist der Heufeldsche Schluß von Schröder ganz und gar beibehalten worden. Als die Königin getrunken hat und die Wirkung des Giftes spürt, ersticht Hamlet den König, und da Alle die Degen ziehen, erhebt sich die Königin:

„Haltet ein, Laertes! Haltet ein, Dänen! Höret, höret Eure sterbende Königin! Im Tode ist Wahrheit. Er war ein Mörder, Euer König! er vergiftete meinen Gemahl. Und diese Eure Königin — o daß meine eigene Zunge mein Ankläger werden muß — willigte in den Mord. (Es donnert, sie fällt in den Sessel; die Umstehenden beben erstaunt zurück.)“

Hiernach sieht die Königin noch Hamlet um seine Verzeihung an und stirbt, da dieser sich zu ihr neigt. Nach einer kurzen Erklärung des Laertes schließt Hamlet die Tragödie mit den Worten:

„Meine arme Mutter! Ihr, die Ihr mit erblaßten Gesichtern, an Erstaunen gefesselt, umherstehet, und vor Entsetzen über diesen Vorfall zittert, seid Zeugen zwischen mir und Dänemark von dieser schauerudn Begebenheit: denn Euch überlaß ich meine Ehre und meine Rechtfertigung.“

So war also durch das Wegfallen des Kampfspiels auch Hamlet am Leben erhalten worden, und zwar zur großen Befriedigung des Publikums. Es ist sogar sehr zweifelhaft, ob ohne diese schonende Vorsicht das Bühnenleben Hamlets sogleich ein so gesichertes gewesen wäre. Die Abschwächung der äußersten tragischen Wirkung in den Shakespeareschen Dramen war eine wesentliche Aufgabe der damaligen Bearbeiter. Ließ sich doch Schröder sogar verleiten, Desdemona und Othello am Leben zu lassen, um der Tragödie Eingang beim Publikum zu verschaffen. Die Bühnenaufführungen, die literarische Kritik und endlich die vervollkommneten Uebersetzungen mußten erst einige Zeit zusammenwirken, um die gewaltige Erscheinung des Dichters in ihrer reinern Größe zu enthüllen. Man darf sich über diese für die Bühnenaufführungen geltend gemachten Rücksichten auf den Zeitgeschmack nicht mehr wundern, wenn man in der ersten deutschen Uebersetzung die Bemerkungen liest, mit denen ein Mann wie Wieland noch die Uebersetzung zu begleiten für nöthig fand. Und

Digitized by Google

das war doch nur wenige Jahre vor den ersten scenischen Darstellungen. Was Hamlet betrifft, so mußte ihm erst die Unsterblichkeit gesichert werden, ehe man ihn auf der Bühne unbekümmert sterben lassen konnte.

Das Berliner Theater (in der Behrenstraße) stand damals unter der Direction des trefflichen Döbbelin, der schon früher einmal die kräftigsten und nicht erfolglose Anstrengungen gemacht hatte, neben den Hanswurstiaden dem regelmäßigen Drama und der höhern Tragödie Geltung zu verschaffen. Nachdem er 1768 Berlin verlassen hatte, kehrte er 1775 wieder zurück, um nach dem Tode Kochs die Direction des stehenden Berliner Theaters zu übernehmen. Unter seinem Vorgänger waren allerdings schon mehrere Schauspiele von hervorragendster Bedeutung zur Aufführung gekommen: Emilia Galotti, Götz von Berlichingen und Clavigo. Einen wirklich durchschlagenden Erfolg hatte aber von diesen Werken nur Goethes Götz, und es ist bezeichnend, daß man schon auf dem Theaterzettel bei der ersten Aufführung (1774) dieses Dramas für zweckmäßig fand, dem Publikum zu bemerken, dies neue Schauspiel solle „wie man sagt nach Shakespear'schem Geschmack abgefaßt sein". Döbbelins Direction war in den ersten zwei Jahren weniger durch hervorragende Dichterwerke begünstigt, und er hatte außerdem gegen die Concurrenz des von der höhern Gesellschaft protegirten französischen Theaters anzukämpfen. Eine Bearbeitung von Shakespeares „Othello" war allerdings schon 1775 (also früher als irgend eine der Schröderschen Bearbeitungen) zur Aufführung gekommen, hatte aber keinen Erfolg erringen können, ebensowenig wie später in Hamburg unter Schröder. „Julius von Tarent" hatte jedenfalls einen mehr literarischen als theatralischen Erfolg, und auch Goethes „Stella" scheint kein Glücksstern für die Theaterkasse gewesen zu sein.

Erst fünfzehn Monate nach dem ungewöhnlichen Hamburger Erfolge kam „Hamlet" auch in Berlin auf die Bühne. Ob der geringe Erfolg des „Othello" den Bühnenlenker gegen das bereits vielgepriesene britische Genie mißtrauisch gemacht hatte, oder ob er keinem seiner Schauspieler eine Rolle wie den Hamlet zutrauen mochte —? Genug, gleichzeitig mit dem Däneuprinzen erschien auch der Hamburger Schauspieler Brockmann*) auf den Berliner Theaterbrettern, und es ist sicher, daß der Schauspieler des Hamlet mehr noch als der Dichter beim Publikum Bewunderung fand. Den Geist gab Döbbelin, seine Tochter die Ophelia; als Laertes wird Unzelmann genannt, als Polonius (Oldenholm) Hencke u. s. w. Von dem ungeheuren Erfolge, den die Tragödie sowol wie der Hauptdarsteller derselben in Berlin hatte, mag schon die äußerliche Thatsache genügendes

*) Brockmann war übrigens geborner Steiermärker. Geboren 1745, starb er in Wien 1812.

Digitized by Google

Zeugniß geben, daß Brockmann den Hamlet zwölfmal spielte unter stets unvermindertem Andrang und Enthusiasmus des Publikums. Es war das erste Mal, daß die Berliner Bevölkerung so massenhaft sich nach dem Schauspielhause drängte, daß das Theater der Mittelpunkt des Interesses aller Kreise der Berliner Gesellschaft war. Die ersten sieben Vorstellungen fanden innerhalb acht Tagen statt (am 17., 18., 20., 21., 22., 23. und 24. December), und als Brockmann — nach Vorführung einiger andern Rollen — mit der zwölften Darstellung des Hamlet Abschied nahm, geschah etwas bis dahin in Berlin Unerhörtes: er wurde nach Schluß der Vorstellung vom Publikum — hervorgerufen! Diese Ehre erwirbt sich heute ein Schauspieler mit weniger Mühe, als mit einer zwölfmaligen Darstellung des Hamlet. Und dabei war die Begeisterung für Hamlet und Brockmann so groß und so allgemein, daß auf das Ereigniß eine silberne Denkmünze (von Abramson) mit dem Porträt Brockmanns geschlagen wurde, während Chodowiecki, der damals in der Blüthe seines Ruhmes stand, mehrere Radirungen herausgab, welche Brockmann in verschiedenen Hamletsituationen darstellte: in der Scene mit Ophelia, in der großen Unterredung mit der Mutter beim Erscheinen des Geistes und in der Schauspielscene.

Durch den alles Maß übersteigenden Enthusiasmus des Publikums fühlte sich der bekannte Kritiker und Dramaturg Schink veranlaßt, eine aparte Abhandlung „Ueber Brockmanns Hamlet" herauszugeben, worin er diesem blinden Enthusiasmus für den Schauspieler mit besonnener Kritik entgegenzutreten versuchte. Schink will in dieser Schrift zwar Brockmanns Hamlet als „ein wahres Werk des Genies" anerkennen, er gesteht zu, daß Brockmann in den meisten Stellen seiner (Schinks) Vorstellung vom Charakter des Hamlet entsprochen habe, daß er ein großer Schauspieler sei u. s. w., aber er will nicht zugestehen, daß er selbst Garrick überträfe u. dgl. m. In seiner Darlegung von seiner eigenen Vorstellung des Hamletcharakters bezeichnet dann der Kritiker diejenigen Momente, in denen Brockmanns Darstellung von seiner Auffassung abwiche. Im Ganzen scheint ihn Brockmann weniger im hohen Pathos und in den stärksten Affecten befriedigt zu haben, als in den Stellen schneidender Ironie. So habe ihn die erste Scene mit dem Geist, die ihn beim Lesen stets ungeheuer erschütterte, in der Darstellung „ganz kalt gelassen". Es muß uns heute von größtem Interesse sein, zu erfahren, wie der damals berühmteste Hamletspieler gewisse Scenen auffaßte. Schink beschreibt Brockmanns Spiel in jener Scene so: „Der Geist tritt auf, Herr Brockmann schlägt ein Kreuz, wirft den Hut herunter, steht mit bebendem Knie, keuchendem Athem und vorgebeugtem Leib da — und indem der Geist näher tritt, redet er ihn mit gebrochner Sprache und zwar mit halben Tönen an. In der ganzen Scene ist Brockmanns Ton der Ton des Bebens und Zagens. Da ihm der Geist verschiedenemale winkt, reißt er sich von

Digitized by Google

seinen Freunden los, schwankt, sein Schwert vor sich gestreckt, mit zitterndem Schritt hinter ihm her. Schön! herrlich! riefen die Zuschauer." Der Kritiker aber wendet gegen diese Darstellung erstens ein, daß man bei einem entsetzlichen Eindrucke den Leib nicht vorwärts, sondern rückwärts beuge; und ferner, daß der anfängliche Ausdruck des Entsetzens nach und nach weichen müsse, um der äußersten Entschlossenheit zu weichen, denn Hamlet kenne, da er dem Geist folgt, keine Furcht und keine Gefahr. Mit den folgenden Acten, sagt Schink, finge Hamlet an, den Gecken zu spielen. Dies sei zwar Brockmanns Triumph, aber nach des Kritikers Meinung habe er nach dieser Richtung hin die nöthige Grenze nicht innegehalten. Entschieden mißfällig äußert er sich über das Spiel in der Scene mit Ophelia, in welcher Brockmann „durch sein am unrechten Orte den Gecken spielen" alle Rührung, welche diese Scene enthält, „weglachen gemacht" habe. Sehr gerühmt wird dagegen sein Spiel in den Scenen mit Polonius, mit der Flöte u. s. w.

In späteren Jahren hatte Schink sich sehr entschieden und in ausführlicher Weise zu Gunsten der Schröderschen Darstellung des Hamlet erklärt. In Berlin trat Schröder in dieser Rolle bei seinem Gastspiel zu Anfang des Jahres 1779 auf, und spielte sie vom 1. bis 6. Januar allabendlich. In der Litt.- u. Theater-Ztg. heißt es u. A. über Schröders Spiel in der Begegnung mit dem Geiste: „Erstaunungsvoll taumelte er hinter sich, im Zurücktaumeln stürzte ihm der Hut ab, keuchend und an jedem Gliede zitternd bog sich sein Leib noch immer rückwärts, er blieb einige Momente in dieser Stellung, dann beugte er sich allmälig wieder vorwärts hin, lauschte dem Geiste entgegen, und nun erst fand er Worte, die aber seine Zunge halb nur herauszubringen vermochte."

Schröder hatte bekanntlich mit seiner Einrichtung des Stückes wiederholte Veränderungen vorgenommen. Die Todtengräberscene, die er zuerst (wie schon bemerkt) nach dem Beispiele Heufelds weggelassen hatte, fügte er später wieder ein und nahm sie auch in den ersten Druck seiner Bearbeitung (1777) auf. Auch Brockmann hatte in Berlin bei den ersten zehn Vorstellungen diese Scene weggelassen, dagegen an den letzten zwei Abenden sie gespielt. In seiner zweiten Bearbeitung des Stückes (gedruckt im „Hamburgischen Theater" 1778) hatte Schröder die Scene wieder verworfen, dagegen zahlreiche Stellen aus dem Original wieder hergestellt, und er bemerkte dazu im Vorwort, er hätte erkannt, daß er „Shakespeare zu viel genommen habe." Die bedeutendsten Abweichungen blieben aber doch bestehen, so auch der veränderte Schluß der Tragödie*). Bei seinem eigenen Gastspiel in Berlin hatte Schröder die auch in seiner

*) In meiner „Geschichte der Shakespeare'schen Dramen in Deutschland" (1870) habe ich eingehendere Mittheilungen über das Verhältniß der verschiedenen Schröder'schen Bearbeitungen zu einander gemacht.

Digitized by Google

verbesserten Ausgabe fehlende erste Scene mit den Schauspielern (mit der Rede „Der rauhe Pyrrhus" ꝛc.) wieder aufgenommen, wie man aus Schinks „Dramaturgischen Fragmenten" ersieht, und gerade in dieser Scene scheint er sehr bedeutend gewesen zu sein.

Seit dem sensationellen Erfolge des „Hamlet" in Berlin machte die Tragödie schnell den Rundgang über alle damals bestehenden Bühnen Deutschlands. In Gotha, wo Böck die Hauptrolle spielte, trat Ekhof, wenige Monate vor seinem Tode, noch in der Rolle des Geistes auf. In Dresden (5. März 1778) spielte Reineke den Hamlet und machte ebenfalls Sensation. Auch andere Shakespearesche Dramen kamen nach dem bahnbrechenden Hamlet in schneller Folge auf die Bühne, zunächst Othello, Macbeth, Lear u. A., aber keines erreichte den Eindruck, den Hamlet hervorgerufen hatte und dauernd machte. In einem Breslauer Bericht vom Jahre 1780 wird Hamlet als das „Lieblingsstück jedes Publikums" bezeichnet, das in dem genannten Theater noch zuweilen das Haus fülle. Auf dem Theaterzettel einer kleinen Truppe Süddeutschlands ist „Hamlet" angekündigt mit dem Bemerken: das Stück werde in derjenigen Bearbeitung gegeben, in welcher der berühmte Schauspieler Brockmann in Berlin solches Aufsehen gemacht hat. Und alle Hamletdarsteller waren bewundernswürdig. Schon von Böck in Gotha heißt es in einem Blatt: „Außer Brockmann und Böck dürfte schwerlich noch ein Hamlet in Deutschland gefunden werden." Aber wie viele fanden sich noch! Die erwähnten „Dramaturg. Fragmente" von Schink (1781) bringen eine sechszig Seiten lange Abhandlung über Hamlet, in deren Einleitung es heißt:

„Wo ist eine Truppe Schauspieler in Deutschland, und wenn sie auch aus lauter Tagwerksjungen Melpomenens und Thaliens besteht, die den Hamlet nicht aufgeführt hat? Königsstädte und Marktflecken, prächtige Säle und hölzerne Buden hallten von seinem Namen wieder, erste Helden und Briefherausträger tummelten sich auf ihm herum und stolzirten der Unsterblichkeit entgegen. In der That ist es eine der außerordentlichsten Erscheinungen am deutschen Theaterhimmel, daß dieser Hamlet selbst äußerst mißverstanden, vertölpelt, verzerrt und karrikirt, allenthalben außerordentlichen Eindruck machte und für die Schauspieler das sicherste Patent für die Ewigkeit wurde. Geschöpfe, die ihr Publikum sonst nur ertrug, spielten den Hamlet: und auf einmal wurden sie Virtuosen und hatten den Drücker an der Thür des Tempels der Unsterblichkeit in ihren Händen" — ꝛc.

Selbst die vor mehreren Jahren sich bei uns producirende Karrikatur eines weiblichen Hamlet ist schon vor beinah hundert Jahren dagewesen, denn unter den sechszehn Hamletdarstellern, welche der Gothaische Theater-Kalender von 1780 herzählt, befindet sich auch eine Madame Abt. Natürlich rief die ungeheure Sensation, welche das Stück allenthalben machte, auch verschiedene Parodieen hervor. Ein Wiener Stück

Digitized by Google

vom J. 1780 heißt: „Shakespear in der Klemme, oder: Wir wollen doch auch den Hamlet spielen". In den neunziger Jahren erschienen „Der neue Hamlet" von Mauvillon, „Der travestirte Hamlet" von Gieseke und endlich „Prinz Hamlet, ein Marionettenspiel" von Schink.

So groß nun auch die Popularität dieser, wenn auch nicht vollendetsten, so doch interessantesten der Shakespeareschen Tragödien schon in den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts in Deutschland war, so hatte doch damals die größere Masse des Publikums das Stück nur in jenen Bühnenbearbeitungen kennen gelernt, welche die tieftragische Idee dieser Dichtung mehr oder weniger alterirten. Denn ein Hamlet, der schließlich, nachdem die Urheber des zu strafenden Verbrechens endlich getroffen sind, über die gefallenen Opfer zum Throne schreitet und die Regierung antritt, ein solcher Hamlet ist doch ein wesentlich anderer, als der Shakespearesche grüblerische Prinz, dessen Rachewerk so lange verzögert wird, bis er selbst unter den Trümmern des von ihm untergrabenen Baues zu Grunde geht. Für den mit „glücklichem Ausgang" bedachten Hamlet brauchte auch freilich nicht die Kirchhofsscene mit ihrer markerschütternden Philosophie ihren schwarzen Schatten vorauszuwerfen. Ja es läßt sich auch vollkommen begreifen, daß der damalige Sensation erregende Schauspieler des Hamlet den Schwerpunkt der Aufgabe nicht in dem Seelenschmerz fand, sondern in der „glänzenden Seite des Witzes und der ironischen Bitterkeit" (wie auch Meyer, der Biograph Schröders, über Brockmann berichtet). Für den wirklich tragischen Hamlet aber mußte der Rest Schweigen sein. Und dennoch — es ist merkwürdig genug — machte auch der seiner tragischen Bedeutung beraubte Hamlet eine so außerordentliche Wirkung, riefen alle Aufführungen des Stückes einen solchen Enthusiasmus hervor, daß von diesem Zeitpunkt eine neue Epoche des deutschen Theaters, speciell der deutschen Schauspielkunst datirt. Es war zunächst ein geheimnißvoller Zauber, den der melancholische Prinz ausübte, abgesehen davon, daß weder vorher noch später irgend eine dramatische Aufgabe dem Schauspieler so reichen Stoff für eine starke theatralische Wirkung bot. Freilich — mit dieser Darstellung des Hamlet in die Tiefe der Dichtung hinabsteigen und mit ihrem Zauber die Herzen rühren und erschüttern, das war eine Aufgabe, für welche nicht das oberflächliche Schauspielertalent genügte. Es war von jeher zweierlei: den Hamlet gut zu spielen, oder eine starke Wirkung damit hervorzubringen. Der alte Ekhof, in dessen letztes Lebensjahr die Einführung der Shakespeareschen Dramen fiel, hatte sich gegen einen solchen Schritt ausgesprochen, indem er meinte, daß in den Shakespeareschen Tragödien die Aufgabe der Schauspieler eine zu leichte werde. Das klingt uns heute sehr sonderbar, aber für damals war doch etwas Wahres darin,

Digitized by Google

obwol gerade mit diesem Umstand das Epochemachende der ganzen Erscheinung zusammenhängt.

Bis dahin hatten die Schauspieler vorzugsweise die Kunst der Rede zu üben und sie durch eine wohlgeschulte Mimik zu begleiten gehabt. In den Dramen des Racine und Voltaire hatten die Schauspieler ihre höchsten Aufgaben gefunden. Neben den französischen Klassikern hatten lange Zeit Gottsched und sein Anhang den feierlichen und gemessenen Bühnenschritt geübt, ohne die Bühne zu erschüttern. Das bürgerliche Drama, welches mit Lillos „Kaufmann von London" und mit Lessings „Miß Sara Sampson" zum Rechte kam, schlug allerdings bereits ganz andere Töne an, aber es bewegte sich doch meist in der spießbürgerlichen Sphäre. Man denke nur daran, was F. Chr. Weiße aus dem Stoff von Romeo und Julie für einen kleinlichen Familienjammer gemacht hatte! Und dies Stück beherrschte lange Zeit alle Bühnen Deutschlands.

Im Gegensatz zu dem nüchternen Familiendrama einerseits und zu dem Kothurnschritt der französischen Hoftragödie anderseits brachte nun Shakespeares romantische Tragödie ein ganz anderes Tempo der dramatischen Action zur Geltung, und hiermit wurde zugleich auch der Schwerpunkt für die Kunst der dramatischen Darstellung unwillkürlich verändert. Die Gewalt einer Leidenschaft und heftiger Gemüthserschütterungen war es vor Allem, was es hier galt, nach den vom Dichter so stark und potenzirt gegebenen Farben zum Ausdruck zu bringen. Und von der in der Dichtung waltenden Leidenschaft wurde auch der schwächere Darsteller getragen, er mochte — nach des Altmeisters Ekhof Meinung — noch so viele Fehler in der Declamation machen und noch so oft die für die verschiedenen Affecte berechnete und wohlstudirte Attitüde versäumen. Ja es schien, daß ihm bei der so stark comprimirten dramatischen Action für breite und behagliche Entfaltung der eigentlich schauspielerischen Leistung kein Boden gelassen war. Ihm blieb nichts auszufüllen übrig, denn die dichterische Aufgabe selbst war übervoll. In diesem Sinne kann man sich das Bedenken, welches Ekhof gegen die Einführung Shakespeares hegte, erklären. Der Schauspieler hatte eben nichts weiter zu thun, als den starken Linien, die der Dichter vorgezeichnet, zu folgen.

Nur dem Dichter zu folgen! Was damals sehr wenig zu sein schien, das gilt freilich heute als sehr viel, weil wir eben diesen Dichter heute mit andern Augen betrachten. Damals mußte die starke Kluft, welche das Publikum von dem Dichter einer andern Nation durch einen für die Bühnenerscheinung sehr großen Zeitraum trennte, durch bedeutende Concessionen an den Zeitgeschmack überbrückt werden. Heute ist diese Ueberbrückung schon durch die literarische Vorbildung wenigstens zum großen Theil geschehen.

Neben der schauspielerischen Seite hatte aber die mit Shakespeare beginnende neue Epoche noch eine andere. Es war im Gegensatz zu dem

Digitized by Google

nüchternen bürgerlichen Schauspiel die starke Romantik der Tragödie, und gegenüber den in der Action so einfach gehaltenen Dialogstücken die außerordentliche plastische Erscheinung der dramatischen Vorgänge, welche neu und gewaltig wirkte, und dabei wurde noch durch das Geheimnißvolle mancher Dinge die Phantasie in bis dahin ungekannter Weise erregt.

Alle die hier angedeuteten Ursachen müssen zusammengefaßt werden, um die Thatsache zu erklären, daß auf der damaligen Bühne Shakespeare auch bei so starkem Mißverstehen seiner Tragik einen so mächtigen und befruchtenden Eindruck machen konnte.

Mit Goethes Wilhelm Meister und der darin niedergelegten Auffassung des Hamlet fällt der Anfang der Schlegelschen Uebersetzung Shakespeares bedeutungsvoll zusammen. Der Dichter des Faust wurde der (nach meiner Meinung noch keineswegs als abgethan zu betrachtende) Erklärer des Hamlet. Faust und Hamlet! Nichts kann die tiefinnerliche Verwandtschaft zweier Nationen ausgiebiger documentiren, als es durch die Berührungspunkte dieser beiden Erscheinungen geschieht.

In der Schlegelschen Shakespeare-Uebersetzung erschien „Hamlet" 1798, im vierten Bande, und schon Ende des folgenden Jahres (den 15. October 1799) fand am Berliner Hoftheater die erste Hamletaufführung nach Schlegels Uebersetzung statt. Fast gleichzeitig ließ Schlegel eine Separatausgabe des Hamlet erscheinen, mit einer Einleitung, in welcher Bezug auf die von ihm erst gehoffte Aufführung genommen wird. Diese interessante Ausgabe, welcher zugleich einige (freilich sehr unbedeutende) Aenderungen einzelner Dialogstellen (behufs der Aufführung) angehängt sind, trägt zwar die Jahreszahl 1800, sie muß aber noch vor der Berliner Aufführung fertig gewesen sein, denn Schlegel sagt ausdrücklich in der Einleitung: „Die bisher nur zufällig verzögerte Aussicht, das Schauspiel auf einer der ersten Bühnen Deutschlands unter der einsichtsvollen Leitung eines von dem großen Sinne der Dichtung durchdrungenen Künstlers (Iffland) aufgeführt zu sehen", habe diese Separatausgabe veranlaßt; doch solle nunmehr durch jene Verzögerung das Erscheinen dieses besondern Abdrucks nicht länger aufgehalten werden. Schlegel fügt hinzu: die Ehre, die man bisher dem Shakespeare erwiesen habe, sei meistens sehr zweideutiger Art gewesen. „Man hat ohne weiteres als ausgemacht angenommen, um Stücke von ihm vor einen gebildeten Kreis von Zuschauern bringen zu können, sei es nicht nur unumgänglich, sie von Roheiten und Auswüchsen zu reinigen, sondern auch vortheilhaft, das Ganze derselben umzumodeln, ja nicht selten ihnen eine ganz entgegengesetzte Katastrophe zu geben."

Digitized by Google

Schlegels Einwände gegen dies Verfahren brauchen wir heute nicht mehr zu wiederholen. Meines Wissens ist man seit der Einbürgerung der Schlegelschen Uebersetzung nicht mehr auf eine solche gewaltsame Veränderung der Katastrophe zurückgekommen, wiewol im Uebrigen die scenische Einrichtung und Kürzung des Dramas wiederholt geändert wurde.

In den hundert Jahren aber, die „Hamlet" seit seinem für das gesammte deutsche Theater epochemachenden Erscheinen auf der deutschen Bühne schon überdauerte, hat er bis heutigen Tags von seiner Anziehungskraft auch noch nicht das Geringste verloren. Und dieser Hamlet sollte „kurz von Athem" sein, wie seine verblendete königliche Mutter meinte? So lange die Welt nicht wirklich aus den Fugen gerathen ist, werden mit den Problemen, welche in der Seele der Menschheit zittern, auch Hamlet und Faust fortbestehen.

Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., 32. Louisenstraße.
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

62C30627